

**MITTEILUNGEN**  
DER  
**SCHLESISCHEN GESELLSCHAFT**  
**FÜR VOLKSKUNDE**

herausgegeben

von

**THEODOR SIEBS**

**Band XXXIV**

**BRESLAU**

Kommissionsverlag von M. & H. Marcus

1934

4045.34.

Volk und Heimat Lindenberg

26. III. 34. cena 24 RT.

Alle Rechte vorbehalten.  
Nachdruck verboten.



x-5895
4045/ II
34

# Inhalt.

## Widmung an Professor Dr. Max Hippe

### Aufsätze und Mitteilungen.

	Seite
Kroll, Professor Dr. Wilhelm, Die Erforschung des antiken Volksglaubens	1
Krappe, Professor Dr. Alexander Haggerty, Bilwis . . . . .	10
Diels, Professor Dr. Paul, Die Duma, das epische Lied der Kleinrussen	26
Steller, Professor Dr. Walther, Nationalsozialismus und Volkskunde . .	68
Klapper, Dr. Joseph, Das Volksgebiet im Mittelalter . . . . .	85
Boehlich, Dr. Ernst, Die Hunnenschlacht . . . . .	117
Hellmich, Vermessungsrat Max, Der Ursprung der mittelalterlichen Steinkreuze . . . . .	139
Steller, Professor Dr. Walther, Steinkreuze und Erinnerungsmale in Niederschlesien . . . . .	154
Heckel, Professor Dr. Hans, Schlesisches Schrifttum als Ausdruck schlesischer Stammesart . . . . .	194
Knötel, Professor Dr. Paul, Schlesische Wappensagen . . . . .	238
Knötel, Professor Dr. Paul, Schlesische Narrenhäusel und Warnbilder . .	258
Scharf, Dr. Georg, Redensarten, Sprüche und Sprichwörter aus Alt-Reichenau in Schlesien I (A bis N). Ein Beitrag zum schlesischen Wörterbuch . . . . .	262
Gebhardt, Traugott, Die Sprachinsel Riebzig im Kreise Brieg . . . . .	297
Jungandreas, Privatdozent Dr. Wolfgang, Ortsnamen und Stammesgrenzen	305
Hippe, Professor Dr. Max, Griseldis. Ein Volksschauspiel. aus dem früheren Österreich-Schlesien . . . . .	316

### Besprechungen.

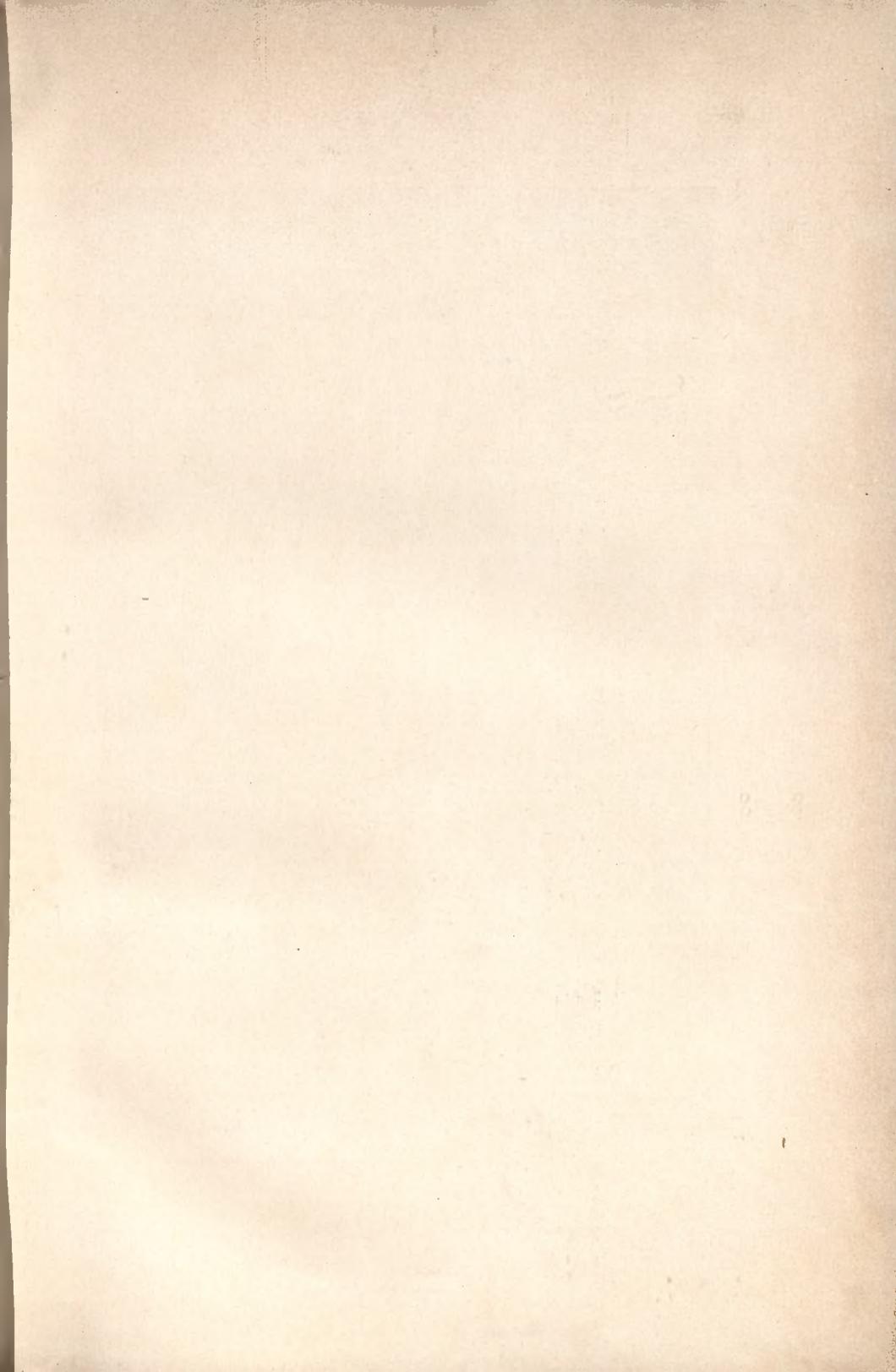
Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens. Unter Mitwirkung von E. Hoffmann-Krayer herausgegeben von Hans Bächtold-Stäubli, Band I-IV . . . . .	365
Günther, Hans F. K., Rassenkunde des deutschen Volkes, 16. Aufl. . . .	366
Schultz, Dr. Bruno K., Erbkunde, Rassenkunde, Rassenpflege . . . . .	366
Rumpf, Max, Religiöse Völkerkunde . . . . .	366
Die Ura Linda Chronik, herausgegeben von Hermann Wirth . . . . .	368
Neckel, Gustav, Liebe und Ehe bei den vorchristlichen Germanen . . .	369



	Seite
Meschke, Kurt, Schwerttanz und Schwerttanzspiel im germanischen Kulturkreis . . . . .	369
Lesebuch der deutschen Volkssage, herausgegeben von F. von der Leyen und V. Höttges . . . . .	370
Oudfriesche Oorkonden, bewerkt door P. Sipma, II. Deel . . . . .	371
May, Dr. F. E., Deutsches Sprachgewissen. Ein Buch der Stilkunst . . .	371
Lauffer, Otto, Land und Leute in Niederdeutschland . . . . .	372
Bomann, W., Bäuerliches Hauswesen und Tagewerk im alten Niedersachsen, 3. Aufl. . . . .	372

### Mitteilungen und Nachrichten.

Sitzungsberichte . . . . .	373
Hermann Jantzen † . . . . .	379
Bund für deutsche Volkskunde . . . . .	380
Nachtrag zu Diels, Duma, Seite 66 . . . . .	380





*Max Hippe*

# *Herrn Professor Dr. Max Bippe*

*zum 8. Mai 1934.*

## *Hochgeehrter Herr Professor!*

*Zu Ihrem siebzigsten Geburtstage bringt Ihnen die Schlesische Gesellschaft für Volkskunde in Dankbarkeit und Verehrung herzlichen Gruß und Glückwunsch dar.*

*Nachdem Sie im Jahre 1888 an unserer Universität auf Grund Ihrer „Untersuchungen zu der mittelenglischen Romanze von Sir Amadas“ zum Doktor der Philosophie promoviert waren, haben Sie sich durch reiche Arbeiten zur deutschen, vor allem zur schlesischen Literaturgeschichte und Biographie verdient gemacht. In Ihrem langen Wirken als Leiter der Breslauer Stadtbibliothek haben Sie in stetiger Hilfsbereitschaft so manchen Gelehrten des In- und Auslandes durch Ihren wissenschaftlichen Rat und Beistand auf den weiten Gebieten Ihres Wissens und Ihrer Erfahrung verpflichtet.*

*Ganz besonderen Dank weiß Ihnen die Wissenschaft der Schlesischen Volkskunde. Am 28. Juni sind es vierzig Jahre, daß unsere Gesellschaft gegründet wurde, und wir sehen in Ihnen eines unserer ältesten und verdientesten Mitglieder. Vom Jahre 1900 an haben Sie aufopfernd und mit nie ermüdender Güte des Schriftführer-amtes gewaltet. Ihre wertvollen Beiträge zu den schlesischen Sagen, zu den Rätselfn des 17. Jahrhunderts, zu den schlesischen Volksschauspielen haben unsere Arbeit gefördert, und fast alle unsere wissenschaftlichen Veröffentlichungen, namentlich die Forschungsreihe „Wort und Brauch“, zeugen von Ihrem Mitschaffen und beratenden Einfluß.*

*Die Widmung dieses Bandes sei Ihnen ein kleines Zeichen unserer Dankbarkeit. Mit ihr verbinden wir den herzlichen Wunsch, daß Ihnen noch weitere schöne Jahre reichen Schaffens beschieden seien.*

*Breslau, im Mai 1934.*

## **Der Vorstand der Schlesischen Gesellschaft für Volkskunde.**

*Siebs. Klapper. Seger. von Eichborn. Kroll. Steller. Görlich.  
Ranke. Bellmich. Schmitz. Jungandreas.*



# Die Erforschung des antiken Volksglaubens.

Von Wilhelm Kroll.

Daß sich die Wissenschaft mit der Erforschung des antiken Volksglaubens (Aberglaubens) erst verhältnismäßig spät beschäftigt hat, ist eine zunächst auffällige, bei näherer Betrachtung aber nicht erstaunliche Erscheinung. Denn die Philologie war auf allen Gebieten lange an die antike Überlieferung gebunden, und diese wußte vom Volkstümlichen nicht viel. Da wo die größte Weite des geistigen Horizontes erreicht wurde, in der aristotelischen Schule, finden sich gewisse Ansätze, die zu einer Volkskunde hätten führen können, wenn die Schule sich nach des Meisters Tode weiter entwickelt hätte. So aber interessierte sich die Philosophie für diese Dinge niemals um ihrer selbst willen, und wo sie etwa auf „Völkersitten“ oder Mantik einging, geschah es fast nur zu ethischen oder theologischen Zwecken. Die Philologie aber, und was damit zusammenhing, war einseitig auf die Schriftstellertexte eingestellt und schätzte nur das Buchwissen<sup>1)</sup>; in demselben Sinne wirkte die immer mehr überhand nehmende Rhetorik, die auf Stelzen weit über den Köpfen des Volkes einherschritt. Wenn trotzdem wertvolles Material in den antiken Autoren steckt, das die moderne Forschung hat verarbeiten können, so liegt das zum großen Teil an dem halbwissenschaftlichem Interesse für das Paradoxe, das sich sowohl in der sinkenden peripatetischen Schule als auch bei Fachschriftstellern, z. B. Medizinern, geltend macht: so sind namentlich bei Plinius zahlreiche Notizen über Volksmedizin und sonstigen Aberglauben erhalten, die aus großen Kompilationen der hellenistischen Zeit stammen<sup>2)</sup>.

<sup>1)</sup> Studien zum Verständnis der römischen Literatur (Stuttgart 1924) S. 280 ff. S. auch o. Bd. XXIV 1 ff.

<sup>2)</sup> Dazu gehört etwa Bolos von Mende (um 200 v. Chr.), über den Wellmann, Abhandl. d. Berl. Akademie 1928, handelt.

Wichtig ist auch, daß dem Altertum der Begriff „Aberglaube“ nie ganz deutlich geworden ist. Das griechische *Deisidaimonia* bedeutet eigentlich Gottesfurcht und erst in späterer Zeit Dämonenscheu; als Plutarch über diesen Gegenstand schreibt, tut er es aus ethischer Tendenz heraus, um die „Gottesangst“ zu bekämpfen<sup>1)</sup>. Das römische *superstitio* enthält zwar die richtige Erkenntnis, daß der Aberglaube ein Überlebsel ist, wird aber auf alles ausgedehnt, was der altrömischen oder griechischen Religion fremd ist, so daß z. B. ägyptischer Tierdienst gern *superstitio externa* genannt wird<sup>2)</sup>.

Wenn trotzdem die moderne Altertumswissenschaft allmählich zu einem Begriff und zu einem Wissen vom antiken Volksglauben gelangte, so ist das wesentlich ein Verdienst der Romantik und ihres Verständnisses für alle Regungen der Volksseele. So findet man bereits in den Anmerkungen zu Grimms Deutscher Mythologie antikes Vergleichsmaterial in ziemlicher Fülle herangezogen. Die Wirkung freilich, die dieser erste Vorstoß auslöste, war zunächst schwach: man begnügte sich im Allgemeinen mit der üblichen Mythologie d. h. mit der Zusammenstellung der auf Götter und Heroen bezüglichen Schriftstellernotizen, die von Hause aus ein Hilfsmittel für die Lektüre der „Klassiker“ gewesen war und von diesem Charakter noch lange viel beibehielt: der wirkliche religionsgeschichtliche Wert etwa der meisten Artikel, die im ersten, von 1884—1890 erschienenen Bande von Roschers mythologischem Lexikon erschienen sind, ist ziemlich gering. Eine erhebliche Förderung kam von archäologischer Seite: konnten bei der geschilderten Natur der antiken Schriftstellerüberlieferung die Philologen am eigentlichen Volksglauben verständnislos vorübergehen, so mußten die Archäologen auf die vielen Erzeugnisse von Kunst und Handwerk aufmerksam werden, die der Religion und dem Aberglauben ihre Entstehung verdankten. Hier wurde Otto Jahns Abhandlung „Der Aberglaube des bösen Blicks bei den Alten“ (1855) von großer Bedeutung, weil hier Gegenstände, die der Abwehr des bösen Blicks gedient hatten und die unverstanden und wenig beachtet in den Museen lagen, in meisterhafter Weise nicht nur mit den Angaben antiker Autoren, sondern auch mit den modernen Äußerungen dieses Glaubens in Verbindung gesetzt waren.

<sup>1)</sup> Behandelt von Abernethy in einer Königsberger Dissertation (1911); vgl. H. Hommel, Arch. f. Religionswiss. XXIII 193.

<sup>2)</sup> Vgl. Die Kultur der ciceronischen Zeit II (Leipzig 1933) 13.

Mit glücklichem Griff hatte Jahn hier einen „Völkergedanken“ aufgegriffen, wenn ihm selbst auch diese Auffassung noch fern liegen mußte.

Jahns Arbeit wurde wegen des gewaltigen Materiales, das dieser Polyhistor verarbeitet hatte, dankbar benutzt, fand aber zunächst keine Nachfolge: die Philologie war gerade damals einseitig auf die Klassiker eingestellt, und die Konjekturenjägerei trieb ihre üppigsten Blüten<sup>1)</sup>. Aber die von Jahn gegebene Anregung hielt sich doch in einer Unterströmung, und daß diese nicht versiegte, war in der Hauptsache das Verdienst von H. Usener, dessen Weitblick die Religionsgeschichte in vollem Umfange umfaßte. In glänzender Weise legte davon Zeugnis ab seine 1875 erschienene Abhandlung „Italische Mythen“<sup>2)</sup>, in der er das *lustrum condere*, die Säkularfeier und das Fest der Anna Perenna mit den weitverbreiteten Gebräuchen zusammenstellte, die, wie das Tod- und Winteraustreiben, den Abschluß eines Zeitraumes durch abergläubische Riten begehen. Aus späterer Zeit möchte ich namentlich die wundervolle Abhandlung über „Italische Volksjustiz“ (1900)<sup>3)</sup> nennen, die ebenfalls durch Heranziehung verwandter Bräuche die volkstümliche Grundlage des scheinbar so starren, in seiner juristischen Bedeutung damals von Mommsen in klassischer Weise dargestellten römischen Strafrechtes aufzeigte. Der Aufsatz „Dreiheit“ (1903) belegte die Geltung der Dreizahl im Volksglauben mit einem erdrückenden Material. Ebenso wichtig aber war die Saat, die Usener als Lehrer in Bonn ausstreute, und die Anregungen, die er seinen Schülern mitgab: ich nenne E. Rieß, der den Artikel „Aberglaube“ in der neuerscheinenden Realenzyklopädie (1894) verfaßte und heute noch an seinem Collegen in New York im Sinne des Meisters tätig ist; namentlich aber A. Dieterich, den er auf eine reiche Quelle neuer Erkenntnis hingewiesen hatte, die Zauberpapyri<sup>4)</sup>.

---

<sup>1)</sup> Vgl. Bursians Jahresber. CXXIV 17. Es wird heute kaum noch bekannt sein, daß K. Dilthey eine Darstellung des antiken Aberglaubens plante, für die er auch das archäologische Material in weitem Umfange heranziehen wollte; sein Aufsatz über Hekate und das wilde Heer (1872) wies neue Bahnen, die erst später eingeschlagen wurden.

<sup>2)</sup> Kleine Schriften IV 93 ff.

<sup>3)</sup> Ebd. S. 356.

<sup>4)</sup> S. o. Bd. XXII 1 ff.

Was sich hier fand, war in der Hauptsache Magie, d. h. nicht mehr reiner, sondern reflektierter und vielfach mit orientalischen Elementen durchsetzter Aberglaube. Dieterich gab selbst zwei Leidener Papyri heraus und erörterte alle durch sie gestellten Probleme, die sich z. T. auf Ägyptisches, Babylonisches, Jüdisches usw. erstreckten; er veranlaßte seine Schüler, sich mit Einzelfragen zu beschäftigen, und regte eine kritische Ausgabe sämtlicher Dokumente dieser Art an, die nach langen Vorarbeiten von K. Preisendanz glücklich zu Ende geführt wurde<sup>1)</sup>. Wichtiger aber waren im Grunde Arbeiten, die den letzten Wurzeln religiösen Empfindens nachgingen; so „Mutter Erde“ (1905), wo von dem römischen Brauche aus, neugeborene Kinder auf die Erde zu legen, der Glaube an die Verbundenheit mit dem Mutterschoß der Erde und die Vorstellungen von Muttergottheiten aufgehellert werden; so „Nekyia“ (1893), wo den volkstümlichen Vorstellungen vom Jenseits nachgegangen und die Brücke zu christlichen Anschauungen geschlagen wurde; so „Eine Mithrasliturgie“ (1903), wo die mystischen Vorstellungen des sakramentalen Mahles, der Liebesvereinigung von Mensch und Gott, der Wiedergeburt des Geweihten in tiefgreifender Weise behandelt werden. Während die älteren Fachgenossen zunächst meist kühl oder abwartend beiseite standen, begeisterte sich die Jugend rasch für diese neue und fruchtbare Betrachtungsweise; so konnte Dieterich im Jahre 1903 die Serie der „Religionsgeschichtlichen Versuche und Vorarbeiten“ begründen, in der eine große Zahl sorgfältig kontrollierter Anfängerarbeiten Aufnahme fand; nicht bloß die Schüler der beiden Herausgeber, sondern auch die anderer an der Religionsgeschichte interessierter Fachgenossen kamen hier zu Worte. Die monographische Behandlung bot den Vorteil, daß einzelne Gebiete des antiken Volksglaubens systematisch durchgearbeitet werden konnten; die Bedeutung der Nacktheit, des Kranzes, der roten Farbe, des Fastens, des Wassers und des heiligen Schweigens — um nur Weniges herauszugreifen — wurden hier gründlich erörtert<sup>2)</sup>. Wichtig wurde es auch, daß Dieterich die Leitung des Archivs für Religionswissenschaften übernahm, das nach seinem Tode erst R. Wünsch, dann O. Weinreich übernahm, neben den später der

<sup>1)</sup> Die griechischen Zauberpapyri. I Leipzig 1928. II 1931.

<sup>2)</sup> Jetzt herausgegeben von L. Malten und O. Weinreich.

ausgezeichnete schwedische Religionsforscher M. P. Nilsson trat; war der Rahmen dieser Zeitschrift auch sehr weit gesteckt, so nahm in ihr doch die Erforschung der antiken Religion und gerade des Volksglaubens einen breiten Raum ein.

Schon längst hatte sich aber ein anderer Einfluß geltend gemacht, von dem hier noch nicht die Rede war, der der Völkerkunde. Auf diesem Gebiet erschienen seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts große Sammelwerke, die die Philologie zunächst nicht beachtete. Aber gerade weil die antike Literatur sich über die religiösen Grundvorstellungen nur selten äußert, konnte es von großer Bedeutung werden, daß bei Naturvölkern die Motive religiösen Tuns meist offen zu Tage liegen. In glänzender Weise zeigte das Erwin Rohde, als er in seiner „Psyche“ (1894) Seelenkult und Unsterblichkeitsglauben der Griechen behandelte und auf Schritt und Tritt Bräuche primitiver Völker in förderlicher Weise heranzog: für viele Philologen war das eine Offenbarung. Freilich zeigte sich hier (und weit stärker in anderen, besonders englischen Arbeiten) das Gefährliche dieser Vergleichung. In der Ethnologie herrschte damals der Animismus, der Glaube, daß die Volksreligion von der Vorstellung einer Beseelung aller Dinge beherrscht werde: das Grundbuch dafür waren E. B. Tylors „Anfänge der Kultur“ (1873). Rohde faßte unter dem Einfluß dieser Anschauungen  $\psi\upsilon\chi\eta$  oft als Seele auf, wo es weiter nichts als „Leben“ bedeutet<sup>1)</sup>. Aber die Hauptgefahr (der ein Mann wie Rohde natürlich nicht erlegen war) bestand darin, daß man voreilig verglich, ehe man den antiken Bestand sorgfältig aufgenommen und geprüft hatte, wie es namentlich in der uns hier nichts angehenden vergleichenden Mythologie üblich gewesen war. Frei von diesem Fehler hält sich im Allgemeinen das großartige Werk von J. G. Frazer „The Golden Bough“, das in der dritten Auflage auf zwölf Bände angeschwollen ist (abgeschlossen 1920). Trotz mancher Einwände, die man erheben kann, und die sich gerade oft gegen die Behandlung griechischen und römischen Glaubens durch Frazer richten<sup>2)</sup>, bildet das Werk die imposanteste volkskundliche Sammlung, die wir besitzen; seine Bedeutung liegt darin, daß es den Nachdruck durchaus auf die Riten legt, die oft allein greifbar sind, während

<sup>1)</sup> W. F. Otto: Die Manen. Berlin 1923.

<sup>2)</sup> S. etwa Gruppe Bursians Jahresber. Bd. 186 S. 6 ff.

die Gottesvorstellungen leicht verschwimmen oder sekundärer Art sind. Frazer hat z. B. die Bedeutung des Sympathiezaubers über die ganze Erde verfolgt; aber es gibt kaum einen zauberischen Ritus, der in seinem Werk nicht belegt wäre. So ist vielleicht letzten Endes der Gewinn für die Erkenntnis primitiven Denkens, das neuerdings — nicht ohne Einfluß der psychoanalytischen Forschung — viel behandelt worden ist<sup>1)</sup>, größer als für die des antiken Glaubens.

Wie wichtig der Gesichtspunkt wurde, zunächst einmal die Riten ins Auge zu fassen und dann erst Religion und Mythologie, sei an Hand der römischen Religion und des wertvollen Aufsatzes von L. Deubner „Zur Entwicklungsgeschichte der römischen Religion“ (1911) gezeigt. Hier ist darauf hingewiesen, daß oft der zauberische Ritus früher und die Verehrung eines Gottes, etwa durch Opfer, sekundär ist; gerade in der Primitives mit äußerster Zähigkeit festhaltenden römischen Religion finden wir viele Bräuche, die von denen primitiver Völker nicht verschieden sind und von ihnen aus ihre Aufhellung empfangen. So ist die *strena* ursprünglich eine Glücksruete, die man sich zu Jahresanfang übersandte, ein einfacher Vegetationszauber, der mit einer irgendwie persönlich gedachten Gottheit nichts zu tun hat; erst später entwickelt sich eine Göttin *Strenia*. Der *Iuppiter lapis* ist ursprünglich weder ein Iuppiter noch ein Fetisch; man nahm beim Schwur einen Stein in die Hand, den man mit den Worten von sich warf: „Wenn ich wissentlich trüge, so will ich aus meinem Besitz so vertrieben werden, wie ich diesen Stein von mir schleudere.“ Das ist ein simpler Analogiezauber; eine zweite Stufe ist, daß man immer denselben Stein benutzt und dieser zum Fetisch wird; eine dritte, daß Iuppiter als Staats- und Treugott eindringt. Wenn beim *Aquaelicium* ein Stein durch die Stadt gezogen wurde, der *lapis manalis* hieß, so hat das nichts mit der Manenreligion zu tun, indem etwa (wie man infolge der Überschätzung der chthonischen Religion annahm) die Totengeister Regen gesendet hätten, sondern mit *manare*: der Stein wurde begossen, und das zauberte (wie im Glauben vieler Naturvölker) Regen herbei. Erst später trat ein Bittgang der Frauen um Regen hinzu, und der in einer dritten Entwicklungsstufe auf-

<sup>1)</sup> S. etwa Lévy-Brühl: *La mentalité primitive*. Paris 1922; *L'âme primitive* 1927.

tretende Iuppiter Elicius ist offenbar nur der Exponent der ursprünglichen Zeremonie <sup>1)</sup>).

Damit hängt teilweise auch die schon berührte Abwendung vom Animismus zusammen. Sie ist eng verknüpft mit dem Aufkommen des Begriffes Mana, der bei den Melanesiern die einem Menschen oder Dinge innewohnende okkulte Kraft bedeutet; man braucht dafür auch das irokesische Wort Orenda (z. B. Pfister). Bei dem polynesischen Wort Tabu denkt man meist an die negative Seite der Sache d. h. an die vielen Verbote, die einem mit Mana behafteten Wesen anhaften; dem Tabu kommt das römische Wort *religio* oft gleich, ein deutlicher Beweis dafür, in welchem Umfange sich primitive Anschauungen in der römischen Religion gehalten hatten. Das Verdienst, diesen Begriffen Eingang in die Erforschung des antiken Glaubens verschafft zu haben, gebührt Marett <sup>2)</sup>); die religionsphilosophische Ergänzung gab der Theologe Rud. Otto in seinem in vielen Auflagen erschienenen Buche „Das Heilige“ <sup>3)</sup>), in dem er die Bedeutung des „Numinosen“ betonte, das von Mana, Tabu, *religio* nicht zu trennen ist.

Rohdes „Psyche“ wirkte zusammen mit Dieterichs „Nekyia“ auch in dem Sinne, daß man den mit dem Tode und den Toten verknüpften Vorstellungen größere Beachtung schenkte; hier griffen auch die Ergebnisse der archäologischen Forschung ein, die über Gräber und Gräbersitte vielfältige Aufklärung gaben. Einzelnes aus der überreichen Ausgrabungstätigkeit herauszuheben wäre zwecklos; immerhin seien die besonders sorgfältigen und methodisch gut ausgewerteten Funde P. Orsis in Sizilien genannt. „Chthonisch“ wurde eine Zeitlang die große Mode — noch heute spuken „chthonische Flußgötter“ und dgl. in der Forschung — und man brachte manche Dinge unter diesen Begriff, die nicht darunter gehörten; bei den römischen Laren ist der Charakter als Totengeister zwar nicht zu erweisen, aber auch nicht zu widerlegen <sup>4)</sup>). Als fruchtbar erwies

<sup>1)</sup> Vgl. Realenz. XIV, 969.

<sup>2)</sup> The threshold of religion 1909, 2. Aufl. 1914.

<sup>3)</sup> Zuerst 1917, 16. Aufl. 1927; vgl. o. Bd. 13/4, S. 479 und etwa die Untersuchung von E. Williger, Hagios. Gießen 1922.

<sup>4)</sup> Der Hauptkämpfer für den chthonischen Charakter der Laren war der auch sonst um die antike Volkskunde hochverdiente E. Samter; ich nenne seine „Familienfeste der Griechen und Römer“ (1901) und „Geburt, Hochzeit und Tod“ (1911). Über die Larenfrage: Böhm, Realenz. XII 806—833.

sich z. B. die Verfolgung der Vorstellung vom Seelenvogel durch Weicker (1902), der von hier aus das Wesen der Sirenen aufzuhellen versuchte. Daß man Anschauungen des griechischen Rechtes von hier aus beleuchten könne, zeigte auf Grund eines imposanten religionsgeschichtlichen und archäologischen Materiales E. F. Bruck „Totenteil und Seelgerät im griechischen Recht“ (1926).

Lehrreich ist eine weitschauende Vergleichung besonders in einer Hinsicht. Es ist öfter versucht worden, verschiedene aufeinander folgende Schichten religiösen Denkens zu scheiden (so auch in O. Gruppes umfassender, 1906 abgeschlossener „Griechischen Mythologie und Religionsgeschichte“), und auch Frazer macht solche Versuche, indem er etwa — und in diesem Falle durchaus zutreffend — das Zeitalter der Zauberei dem der Religion voraufgehen läßt. Der Erfolg solcher Hypothesen ist nicht ermutigend: man kommt überall auf einen Untergrund primitiver Vorstellungen, die auch im Falle einer höheren Kulturentwicklung im Volke fortleben. Gerade bedeutende klassische Philologen haben erklärt, daß sie diese Unterschicht nicht interessiere, daß das spezifisch „Griechische“ erst da beginne, wo sie überwunden sei; die Frage ist aber, wie weit sie wirklich von der breiten Masse des Volkes überwunden werden konnte. Denn gewisse einfache Grundanschauungen bleiben hier immer lebendig: eine gewisse Naturbeseelung, der Glaube an Sympathiewirkung, an Binden und Bannen, Stellvertretung und Übertragung, und Reste davon halten sich neben einer vergeistigten und von Moral durchtränkten Religion <sup>1)</sup>. Dagegen ist eine andere Schichtung mehr und mehr bedeutungsvoll geworden. Im Jahre 1896 erschien Kretschmers Einleitung in die Geschichte der griechischen Sprache; auf Grund sprachlicher Tatsachen wurde hier der Nachweis geführt, daß die vorgriechische Bevölkerung in der Sprache, z. B. in Orts-, Personen- und Götternamen einen erheblichen Niederschlag hinterlassen hat. Diese Entdeckung fand eine ungeahnte Bestätigung durch die großartigen Funde auf Kreta, unter denen die von Evans in Knossos hervorragen. Wie die Erforschung der griechischen Religion von hier aus auf eine neue Basis gestellt worden ist, kann hier nicht ausgeführt werden; die Frage ist nun, wieweit die Erforschung des Aberglaubens von hier

<sup>1)</sup> W. Kroll: Antiker Aberglaube. Hamburg 1897.

aus Licht empfangen hat. Das Ergebnis ist, soweit ich sehe, vorläufig gering und wird vielleicht gering bleiben, da auf diesem Gebiet die Scheidung von Griechischem und Vorgriechischem auf erhebliche Schwierigkeiten stößt <sup>1)</sup>.

Sehr erheblich sind die Fortschritte auf einem der Magie verwandten Gebiete, das für den Volksglauben des späteren Altertums große Bedeutung gewonnen hat: der Astrologie. Hier lagen seit Jahrhunderten literarische Texte vor, aber sie waren mangelhaft ediert und noch mangelhafter erklärt; außerdem aber schlummerten in den Bibliotheken zahlreiche Sammelhandschriften, die niemals genügend beschrieben und aus denen kaum etwas ediert war. Als ich im Jahre 1898 auf diese Schätze hinwies, ahnte ich nicht, daß F. Cumont auf sie aufmerksam geworden war; wir vereinigten uns dann mit F. Boll zur Herausgabe des *Catalogus codicum astrologorum graecorum*, von dem jetzt elf Bände vorliegen und der seinem Abschluß entgegengeht. Diese Sammlung hat zu einer Reihe wertvoller Untersuchungen angeregt, durch die die Geschichte der Astrologie in ihren Hauptphasen aufgehellt ist; aus Gundels Buch über Sternenglauben <sup>2)</sup> kann sich auch der Laie rasch einen Überblick über diese Dinge verschaffen. Es muß aber gesagt werden, daß auch hier Usener divinatorisch etwas Wesentliches gesehen hatte: aus dem, was er über den damals noch unedierten Vettius Valens <sup>3)</sup>, einen Astrologen des zweiten Jahrhunderts n. Chr., wußte, erkannte er die Bedeutung, die das Werk des Nechepso und Petosiris für die Systematik dieser Disziplin gehabt hatte, und veranlaßte E. Rieß, die damals bekannten Fragmente zu sammeln <sup>4)</sup>; diese Arbeit wurde der Ausgangspunkt für wichtige Entdeckungen. Wie der Sternglaube seit seinem Eindringen in die antike Welt (2. Jahrhundert v. Chr.) die Gemüter der Menschen in immer stärkerem Maße beherrscht hat, wie etwa die Erscheinung

---

<sup>1)</sup> L. Maltens bedeutsame Untersuchung „Das Pferd im Totenglauben“ (Archäol. Jahrbuch XXIX 179), die namentlich auch das archäologische Material voll ausgewertet, bleibt innerhalb der indogermanischen Schicht, da bei der vorgriechischen Bevölkerung das Pferd keine Rolle spielte.

<sup>2)</sup> Sternglaube, Sternreligion und Sternorakel (= Wissenschaft und Bildung 288). Leipzig 1933.

<sup>3)</sup> Valens vollständig von W. Kroll (Berlin 1908) herausgegeben.

<sup>4)</sup> Philologus Suppl. Bd. VI (1892).

der Gnosis nur aus dieser Wurzel verständlich ist, das ist in den letzten Jahrzehnten immer klarer geworden.

Schon diese flüchtige Übersicht zeigt, ein wie reges Leben auf dem hier behandelten Gebiet geherrscht hat. Es hat der Überwindung mancher Vorurteile bedurft, ehe die Altertumswissenschaft dieses Neuland zu betreten wagte, auf dem sie sich heute ebenso heimisch fühlt wie in ihrem alten Besitz<sup>1)</sup>. Das zeigt vielleicht am bequemsten und deutlichsten die Realenzyklopädie der klassischen Altertumswissenschaft durch ihre umfassenden, dem Aberglauben und Volksglauben gewidmeten Artikel: F. Pfister versucht unter den Stichworten „Epode“ und „Kultus“, Ganszyniec unter „Ritus“ bis zu den Wurzeln religiösen Empfindens vorzudringen; die Magie behandelt erschöpfend Th. Hopfner, und ihren einzelnen Betätigungen wie Hydromanteia, Katoptromanteia, Lekanomanteia sind Einzelartikel von Böhm und Ganszyniec gewidmet. Wenn es scheinen mag, als sei die wesentliche Arbeit geleistet, so wird dieser Eindruck, wie so oft, trügerisch sein: nicht nur schreitet die psychologische Vertiefung unserer Erkenntnis (z. B. durch die Psychoanalyse) fort, sondern neue Funde, wie sie besonders im Orient gemacht werden, stellen vor immer neue Aufgaben.

<sup>1)</sup> Gute kritische Übersicht von F. Pfister Bursians Jahresber. 229 (1930).

## Bilwis.

Von Alexander Haggerty Krappe.

### I.

„Die rätselhafte Figur des Bilwis hat seit den Anfängen der mythologischen Forschung Interesse bei berufenen und unberufenen Deutern gefunden; eine endgültige Erklärung ist bisher noch nicht gefunden, und es fragt sich auch, wie weit sich eine solche überhaupt finden läßt.“

Mit diesen wenig hoffnungsreichen Worten drückt sich einer der Verfasser des Artikels Bilwis im Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens, L. Mackensen<sup>1)</sup>, aus.

<sup>1)</sup> Op. cit., I, 1313.

In diesem Sammelwerk liegt nun auch das einschlägige Material in leicht zugänglicher Form vor, so daß dadurch eine Untersuchung wie die unsere ganz erheblich erleichtert wird<sup>1)</sup>. Es könnte daher leicht undankbar erscheinen, wollte man an dem Artikel viel aussetzen. Trotzdem muß ich hier der Sache wegen Einwände gegen die Anordnung des Stoffes erheben, da sie nur zu sehr die rein literarhistorische Schulung des Verfassers verrät, eine solche aber, wenn auf folkloristische Gegenstände angewandt, von gewissen Mängeln nicht frei ist, wie ich kürzlich in einem größeren Werke dargetan habe<sup>2)</sup>. Mackensen ergibt sich zunächst rückhaltslos der formalen Chronologie der Belegstellen. In den mittelalterlichen Zeugnissen tritt der Bilwis zumeist als Krankheitsdämon und Alb auf. Vom 14. Jahrhundert ab wird er Zauberer und Hexenmeister (der er übrigens vielfach noch heute ist). Erst vom 16. Jahrhundert ab, und zuerst im Osten, versteht man unter ihm einen Korng Geist. Mackensen kommt also zu dem Schlusse, daß die wirkliche Entwicklung des Bilwisglaubens der Aussage der Zeugnisse in ihrer chronologischen Folge durchaus entspricht. Unglücklicherweise lehrt ein näheres Eingehen auf das erste der Zeugnisse für das sogenannte dritte Stadium etwas ganz anderes. Es handelt sich um die preußische Kirchenagende von 1530, über die ich schon an anderer Stelle gesprochen habe<sup>3)</sup>. Der humanistische Verfasser derselben identifiziert dort den *piluuytus* mit der Ceres. Der besseren Orientierung zuliebe setze ich die ganze Liste hierher<sup>4)</sup>:

Occopirmus : Saturnus; Suaixtix : Sol; Ausschauts : Aesculapius; Autrympus : Neptunus; Potrympus : Castor; Bardoyts : Pollux; Piluuytus : Ceres; Parcuns : Iuppiter; Pecols : Pluto; Pocols : Furiae.

Der *Piluuytus* findet sich hier also unter einer Reihe altpreußischer heidnischer Gottheiten, von denen uns eine ganze Anzahl

<sup>1)</sup> Dem Verfasser, A. H. Krappe, war bei Abschluß seiner Arbeit noch nicht bekannt geworden die Untersuchung von „Alfred Wolf, Die germanische Sippe *bil*. Eine Entsprechung zu *mana*. Mit einem Anhang „zur Gestalt des Bilwis“. Sprakvetenskapliga Sällskapets i Upsala Förhandlingar. 1930.“

<sup>2)</sup> The Science of Folk-Lore, London, Methuen, 1930, p. xvi.

<sup>3)</sup> Acta Philologica Scandinavica, VI, 1—25; Indogermanische Forschungen, L, 63—69.

<sup>4)</sup> J. Bender, Altpreußische Monatsschrift, IV (1867), p. 98.

näher bekannt sind. Nun ist doch nicht anzunehmen, die alten Preußen hätten ausgerechnet den *Piluuytus* dem Aberglauben der deutschen Kolonisten entlehnt und ihn unter ihre Olympier aufgenommen! Im Gegenteil, hat eine solche Entlehnung aus einem deutschen Dialekte überhaupt stattgefunden, so ist sie offenbar schon lange vor der Ordenszeit erfolgt, als die Deutschen selbst noch Heiden waren. Selbst dann verstünde man schwer, warum ein niederer Dämon zu einem Gotte erhoben worden wäre. Schließlich stößt diese Entlehnungstheorie auf beträchtliche lautliche Schwierigkeiten, wie auch Mackensens Mitarbeiter, Samuel Singer, zur Genüge hervorhebt<sup>1)</sup>. Auf jeden Fall ist das preußische Zeugnis, der formellen Zeitbestimmung ungeachtet, das ungleich älteste. Für religiöse Begriffe, mythische Gestalten und Vorstellungen gilt eben, was in der Grammatik nachgerade zur Binsenwahrheit geworden ist: sie erhalten sich in fremder Umgebung, weil dort der normale Entwicklungsgang gleichsam vereitelt wird, zumeist weit besser als in der Heimat, wo sie dem allgemeinen Flusse des Geschehens unterworfen sind. Ist diese Erwägung richtig, so war der *Bilwis* schon von Hause aus ein Korndämon und Fruchtbarkeitsgott, eine Art männlicher *Demeter* oder *Persephone*, wie aus der preußischen *Interpretatio romana* eindeutig hervorgeht. Zu diesem Schlusse war übrigens schon *W. Mannhardt* vor vielen Jahren gekommen<sup>2)</sup>.

Damit ist die Zahl der Einwände gegen den folkloristischen Teil des Artikels nicht erschöpft. Er macht leider den Eindruck gewisser Wörterbücher, deren Kompilator sich mit der bloßen Aneinanderreihung der verschiedenen Bedeutungen begnügt, ohne sich die Frage nach der semasiologischen Entwicklung überhaupt vorzulegen. Nun wird doch jeder Laie, der Mackensens Artikel liest, sofort die Frage stellen, was denn ein Krankheitsdämon mit einem Korngeste zu schaffen habe. In dem Artikel freilich wird er vergeblich nach einer Erklärung suchen. Dennoch ist die Lösung nicht schwer. *Bilwis* war eine männliche *Ceres* oder, wie es der *Lycker* Stadtpfarrer *Jan Malecki* ausdrückte, ein *deus divitiarum*, d. h. ein preußischer und daher ursprünglich wohl auch germanischer *Ploutos*. *Ploutos* ist aber bekanntlich der Sohn der blonden

<sup>1)</sup> *Op. cit.*, I, 1309.

<sup>2)</sup> *Wald- und Feldkulte*, Berlin, 1904—05, II, 175 ff.

Demeter und des Iasion, im dreimal gepflügten Ackerfelde gezeugt, ein alter ego des Plouton, des griechischen Todesgottes, ein Bruder der finsternen Persephoneia (deren Gatte Plouton ist). Es ist natürlich, die griechische Mythologie zum Vergleich heranzuziehen. Notwendig ist es nicht: an Parallelen ist wahrlich kein Mangel. Osiris, der ägyptische Fruchtbarkeitsgott, ist zugleich der König der Toten und erscheint in Wolfsgestalt. Holda, die germanische Erd- und Erntegöttin, ist identisch mit Hel und tritt zur Zeit der zwölf Nächte als greuliches Schreckgespenst auf<sup>1)</sup>. Noch immer warnt man die Kinder, ins Kornfeld zu gehen, denn „dort lauert der Tod“. Fruchtbarkeitsgottheiten und Todesdämonen sind beide „chthonisch“, und der Vergleich der menschlichen Leiche mit dem Samenkorn ist viel älter als St. Paulus. Die Gedankenverbindung reicht weit in die Vorgeschichte bis in den Anfang der Landwirtschaft, d. h. des Ackerbaus, zurück. Diese Doppelseitigkeit des Bilwis ist also mit seinem Wesen eng verknüpft, und jeder Versuch, hier trennend zu verfahren und das eine oder das andere seiner Wesensmerkmale einer späteren Zeit zuzuschreiben, ist vollkommen verfehlt.

## II.

Von allen dem Bilwis zugeschriebenen Eigentümlichkeiten und mit dem Bilwisglauben verbundenen Vorstellungen ist nun die folgende recht sonderbar. Begegnet man dem Bilwis und kann man ihn infolge besonderer Vorkehrungen sinnlich wahrnehmen, so muß man ihn zuerst ansprechen. Dann muß er sterben. Gelingt es ihm jedoch, der Anrede zuvorzukommen, so stirbt der Mensch<sup>2)</sup>. Nach andern kommt alles darauf an, den Bilwis zu erblicken, ehe man selbst von ihm erblickt wird. Im ersten Falle muß der Bilwis sterben, im zweiten der Mensch. Für diese Anschauung kann ich mehrere Parallelen außerhalb des Bilwisglaubens beibringen.

In der bekannten Zauberszene der Vatzdaela Saga<sup>3)</sup> versucht die Hexe Leota durch eine besondere Zauberhandlung, die Söhne Ingemunds in Wahnsinn zu versetzen. Der Versuch mißlingt aber.

<sup>1)</sup> Vgl. meine *Études de mythologie et de folklore germaniques*, Paris, Leroux, 1928, p. 101 ff.

<sup>2)</sup> Handwörterbuch, I, 1320. Ähnliches in W. R. S. Ralston, *Russian Folk-Tales*, London, 1873, p. 275; W. W. Skeat, *Malay Magic*, London, s. d., p. 183, n. 2.

<sup>3)</sup> Kap. 26; Vigfusson-Powell, *Origines Islandicae*, Oxford, 1905, II, 301.

Da ruft die Hexe ihren Feinden zu, sie hätten ganz besonderes Glück gehabt, denn hätten sie die Hexe nicht eher gesehen als letztere sie erblickte, so wäre ihr Zauber gelungen.

Vor allem trifft dieser Aberglaube auf die Begegnung mit einem Wolfe zu. Man erinnert sich sogleich der Worte Vergils<sup>1)</sup>:

vox quoque Moerim  
iam fugit ipsa; lupi Moerim videre priores,

einer Stelle der altnordischen *Reginsmál* (22):

þat er et þrídía,            ef þú þjóta heyrir  
úlf und asklimom:

heilla auðet            verðr þér af hiálmstófum.  
ef þú sér þà fyrri fara,

und eines Satzes Prosper Mérimées<sup>2)</sup>:

ce vieux loup blanc l'a regardé, avant que Franque ne l'aperçût, et  
il est devenu aussitôt loup-garou.

Auch das umgekehrte findet sich. So soll es in Indien Schlangen geben, die sterben, wenn sie den Menschen zuerst erblicken, ohne von ihm erblickt zu werden. So spricht Kazwini von einem ungeheuren Tier im östlichen Indien, das er *Senagia* nennt: wenn die andern Tiere es zuerst sehen, sterben sie sofort; umgekehrt stirbt das Ungetüm. Daher nähern sich ihm die Tiere mit geschlossenen Augen und fressen es auf<sup>3)</sup>.

Noch eine andere Vorkehrung wird dem *Bilwis* gegenüber empfohlen. Man muß sich mit einem Spiegel vor der Brust auf einen Holunderstrauch setzen. Erschaut sich der *Bilwis* dann selbst im Spiegel, so muß er sterben<sup>4)</sup>.

Auch dafür fehlt es nicht an Parallelen. So hören wir in einem gälischen Märchen<sup>5)</sup> von einer Hexe, der sich der Held wie folgt nähern muß:

„Take the White Glave of Light with its back against thy nose;  
or else if thou be not so, when thy muime sees thee, she has a glance  
that is so deadly that she will bewitch thee, and thou wilt fall a faggot  
of firewood; but if the back of the sword is against thy nose and its

<sup>1)</sup> *Ecl.*, IX, 53 f.

<sup>2)</sup> *La Jaquerie*, sc. 4.

<sup>3)</sup> W. Hertz, *Gesammelte Abhandlungen*, Stuttgart, 1907, p. 188, n. 3.

<sup>4)</sup> J. Grimm, *Deutsche Mythologie*, I<sup>4</sup>, 394.

<sup>5)</sup> J. F. Campbell, *Popular Tales of the West Highlands*, Edinburgh, 1860—62, II, 340.

edge to her, when she tries to bewitch thee, she will fall down herself as a faggot of sticks.“

Vor allem aber ist diese Vorstellung mit dem Basiliskenglauben verbunden. So nimmt Appenzell an, der Basiliskenblick sei tödlich, wenn er den Menschen trifft, ehe der Mensch den Basilisken bemerkt hat. Hält man dem Ungetüm einen Spiegel vor, so daß es sein eigenes Bild erschaut, so muß es sterben <sup>1)</sup>.

Welches ist nun die gemeinsame Grundlage aller dieser höchst sonderbaren Vorstellungen? Die Antwort ergibt sich aus den allen gemeinsamen Zügen: es handelt sich offenbar um die übernatürliche Kraft des Dämonenauges, den bösen Blick <sup>2)</sup>, und den dem menschlichen Auge zugeschriebenen Gegenzauber. Die psychologische Auffassung ist doch die: Erblickt das menschliche Auge den Dämon, ehe das Dämonenauge den Menschen gewahr wird, so wird der Dämonenblick wirkungslos, während der Dämon dem Zauber des menschlichen Auges erliegt. Im umgekehrten Falle ist der Blick des Dämonen dem Menschen tödlich. Die der europäischen entgegengesetzte indische Auffassung läßt sich etwa so rationalisieren: Nicht der Blick, sondern der Anblick des Dämonen ist dem Menschen verderblich und umgekehrt. Es handelt sich hier also um eine Parallelerscheinung des antiken Medusenmotivs. Schließlich, erblickt sich der Dämon im Spiegel, so wird er von seinem eigenen bösen Blicke getroffen und erliegt diesem. Auf jeden Fall — und es ist dies nichts Neues <sup>3)</sup> — ist der Bilwis mit dem bösen Blicke behaftet: sein Blick ist mörderisch.

Diese Eigentümlichkeit steht nun in vollem Einklang mit dem oben angedeuteten chthonischen Charakter des Bilwis: chthonische Gottheiten und Dämonen haben vielfach den bösen Blick. Ich erinnere nur an die germanischen Walküren <sup>4)</sup>, an Medusa <sup>5)</sup>, Persephoneia, die Erinnyen <sup>6)</sup> und den indischen Todesgott Siva <sup>7)</sup>.

<sup>1)</sup> Waibel-Flamm, Badisches Sagenbuch, I (Freiburg i. Br., 1898), p. 112.

<sup>2)</sup> Vgl. die in meinem Buche „Balor with the Evil Eye“ (New York, 1927), p. 9, n. 36 gegebene Bibliographie.

<sup>3)</sup> E. H. Meyer, Germanische Mythologie, Berlin 1891, p. 132.

<sup>4)</sup> Rheinisches Museum für Philologie, N. F., LXXXI, 317 f.

<sup>5)</sup> U. v. Wilamowitz-Moellendorf, Gr. Trag., II, 226.

<sup>6)</sup> Rheinisches Museum, N. F., LXXXI, 318.

<sup>7)</sup> A. Barth, The Religions of India, London 1882, p. 165; R. V. Russel, The Tribes and Castes of the Central Provinces of India, London 1916, I, 302.

## III.

Zuweilen tritt an die Stelle des bösen Blicks des Bilwis eine andere Eigentümlichkeit: er ist blind <sup>1)</sup>. Dies kommt z. B. in einer in mehreren Varianten vorliegenden Ortssage zum Ausdruck, nach der ein blinder Bauer, der mit dem Bilwis im Bunde steht und seines Nachbarn Acker berauben will, in der Walpurgisnacht um ein Fichtenwäldchen (und nicht um den Acker) geführt wird, dadurch aber bewirkt, daß seine Scheune sich mit Fichtennadeln aus jenem Wäldchen und nicht mit dem erhofften Korn füllt <sup>2)</sup>. Dazu kommt noch eine schon von Jakob Grimm <sup>3)</sup> angezogene Stelle aus Gisbertus Voëtius, De miraculis <sup>4)</sup>, in der es heißt: „de illis, quos nostrates appellant beeldwit et blinde belien, a quibus nocturna visa videri atque ex iis arcana revelari putant.“ Es ist bezeichnend, daß diese Blindheit des Bilwis von Mackensen kaum angedeutet, geschweige denn ausgedeutet worden ist.

Wie kam man nun zu der sonderbaren Vorstellung eines blinden Dämons? Die Antwort liegt auf der Hand: Der Bilwis ist blind, weil er eben ein chthonischer Dämon ist. Das bedarf weiterer Ausführungen. Allgemein sind die chthonischen Mächte die dunklen, finstern, weil das Totenreich das Land der Dunkelheit (im Innern der Erde) ist. Hades-Plouton, Persephoneia, die nordische Hel, sie alle sind „finster“. Der irische „fear doirche“ ist ein chthonisches Wesen, ein Bewohner der Unterwelt. Was dunkel ist, ist zumeist „unsichtbar“, daher  $\text{ἄιδης} < \text{ἄειδής}$ . Was unsichtbar, wird aber oft mit dem Worte „blind“ in passivischer Bedeutung benannt. Hier nur einige Beispiele. Eine „blinde“ Grube ist eine versteckte Grube; eine „blinde“ Fußangel eine Falle, die von den Tieren nicht gesehen werden kann. „Blinde“ Klippen, Sandbänke, Eisberge sind solche, die vom Meere bedeckt sind <sup>5)</sup>; so auch gr.  $\text{τυφλός}$  (von  $\text{σπιλάδες}$ ), lat. *caeca vada*, *caecae fossae*, *caecum vallum*, ital. *fossa cieca* (versteckter Graben), engl. *blind staircase*, etc. <sup>6)</sup>.

<sup>1)</sup> E. H. Meyer, op. et loc. cit.

<sup>2)</sup> Ibid. Vgl. auch A. Wuttke, Der deutsche Volksaberglaube der Gegenwart, Leipzig, s. d., p. 268.

<sup>3)</sup> Op. cit., I, 391.

<sup>4)</sup> Disput., tom. II, p. 1018.

<sup>5)</sup> Grimm, Wörterbuch, II, 120.

<sup>6)</sup> Pott, in Zeitschr. f. vgl. Sprachforsch., II (1853), p. 110 f.; Güntert, Kalypso, Halle 1919, p. 67; Michel Bréal, Mélanges de mythologie et de lin-

Mit Recht sagt daher H. Güntert<sup>1)</sup>: „Wenn Odin . . . als chthonische Gottheit blind, Helblinde genannt wird, wenn eine der Nornen im Volksglauben als ‚blind‘ gedacht wird, so ist dies nur ein anderer Ausdruck für die ‚verhüllte‘ Gottheit.“ Es handelt sich also in allen diesen Fällen um Todesgottheiten. Wenn Baldr im Mythos vom blinden Hqdr getötet wird, so bedeutete das ursprünglich nur, daß er dem Todesgotte anheimfiel. Später, als der eigentliche Sinn der Erzählung verloren gegangen, stieß man sich an dem augenscheinlichen Widersinn, daß ein Blinder so gut sein Ziel hätte treffen können. Um dem abzuhelfen, führte man die Gestalt des Loki ein, der sonst mit dem Mythos überhaupt nichts zu tun hat. Diesen chthonischen Gottheiten reiht sich nun der Bilwis an. Seine Blindheit ist nur eine Umschreibung für seine chthonische Natur.

## IV.

Mit diesen Betrachtungen sind wir zwar der eigentlichen Bedeutung des Bilwis recht nahe gekommen; doch liegen seine Ursprünge noch immer im Dunkeln. Wir werden uns also nach weiteren Anhaltspunkten umsehen müssen. Nun hat man schon seit geraumer Zeit die Verbindung des Bilwis mit dem Namen des Bilsenkrautes (*Hyoscyamus niger*) erkannt, einer der ältesten in der Hausmedizin verwendeten narkotischen Giftpflanzen, schon Burchhard von Worms unter der Namensform *Belisa* bekannt<sup>2)</sup>). Daneben gab es noch Formen wie *Belenium*, *Belena*, die sich aus dem span. *beleño* (port. *belenho*) erschließen lassen und als *belene* und *belena* ins Angelsächsische und Russische gedrungen sind. Das Wort stammt ohne Zweifel aus dem Keltischen, d. h. einem gallischen oder gar rechtsrheinisch-keltischen Dialekte der vorgeschichtlichen Zeit. *Mars Belatu-cadrus* war der Name des allobrogischen Kriegsgottes. Das zweite Element dieses Namens (das uns hier nicht weiter berührt) ist mit dem walisischen *cadr*, „stark, mächtig“, dem bret. *caer*, „schön, herrlich“, verwandt. Das erste läßt sich auf einen Stamm

guistique, Paris 1877, p. 181; J. v. Negelein, *Germanische Mythologie*, Leipzig 1919, p. 64; K. O. Müller, *Kleine deutsche Schriften*, Breslau 1847—48, II, 126; L. Laistner, *Nebelsagen*, Stuttgart 1879, p. 6; *Das Rätsel der Sphinx*, Berlin 1889, II, 269.

<sup>1)</sup> Güntert, op. et loc. cit.

<sup>2)</sup> Handwörterbuch, I, 1306.

bel reduzieren, das im wal. *fel* in *rhyfel*, „Krieg“, *oerfel*, „kaltes Wetter“, *ufel*, „Feuer, Feuersbrunst“, dem ir. *bel* in *óibell*, *óibel*, „Funke, Feuer, Hitze“ wiederkehrt. Vom Stamme *bel* ist im ir. ein starkes Verb abgeleitet, *bebla* (< *be-bela*), „mortuus est“, *atbeil*, „interit“, *atbél*, „peribo“, während wir im wal. das abgeleitete Verb *adfeilio*, „verfallen, zerfallen“, besitzen. Die Basis *bel* entspricht also der Bedeutung nach etwa dem gr.-lat. *nek* „töten“<sup>1)</sup>. Das Wort taucht wieder auf im Namen der keltischen Pallas Athene, der Minerva *Belisama*, Dat. *Βελισάμυ* (in der Inschrift von Vaison), im Personennamen *Belismius* einer römischen Inschrift zu Carleon am Usk, ferner im Namen eines westbritischen Flusses, der *Βελισάμυα* des Ptolemäus. Aller Wahrscheinlichkeit nach haben wir es hier mit einer keltischen *Bellona* zu tun<sup>2)</sup>. Noch wichtiger ist das Vorkommen eines keltischen Gottes, *Bili* oder *Beli* in Irland und Wales, der ganz eindeutig als König der Unterwelt, als Todese Gott gedacht ist<sup>3)</sup>. Dies muß ich näher erläutern.

Die alten walisischen Königslisten nennen einen *Beli* als Ahnherrn und Gründer der Dynastie, ganz wie die angelsächsischen Genealogien den Gott Woden an die Spitze stellen<sup>4)</sup>. *Beli* erscheint danach als der keltische Dispater, auf den nach Caesar sich alle Kelten zurückführen<sup>5)</sup>. Dieser *Beli* ist ferner identisch mit dem irischen *Bile*<sup>6)</sup>. In den altfranzösischen Romanen erscheint er als *Pelles* oder *Pellean*<sup>7)</sup>, auch als *Pellinor*, *Bellinor* (< *Beli Mawr*, „*Beli* der Große“)<sup>8)</sup>. *Belis* Sohn ist *Avallach*, der Herr von *Avallon*, der keltischen Totenwelt oder (wenn man es vorzieht) des

<sup>1)</sup> Sir John Rhys, *Lectures on the Origin and Growth of Religion as illustrated by Celtic Heathendom*, London 1888, p. 37 f.; A. Holder, *Alt-celtischer Sprachschatz*, I (Leipzig 1896), p. 367. Der Komplex *bel* ist wurzelverwandt mit germ. *qual*, ahd. *quellen*, as. *quelljan*, ags. *cwellan*.

<sup>2)</sup> Rhys, op. cit., p. 74.

<sup>3)</sup> *Ibid.*, p. 90 f.; 643 f. Vgl. H. D'Arbois de Jubainville, *Le Cycle mythologique irlandais et la mythologie celtique*, Paris 1884, p. 225.

<sup>4)</sup> Rhys-Jones, *The Welsh People*, London 1906, p. 41—43; E. Vettermann, *Beih. d. Zeitschr. f. rom. Phil.*, LX, 199 f.; *Cymmrodor*, VIII (1887), p. 84—86.

<sup>5)</sup> *De bello Gallico*, VI, 18: „Galli se omnes ab Dite patre prognatos praedicant, idque a druidibus proditum dicunt“.

<sup>6)</sup> Rhys-Jones, op. et loc. cit.; Vettermann, op. et loc. cit.; J. Loth, *Revue Celtique*, XLVI (1929), p. 279.

<sup>7)</sup> J. D. Bruce, in *Modern Philology*, XVI, 113 ff.; 337 ff.

<sup>8)</sup> R. S. Loomis, *Celtic Myth and Arthurian Romance*, New York, 1927, p. 145.

keltischen Paradieses<sup>1)</sup>. Im Erec Chrestiens von Troyes tritt er unter der Namensform Bilis als Zwergkönig der Antipoden auf<sup>2)</sup>. Dabei ist zu bemerken, daß die Antipoden nur die euhemeristische Form der keltischen Totenwelt (im fernen Westen gedacht) ist. Die Zwerge sind immer chthonischer Natur<sup>3)</sup>. Sein Zwilling Bruder ist Bran (bei Gottfried von Monmouth mit Brennius wiedergegeben). Bran ist aber eine Form des keltischen Hades: Bendigeit Bran ist die Lehnübersetzung von Bran *Μακάριος*. *Μακάριος* ist jedoch ein bekannter Kulttitel des griechischen Plouton. Im Perlesvaus ist Pelles der König der „basse gent“<sup>4)</sup>, der „Unterirdischen“, wie man in Norddeutschland sagen würde. In der Vulgate Lancelot ist er Herr des Schlosses der „Isle de Joie“<sup>5)</sup>, einer Form des keltischen Paradieses<sup>6)</sup>. Wenn in einem walisischen kenning die See „Belis Flüssigkeit“ genannt wird<sup>7)</sup>, so ist daraus nur zu schließen, daß die keltische Totenwelt oder das keltische Paradies oft unterseeisch gedacht wurden, eine Schlußfolgerung, die von andern Zeugnissen der keltischen Mythologie völlig bestätigt wird. Johannes Cornubiensis (12. Jahrhundert) erwähnt eine Burg des Beli in Cornwall<sup>8)</sup>: „Fatale Castrum dicit illud municipium in partibus nostris quod in anglico dicitur Aschbiri (das mod. Ashburry, Cornwall), in britannico Kair belli, et ut placet quibusdam et castel uchel coed.“ Es wäre nicht leicht, einen passenderen Namen für die Totenwelt zu finden. Sie ist eben das „fatale castrum“, in das man wohl eingeht, aus dem man aber nicht wiederkehrt<sup>9)</sup>! Diese schier erdrückende Masse von Sagenzügen aus keltischem Gebiet wird, hoffe ich, selbst auf die Gefahr hin, den Leser zu ermüden, doch die eine Tatsache klar hervortreten lassen: Beli, Beli Mawr ist der keltische Todesgott, der keltische Hades, nicht nur auf Grund

<sup>1)</sup> J. Loth, *Les Mabinogion du Livre Rouge de Hergest avec les variantes du Livre Blanc de Rhydderch*, Paris 1913, II, 336.

<sup>2)</sup> Ed. Foerster (1890), p. 245 ff.

<sup>3)</sup> Vgl. *Revue Celtique*, XLVIII, 120 f.

<sup>4)</sup> Ed. Potvin, I (Mons, 1867), p. 2.

<sup>5)</sup> Ed. Sommer, V, 400—3.

<sup>6)</sup> Loomis, *op. cit.*, p. 198.

<sup>7)</sup> Rhys-Jones, p. 43.

<sup>8)</sup> *Revue Celtique*, III, 86.

<sup>9)</sup> Über die Lokalisierung vgl. J. Loth, *Contributions à l'étude des romans de la Table Ronde*, Paris 1912, p. 64.

einer Etymologie, die immerhin auf einem Irrtum beruhen könnte, sondern auf Grund von zahlreichen Sagenzügen, die mit seiner Gestalt aufs engste verbunden sind. Der Name des Bilsenkrauts, *belisa*, ist also sehr gut gewählt, wie jeder Botaniker und Pharmazeut bestätigen wird: *Hyoscyamus niger* ist mit vollem Recht die Pflanze des keltischen Todesgottes.

Diese Ableitung wird nun aufs schlagendste bestätigt durch eine englische Parallele. Im Englischen ist der Name des Bilsenkrauts bekanntlich „henbane“. Das erste Element dieses Wortes hat nichts mit dem Haushuhn zu tun (das deutsche „Hühnertod“ ist eine gedankenlose und auf falscher Etymologie beruhende Lehnübersetzung aus dem Englischen), sondern ist zu Worten wie „hen-money“ zu stellen. Diese sind von dem Namen eines altgermanischen Todesgottes Henno, Henne abgeleitet, der auf einer römisch-germanischen Inschrift der Rheinlande durch die latinisierte Dativform Channini bezeugt ist. Wahrscheinlich handelt es sich um den bekannten „Freund Hain“<sup>1)</sup>. Wenn, wie anzunehmen, das englische „henbane“ eine Lehnübersetzung aus dem Gallo-lateinischen ist, so stehen Henno und Bel auf einer Stufe: der germanische Todesgott hat die Stelle des keltischen eingenommen.

Nun hat der walisische Gelehrte W. J. Gruffydd vor kurzem die Identität des walisischen Beli mit dem irischen Balor nachzuweisen versucht<sup>2)</sup>, dem irischen Kronos<sup>3)</sup>. Der Nachweis stößt auf Schwierigkeiten rein linguistischer Natur, und Gruffydds Argumente sind nicht immer stichhaltig<sup>4)</sup>. Die Richtigkeit dieser Hypothese mag daher füglich dahingestellt bleiben. Das eine jedoch ist klar: Balor und Beli sind verwandte Gestalten chthonischer Natur, und Balor hat, wie so viele Chthonier, den „bösen Blick“. Das mag uns auf den Bilwis zurückführen, von dem wir ausgegangen.

## V.

Beli lebt fort, nicht nur in der Literatur des alten Wales, Irlands und des mittelalterlichen Frankreichs. Auch in Schottland

<sup>1)</sup> G. Sarrazin, in diesen Mitteilungen, XIII—XIV, 552 ff.; Th. Siebs, in *Zeitschr. f. Volkskunde*, II (1930), p. 49 ff.

<sup>2)</sup> Math vab Mathonwy, Cardiff, 1928, passim.

<sup>3)</sup> Vgl. mein Buch *Balor with the Evil Eye*, p. 1 ff.

<sup>4)</sup> J. Loth, *Revue Celtique*, XLVI, 279 ff.

ist er noch zu finden, und zwar im Namen des Blindekuhspiels, dort Bellie Blin(d) geheißen, wie auch Blin(d) Har(r)y — „Old Harry“ ist bekanntlich der Name des Teufels!<sup>1)</sup> Bellie Blin, Billie Blin ist der Name eines bösen Geistes in der schottischen Balladendichtung. So ist z. B. in der Ballade King Arthur and King Cornwall Billie Blin ein böser Dämon und Verräter im Dienste des chthonischen King Cornwall<sup>2)</sup>. Die Blindheit ist hier offenbar wiederum nur ein Symbol seines chthonischen Charakters.

Weit häufiger tritt er in der keltischen Märchendichtung anonym, als blinder Weiser, als blinder Ratgeber auf. Hiervon ein paar Beispiele. In einer gälischen Fassung des bekannten Märchens vom dreitägigen Drachen- oder Riesenkampf<sup>3)</sup> finden wir einen alten blinden Ratgeber, der dem Vater des Prinzen rät, wie er sich des allzu bescheidenen Drachentöters (der bekanntlich nach jedem Siege seinem zukünftigen Schwiegervater davonläuft) bemächtigen könne<sup>4)</sup>. In einer irischen Fassung des Märchens vom Wasser des Lebens<sup>5)</sup> erklärt ein blinder Weiser (Dall Glic) dem Könige, daß nur Wasser vom Quell von D'yerree-in-Dowan (d. h. am Ende der Welt) sein Fußleiden heilen könne<sup>6)</sup>. In einer Fassung der irischen Geschichte vom Königssohne, der mit einem Riesen spielt und endlich verliert, worauf er in die Unterwelt ziehen muß, um das Lichtschwert zu holen, rät ein blinder Weiser (Dean dall Glic) dem Helden ab, das dritte Spiel um Glück (er hat die beiden ersten gewonnen) zu versuchen<sup>7)</sup>. In einer irischen Variante vom Dornröschen<sup>8)</sup> fragt die Königstochter ihren Seandallglic (alten blinden Weisen) um Rat, den Vater ihres Kindes ausfindig zu machen<sup>9)</sup>. In einem andern irischen Märchen rät ein Sean dall Glic dem König, seinem Herrn, sein dreizehntes Kind zu verstoßen<sup>10)</sup>. In einer Fassung der

<sup>1)</sup> W. H. Schofield, *Mythical Bards and the Life of William Wallace*, Cambridge, Mass., 1920, p. 100.

<sup>2)</sup> Child, I, 279.

<sup>3)</sup> Aarne-Thompson, Index, Nr. 530.

<sup>4)</sup> J. Curtin, *Myths and Folk-Lore of Ireland*, Boston 1900, p. 171.

<sup>5)</sup> Grimm, Nr. 97.

<sup>6)</sup> Douglas Hyde, *Beside the Fire*, London 1910, p. 129.

<sup>7)</sup> Curtin, op. cit., p. 33.

<sup>8)</sup> Grimm, Nr. 50.

<sup>9)</sup> Curtin, p. 109.

<sup>10)</sup> *Ibid.*, p. 157.

Balorsage rät ein alter blinder Weiser, wie man einen Giftbrunnen unschädlich machen könne<sup>1)</sup>.

Da man nun auf den Gedanken kommen könnte, es handle sich hier um ein den Kelten eigentümliches Motiv, will ich gleich hinzufügen, daß dem nicht so ist. In der Geschichte Gaza des Dolopathos, einer lothringischen Kompilation des 12. Jahrhunderts, wird der bestohlene König von einem alten Diebe beraten, den er hatte blenden lassen<sup>2)</sup>. Der blinde Ratgeber taucht auch in einer süddeutschen mündlichen Variante derselben Erzählung auf<sup>3)</sup>. Das Motiv ist sicherlich nicht im Abendlande entstanden. Im bekannten Sindibád-Buche, der morgenländischen Fassung der Sieben Weisen Meister, erfährt der in die Sadt der Betrüger geratene junge Kaufmann die Lösung der ihm gestellten Ansinnen von einem blinden alten Manne, dem Hauptmann der Spitzbuben, den er belauscht<sup>4)</sup>. Alles dies schließt natürlich die Tatsache nicht aus, daß das Motiv des blinden Ratgebers sich unter der keltischen Bevölkerung der britischen Inseln einer ganz besonderen Beliebtheit erfreute, sich dort, wir wissen nicht wann, an die Gestalt des Billie Blin(d) geheftet hatte, und daß dieser Billie Blin(d) nur die euhemeristische Form des keltischen Todesgottes Beli ist. Aus welchem Grunde dies geschah, läßt sich bei dem gegenwärtigen Stande der Forschung schwer bestimmen. Gaston Paris vermutete seinerzeit, der blinde Ratgeber der Erzählung Gaza sei aller Wahrscheinlichkeit nach eine mythische Persönlichkeit<sup>5)</sup>. Dies müßte er dann schon im Morgenlande gewesen sein, und die Übertragung, vielleicht von einer chthonischen Persönlichkeit auf eine andere ihr ähnliche, ist bei einer Wanderung des Themas leicht möglich. Doch ist dies nur Vermutung.

## VI.

Schon oben habe ich das Vorkommen des Verräters Billie Blin in einer schottischen Ballade rein keltischer Inspiration herangezogen. Eine ganz ähnliche Gestalt tritt, anonym oder unter einem Versteck-

<sup>1)</sup> J. Curtin, *Hero-Tales of Ireland*, London 1894, p. 302.

<sup>2)</sup> Vgl. Gaston Paris, in *Revue de l'histoire des religions*, LV, 161; 272 f.

<sup>3)</sup> I. V. Zingerle, *Kinder- und Hausmärchen aus Süddeutschland*, Regensburg, 1854, p. 300.

<sup>4)</sup> W. A. Clouston, *Popular Tales and Fictions*, Edinburgh, 1887, II, 104 ff.

<sup>5)</sup> *Op. cit.*, p. 312.

namen, auch in germanischen Balladen Englands und sogar Skandinaviens auf. Als im Earl Brand der Earl mit der Königstochter davongeritten ist, treffen sie „an auld carl that wears grey hair“, „auld carl Hood, he's aye for ill, and never for good.“ Dieser alte Mann verrät dann dem Könige die Flucht des Paares. Derselbe böse Alte taucht nochmals auf in der norwegischen Fassung der Benedict-Ballade, unter dem Namen Blinde Molvigsen. Er verrät den jungen Benedict dem Vater seiner Geliebten<sup>1)</sup>.

Ungleich wichtiger ist nun das Vorkommen derselben unheimlichen Gestalt in der nordischen Sagengeschichte. Auch dort ist es ein alter böser und blinder Ratgeber, daher Blindr inn bölvísi genannt. Der besseren Orientierung halber führe ich hier die betreffenden Stoffe an. Im eddischen Liede von Helgi Hundingsbane hat sich Helgi verkleidet an seines Feindes Hunding Hof geschlichen. Bedroht, von Hunding ergriffen zu werden, steckt er sich in Frauenkleidung und übernimmt als Mahlmagd die Arbeit an der Handmühle. Da tritt plötzlich ein unbekannter blinder Mann auf, der, seiner Blindheit ungeachtet, die Verfolger auf die hellen Augen des verkleideten Helden aufmerksam macht. Dennoch gelingt es Helgi zu entkommen.

Bei Saxo Grammaticus berät der böse blinde Bolvisus den König Siger, den Vater der schönen Signe. Neben ihm steht noch ein zweiter Ratgeber, Bilvisus, der im Gegensatz zu Bolvisus immer zum Guten und zum Frieden rät. Bolvisus hetzt die Söhne seines Herrn gegen Hagbard und dessen Brüder auf; die letzteren finden dabei ihren Tod. Dadurch wird es dem Hagbard unmöglich, hinfort mit der geliebten Signe zusammenzukommen. Als er sich schließlich in Frauenkleidung in ihr Gemach schleicht und durch den Verrat der Mägde gefangen genommen wird, rät Bolvisus dem König, ihn henken zu lassen, während Bilvisus der Meinung ist, man solle ihn durch eine Heirat an die königliche Familie fesseln. Der böse Rat siegt, und die Erzählung endet tragisch<sup>2)</sup>.

In der Hrómunds-Saga Greipssonar entdeckt der blinde Bölvis das Versteck des flüchtigen Hrómundr, ohne jedoch seiner selbst habhaft zu werden. Die klugen Warnungen, die der Blinde seinem Herrn, dem König Hadding, zukommen läßt, werden von

<sup>1)</sup> Grundtvig, D. g. F., III, 795 f.

<sup>2)</sup> Gesta Danorum, p. 232 ff.

diesem in den Wind geschlagen. Hadding wird schließlich getötet; Bölvis endet am Galgen<sup>1)</sup>.

Es ist schwer, mit Bestimmtheit zu sagen, ob Bölvis aus der Helgisage in die Siklingdichtung gekommen ist oder umgekehrt. Durchaus logisch ist keine der beiden Erzählungen: Im Helgiliede entdeckt der Blinde zwar den verkleideten Helgi; seine Entdeckung führt jedoch zu nichts, und Helgi entkommt. Bei Saxo wird Hagbard nicht von Bolvisus, sondern von einer Magd verraten.

Zuletzt muß noch einer angelsächsischen Erzählung gedacht werden, einer Episode in Layamons Brut. Als Gurmund die Stadt Cirencester vergeblich belagert, kommt ein unbekannter heidnischer Mann und setzt die bekannte List der Einäscherung der Stadt durch Feuer tragende Sperlinge ins Werk<sup>2)</sup>.

Es erhebt sich nun die wichtige Frage: Wer ist dieser unheimliche Bölvis, dieser böse Ratgeber, bei den Germanen? Der erste Forscher, der in ihm keinen geringeren als den Gott Odin sah, war m. W. Ludwig Uhland<sup>3)</sup>. Ihm folgten dann, z. T. wohl unabhängig von ihm, der Amerikaner Child<sup>4)</sup>, der Däne Rosenberg<sup>5)</sup>, der Norweger Sophus Bugge<sup>6)</sup>, später Max Deutschbein<sup>7)</sup>, von andern Namen ganz abgesehen. Der Holländer R. C. Boer sah in Bolvis und Bilvis zwei korrelative Namen Odins, dem Böl-eygr (bösaugigen) und Bil-eygr (mildäugigen) entsprechend<sup>8)</sup>.

Dieser vielen glänzenden Namen ungeachtet bedarf die Gleichsetzung doch einiger näherer Ausführungen. Bölvis ist blind, was ihn übrigens nicht verhindert, gelegentlich recht scharf zu sehen. War Odin „blind“? Zunächst war er, der Mehrzahl der bedeutendsten mythologischen Quellen zufolge, ein einäugiger Gott. Die anmutige Geschichte, wie er das eine Auge eingebüßt, ist natürlich reine Aetiologie. In der Grímnismál zeigt er sich dem Könige Geirrödr als Gestr Blindi; in einer Strophe (46) wird er Helblindi genannt.

<sup>1)</sup> Kap. 5—8; F. A. S., II, 365; vgl. N. Kershaw, Anglo-Saxon and Norse Poems, Cambridge 1922, p. 75 ff.

<sup>2)</sup> Ed. Sir Frederick Madden, III (London 1847), p. 170—74.

<sup>3)</sup> Schriften, VII, 234.

<sup>4)</sup> The English and Scottish Popular Ballads, I, 67.

<sup>5)</sup> Nordboernes Aandsliv fra Oldtiden til vore Dage, I (1878), p. 352 f.

<sup>6)</sup> Bugge-Schofield, The Home of the Eddic Poems, London 1899, p. 312 ff.

<sup>7)</sup> Studien zur Sagengeschichte Englands, I (Cöthen 1906), p. 243.

<sup>8)</sup> Paul und Braunes Beiträge, XXII (1897), p. 387, n. 1.

Bei Saxo trägt er als blinder Greis seinen Schützling unter dem Mantel durch die Lüfte. Der eigentliche Grund dieser „Blindheit“ des Gottes ist natürlich sein chthonisches Wesen. Sie hat sich übrigens auf den mittelalterlichen Teufel vererbt, der oft blind gedacht wird. Wenn in der Hrómunds-Saga Greipssonar Bölvis am Galgen endet, so erweist er damit nur seine enge Verbindung mit Odin, dem Gotte des Galgens, dessen Opfer durch Henken vom Leben zum Tode gebracht werden.

An der sprachlichen und wesentlichen Identität des Bölvis der nordischen Denkmäler mit dem Bilwis kann kein Zweifel bestehen. Dieselbe ist auch immer anerkannt worden<sup>1)</sup>. Von der Namensform ganz abgesehen, sind beide blind, weil chthonische Dämonen, beide zum Bösen neigend — die chthonischen Gewalten sind ihrer Natur nach böse, denn der Tod ist dem Menschen immer unangenehm. Das hindert aber nicht, daß man sich über sie so behutsam wie möglich ausläßt, daher die vielen Euphemismen wie ἡ Κόρη für *πεσοιγονεΐα*, Eumeniden für Erinnyen, manes (die „Guten“) für die Verstorbenen, Duinne Matha (die „guten Leute“) für die irischen side, die natürlich die irischen Manen sind, und daher schließlich Bilwis für Bölvis!<sup>2)</sup> Die Chthonier sind aber auch Fruchtbarkeitsgottheiten, Korndämonen, wie ich oben gezeigt habe. Auch diese Seite seines Wesens teilt Odin mit dem Bilwis: man läßt ihm Garben auf dem Felde stehen, „für sein Pferd“!

Beide Namen, Bilwis und Bölvis aber — und damit ist der Ring unserer Beweisführung geschlossen — sind nicht ursprünglich germanisch, bezogen sich ursprünglich nicht auf Odin. Sie sind erst durch volksetymologische Umdeutung entstanden und gehen zurück auf Beli, den keltischen Unterwelts- und Todesgott, den Billie Blin(d) der inselkeltischen Bevölkerung. Odin, dieser Parvenu unter den germanischen Göttern, ist eben an die Stelle des alten Beli gerückt und hat dessen Funktionen übernommen, ohne jedoch imstande zu sein, ihn völlig zu verdrängen.

Dieser Fall steht nun durchaus nicht vereinzelt da. So geht die berühmte Szene der Grímnismál, Odin zwischen den Feuern,

<sup>1)</sup> Handwörterbuch, I, 1311 f.

<sup>2)</sup> Vgl. R. Jente, Die mythologischen Ausdrücke im altenglischen Wortschatz, Heidelberg 1921 (Anglistische Forschungen, 56), p. 166: ags. *bilewit* „gütig, unschuldig, einfach“, eigentlich „aequanimus, aequum sciens“.

auf die keltischen Belfeur (*beltane*) und auf einen altkeltischen Opferbrauch zurück<sup>1)</sup>. Odins bekannter Kulttitel, *Allfadir*, hat seine Parallele im irischen *Ollathair* und wahrscheinlich auch in einem kymrischen \**Valupatir*, die sich wohl beide ursprünglich auf den keltischen *Dispater* bezogen<sup>2)</sup>. Vor allem jedoch ist Odin der Rabengott wie der gallische *Lugh* und der kymrische *Bran*<sup>3)</sup>.

So wurde also *Bilwis* < *Beli* zu einer Hypostase Odins, wie im alten Griechenland so viele vorhellenische Gottheiten zu Hypostasen der Olympier herabsanken.

<sup>1)</sup> *Acta Philologica Scandinavica*, in Druck.

<sup>2)</sup> J. Loth, in *Revue Celtique*, XV (1894), p. 224—27.

<sup>3)</sup> *Revue Celtique*, erscheint bald.

## Die Duma das epische Lied der Kleinrussen.

Von Paul Diels.

### 1.

Innerhalb der riesigen und höchst verschiedenartigen Masse, die wir slavisches Volkslied nennen, hat von jeher das epische Lied die besondere Aufmerksamkeit gerade der westeuropäischen Forscher auf sich gelenkt; das ist begreiflich, denn Westeuropa lernte hier etwas kennen, was es nicht besessen oder seit Jahrhunderten schon verloren hatte<sup>1)</sup>. Als bald bemerkte man dann, daß auch im Slaventum dieses Gut kein allgemeiner Besitz war, daß es nur (oder nur noch) im Osten und Süden lebte, bei den Großrussen, den Kleinrussen und den Südslaven, auch da ganz ungleichmäßig über die Fläche verbreitet und mit erstaunlich großen Unterschieden in Form, Stil und Lebenskraft.

Innerhalb dieser epischen Überlieferung der Slaven nun gerade das ukrajinische epische Lied, die sog. „*duma*“ zur Betrachtung zu wählen<sup>2)</sup>, veranlaßt uns weder ihr relatives Alter noch ihr

<sup>1)</sup> Es ist daran zu erinnern, daß der altdeutsche epische Gesang nur bis zur Zeit des Dreißigjährigen Krieges sein Leben gefristet hat.

<sup>2)</sup> Die Übersicht, die im folgenden erweitert erscheint, wurde zunächst im kleinen Kreise vorgetragen, dann am 9. Dezember 1932 in der Schles. Ges. f. Volkskunde, endlich am 10. März 1933 in Berlin im Rahmen des „Ukrainischen

relativer Wert. Sondern ganz einfach die Beobachtung, daß hier etwas Überschaubares und vor allem etwas seit langer Zeit Abgeschlossenenes vorliegt, etwas, das schon im 19., ja wohl schon im 18. Jahrh. keine zeugende Kraft mehr besaß, anders als die großrussische Byline, völlig anders als das südslavische Volkslied. Was bei der Byline im ganzen noch schwer, beim südslavischen Volkslied noch unmöglich ist, das Vorhandene, Erhaltene zu sammeln und zu thesaurieren, ist an der Duma schon im 19. Jahrh. versucht worden, in unsern Tagen gibt die Ukrajinsche Akademie der Wissenschaften, unter Leitung von Kateryna Hruševska, eine Sammlung heraus, die menschlichem Ermessen nach für immer einen Abschluß dedeutet, der erste Band davon ist 1927 erschienen<sup>1)</sup>.

wissenschaftlichen Institutes“. Die vielen sich erhebenden Fragen können im folgenden nur angedeutet werden; manchen Antworten gegenüber, auch wenn sie Scharfsinn und Sachkenntnis beweisen, war Zurückhaltung geboten, der Leser findet also hier keineswegs eine Aufzählung und Erörterung aller der Vermutungen, die zumal über die Entstehung der Duma geäußert worden sind. Daß die Literatur nicht ganz vollständig zu erlangen war, muß leider jede slavistische Arbeit in Deutschland zu ihrer Entschuldigung anführen.

<sup>1)</sup> Ukrajínski narodni dumy, tom peršyj korpusu, teksty NoNo. 1—13 i vstup Kateryny Hruševskoji, (Kyjiv) 1927.

Aus der sonstigen recht umfangreichen, mir nicht vollständig zugänglichen Literatur über die Dumen hebe ich folgendes hervor: Abkürzungen sind ZNTŠ = Zapysky naukovocho tovarystva im. Ševčenko. — ZUNT = Zapysky ukrajínskoho naukovocho tovarystva v Kyjivi. — KS = Kievskaja starina. — Sonst Arabažin, Istoričeskija pėsnj i dumy malorusskavo naroda, in: Istorija russkoj literatury, pod red. E. V. Aničkova, t. 2, (Moskva 1908), s. 301 ff. — Antonovič i Dragomanov, Istoričeskija pėsnj malorusskavo naroda, t. 1. 2, 1. Kiev 1874. 1875. — Franko, Studiji nad ukr narodnjimy pisnjamy, in ZNTŠ. 75. 76. 78. 83. 94. 95. 98. 101. 103. 104. 105. 106, auch als bes. Buch. — Jerofejev, Ukrajínski dumy i jich redakcii = ZUNT. 6 (1909), s. 69 ff., 7 (1910), s. 17 ff. — M. Hruševskij, Istorija Ukrajiny-Rusy, bes. t. 6, passim. 7, s. 573 ff. — F. Kolessa, Ohljad ukrajínskoruskoi narodnoji poeziji, U L'vovi 1905. — F. Kolessa, Rytmika ukr. nar. piseň, ZNTŠ. 69. 71—74. 76. — F. Kolessa, Meljodiji ukrajínskych narodnych dum, ser. 1. 2 = Materijaly do ukr. etnoljogiji, vyd. Etn. Kom. N. T. im. Ševčenko u L'vovi, t. 13. 14 (1910. 1913). — F. Kolessa, Varijanty meljodij ukr. nar. dum, ... ZNTS. 116, s. 126 ff. — F. Kolessa, Naverstvovańe i charakterystyčni pryznaky ukr. nar. meljodij = ZNTŠ. 126, s. 74 ff. — F. Kolessa, Ukrajínski narodni dumy u vidnošenju do piseň, viršiv i pochoronnych holosjń = ZNTŠ. 130, s. 1 ff. 131, s. 1 ff. 132, s. 1 ff. — D. Revučkyj, Ukrajínski dumy ta piski istoryčni<sup>2)</sup>. Charkiv, Kyjiv 1930 (mit reichhaltigem Literaturverz.). — Voznjak, Istorija ukrajínskoj literatury, t. 1—3. U L'vovi 1920—1924. — Žiteckij, Mysli o malorusskich narodnych dumach, Kiev 1893 (vorher als Artikelserie in KS. 1892).



## 2.

Wenn man im 19. Jahrh. mit wachsender Bestimmtheit und offenbar mit Recht die Dumen als etwas Besonderes aus der Masse der übrigen Volkslieder ausgesondert hat, so konnte man sich da freilich nicht nach dem Namen richten: das Wort „duma“ ist in dieser Bedeutung gelehrten oder halbgelehrten Ursprungs. An sich heißt *dúma* im Kleinrussischen „Gedanke“, das scheint die ursprüngliche Bedeutung zu sein, neben die sich im Großrussischen, wie wir wissen, früh die Bedeutung „Ratsversammlung“ stellt, uns noch aus der verfloßenen russischen „Reichsduma“ der Jahre 1906 bis 1917 geläufig. Ganz sicher läßt sich über die Bedeutungsentwicklung des Wortes schon deswegen nicht urteilen, weil es allem Anscheine nach aus dem Germanischen stammt. Die Bedeutung einer Liedgattung hat *duma* vielleicht im älteren Kleinrussischen gehabt; darauf könnte führen, daß die polnischen Historiker seit dem 16. Jahrh. das Wort *duma* in Verbindung mit der kleinrussischen Poesie gebrauchen, in Galizien scheint eine solche Bedeutung noch heute zu leben<sup>1)</sup>; doch ist weder bei den älteren polnischen Zeugen noch im heutigen Ostgalizien die Gattung gemeint, die wir heute gelehrt „duma“ nennen. Diese Übertragung hat wie es scheint erst der Ukrajiner Maksymovyč um 1827 vollzogen, aber es war ein glücklicher Griff, denn die Gattung von der wir sprechen, benötigte in der Tat einen eigenen Namen: schon Maksymovyč wußte ungefähr die unterscheidenden Merkmale anzugeben, nach denen wir auch heute ein Lied der Dumenpoesie zuweisen: die sichersten ruhen merkwürdigerweise nicht im Inhalt, nicht einmal so sehr in den Stilmitteln; was die „duma“ vom eigentlichen Volkslied unterscheidet, ist vielmehr vor allem der Mangel einer musikalisch und metrisch festen Strophenform, die Gliederung in sehr frei gestaltete Abschnitte und die immer etwas improvisatorische Ausführung durch einen gewerbsmäßigen Sänger. Diese Merkmale haben im allgemeinen hingereicht, um mit einiger Sicherheit zu bestimmen, was eine Duma ist und was nicht.

<sup>1)</sup> Was eigentlich in Galizien unter „duma“ verstanden wird und ob etwas ganz Bestimmtes, Abgegrenztes darunter verstanden wird, ist aus der Literatur (z. B. aus der großen Sammlung Holovačkyjs) schwer zu ermitteln. Nach Kolessa, ZNTS. 132, s. 7 bedeutet das Wort in Galizien ganz allgemein: ernstes Lied.

## 3.

Die ersten Liebhaber und Sammler, die auf das ukrainische Volkslied achteten, fanden die Duma schon im Zustand des Absterbens vor, ihre Nachfolger haben langsam den dahinschwindenden Bestand aufgenommen, keiner von ihnen hat eine Ernte eingebracht, die mit den großen epischen Liedsammlungen anderer slavischer Völker in Vergleich treten konnte: mit der serbischen Volksliedsammlung Vuk Stefanović Karadžićs und seiner Fortsetzer oder mit den Arbeiten Rybnikovs und Hilferdings, die die großrussische Bylinenpoesie erschlossen. Es soll daher dieser Sammelarbeit<sup>1)</sup> auch nur in Kürze gedacht werden. Sie setzte im Anfang des 19. Jahrh. ein, vielleicht erst in dessen zweitem Jahrzehnt, die erste Sammlung, die (1819) im Druck erschien, die des Fürsten Certeljov<sup>2)</sup>, stammte in der Hauptsache aus dem Jahre 1814, sie gab 10 Lieder, zum größten Teil echte Dumen, stellte also die Gattung verhältnismäßig rein dar. Sie ward auch zunächst weder ergänzt noch in der Methode überboten. Sreznevskij (1812—1880), der später als Paläograph und Handschriftenkenner in Sankt-Petersburg wirkte, in der Jugend aber romantisch für die Volkspoesie schwärmte, und der, selbst Großrusse, seine ganze Jugend in der Ukraine verbracht hatte, gab 1831 im „Ukrainischen Almanach“ Proben einer besseren, wahrscheinlich auch genaueren Aufzeichnung, blieb aber 1833 im ersten Bande des „Zaporoger Altertums“<sup>3)</sup> hinter seinen eigenen Anfängen zurück, auch unkritisch gegenüber dem was seine Mitarbeiter lieferten. Wachsende Einsicht hat ihn dann von diesem Felde, das nicht das seine war, vertrieben. Eine wirkliche Bereicherung des Bestandes bot 1836 Lukaševyč in seinen „Kleinerussischen und rotrussischen Volksdumen und Liedern“<sup>4)</sup>, während der eifrigste und beredteste Sammler dieser Jahrzehnte, M. Maksymovyč (1804—1873) nur in seiner letzten Sammlung 1849 neues

<sup>1)</sup> Zu allem folgenden s. vor allem auch Pypin, *Istorija ruskoj etnografii*, t. 3, SPbg. 1891, und das genannte Dumenkorpus von Kat. Hruševska, Einleitung.

<sup>2)</sup> *Opyt sobranija starinnych malorossijskich pėsnej*, SPbg. 1819 g. — Über Certeljov s. Bezsonov, *Věstnik Evropy* 1870, Juniheft. Močul'skyj, *Ukrajina* 1917, Heft 3/4.

<sup>3)</sup> *Zaporožskaja starina*, 1. 1833, 2. 1834. — Über Sreznevskij (1812—1880) s. bes. Jagić, *Istorija slavjanskoj filologii* s. 319 u. ö.

<sup>4)</sup> Lukaševič, *Malorusskija i červonorusskija narodnyja dумы i pėsni*, SPbg. 1836. — Über ihn s. auch Jagić, *Istorija slav. filologii* s. 497 f.

zu bieten vermochte<sup>1)</sup>. Die nächste Generation, besser geschult, nüchterner, wissenschaftlichen Fragen zugänglicher, hat den Stoff noch einmal stark vermehren können, weil sie sorgsamer als die früheren auf die Lebensbedingungen der Duma und auf ihre Träger achtete. Davon wird gleich noch die Rede sein. Sammlungen wie die von P. A. Kuliš (1819—1897)<sup>2)</sup> und von Metlynškyj (1814 bis 1870)<sup>3)</sup>, historische Arbeiten von Kostomariv bargen den verhältnismäßigen Reichtum dieser Ährenlese, aber damit war denn auch das Feld der Möglichkeiten, d. h. des überhaupt noch vorhandenen, so ziemlich durchmessen, und die umfangreichen, z. T. bedeutenden Arbeiten der siebziger Jahre fanden zwar noch die Möglichkeit, gute Varianten hinzuzufügen, zu sichten, zu erklären, aber etwas völlig Neues brachten sie kaum mehr, auch die für das ukrainische Volkslied so bedeutsamen Arbeiten der „südwestlichen Abteilung“ der Kais. russ. geograph. Gesellschaft<sup>4)</sup> waren für die Dumenpoesie ohne großen Belang, und das treffliche Werk von Antonovič und Dragomanov<sup>5)</sup> gab ein erstes großes Beispiel der Verarbeitung an einem Stoffe, der im wesentlichen fertig vorlag.

Wie man begreift, haben die Sammler sich lange Zeit, ausschließlich oder doch überwiegend, um die Texte bemüht. Schon diese Aufgabe bot Schwierigkeiten. Ich sehe von den technischen ab: daß es nicht jedem Aufzeichner sogleich gelungen sein mag, einen rasch gesungenen, wenn auch fast im Sprechvortrag gesungenen Text sicher zu erfassen und zu Papier zu bringen, daß die Träger dieser eigentümlichen Kunst dem Aufzeichner etwa auch mit Mißtrauen begneten: er konnte ja von der Polizei oder, was Gott verhüten mochte, gar ein Konkurrent sein, der den armen,

<sup>1)</sup> Sbornik ukrainskich pësen, izdavaemyj M. Maksimovičem, č. 1. 1849. — Über M. s. vor allem auch Jagić a. a. O. s. 489 f.

<sup>2)</sup> Besonders die eigentümliche Sammlung ukrain. Überlieferungen, die als Zapiski o južnoj Rossii, t. 1. 2. SPbg. 1856. 1857 erschien. — Über Kuliš als Gelehrten s. auch Jagić a. a. O. s. 496 ff.

<sup>3)</sup> Narodnja južnorusskija pëсни, 1854. S. Jagić a. a. O. s. 497.

<sup>4)</sup> In der Hauptsache zusammengefaßt in den Trudy entnogr.-stat. eksp. v jugozapadnyj kraj 1—7.

<sup>5)</sup> S. oben in der allg. Literaturübersicht. Von den Ergebnissen der „Expedition“, die die „südwestl. Abteilung“ damals in der Ukrajina arbeiten ließ, ist bei Antonovič und Dragomanov berücksichtigt, was sich auf die Dumen und historischen Lieder bezog.

blinden Sängern noch das Brot wegnahm, jedenfalls gehörte er nicht zu dem Volke, für das man sonst sang. Aber es kam noch ein weiteres dazu: fast alle Nachrichten aus dem 19. Jahrh. lassen erkennen, daß der Dumengesang verfiel und langsam abstarb. Für anderes waren die Aufzeichner und Herausgeber verantwortlich: Daß man am Anfang des 19. Jahrh. sogleich auf genaueste Aufzeichnung bedacht gewesen sei, ist an sich unwahrscheinlich, aber auch spätere Herausgeber, die ein wissenschaftliches Ziel und bessere Muster haben konnten, sind der Versuchung erlegen, statt des gehörten etwas anderes, irgendwie abgerundetes, zu geben, aus mehreren Varianten eine neue zusammenzufügen, und haben so die Überlieferung verwirrt.

Noch ein Umstand beeinträchtigt von der 2. Hälfte des 19. Jahrh. ab die Echtheit oder besser gesagt den Eigenwert der Aufzeichnungen. Es wurden nämlich von dieser Zeit ab gelegentlich Dumen aus dem Munde von Kobzaren (s. u.) niedergeschrieben, die mit irgendwelchen schon bekannten Fassungen derselben Duma wörtlich übereinstimmten. Das konnte natürlich unter Umständen darauf beruhen, daß eine und dieselbe Duma eben kurz nacheinander zweimal aus dem Munde eines und desselben Kobzaren aufgezeichnet wurde oder ähnlich, aber wenn nun die gedruckte Aufzeichnung schon längere Zeit zurücklag, dann wurde, bei der improvisatorischen Art des Dumenvortrags und aus manchen anderen Gründen, diese Erklärung unwahrscheinlich, und es ergab sich vielmehr, daß von einer gewissen Zeit ab die gedruckten Dumentexte wieder ins Volk, d. h. zu den Kobzaren zurückströmten, d. h. daß die Kobzaren nicht mehr alle und nicht mehr in jedem Falle ihre Tradition fortsetzten, sondern daß sie auch, zur Auffüllung oder Verbesserung ihres Repertoires Anleihen beim schon gedruckten machten. In der ersten Zeit ist das wohl (wenn es vorkam) meist auf mündlichem Wege geschehen, d. h. bei dem Verkehr zwischen Kobzar und gelehrtem Liedersammler kam es auch einmal vor, daß der Kobzar sich vom Sammler ein neues Lied beibringen ließ, das der Sammler aus einem Buche auswendig konnte oder auch einfach vorlas, später, mit der Ausbreitung der Schulbildung, sind dann wohl auch einfach gedruckte Liedersammlungen von den Kobzaren studiert und Lieder daraus ins Repertoire aufgenommen worden, zumal das kleine Büchlein von Hrinčenko, Kobzarendumen

(1897)<sup>1)</sup> scheint im neuen Jahrhundert diesen Dienst geleistet zu haben.

Eine Zeitlang war die Erkenntnis vom Stil der Duma auch durch Unechtes getrübt. Bei den Slaven haben solche Fälschungen wohl meist der nationalen Ideologie dienen wollen, und auch wenn ihr Verfertiger bloß Geld machen wollte, so war doch der Abnehmer letztlich ein irreführender Fanatiker seines Volkstums. Wir denken an die Königshofer und die Grüneberger Handschrift, die den Čechen dazu dienen mußten, das alte Staatsrecht und die alte nationale Kultur zu begründen, lauter Dinge, von denen die eigentliche Geschichte nicht viel wußte, und wir denken an die Tragikomödie des „Slavischen Veda“, mit dem ein bulgarischer Sammler und dann auch ein weiterer Kreis von Slavisten sich betrügen ließ, dieser nur ein paar Jahre, jener ein Leben lang. Das hat es nun auch im russischen Süden gegeben, ohne daß die Umstände und Beweggründe uns klar würden: der erste Band von Sreznevskijs Zaporožskaja starina (1833) enthielt unter 6 Dumen vier gefälschte, natürlich historischen Inhalts. Man hat sie nach etwa vierzig Jahren als solche erkannt, nachdem der nötige Abstand zu ihrem Stil gewonnen war, aber wie es zu diesen Fälschungen kam, ob Sreznevskij selbst sie verfertigt, oder ob er sie im guten Glauben nach den Aufzeichnungen anderer abgedruckt hat, wissen wir noch heute nicht, wir wissen über den Sreznevskij jener Jahre wohl auch zu wenig, um die Frage zu entscheiden. Verhältnismäßig rasch wurde ein Machwerk aufgegeben, das von den letzten Heidenzeiten Altrußlands zu berichten wußte<sup>2)</sup>. Mehr Glück hat ein anderes Lied gehabt, der „Tod des Banduristenkosaken“. Es erscheint noch heute in Liedersammlungen und wird teilweise für echt gehalten<sup>3)</sup>. Es ist aber geraten, auch von ihm abzusehen.

<sup>1)</sup> Dumy kobzarški, vyd. pid dohljadom B. Hrinčenka. U Černihovi 1897.

<sup>2)</sup> Abgedruckt z. B. bei Kuliš, Zapiski o južnoj Rossii 1, s. 172 ff.

<sup>3)</sup> Nur einmal aufgezeichnet, s. dazu vor allem das Dumenkorpus von Kat. Hruševska; der Zweifel ist hinreichend begründet, einzelne Verse, die verunechtet sein könnten, beweisen freilich noch nichts, auch nicht der derbe Vergleich, mit dem der Bandurist von seinem Instrument, der Kobza sagt, sie werde „in der Steppe liegen und den Popo nach oben kehren“. Ganz unmöglich ist so etwas auch in der Duma nicht.

## 4.

Gut oder weniger gut aufgezeichnet, — immerhin waren die Texte das erste und lange Zeit das einzige, was man von den Dumen kennen lernte. Erst nach Jahrzehnten, mit dem Reifen der ethnographischen Methode, kam die Frage auf: Wie lebt denn nun eigentlich die Duma, wann, wo und von wem wird sie gesungen? Die frühen Sammler hatten hierüber nicht gerade Irrtümer verbreitet, aber sie hatten sich mit den allgemeinsten Angaben begnügt. Als Maksymovyč den Ausdruck „duma“ in die Literatur einführte, sagte er: „Sie werden noch heute von den blinden Banduristen gesungen, die man die kleinrussischen Rhapsoden nennen kann.“ Sreznevskij zog 1833 den Vergleich mit den skandinavischen Skalden vor und deutete auf das Zunftmäßige hin, blieb aber im übrigen bei romantischen Schwärmereien. Noch die letzten Äußerungen Maksymovyčs, 1849, waren zutreffend, aber sehr knapp. Ernstliche und zugleich lebensvolle Erkenntnisse erwachsen erst, als man nach der Mitte des Jahrhunderts anfang, den Blick wirklich auf die Träger der Duma, die „Banduristen“ oder „Kobzaren“, zu lenken, zunächst natürlich, im Sinne der Zeit, auf die einzelnen Individuen: 1853 machte ein Geistlicher zum ersten Male auf den Dumensänger Andrij Šut in Oleksándrivka im Gouv. Černihiv aufmerksam. Von da an wurde es allgemeine Regel, beim Aufzeichnen einer Duma auch auf den Sänger zu achten, seine Herkunft, seine Schicksale, seine Vorbildung, seine Lebensanschauung, seinen Liedbestand, wenn es ging, zu erforschen. Die ethnographischen Zeitschriften brachten nun auch Artikel über die berühmten Kobzaren, über Šut, über Veresaj, Krjukovskij, M. Kravčenko u. aa.; allmählich wurde man dann auf den eigentümlichen Umstand aufmerksam, daß diese Kobzaren, und ebenso die Spieler der sog. „Ljira“, ihr Gewerbe nicht als Einzelwesen trieben, sondern daß sie irgendwie einer Organisation mit festen Formen angehörten, über die es allerdings sehr schwer war, etwas zu erfahren, weil die Kobzaren sie geheim hielten, gar wohl verleugneten, überhaupt mißtrauisch waren, und nicht ganz ohne Grund, denn die russische Verwaltung war im letzten Viertel des 19. Jahrh. den bettelnden und singenden Kobzaren durchaus nicht hold. Überhaupt muß zum Verständnis dessen, was die ukrajinischen Gelehrten im 19. Jahrh. leisteten und nicht leisteten, noch die eigentümliche Lage

ihres Volkes berücksichtigt werden: von der russischen Regierung seit den Zeiten Mazepas, ja eigentlich seit den Tagen Chmel'nyćkyjs, beargwöhnt und bevormundet, mehrmals im 19. Jahrh. der Sonderbestrebungen verdächtigt, zuletzt seit 1876 mit einem Ukas beglückt, der den Gebrauch der ukrajinischen Sprache im Drucke nur für historische Denkmäler und für Belletristik und auch da nur mit großrussischer Schrift zuließ. Es war kennzeichnend, daß die 1872 gegründete Kiever Abteilung der Kais. russ. geograph. Gesellschaft schon 1875 der Auflösung verfiel; die volkskundliche Arbeit flüchtete entweder nach Galizien, wohin der Arm des Zaren nicht reichte, oder sie steckte sich in das Kleid großrussischer Schrift und Sprache in dem fast einzigen russischen Organ, das in diesen Jahrzehnten der Geschichte des ukrajinischen Dreißigmillionenvolkes diente, in der „Kievskaja starina“. Dort sind in der Tat viele wertvolle Beiträge zur Dumenpoesie, neue Liedvarianten, Aufsätze über die Kobzaren usw., erschienen; Ostgalizien, sonst in diesen Jahrzehnten das Piemont der kleinrussischen geistigen Bewegung, konnte da nicht viel bieten, denn es gab dort keine Dumenpoesie.

Die erste, eigentlich auch die letzte wirklich umfassende Arbeit über die Organisation der Kobzaren usw. war im Jahre 1904 die Schrift eines Großrussen, M. N. Speranskij, „Das südrussische Lied und seine gegenwärtigen Träger“<sup>1)</sup>. Danach stellte sich die Sache etwa so dar: die Duma war eine ausschließliche Angelegenheit der Bettelsänger, die so gut wie alle blind oder sonst zu den normalen Berufen des Volkes untauglich waren, und die sich bei ihren Wanderungen natürlich eines Führers, meist eines halbwüchsigen Jungen, bedienten; ihr Gewerbe war ziemlich fest in Bruderschaften organisiert, deren jede ein bestimmtes Territorium bearbeitete; jedes dieser Territorien hatte einen Mittelpunkt, zugleich auch einen religiösen, denn die Bruderschaft unterhielt in der Kirche des Ortes ein Heiligenbild mit einer ewigen Lampe usw. In dem betreffenden Orte fanden auch Versammlungen der Bruderschaft statt, nach Bedarf, bei Jahrmärkten usw., auch anderswo. Es bestanden gemeinsame Kassen, Mitgliedsbeiträge, es wurde gemeinsam die

<sup>1)</sup> M. N. Sp., Južnorusskaja pėsnja i sovremennye eja nositeli, aus: Sbornik Istoriko-filologič. Obščestva pri Institutě kn. Bežborodko v Nėžině, Bd. 5, 1904, mir unzugänglich, s. auch dessen Russkaja ustnaja slovesnost' 1917.

Disziplin über die Mitglieder ausgeübt, die sich allerdings in der Hauptsache nur auf Dinge der Zunft bezog: die Bruderschaft erteilte etwa einem Mitgliede das Recht, andere das Gewerbe, d. h. das Betteln und vor allem das Singen und Kobzaspielen zu lehren, hielt wohl am Schluß der mehrjährigen Lehrzeit auch ein Examen, erteilte in feierlicher Sitzung eine Art von Meisterbrief, wies jedem sein Arbeitsgebiet an, wachte darüber, daß kein Fremder in das Gebiet einbrach, und daß kein Ungelernter oder Halbgelernter sich als Kobzar auftat usw. Alles das muß an manchen Orten um die Jahrhundertwende noch recht fest gefügt gewesen sein, anderwärts schienen sich die alten Formen damals schon etwas gelockert zu haben, so daß auch ein Nichtzünftiger es riskieren konnte, mit Dumen aufzutreten. Doch geschah das nur ganz ausnahmsweise. Zum Vorrat eines Bettelsängers gehörte aber bei weitem nicht nur die Duma, ja nicht einmal diese in erster Linie, sondern vor allem die volkstümlichen sog. „geistlichen Verse“ und gewisse humoristisch-satirische Dichtungen, die hier ganz außer Betracht bleiben. Auch solche historische Lieder, die nicht die Form der Duma hatten, sondern in regelmäßigen Strophen verliefen, sind von den Kobzaren gesungen worden, aber nie deren ausschließliches Eigentum gewesen. Verbreitet war die Duma im 19. Jahrh. fast nur noch auf dem linken Dnjeprufer, also in den Gouv. Poltava, Charkiv und Černihiv; im Kiever Gouv. schon selten, fehlte sie beinahe ganz auf dem rechten Ufer, und die Frage ist bis heute noch offen und mit wirklicher Sicherheit nicht zu beantworten, ob sie dort je bestanden hat<sup>1)</sup>.

## 5.

Am allerspätesten ist man zu mittelbaren Vorstellungen über die musikalische Seite der Dumen gelangt. Das war ja auch nur zu begreiflich. Dumentexte beim Gesange einigermaßen treu auf-

<sup>1)</sup> Hierzu s. vor allem Hruševska, Ukr. nar. dumy, s. CCX ff. Hier wird vor allem die Frage eingehend geprüft, wie das (sporadische) Vorkommen von Dumen in Podolien und Wolhynien aufzufassen sei; manches spricht dafür, daß die im 19., 20. Jahrh. dort aufgezeichneten Dumen erst zugewandert sind. Andererseits überwiegt (trotz den etwas unentschiedenen Zweifeln Hruševska's) wohl heute noch die Vorstellung, daß die Heimat der Duma ursprünglich auf dem rechten Dnjeprufer gelegen habe, s. unten.

zuzeichnen war schon nicht leicht, erforderte jedenfalls eine gewisse Übung. Nun aber außer dem Text auch noch das Gesangliche in statu nascendi aufzufassen und mit den Mitteln unserer Notenschrift festzuhalten, das war so gut wie unmöglich. Beides nacheinander zu tun: zuerst den Text und dann, bei einer Wiederholung, die Melodie aufzuzeichnen, war vielleicht möglich, bot aber jedenfalls die Schwierigkeit, daß die Kobzaren sich bei der Wiederholung nie ganz streng an die unmittelbar vorher gewählte Ausführung hielten, daß sie immer bis zu einem gewissen Grade improvisierten. Es ist also im 19. Jahrh. nichts Nennenswertes von der Melodie der Dumen aufgezeichnet worden. Die Zeit dazu kam erst am Anfange unseres Jahrhunderts: der 12. archäologische Kongreß, der im August 1902 in Charkiv stattfand, setzte, entsprechend dem Orte, auch die Frage des Kobzarentums auf die Tagesordnung, es wurden wissenschaftliche oder halbpopuläre Berichte verlesen, es wurde eine Eingabe zugunsten der wirtschaftlichen Lage der Kobzaren an die Regierung gerichtet, es wurden Kobzaren in einem Konzerte vorgeführt, und solche Konzerte bürgerten sich dann mehr und mehr ein; damals wurden auch Phonographen beschafft, und endlich gewann man, neben dem Ukrajiner Opanas Slastjon, noch den galizischen Kleinrussen Filaret Kolessa dazu, die phonographischen Aufnahmen herzustellen<sup>1)</sup>. So entstanden Aufnahmen, die sich noch heute im Besitze teils Filaret Kolessa's, teils der Wissenschaftlichen Ševčenko-Gesellschaft in Lemberg befinden, die aber leider nicht in dauerhaftem Material fixiert wurden, also auch nur einmal vorhanden, im Handel nicht zu beziehen und gegen Einflüsse der Zeit nicht zu schützen sind; wie Filaret Kolessa mir mitteilte, sind sie jetzt schon sehr abgespielt. Bleibender und allen zugänglicher Gewinn sind daher nur die beiden Bände „Melodien ukrainischer Volksdumen“, die Kolessa 1910 und 1913 erscheinen ließ, notenschriftliche Wiedergaben, die in langer geduldiger Arbeit den phonographischen Walzen abgelauscht sind<sup>2)</sup>.

<sup>1)</sup> Ein Hauptverdienst an dem Zustandekommen dieser Arbeiten hat die ukrainische Dichterin Lesja Ukrajinka (1871—1913, eigentlich Larissa P. Kvitka, geb. Kosač).

<sup>2)</sup> Meljodiji ukrajinskych narodnjich dum, ser. 1. 2, spysav . . . F. Kolessa. U L'vovi 1910. 1913 (= Materijaly do ukr. etnojogiji, vyd. Etnogr. Komisija Nauk. Tov. im. Ševčenka u L'vovi, t. 13. 14). S. auch die andern in der Literaturübersicht genannten Arbeiten F. Kolessa's.

Das war die erste ernsthafte Arbeit dieser Art, es scheint auch die letzte geblieben zu sein, und es muß in der Tat fraglich erscheinen, ob nach Kolessa noch gleich wertvolle Aufnahmen hätten gemacht werden können, denn die Popularität, die den Kobzaren seit dem Charkiver Kongreß in weiten musikliebenden Kreisen auch der größeren Städte zuwuchs, hat aus manchen von ihnen „Konzertkobzaren“ gemacht, die in Poltava, Charkiv, Kiev, ja auch außerhalb der Ukrajina spielten und sangen und dabei natürlich der an westeuropäische Musik gewöhnten Zuhörerschaft weitgehende Konzessionen machten. Wieviele und welche Verwüstungen dann Krieg und Bürgerkrieg angerichtet haben mögen, läßt sich kaum abschätzen, sicherlich darf man annehmen: der Stil des Dumenvortrags und die Melodien, die Kolessa am Anfang des 20. Jahrh. noch antraf und die jedenfalls aus dem 19. Jahrh. ererbt waren, die werden sich heute nicht mehr mit Sicherheit feststellen lassen.

In Kürze läßt sich etwa dies sagen: zum Vortrag einer Duma gehörte und gehört fast ausnahmslos die Begleitung eines Instruments. Das ist also anders als im großrussischen Norden, wo die Byline von Amateuren, stets ohne Instrument, gesungen wird, und anders als im slavischen Süden, wo das Instrument, die „gusle“ usw., zwar üblich, aber nicht gerade unumgänglich notwendig ist. Es gab nun zwei Instrumente, die den Dumenvortrag begleiteten, und danach auch zwei wohl unterschiedene (obwohl in den Bruderschaften nicht getrennte) Klassen von Sängern: die eine waren die sog. „Kobzáren“, die Spieler der sog. „Kóbza“ oder „Bandúra“. Ursprünglich waren Kobza und Bandura vielleicht etwas Verschiedenes, im 19. Jahrh. nicht mehr, der Typ war im ganzen einheitlich: ein lautenähnliches Saiteninstrument mit ziemlich großem Bauch und verhältnismäßig kurzem Griff, von einer Holz- oder Blechleiste, die sich unten befindet, gehen die Saiten aus, längere Saiten, die bis zum Griff hinaufgehen und beim Spielen mit den Fingern verkürzt oder verlängert werden und kürzere, die über die Decke zum Rande des Kobzabauches verlaufen, und deren jede ihren unveränderlichen Ton hat. Die Zahl dieser und jener Saiten war verschieden, wechselte etwa zwischen 12 und 30<sup>1)</sup>.

<sup>1)</sup> Beschreibungen der Kobza an vielen Stellen, s. bes. Famincyn, *Domra*, SPbg. 1891, s. 87 ff. V. Jemeć, *Kobza ta kobzari*, Berlin 1923 (= *Bibl. Ukr. Slova*, č. 34). Die Aufsätze von Lysenko waren mir nicht zugänglich, auch nicht

Die andere Klasse waren die „Ljirnyky“, und das andere Instrument, an sich für den Dumenvortrag weniger geeignet, aber wohlfeiler und leichter zu handhaben, war die sog. „Ljira“, nicht eine Lyra des Apoll, sondern etwa das, was wir in Deutschland in vergangenen Zeiten eine „Drehleier“ oder „Bauernleier“ nannten, ähnlich dem Bauch eines Kontrabasses, über den 3 Saiten laufen; die drei Saiten werden gleichzeitig durch Drehen eines kleinen Rädchens in Schwingungen versetzt, auf der einen Seite liegt der „bas“, wie es heißt, auf der anderen der „pidbasok“, mitten zwischen ihnen läuft die „erste“ Saite, auch „meljodija“ genannt oder „rynka“ (dies wohl vom poln. ręka „Hand“), die durch eine Klaviatur verkürzt oder verlängert werden kann; beim Spielen liegt also die Ljira auf dem Schoß, die eine Hand dreht das Rädchen, die andere bedient die Klaviatur der „ersten“ Saite.

Eine Vorstellung von der Instrumentalbegleitung können wir uns überhaupt nicht machen; denn auf den phonographischen Walzen und demgemäß in Kolessa's Noten kommt die Kobza natürlich nur da zu Gehör, wo sie nicht durch den Gesang überdeckt ist, wir wissen, daß die Kobzaren selbst ihr Instrument ganz verschieden anwandten, manche sparsam, andere reichlich. Der Gesang selbst ist uns durch Kolessa in guten Beispielen bekannt, er ist aber äußerst schwer in Worten zu charakterisieren. Vom eigentlichen Volkslied ist er völlig verschieden. Er kennt keinen Strophenbau, sondern nur Sinnesabschnitte von sehr ungleicher Länge, in ihnen wiederholt sich demgemäß auch die gleiche Melodie nicht, oder doch nur teilweise und ohne jede Genauigkeit; die Duma kennt auch keine Verse von gleicher Länge, sondern wechselt fast beliebig in der Silbenzahl. Innerhalb der Verse läßt sich auch keine Takteinteilung durchführen, das was der Sache rhythmischen Halt gibt, sind die meist stark hervorgehobenen Akzente, die sich mit den Hauptakzenten der natürlichen Betonung völlig decken, die aber der Kobzar so anordnet, daß sie ungefähr in gleichmäßigen Abständen aufeinanderfolgen. Das Ganze macht den Eindruck des Sprechgesangs, oder, wie die heimischen Beurteiler z. T. sagten, eines „melodischen Rezitativs“, das im allgemeinen nur am Ende

die von O. Slastjon 1908. S. auch M. Hrinčenko, *Istorija ukrajinškoji muzyky* (Kyjiv) 1922 (= Bibl. „Spilky“, ser. naukova, N. 4) und die Abbildungen bei Kolessa, *Mel'odiji, Revučkyj und Hruševška*.

des Sinnesabschnitts zu einer melodischen Phrase, und zwar zu einer im Einzelliede meist ungefähr gleichförmigen Phrase wird. Text und Gesang streben nach der Herausarbeitung eines gewissen Parallelismus, d. h. sie ordnen gern zwei oder mehr Zeilen zueinander, die etwa die gleiche Sinnesrichtung haben, geben diesen dann ungefähr die gleiche Silbenzahl, die gleiche Zahl von Akzenten, wohl auch eine ähnliche Tonführung und ordnen so, daß in den 2 oder 3 Versen entsprechende Worte an der entsprechenden Stelle aufeinanderfolgen: so etwa am Anfang des Liedes von den Brüdern, die aus Azóv flohen:

*héj, to ne čórní chmáry nastupály,*

*ne drobní došči nakrapály,*

*héj, to ne sívi tumaný j ustavály*

„ha, nicht schwarze Wolken zogen heran, nicht feiner Regentropfelte nieder, ha, nicht graue Nebel stiegen empor“.

Wie Ihnen das Beispiel zeigt, sind solche Parallelverse nicht selten durch den Reim verbunden, aber der Reim ist in der Duma nicht notwendig, und wo er auftritt, ist er denkbar anspruchslos und kunstlos, zu allermeist ein „grammatischer“ Reim, ein Reim entsprechender Formen von Zeitworten, wie in dem Beispiel, oder ähnlich.

Das alles bildet einen sehr merklichen Gegensatz zum eigentlichen Volkslied, d. h. zu dem vom Volke selbst, etwa auch im Chore gesungenen Liede. Dies gliedert sich auch in der Ukrajine fest in Strophen von genau gleichem Bau und die Strophen in Verse, die Verse können zwar etwa verschiedene Silbenzahl haben, aber entsprechende Verse zweier Strophen gleichen sich darin, und eine feste Melodie geht durch alle Strophen eines Liedes hindurch, auch dürfte der Reim in den jüngeren Volksliedern durchgehender und die Reimkunst entwickelter sein als in der Duma.

## 6.

Durch diese formalen Kennzeichen unterscheidet sich die Duma vom eigentlichen Volkslied merkwürdigerweise viel deutlicher als durch inhaltliche oder stilistische Merkmale. Von den Eigenheiten, die den Stil<sup>1)</sup> der Dumen zu kennzeichnen scheinen, d. h. zu

<sup>1)</sup> Den Stil der Duma abschließend zu beschreiben, wird erst möglich sein, wenn das Dumenkorpus der Kat. Hruševska fertig vorliegt. Brauchbare Be-

kennzeichnen im Gegensatz zur gewöhnlichen Prosaerzählung, von diesen Wendungen kehrt der größte Teil in den gewöhnlichen Volksliedern und kehrt das meiste auch im Volksliedstil anderer Völker wieder. Auch der Inhalt ergibt an sich noch keine Scheidung: Es gibt gewöhnliche Volkslieder, die historische Ereignisse besingen, z. T. dieselben wie die Duma; wenn man näher zusieht, ist doch die Art der Erzählung eine etwas andere. Wer die Lieder und die Dumen vergleicht, die vom Heldenzeitalter des Kampfes gegen die Polen singen, wird die Unterschiede leicht herausfühlen. Vor allem hat die Duma einen viel strenger epischen Stil, der sachgemäß, lückenlos, zuweilen pedantisch Ereignis an Ereignis reiht und auch die Reden der handelnden Personen im allgemeinen mit kürzeren oder längeren, schmucklosen oder ausgeschmückten Einleitungen versehen muß. Das eigentliche Lied bewegt sich hier viel freier, reiht Rede und Gegenrede unvermittelt aneinander (vielleicht aus den Möglichkeiten des ursprünglich chorischen Liedes schöpfend), es kann auch die Ereignisse in Bilder auflösen, die unverbunden aufeinander folgen, oder es kann den Sänger eingreifen und kann ein Ereignis zum lyrischen Ausruf oder zum Spott in seinem Munde werden lassen, lauter Freiheiten, deren sich die Duma im ganzen entschlagen muß.

## 7.

Durchgängig war eins zu beobachten, was man freilich aus den aufgezeichneten Texten längst wissen konnte: der Sänger hat den Liedtext zwar einmal gelernt, so wie er auch den Gesamtstil des Gesanges einmal gelernt hat; aber er bindet sich nicht daran, er improvisiert und trägt das Lied schon bei der nächsten Wiederholung unter Umständen etwas anders vor. Dabei erwies sich der Text als verhältnismäßig beständig, die Melodie schwankt viel mehr, was man ja begreift: einen Dumentext von selbst einigen hundert Versen auswendig zu können, ist nicht sehr schwer; dagegen die gewissermaßen durchkomponierte Tonführung mit ihren Schnörkeln auswendig zu lernen, ist fast unmöglich, und es

---

merkungen findet man hie und da in der Literatur zerstreut, z. B. bei Žiteckij, Mysli s. 1 ff., wo freilich die Stilbeschreibung nach kurzem Anlauf in eine Beschreibung von Stimmung und Lebensanschauung der Duma übergeht. Anderes bei Kolessa, Revuckjy u. aa.

versucht es keiner; es genügt dem Kobzaren, den Charakter der Melodie ungefähr im Kopfe zu haben; ein anderes Lied anderen Inhalts wird er nicht ebenso singen, aber er wird es ähnlich singen; und ein anderer Kobzar, zumal wenn er aus einer anderen Schule und, sagen wir, aus einem anderen Schulbezirk stammt, wird alles wieder ganz anders singen. Es ist also keine Rede von einer Melodie, die einem bestimmten Texte überall zugeordnet wäre, eher wird man sagen können, daß der einzelne Kobzar sein Schema hatte, das er mit großen Freiheiten im einzelnen an alle Texte heranbrachte, und daß die Kobzaren einer Schule, eines Bruderschaftsbezirks und eines Gouvernements in ihren Schemata gewisse Ähnlichkeiten miteinander aufwiesen.

## 8.

Was enthalten nun eigentlich die Dumen? Wir kennen im ganzen nur etwa 30 Lieder, denen wir diesen Namen geben, z. T. nur Liedbruchstücke, manche allerdings in einer ganzen Anzahl von Fassungen (bis zu 32 etwa) vorhanden: Inhalt und Hintergrund bildet, ganz allgemein gesprochen, das Kosakenzeitalter, die Zeit also vom Ausgange des 15. bis zum 17. Jahrh., die Zeit, da Kleinrußland einen Teil des litauischen, dann des litauisch-polnischen Staates bildet, da die Südseite und Ostseite noch dem Angriff der Krimtataren offensteht und das kleinrussische Volk aus sich heraus eine Klasse von wehrhaften und freiheitsliebenden Männern schafft, die in der Steppe ihren Erwerb suchen und den Kampf mit dem Tataren, dann auch mit dem westlichen Unterdrücker nicht scheuen. Wenn wir aber feststellen, daß alle diese Lieder durch die etwa gleiche Form und durch die Art der Ausführung eine Gruppe bilden, daß sie von den übrigen Volksliedern sich scharf abheben, daß sie einen ausgesprochen erzählenden Stil haben, und daß sie alle tatsächlich aus der Kosakenzeit erzählen, so fällt auf, daß sie ihrer Gesinnung nach nur sehr teilweise dem entsprechen, was wir sonst von epischer Poesie gewöhnt sind<sup>1)</sup>. Daß die Liebe in

---

<sup>1)</sup> In der folgenden Übersicht über den Inhalt der Dumen ist nur das wichtigere genannt; kleine, schwer einzuordnende Stücke sind übergangen, auch solche Dumen, deren Sinn uns verloren gegangen ist und den gelehrten Bemühungen verborgen bleibt (Duma vom „Falken“), oder die, dürftig bezeugt, Zweifel über ihren Sinn lassen (Ivan Bohuslaved). Das ganze an sich ab-

ihnen gar keine Rolle spielt, die Frau nur als Mutter oder Schwester in Betracht kommt, würde heldischer Gesinnung entsprechen, daß die Erzählungskunst im ganzen, verglichen mit der Byline, phantasielos ist, braucht nicht aufzufallen, aber: Für manche Duma ist die Geschichte nur Hintergrund, und im Vordergrund steht eine ausgesprochene Familienmoral, zuweilen aufdringlich vorgetragen. Etwa die verbreitetste aller Dumen war noch am Anfange des neuen Jahrhunderts die von der „Witwe“, die drei Söhne großzog, dann aber von den erwachsenen Söhnen unter Spott aus dem Hause gejagt wurde und bei fremden Leuten Unterschlupf suchen mußte, die ihre Söhne verfluchte, dann aber ihnen verzieh, als der Fluch sich zu erfüllen begann und die drei reuig zu ihr kamen, um sie zurückzuholen. Wir sehen, das ist nach Zeit und Ort fast ganz unbestimmt, selbst wenn eine Stadt der Ukrajine als Schauplatz genannt wird.

Oder, noch unbestimmter und kaum mehr episch zu nennen: Bruder und Schwester sind getrennt, der Bruder in der Fremde, die Schwester ruft ihn mit zärtlichen Worten, als Falke, als Wachtel, als Schwan, als Taube soll er die großen Zwischenräume, Wiese, Feld, Flüsse und Seen überfliegen. Aber das ist unmöglich, das ist erst möglich, meint der Bruder, wenn am Peterstag Flüsse und Seen zufrieren, um Weihnachten der Schneeball blüht und der Sand, auf einen Stein gesät, als Immergrün aufgeht. Die Schwester sieht, daß das unmöglich ist, und malt sich die Zukunft aus: am Feiertag, wenn alle in die Kirche gehen und die Verwandten sich herzlich begrüßen, wird niemand auf sie achten, denn sie hat keinen ganz nahen Verwandten, und die entfernteren gehen vorüber. Wie der Vogel, der ohne Baum übernachten soll, wie der Fisch, der ohne Wasser leben soll, wie der, der einen Stein aus der Erde erheben soll, so schwer hat es der Mensch, der ohne nahe Verwandte in der Fremde sein Leben beschließen muß.

---

geschlossene, aber zerstreute und in Westeuropa nicht recht zugängliche Material wird erst nach Abschluß der großen Ausgabe (K. Hruševska, Dumy) vorliegen; einstweilen besitzen wir keinen bequemen Abdruck der Texte. Kolessa's Sammlung von 1920 ist mir unzugänglich, auch wohl von geringerem Umfang, Jerofejev bietet nur ein Register des Gedruckten (heute nicht mehr vollständig) und ganz kurze Inhaltsangaben; Revučkyjs hübsches Büchlein enthält jeweils nur eine Lesart und beabsichtigt auch sonst keine Vollständigkeit.

Oder ein Sohn verabschiedet sich von Vater und Mutter, um in die Fremde zu ziehen, die jüngere Schwester fragt weinend nach der Wiederkehr, und damit mündet das Lied dann in eine ähnliche Stimmung und auch in ähnliche dichterische Bilder wie das eben genannte<sup>1)</sup>.

In anderen Liedern ist der Hintergrund bestimmter und farbiger, die Erzählerfreude größer, die Moral aber etwa dieselbe:

Eine Seefahrgeschichte<sup>2)</sup> erzählt von Kosaken, die auf dem schwarzen Meere schiffbrüchig werden, der Hetmann verlangt ein Opfer: der Sündigste soll ein Bekenntnis ablegen und für die anderen sterben. Da meldet sich der ob seiner Frömmigkeit und Bibelkunde bekannte Schreiber Oleksij Popóvyč aus Pirjatyn, und beichtet eine große Sünde: daß er einst gegen den Willen der Eltern zum Kosakenheere fortgelaufen ist, Bruder und Schwester mißachtet hat, Kinder mit dem Pferde niedergetreten und vor den Kirchen nicht den Hut abgenommen hat. Die Kosaken, erschüttert aber auch gerührt von dieser Beichte, begnügen sich damit, O. den kleinen Finger abzuschneiden und ins Meer zu werfen; in manchen Varianten genügt auch die Beichte und Reue schon, um Gott zu besänftigen: die Kosaken kommen wohlbehalten zum Dnjepr-Eingang, und Oleksij bringt ihnen noch einmal nachdrücklichst das vierte Gebot in Erinnerung.

Zuweilen gerät durch die Entwicklung des Liedes, die anderen Gesetzen folgt, die Moral in Unordnung, nicht nur in dem zersungenen und wertlosen Stück vom „Sturm auf dem Meere“<sup>3)</sup>, sondern auch in der besser erhaltenen Duma von „Konivčenko“<sup>4)</sup>.

<sup>1)</sup> Zu diesen Dumen s. auch Hruševska s. CCXVII.

<sup>2)</sup> Hruševska, Dumy s. 54 ff. Sieh auch dieselbe CCXV f.

<sup>3)</sup> Hruševska, Dumy s. 78 ff. Nach derselben s. CCXV wäre diese Duma nur ein mißglückter Versuch, das Thema „Oleksij Popovyč“ einem milderen und spießigeren Publikumsgeschmack anzupassen; die Sinnlosigkeit der Erzählung und ihre geringe Beständigkeit würden sich daraus wohl erklären.

<sup>4)</sup> Über diese besonders gern gehörte Duma s. auch K. Hruševska, Ukr. nar. dumy, I, s. CCXVII ff., wo die verschiedenen Hauptfassungen gegeneinander abgewogen und, soweit möglich, die Geschichte des Liedes und die Geschichte seiner Verbreitung ermittelt werden. Es bleibt die Ausgabe abzuwarten, die hier eine große Zahl von verzerrten, z. T. noch ungedruckten Varianten zu berücksichtigen hat. Es ist ungewöhnlich schwer, gerade bei dieser Duma zum ursprünglichen Sinne vorzudringen.

<sup>4)</sup> Sieh bei Hruševska, Dumy s. 88 ff. und dieselbe s. CCXIV.

Denn der mütterliche Fluch, der hier einen jungen Abenteurer trifft, erscheint mindestens nach der einen Fassung als zurückgenommen, und als brauchbare Moral bleibt darum nach dem Tode des Verwegenen in manchen Fassungen eigentlich nur die Mahnung übrig: daß man sich nicht betrinken solle. Das ist aber sicher nicht die ursprüngliche Absicht des Dichters gewesen.

Am poesievollsten und reinsten hat den Gedanken der Familie eine Duma gestaltet, die wohl früh entstanden, noch im 20. Jahrh. beliebt war, die von den drei Brüdern, die aus der Türkenfeste Azóv nach der Heimat flohen; sie fliehen vor den Türken und fürchten sich vor den Verfolgern, aber damit ist der geschichtliche Sinn auch schon befriedigt, und das weitere ist ein Familiendrama, grell gemalt wie das von der Witwe, aber freilich von einem viel größeren Dichter. Die drei fliehenden Brüder haben nur zwei Pferde, und der dritte, der jüngste, muß zu Fuße nachfolgen. Er ermattet, bittet die Brüder, ihn zwischen sich wenigstens eine Strecke mitzunehmen, oder doch auf ihn zu warten oder ihn gleich zu töten; aber der älteste ist hartherzig, und nur der mittlere läßt sich herbei, wenigstens Zweige auf den Weg zu streuen, damit der jüngste ihn finde, und als sie aus dem Waldgebiet heraus sind, da zerschneidet er seine Decken und seine eigenen Kleider, um dem Bruder noch Zeichen zu geben. Aber schließlich sinkt der jüngste Bruder doch hin, von Hunger und Durst übermannt, und es naht ihm der Tod in der Steppe, wo der Mensch nur mit den Wölfen und den Adlern sein letztes Zwiegespräch halten kann. Was mit den anderen Brüdern geschah, das wird verschieden gesungen: in einer Version werden die beiden Brüder, der böse und der schwache, von den Tataren niedergehauen, als sie sich gerade die Lüge überlegen, die sie zu Hause den Eltern vom Verbleib des jüngsten erzählen wollen. Das ist der bessere und wohl auch der ältere Bericht. Nach einem anderen Bericht kommen sie nach Hause, der Älteste erzählt wirklich seine Lüge, der mittlere aber bekennt den Eltern die Wahrheit und bereut. Die Eltern nehmen ihn in Gnaden an und verstoßen den ältesten Sohn.

Man ist hier noch im Zweifel gewesen, was das Ursprüngliche sei: Kaum ein Zweifel ist dagegen bei der Duma von den drei Brüdern am Samarkafuß<sup>1)</sup>. Sie sind alle drei schwer ver-

<sup>1)</sup> Sieh Hruševska, Damy s. 138 ff.

wundet. Der ältere bittet den mittelsten um einen Trunk Wasser, der mittelste, unfähig aufzustehen, fleht den jüngsten an, das Horn zu blasen und die Kosaken herbeizurufen; aber der jüngste weigert sich, denn damit werde man eher die Türken heranlocken. Besser sei es, im freien Felde den Tod zu erleiden, und der läßt denn auch nicht lange auf sich warten. Dieser einfache, vielleicht zu einfache Hergang ist nun im 19. Jahrh. von manchen Sängern mit einer Moral ausgestattet worden, die wir aus dem Liede von Oleksij Popovyč kennen. Der jüngste belehrt in der Todesstunde die beiden Brüder: nicht die Janitscharenkugel habe sie getötet, sondern das Gebet von Vater und Mutter, denn sie seien ohne Erlaubnis der Eltern zum Kosakenheere gezogen, hätten vor der Kirche nicht den Hut abgenommen usw. usw.

Was ursprünglich von den Brüdern an der Samarka gesungen wurde, war wie wir sehen, ein kleiner Ausschnitt aus dem Leben des Kosakentums, wie es im 19. Jahrh. längst Geschichte geworden, im 16. aber Gegenwart war. Und solcher Lieder, die sich an der Erzählung oder an den unmittelbarsten aus ihr fließenden Empfindungen genügen lassen, gibt es nun auch nicht wenige, sie stehen uns näher als die bisher genannten:

In einigen dieser Dumen, vielleicht den ältesten, erleben wir das Schicksal der Armen, die in türkische Gefangenschaft gerieten, und noch ein anderer ist meist dabei, so typisch wie die Gefangenen: der „nedovírok chrystijánskyj“, der Renegat, d. h. der Christ, der in der Türkei seinen Glauben abgeschworen hat und dafür nun ein gutes oder doch erträgliches Leben führt. In einem dieser Lieder<sup>1)</sup>, das freilich ganz und gar jeder epischen Haltung entbehrt, klagen die armen christlichen Galeerensklaven über ihr Los und wünschen, daß ein Sturm das Schiff von den Anker losreißen möge. Aber der türkische „baša“, der Renegat, der Schiffsherr, hört die Klagen, und er ruft seine Janitscharen und heißt die armen Gefangenen noch viel grausamer mit Dornen und Spierstauden schlagen. Der Befehl wird ausgeführt, und den Gefangenen bleibt nichts weiter übrig als das türkische Land und seinen Glauben zu verfluchen und sich wenigstens im Wunsch heimzusetzen „an die stillen Wasser, die klaren Morgenröten, ins Land der Freude, in die getaufte Welt, in die Städte der Christen“. Oder

<sup>1)</sup> Hruševska, Dumy s. 1 ff.

andere<sup>1)</sup> vertrauen, da sonst niemand Bote sein kann, der Taube oder dem Falken eine Botschaft an die Eltern an: sie mögen doch alles zusammenscharren, um die Söhne auszulösen, ehe sie auf Nimmerwiedersehen in die Fremde verkauft werden. Ein anderer aber antwortet ihm, damit sei nichts geholfen, denn die Eltern würden ja doch nicht wissen, wo sie die Söhne zu suchen hätten: nie komme ein Christ dahin, nur die Falken seien so barmherzig, die Gefangenen zu besuchen. Auch hier wird das türkische Land verflucht, das an Gold und Silber Überfluß hat, aber dem armen Gefangenen nur Leid beschert.

Eigentümlich, aber sicher auch nicht lebensunwahr ist, was ein anderes Lied von einer Renegatin<sup>2)</sup> zu sagen weiß: In einem Gefängnis am schwarzen Meere schmachten christliche Gefangene, Kosaken, schon 33 Jahre, ohne das Sonnenlicht zu sehen. Aber eine Ukrajinerin befreit sie; sie ist zwar Renegatin, aber ihr Gewissen befiehlt ihr doch, den armen Volksgenossen zu helfen. Ich gebe eine Übersetzung dieser Duma, weil sie durch ihre Abrundung, Geschlossenheit und (relative) Kürze sich wohl eignet, den Stil der ganzen Gattung zu veranschaulichen<sup>3)</sup>.

- |   |   |
|---|---|
| <p>1. Hej, dort am schwarzen Meere,<br/>Dort auf dem weißen Felsen<br/>War ein Kerker gebaut, ein steinerner.</p> <p>2. Hej, ein Kerker gebaut, ein steinerner,<br/>Und in dem Kerkerloch schmachteten<br/>Siebenhundert arme Kosaken,<br/>Und sie schmachteten in Gefangen-<br/>Und das göttliche Licht [schaft,<br/>Und die Sonne die gerechte sahen sie</p> <p>3. Hej, ein gefangenes Mädchen [nicht.<br/>Marusja, Popentochter, aus Bohusláv,<br/>Achtet wohl auf alles,<br/>Tritt hin zum steinernen Kerker,<br/>Hej, zu den Kosaken spricht sie mit<br/>[Worten:<br/>„Kosaken, ihr armen Gefangnen,</p> | <p>Ist euch bekannt,<br/>Was in unserm Lande<br/>Für ein Tag ist heute?“</p> <p>4. Hej, die Kosaken, die armen Gefan-<br/>Wohl hörten sie alles [genen<br/>Und zum gefangenen Mädchen,<br/>Marusja, der Popentochter, aus Bo-<br/>Sprachen sie die Worte, [husláv,<br/>Vergossen sie die Tränen,<br/>Das gefangne Mädchen, Marusja, die<br/>[Popentochter,<br/>Aus Bohusláv, riefen sie sie:<br/>„Hej, du gefangnes Mädchen,<br/>Marusja, Popentochter, aus Bohusláv,<br/>Achtest wohl auf alles,<br/>Ob wir dich gefangnes Mädchen<br/>[rufen,</p> |
|---|---|

<sup>1)</sup> Sieh Hruševska, Duma s. 10 ff.

<sup>2)</sup> Sieh Hruševska, Duma s. 21 ff.

<sup>3)</sup> Von der metrischen Form oder Uniform ließ sich freilich in der Übersetzung nur ein ganz ungefähres, von der Reimbindung, wenn die Übersetzung einigermaßen treu sein sollte, gar kein Bild geben.

- Woher denn wissen wir,  
Was in unserm Lande, dem christ-  
Für ein Tag sei heute?“ [lichen,
5. „Hej, Kosaken, ihr armen Gefangnen,  
Ja, in unserem Lande ist heute  
Sonnabend vor Ostern,  
Und morgen schickt Gott den Feier-  
Den vierzigsten Tag, Ostern.“ [tag,
6. Hej, und das hörten die Kosaken,  
Zum gefangnen Mädchen,  
M., d. P., aus B.,  
Sprachen sie die Worte,  
Vergossen sie die Tränen,  
Hej, das gefangne Mädchen,  
M., die P., aus B.  
Fluchten, verfluchten sie:
7. „Sollst du, gefangnes Mädchen,  
M., die P., aus B.,  
Glück und Segen nicht haben,  
Da du uns den heiligen Feiertag  
[nanntest.
8. Denn wir schmachten in der Gefan-  
[genschaft,  
Wir leben im dunklen Kerker,  
Haben seit dreiunddreissig Jahren  
Gottes Licht nicht mehr gesehen.“
9. Das gefangne Mädchen,  
M., die P., aus B.  
Achtete auf alles,  
Sprach zu den Kosaken:  
„Ej, Kosaken, ihr armen Gefangnen,  
Scheltet mich nicht,  
Verflucht mich nicht.  
Hej, wenn der heilige Ostertag an-  
So wird unser Herr, der Türke [bricht,  
Zur Moschee den Ritt hin lenken,  
Dann wird er mir, dem gefangnen  
M., der P., aus Bohuslav, [Mädchen,  
Die Schlüssel in die Hände übergeben,  
Die Schlüssel nehm' ich in die Hände,  
Zum steinernen Kerker hin tret' ich.
10. Aj, dann werd' ich zum steinernen  
[Kerker  
Mich begeben, aufzuschließen,  
Euch, ihr armen Gefangnen,  
Aus dem steinernen Kerker zu be-  
[freien,
11. Hej, ihr Kosaken, ihr armen Gefan-  
Nur Acht sollt ihr geben, [genen,  
In die Städte der Christen sollt ihr  
[fliehen,
12. Die Stadt B. nicht meiden,  
Zu dem Vater mein u. der Mutter  
[euch begeben  
Und dem Vater mein und der Mutter  
Zu wissen sollt ihr geben,  
Es sollen mir Vater und Mutter  
Wohl auf alles achten,  
Gut und Habe nicht veräußern,  
Große Schätze nicht sammeln,  
Und sie sollen mein Haupt  
Aus der schweren Gefangenschaft  
[nicht lösen,
13. Denn geworden bin ich Türkin,  
Geworden Muselmanin,  
Um der türkischen Pracht willen,  
Um der Gier, der verfluchten.“  
Du erlöse uns, Herr,  
Aus der schweren Gefangenschaft,  
Zu den stillen Wassern,  
Den hellen Morgenröten,  
In das Land der Freude,  
In die Welt der Christen!
14. Schenk' es Gott Euer Gnaden  
Und dem Zaporoger Heere.  
Und allen zuhörenden Häuptern  
Und allen Kameraden, Verwandten  
[u. Lieben,  
Send' es Gott: auf lange Jahre  
Bis zum Ende der Welt.

Freude an der Abenteuerlust, dem Mut und zugleich an der listigen Verschlagenheit der Kosaken mangelt auch den älteren Liedern nicht ganz: nur ist sie an kein für uns faßbares Ereignis geknüpft, eher novellenhaft abgerundet:

Vom „Kosakenleben“ wußte eine (wenig gesungene) Duma zu erzählen: wie der ausrückende Kosak, dem „Konivčenko“ ähnlich, von einem Fluche begleitet wird, aber es ist nicht der Fluch der Mutter, nur der der Frau, und der wirkt hier nicht, der Kosak kehrt wohlbehalten zurück, stellt mit dem Stock die Ordnung im Hause her und bezieht seinen Platz in der Kneipe.

Eine andere, besser erzählte und bekanntere Duma berichtete vom Kosaken Holóta<sup>1)</sup>: wie er, arm und in elend abgerissener Kleidung, aber tapfer, auf der Landstraße nach Kilija<sup>2)</sup> reitet. In Kilija aber sitzt ein bärtiger Tatare, der geht in der Stube auf und ab, bemerkt durchs Fenster den Kosaken und sagt zu seiner Frau: er wolle den Kosaken gefangennehmen, da sei Geld mit zu verdienen. Und so kleidet er sich ganz prächtig und reitet Holota entgegen: er sagt ihm gleich was er vorhat, und Holota verspottet ihn, dann aber schüttet Holota Pulver auf die Pfanne und erledigt den Tataren mit einem Flintenschuß. Mit dem Knüppel vergewissert er sich, ob der Tatare tot ist, dann zieht er ihn aus, legt die feinen Sachen des Tataren an, reitet nach dem Zaporoger Lager und beginnt dort einen großen Siegestrunk, bei dem das Feld von Kilija gebührend gefeiert wird.

Hübscher noch und eine von den besterzählten, auch von den besterhaltenen Dumen ist die von Samijlo Kiška<sup>3)</sup>, dem Hetman der Zaporoger Kosaken, der als Galeerensträfling aus Trapezunt ausfährt, der aber mit List und Gottes Beistand den verliebten Kapitän der Galeere wie die betrunkene Mannschaft in der Nacht beseitigt und das Schiff wohlbehalten zur Heimat, d. h. zur Dnjepr-Mündung steuert.

Und ganz im Kreise dieser Ethik bleibt auch das Lied vom Tode des Kosaken Chvédor Bezridnyj (des „Verwandtenlosen“), der auf dem Schlachtfelde seinem Knappen Pferd und Rüstung übergibt mit der einzigen Bedingung, daß der Knappe alsbald die Kosaken herbeirufe, die dem Toten ein würdiges Begräbnis verschaffen sollen.

Diese Lieder, wenn sie auch z. T. jünger sein mögen als die Ereignisse, haben Voraussetzungen, die vor allem im 16. Jahrh.

<sup>1)</sup> *holota* heißt „abgerissenes Gesindel“.

<sup>2)</sup> An der unteren Donau, nahe der nördlichen Mündung.

<sup>3)</sup> Sieh Hruševska, *Dumy* s. 35 ff.

gegeben waren und bedienen sich dieser Voraussetzungen mit einer Freiheit, die genauerer historischer Erläuterung meist keinen Raum bietet: die Namen sind erfunden oder doch ohne rechte Beziehung zu ihren in der Geschichte bekannten Trägern, das Gesicht ist gegen Süden gewendet, wo der Tatare und hinter ihm der Osmane droht. Im 17. Jahrh. wendet sich das Gesicht notgedrungen: das Kosakentum ist erstarkt, es hat die tatarische Gefahr bis zu einem gewissen Grade gebannt oder doch vermindert, dafür droht eine andere von Westen: im Gefolge der Union von Lublin schiebt sich das politische und das wirtschaftliche System des polnischen Adelsstaats tief und immer tiefer in die Ukrajine vor; der Ukrajiner fühlt in den Gebieten, die bis dahin fast herrenlos waren, seine persönliche und wirtschaftliche Freiheit bedroht, seinen sozialen Rang herabgemindert, er sieht zugleich durch die Kirchenunion von Brest den Grundbestand seiner geistigen Kultur bedroht, und dumpf fühlt er sein Volkstum in Gefahr, er sieht auch, wie im eigenen Volk ein Adel sich abzuzeichnen beginnt, der polnische Sitte annimmt. Rettung ist für die einzelnen das organisierte Kosakentum, dem durch Gewohnheitsrecht Freiheiten zustehen, und so drängen sich in der Ukrajine viele zu dieser Organisation, die man zu erweitern trachtet, und die den polnischen Magnaten ein Dorn im Auge, aber als Kriegsinstrument dem polnischen Staate nicht ganz entbehrlich ist. Aufstände flackern auf, werden vorderhand noch unterdrückt, 1638 gelangen die Polen entschieden in den Vorteil und richten ein System auf, das die Kosaken stark einengt, aber freilich den äußeren Frieden zur Voraussetzung hat. Dieser sog. „goldene Friede“, den Kosaken verhaßt und dem König von Polen nicht ganz nach dem Herzen, dauert fast ungestört 8 Jahre. Aber am 11. März 1646 stirbt in Brody unter tragikomischen Umständen der erbitterteste Widersacher der Kosaken, der Kronhetman von Polen, Stanisław Koniecpolski. Kurz darauf verhandelt der polnische König, Władysław IV., in Warschau im geheimen mit vier Abgesandten der Kosaken, man weiß nicht recht worüber, wohl über einen Krieg mit der Türkei, aber man spricht auch von einer Urkunde, die der König den Kosakenführern ausgestellt habe; dann beginnen Verwicklungen, niemand beachtet sie zunächst, und in ihren Anfängen erinnern sie ein wenig an die Geschichte Michael Kohlhaasens, aber freilich es wird rasch etwas

ganz anderes daraus als Haftiz und Leutinger und H. v. Kleist nach Jahrzehnten und Jahrhunderten aus ihrem märkischen Helden zu machen vermochten. Einer der kosakischen Abgeordneten, Bohdan Chmelnyćkyj, der im Kosakenheere eine militärische Laufbahn bis zum Vorsteher der Militärkanzlei gemacht hat, ein Mann von über 50 Jahren, wird, zunächst von untergeordneten Organen der polnischen Verwaltung, verfolgt, in seinem Recht und seinem Besitz gekränkt, schließlich verhaftet. Als er gegen Bürgerschaft frei ist, entflieht er im Spätherbst 1647, und am Anfang des Jahres 1648 dringen nach Polen beunruhigende Gerüchte, daß Ch. sich in den militärischen Mittelpunkt des Kosakentums, in das schwer zugängliche Lager der Zaporoger, jenseits der Stromschnellen des Dnjepr, begeben habe, man erfährt später, daß er in Unterhandlungen mit dem Khan der Krim steht. Der König hofft, die Sache noch einrenken zu können, der polnische Kronhetman Potocki beginnt im zeitigen Frühjahr den Vormarsch gegen das Zaporoger Land. Er macht Fehler, aber auch davon abgesehen ist es zu spät: am 16. Mai überfällt Chmelnyćkyj die Vorhut des polnischen Heeres bei den „Gelben Wassern“, zwischen Dnjepr und Inguléc, und vernichtet sie fast bis auf den letzten Mann. Er eilt dann nach Nordwesten, faßt 10 Tage später den Kronhetman und den Feldhetman und die Hauptmacht des polnischen Heeres bei Korsuń. Auch von diesem Heere bleibt nichts übrig, was das Leben rettet, gerät in tartarische Gefangenschaft. Damit hätte die Sache eigentlich zu Ende sein können. Die Kosaken hätten jetzt ohne große Mühe bis Warschau vorstoßen und dort jeden beliebigen Vertrag diktieren können, aber Chmelnyćkyj, der mit begrenzteren Zielen begonnen hatte und erst allmählich die ganzen Möglichkeiten der Lage begriff, wartete nun, dachte weiter an eine Regelung mit Einverständnis des polnischen Königs; unterdes starb Władysław IV., die Verhandlungen zogen sich in die Länge und so ging die Sternenstunde vorüber. Im Jahre 1648 blieb Chmelnyćkyj noch im Vorteil, ein neugebildetes polnisches Heer schlug er am 28. September völlig bei Piljávcy, dagegen im Jahre 1649 verließ ihn das Glück: Bei Zbóriv, wo er Gelegenheit gehabt hätte, den König Johann Kasimir selbst gefangen zu nehmen, erwies sich die tatarische Hilfe als unzuverlässig, und Chmelnyćkyj mußte den Vertrag von Zbóriv schließen, der

manche der ursprünglichen Forderungen erfüllte, aber gar nichts von den weitgehenden Plänen, an denen sich nach den ersten Siegen die ganze Ukrajine entflammt hatte. Natürlich dauerte der Friede nicht lange, das Jahr 1650 ließ sich zunächst wieder günstig für Chmel'nyćkyj an, aber in der entscheidenden Schlacht bei Berestečko in Wolhynien versagten abermals die Tataren, und die Kosaken erlitten eine ernste Niederlage. Die Folge war der Vertrag von Bila Cerkva im September 1651, der wiederum die Ergebnisse von Zbóriv einengte. Die folgenden Jahre sind erfüllt von Versuchen Chmel'nyćkyjs, durch auswärtige Bündnisse das zu erreichen, was ihm 1648 fast gelungen, dann entglitten war: der Khan der Krimtataren, die Türkei, die Moldau, Siebenbürgen, Schweden und natürlich sehr bald auch Moskau boten wechselnde Möglichkeiten, schließlich kam bei dem allem, selbst bei der hoffnungsvoll begonnenen Aktion der Schweden nichts heraus, und am 27. Juli 1657 starb Chmel'nyćkyj und ließ die Heimat in einer höchst verwirrten Lage zurück. Erst 10 Jahre nach seinem Tode gab der Waffenstillstand von Andrušovo zwischen Moskau und Polen dem Lande den Frieden, aber um den Preis der Zerstückelung. Der östliche Teil des Landes blieb von da an mit Moskau-Rußland vereinigt, den westlichen gewann Rußland erst durch die Teilung Polens, Ostgalizien nie.

Soweit die geschriebene Geschichte; wir fragen wie das Lied sie wiedergibt:

Die soziale Spannung, die im Aufstande B. Chmel'nyćkyjs auch zur Lösung drängt, der Gegensatz zu den polnischen Magnaten und zu dem sich polonisierenden Kosakenadel, hat vielleicht die Duma von Handža Andybér geschaffen: die Geschichte beginnt wieder auf der Landstraße vor Kilijá, wie die Abenteuerfahrt Holóta's, aber sie führt dann natürlich nicht nach Kilija, sondern verständigerweise nach Čerkassy am Dnjepr; dort sitzen in der Schenke, die der stromernde Kosak betritt, drei „Polen, reiche Magnaten“, deren Namen auch genannt werden, sie geben der Schenkwirtin Nástja den Auftrag, den Stromer zur Tür hinauszuwerfen. Der Kosak aber sperrt sich, und einer der Magnaten gibt der Wirtin ein kleines Geldstück, damit sie den Kosaken mit schlechtem Bier bewirte; die Schenkwirtin (oder nach anderer Lesart das Mädchen) holt aus dem Keller ein Quart berauscheden Met, der

Kosak setzt an, trinkt in 3 Zügen leer, dann lärmt er mit der Kanne, daß die Gläser und Flaschen der anderen vom Tische springen, der Ofen in Stücke geht. Nun setzt er sich an den besten Platz, schiebt die Magnaten weg, und bringt ein Goldstück zum Vorschein, wofür er einen Eimer Met bestellt, dann nimmt er den Gürtel ab und bedeckt den Tisch mit Goldstücken, die Magnaten werden nun zutraulich, wollen ihn bewirten, auch die Wirtin bekommt unbegrenztes Zutrauen, da öffnet der Stromer das Fenster und ruft zum Fluß hinunter, und nun erscheint ein Kosak nach dem anderen, sie bringen kostbare Kleider, Saffianstiefel, eine Kosakenmütze, der Kosak kleidet sich um und entdeckt seinen wahren Namen: er ist der Hetman der Zaporoger; nun sind die Magnaten erst recht höflich und freundlich, wollen ihn weiter bewirten, aber er gießt sich ihren Met auf die kostbaren Kleider, dann heißt er die Kosaken anpacken und die Magnaten durchprügeln, nur der eine, der Mitleid mit ihm hatte, darf am Tische bleiben, und das ganze schließt so mit einer Lehre

Ihr Magnaten, sagen sie, Magnaten,  
 Euch gehören alle Auen und Wiesen,  
 Nirgends kann unsereiner, ein Kosakenstromer,  
 Fuß fassen und sein Pferd weiden.

Aber viel vollständiger ist das 10 jährige Heldenleben Chmel'nyćkyjs in die Dumenpoesie eingegangen<sup>1)</sup>: Wie Chmel'nyćkyj dem Hetman Barabaš vergebens die „Briefe“ abverlangt, die der König geschrieben hatte, d. h. die Urkunden, die der König 1646 ausgestellt haben sollte, und an deren Existenz das Volk glaubte, wie er nun zur List greift, Barabaš zu sich einlädt, ihn betrunken macht, ihm Ring, Tuch und Schlüssel entwendet, wie er einen Boten damit in der Nacht zu Barabaš's Frau schickt und von dieser in der Tat die Schatulle mit den kostbaren Briefen erlangt, wie er Anhang wirbt und in der Ukrajine oder im Zaporoger Land die Privilegien des Königs verliert, wie auf sein Geheiß die Kosaken das polnische Lager erstürmen, wie Barabaš zum Frieden mit den Polen rät, auch Chmel'nyćkyj mit Verrat zu beseitigen sucht und durch Chmel'nyćkyj's Hand fällt. Das ist der Inhalt einer Duma.

<sup>1)</sup> Die Chmel'nyćkyj-Dumen findet man einstweilen am vollständigsten bei Antonovič u. Drahomanov, 2, 1, s. 3 ff.

Wir sehen, hier wird, in verkürzender und sprunghafter Darstellung schon die Schlacht an den gelben Wassern geschildert. Die Schlacht von Korsuń ist der Inhalt einer anderen Duma. Der Name Chmel'nyćkyj's ist von chmil' „Hopfen“ abgeleitet, und so erlaubt sich das Lied den Scherz, die Schlacht als ein großes Brauen darzustellen, nach dem die Polen das Bier trinken müssen. Die Duma endet mit der Klage der polnischen Frauen, die ihren Männern nachtrauern.

Dann weiß die Duma von dem Zuge, den Chmel'nyćkyj gegen die Moldau unternimmt, um deren Fürsten mit Gewalt an sich zu ziehen, und von dem vergeblichen Versuch des Moldauers, polnische Hilfe zu erlangen.

Eine andere Duma hat deutliche Erinnerung an die unleidlichen Verhältnisse, die nach dem Frieden von Bila Cerkva 1652 eintraten, wie die Kosaken sich beklagen, wie Chmel'nyćkyj sie auf den Ostertag vertröstet, und wie sie dann wirklich auf die Polen losschlagen, die in Angst aber vergeblich sich im Walde verkriechen. Die folgenden, ergebnislosen Jahre kennt das Lied wohl nicht, hat sie vielleicht nie gekannt; das Lied vom Bilacerkvafrieden schloß ein Sänger mit den Worten:

*Tohd'i ž to Chmel'nyćkyj úmer,  
A sláva johó ne vmiráje*

„Dann starb Chmel'nyćkyj, aber sein Ruhm stirbt nicht“. Und so gibt es Dumen auch von seinem Tode und von der Wahl seines Sohnes zum Hetman.

Einen von der Geschichte zwar bemerkten, aber nicht viel beachteten Zug hat die Duma noch aufgezeichnet: es gibt eine Duma von den „Randári“, d. h. den jüdischen Pächtern und ihrem Schicksal zur Zeit Chmel'nyćkyj's. Da wird in berechneter Steigerung erzählt, wie vor dem Aufstand die jüdischen Pächter die Ukraine bedrückten, wie sie die Chausseen der Kosaken in Pacht nahmen und mit Kneipen übersäten, wie sie die Märkte pachteten und von den Marktbewohnern Abgaben verlangten, wie sie die christlichen, d. h. die griechisch-orthodoxen Kirchen in Pacht nahmen und für Taufen oder Hochzeiten erst öffneten, wenn der Bauer ein Sechsgroschenstück oder einen Taler herausrückte, wie sie endlich die Flüsse pachteten und vom fischenden oder jagenden Kosaken eine Abgabe verlangten. Aber eines Tages versammeln

sich die Juden in Bila Cerkva und hören von Chmel'nyćkyj, und der Jude Abraham, der sonst in einem kleinen Laden mit Nadeln und Haarnadeln handelt, spricht weise Worte über die drohende Gefahr. Und nun spricht Chmel'nyćkyj zu seinen Leuten, und die Juden sind hellhörig und fliehen alle nach der Grenzstadt Polonne. Chmel'nyćkyj rückt vor Polonne und verlangt ihre Auslieferung, die Bürger weigern sich, als Chmel'nyćkyj dann seine Kanone „Syrota“ auffahren läßt, flehen die Juden die Bürger an, sie auf der polnischen Seite zum Tor hinauszulassen, sie wollen meinetwegen im bloßen Hemd bis hinter die Weichsel fliehen. Nun wird Polonne von den Kosaken geplündert und es wird reiche Beute gemacht: ein Drittel wird verteilt, ein Drittel vertrunken und ein Drittel den Kirchen gestiftet.

Die überlieferte Folge der Ereignisse ist für uns hinreichender Grund, die Chmel'nyćkyj-Dumen im Vergleich mit der Mehrzahl der anderen für jung zu halten, der Abstand vom eigentlichen Volkslied ist in ihnen noch größer als in jenen, dafür das Verhältnis zur Geschichte viel enger, die Personen handeln im großen und ganzen so wie auch die geschriebene Geschichte sie handeln läßt, und es gibt keine Moral, die die Ereignisse schaut und zurechtbiegt.

### 9.

Was kann man nun an diesen Texten lernen? Die Arbeit, die eigentlich die des Philologen ist, kann an unseren Texten überhaupt nicht geübt werden, d. h. man kann sie üben, es ist aber dann eine Spielerei: ich meine, wir müssen jeden Versuch aufgeben, mit unseren philologischen Mitteln aus den Varianten einer Duma ihre Urform zu gewinnen, an Texten, die 2–3 Jahrhunderte lang nur mündlich verbreitet wurden, die auch im 19. Jahrh. gar nicht als unverrückbar gegolten haben, deren Träger stets improvisierten und sich immerfort, bis zu einem gewissen Grade, gegenseitig beeinflussen konnten, kann im großen betrachtet, keine Textkritik geübt werden. Einstweilen hat die Textkritik nur einiges zaghaft feststellen können: daß es eine ganze Reihe von sagen wir epischen „Gemeinplätzen“ gibt, die ungehindert und unbeschwert aus einer Duma in die andere übernommen werden, besonders wenn eine Rede eingeführt werden soll usw. Daß ein Kobzar vom anderen Dumen lernte und in seinen Vorrat mitübernahm, auf diese Weise

den vom Meister erlernten Vorrat vermehrend, ist natürlich unbestimmbar oft vorgekommen; immerhin zeichnet sich auch in den Texten (älterer Aufzeichnung) deutlich die Tatsache ab, die uns vor allem Speranskij gelehrt hat: daß die Sängerschaft ziemlich streng territorial gegliedert ist, daß die Texte aus dem Gouv. Poltava und zumal aus benachbarten Kreisen eine gewisse Ähnlichkeit aufwiesen, während Texte aus dem Charkiver Gouvernement im allgemeinen anders aussehen und Texte aus dem Černihiver wieder anders. Und das gilt, anders gewendet, natürlich auch für die Melodien, wie Kolessa an Proben feststellen konnte, es gilt wohl für den ganzen Stil des Vortrags, der ja mit Text und Melodie noch lange nicht erschöpft ist, der auch die Gesten des Kobzaren, seinen wechselnden Gesichtsausdruck usw., mitumfaßt: einigermaßen vollständig ließe sich ein solches Lied überhaupt nur im Tonfilm aufnehmen. Ja man kann aus den älteren Aufzeichnungen entnehmen, daß gewisse Lieder gewissen Territorien eigen waren, dort gepflegt wurden, während andere Territorien sie nicht oder nicht mehr kannten.

## 10.

Die höhere Kritik mußte vor allem das eine feststellen, daß nirgends der Versuch gemacht erscheint, Dumen, Einzellieder, miteinander zu einem Zyklus zu verbinden, was doch z. B. bei den Chmel'nyćkyjliedern an sich möglich, ja leicht gewesen wäre<sup>1)</sup>. Sie vermag auch wohl an einer und der anderen Stelle zu erkennen, wie die Lieder sich in wesentlicheren Teilen beeinflussen, wie sie schwerer wiegenden Eingriffen unterlagen, wie zumal die Familienmoral (und die Kirchenmoral) eindringen in Lieder von ursprünglich anderer Haltung, wie ein verändertes Ethos einem Liede eine neue Wendung gibt, selten wohl zum Bessern. Aber das müßten zum einen Teile ziemlich alte Veränderungen sein, die uns in das schwere Problem der Vorgeschichte der Duma hineinführen, zum anderen Teile gewahrt man hier schon die Verfallszeichen, und deren gibt es ja aus dem ganzen 19. und 20. Jahrhundert viele.

Daß die Duma im Aussterben sei, behaupteten ihre Aufzeichner schon in der ersten Hälfte des 19. Jahrh., es erwies sich dann als

<sup>1)</sup> Gelehrte Versuche, etwa die Lieder von Marusja Bohuslavka, von Ivan Bohuslav und vom „Falken“ als Zyklus zu betrachten, sind Phantastereien.

verfrüht, denn man lernte nun doch eine stattliche Reihe von Kobzaren kennen, aber die Zeichen des Verfalls waren doch deutlich: zunächst war das ganze etwas abgeschlossenes, die Dumen, die es noch gab, waren bis 1870 etwa restlos aufgezeichnet, die Nachlese ergab nur noch mehr oder minder gute, mehr oder minder interessante Varianten. Vermehren konnte sich der Vorrat nicht mehr, das Vorhandene war etwa bekannt, und es war eine völlige Ausnahme, daß einmal ein Kobzar eine neue Duma auf ein erschütterndes Zeitereignis machte<sup>1)</sup>. Daß der Bestand sich fortwährend minderte, zeigen die Nachrichten über den Liedervorrat der Kobzaren. Alle überhaupt vorhandenen Dumen hat wohl nie ein Kobzar beherrscht. An sich wäre das keine besondere Gedächtnisleistung gewesen (etwa 30 mittellange Texte auswendig zu lernen, soviel verlangten früher unsere höheren Schulen selbst vom durchschnittlichsten Schüler), aber es geschah schon deswegen nicht, weil ja das Kobzarentum territorial organisiert war, und jedes Territorium seinen irgendwie begrenzten Schatz an Liedern hatte. Und auch das, was ein Kobzar gelernt hatte, blieb nicht unangetastet bestehen. Vom Ende des 19. Jahrh. wird schon recht glaubhaft berichtet, wie die Kobzaren ihre Dumen vergessen und an ihre Schüler nicht mehr weitergeben, einfach deswegen weil das Volk sie nicht mehr hören mag<sup>2)</sup>. Sie überlassen die Dumen etwa auch ruhig den „Ljirnyky“, obwohl deren Instrument für den Dumenvortrag weniger paßt. In unseren Varianten selbst haben wir die traurigen Beweise des Verfalls in Gestalt von Dumen, die nur noch bruchstückweise bekannt oder durch Stücke aus anderen Dumen mühsam und schlecht geflickt waren.

Was für Geschmacksurteile oder sonstige Erwägungen das Volk veranlaßt haben, die eine Duma länger am Leben zu erhalten als die andere, ist im einzelnen wohl schwer zu sagen.

<sup>1)</sup> So über die Vorgänge in Soročincy 1905, wo die Verwaltung Kosaken zur „Beschwichtigung“ der Bevölkerung verwandte, s. Korolenko, Soročinskaja tragedija (Polnoe sobr. soč., izd. T.-va A. F. Marks 1914, t. 6, s. 412 ff.). Über M. Kravčenkos Versuch, dies in einer „Duma“ zu besingen, s. Kolessa, Meljodiji 1, s. LXXXVII; Hruševska, Dumy s. CLXII f.; Stanislavskýj, Ukrajina 1924, s. 171 ff. und sonst.

<sup>2)</sup> Daß die Kobzaren auch Parodien auf die Dumen sangen, ist an sich noch kein Zeichen des gesunkenen Interesses, aber ein Zeichen für mangelnden Ernst, über solche s. Revučkyj, Etnogr. visnyk 1, s. 69 ff.

Bezeichnend ist, daß die an sich schönen und wohl erhaltenen Dumen von Chmel'nyčkyj im 19. Jahrh. nur noch selten und nur an einzelnen Stellen aufgezeichnet werden konnten, dann wohl untergingen<sup>1)</sup>, und daß selbst eine so gut erzählte wie die von der Heldentat Samijlo Kiškas nicht zu den beliebten und lebenszählen gehörte: das ukrainische Volk hatte seine Heldenzeit erlebt und war geschichtslos geworden. Die Dumen, die eine rührselige Moral predigen, behaupteten das Feld, gute und weniger gute: die beliebtesten und zählebigsten waren noch um 1900 drei: die an sich hochpoetische von den Brüdern, die aus Azov flohen, die dichterisch wertvolle, aber anscheinend etwas zersungene von „Konivčenko“ und die dürftige von der „Witwe“. Von einer Auswahl des Besten kann man also hier nicht sprechen<sup>2)</sup>.

## 11.

Das Interesse, das die Gebildeten nach 1900 am Kobzarentum und an der Duma nahmen, hat ja dann einige begabte Kobzaren veranlaßt, ihren Dumenvorrat zu pflegen und wieder zu erweitern. Aber aus der Tradition kam das nicht mehr: Musik und Stil begannen sich an den Geschmack der Gebildeten, d. h. wohl an die westeuropäische Musik anzunähern, und die neuen Texte die man lernte, wurden jetzt oft aus Büchern gelernt, so wie schon im 19. Jahrh. die Kobzaren gelegentlich von den Ethnologen eine Duma gelernt hatten; besonders das kleine Büchlein von Hrinčenko ist ein Schatz dieser neuzeitlichen Kobzaren geworden<sup>3)</sup>. Hier ist also die lebendige Tradition jedenfalls verschüttet.

Freilich haben gebildete und halbgebildete Kreise seit dem Beginn des Jahrhunderts die Duma selbst zu pflegen begonnen, manche die Kobza spielen zu lernen und den Dumenstil sich anzueignen versucht, das Instrument selbst ist sogar wie es scheint in der ganzen Ukrajina wieder populär geworden, aber die alten Bruderschaften haben ihre Bedeutung eingebüßt, und neben den

<sup>1)</sup> Unbeschadet der Möglichkeit, daß sie aus Büchern nachträglich wieder auferstanden.

<sup>2)</sup> Dankenswerte, z. T. auf ungedrucktem Material beruhende Erhebungen über die Verbreitung der Dumen, d. h. über die Zahl ihrer Aufzeichnungen s. bei K. Hruševska, Ukr. nar. dumy, Einl. s. CCI ff.

<sup>3)</sup> S. o. Abschnitt 3.

„Blinden“ sind die sog. „sehenden Blinden“ häufig geworden, d. h. Männer, die den Beruf des Kobzaren wählten wie man irgend-einen anderen Beruf wählt, ohne durch körperliche Mängel irgend-wie dazu besonders veranlaßt sein; man hat auch nicht den Ein-druck, daß der Geschmack breiter Volksmassen sich der Duma er-neut zugewendet hätte, und so wird dieser Zweig der Volkspoesie wohl am Ende seiner Geschichte und überwiegend noch ein Gegen-stand für geschichtlich angeregte Feinschmecker sein. Wie Krieg, Revolution und soziale Neuordnung auf dies alles gewirkt haben, ist aus der Ferne gar nicht zu beurteilen<sup>1)</sup>.

## 12.

Im Vorstehenden ist in den größten Zügen das gesagt, was über das Leben der „Duma“ zur Zeit ihrer Aufzeichnung ge-sagt werden kann. Selbstverständlich will aber das menschliche Forschen sich damit nicht begnügen, es will auch diese eigentüm-liche Liedgattung nach Möglichkeit bis zu ihrem Ursprung ver-folgen. Dazu bieten sich nun leider sehr wenige Handhaben, geringere als irgendwo in der slavischen Volksliedforschung. Zu-nächst mangelt es fast gänzlich an brauchbaren älteren Zeugnissen für die ganze Form<sup>2)</sup>.

Wir haben auch so gut wie keine Niederschrift einer Duma vor dem 19. Jahrh.; nur vom „Kosaken Holota“ hat sich zufällig in einer (sonst lateinischen) Krakauer Handschrift (Ende des 17. Jahrh.) eine Aufzeichnung erhalten, die uns, so kostbar sie ist, nicht viel lehrt: diese Lesart, mindestens 120 Jahre älter als alle anderen Dumentexte, mindestens 150 Jahre älter als die anderen Aufzeichnungen derselben Duma, unterscheidet sich von ihnen kaum wesentlicher als sich sonst Dumentexte voneinander unterscheiden<sup>3)</sup>.

<sup>1)</sup> Weder Jemeć noch Revučkyj noch Kat. Hruševska. Duma s. CXCv ff. ermöglichen eine solche Beurteilung. Sieh aber auch Revučkyj u. aa., Kobzari j lirnyky, Etnogr. visnyk 3, s. 64 ff.

<sup>2)</sup> Was in älteren vor allem polnischen Zeugnissen über die Vorgeschichte der kleinrussischen Volksdichtung enthalten ist, hat schon Jagić, Rad. 37, S. 33 ff. zusammengestellt. Sieh auch Jerofejev, ZUNT. 6, s. 69 ff. u. das Dumenkorpus von K. Hruševska s. XIII f.

<sup>3)</sup> Voznjak, Duma pro kozaka-netjahu v zapysi kinča XVII v., in Juvilejnyj zbirnyk na pošanu . . . M. S. Hruševskoho, U Kyjivi 1928, s. 518 ff.

Unmittelbare Zeugnisse haben wir somit weder für das Alter noch für die Herkunft der Duma. Für die letztere Frage ist jedenfalls nicht gleichgültig, daß die Duma, heute fast nur in den linksufrigen Gouvernements verbreitet, im Texte nicht selten Orte nennt, die rechts des Dnjepr liegen, in der Tat hat sich seit Kuliš die (überwiegende) Meinung gebildet, die Duma sei in der rechtsufrigen Ukrajina entstanden und erst später ganz auf das linke Ufer abgewandert, im Verfolg der Ereignisse, die im 17. und 18. Jahrh. den Schwerpunkt des nationalen Lebens (soweit es ein solches gab) in die linksufrige Ukrajina verschoben.

## 13.

Der Inhalt der Dumen war vor allem zur Geschichte der Ukrajina in Beziehung zu setzen: diese Aufgabe wurde in dem Buche von Antonovič und Dragomanov 1874, 1875 gelöst, soweit sie zu lösen war. Es ergab sich, was wir schon wissen, daß der Kampf mit Tataren und Türken den frühesten uns bekannten Dumen Anlaß und Inhalt gegeben hat, der Aufstand Chmel'nyčkyjs so ziemlich den spätesten. Damit war der Anfang der uns erhaltenen Dumendichtung etwa auf das 16. Jahrh. festgelegt, während für die Chmel'nyčkyj-Dumen ein gewisser Spielraum gelassen werden mußte. Die Überlieferung seiner Taten hat gewiß auch lange nach seinem Tode noch zum Liede werden können. Die Frage erhebt sich aber natürlich, warum von den Ereignissen des südrussischen Mittelalters keine Duma singt, obwohl doch im hohen Norden Rußlands in den sog. „Bylinen“ noch das Gedächtnis der vortatarischen Zeit fortlebt, und obwohl das ukrainische Volkslied außerhalb der Duma auch einige wenn auch wirre und ihres Sinns beraubte Erinnerungen an die Kiever Zeit hat<sup>1)</sup>. Darauf wird es, wenn man nicht künsteln will, nur die alte Antwort geben, daß in Südrußland das Gedächtnis der alten Zeit durch die Taten und Leiden des Kosakentums ausgelöscht und überdeckt worden ist<sup>2)</sup>, während im Norden das „historische Lied“ der Mos-

<sup>1)</sup> So besonders in den *koljadky* genannten Festgedichten des dörflichen Ritus, s. bes. Kolessa, ZNTŠ. 132, s. 54 ff.

<sup>2)</sup> Auch Kolessa, ZTNŠ. 132, s. 57 scheint dies für den Hauptgrund zu halten; außerdem spricht er, zweifelhaft mit welchem Recht, von der Atomisierung des (ursprünglichen) ukrainischen Epos, das erst im 14.—16. Jahrh. auf Moskauer Boden zyklische Abrundung erfahren hätte.

kauer Zeit nur zur Fortsetzung, nicht zum Ersatz der „Byline“ wurde. Die andere Frage aber: warum schon im 18. Jahrh., vielleicht schon am Ende des 17., die Dumenpoesie aufhört, neue Stoffe zu gestalten, ist in der Hauptsache die Frage nach dem Aufhören der epischen Dichtung überhaupt. Alles was den modernen Staat bildet, Unterordnung des Einzelnen unter einen fernen, wenn auch großen Begriff, Ausbildung des Rechts, des Heeres, staatliche Fürsorge für die Wirtschaft, für die Volksbildung, Absonderung einer Bildungsklasse über den anderen, ist tödlich für die epische Dichtung, und ein Zeitalter wie die Anfänge Chmel'nyčkyjs hat das ukrainische Volk nicht mehr erlebt<sup>1)</sup>.

Nach Antonovič und Dragomanov sind manche Einzelarbeiten über die Stoffe der Dumen erschienen<sup>2)</sup>, und es erwies sich, daß wohl in größerem Umfange, als die Historiker hatten glauben wollen, verbreitete Märchen- und Novellenmotive den Inhalt der Duma bestimmt hatten. Auch mit dem epischen Liederschatz anderer slavischer Völker zog man Vergleiche, vor allem mit dem südslavischen<sup>3)</sup> und, was noch in jedem Betracht näher lag, mit

<sup>1)</sup> In der Beurteilung ist große Vorsicht geboten, denn die im 19. Jahrh. aufgezeichneten Dumen für die einzigen zu halten, die es überhaupt je gegeben habe, wäre sicher ein ungeheurer Fehler. Es ist durchaus möglich, daß noch am Ende des 17. und daß im 18. Jahrh. aufliegende Ereignisse zu Dumen gestaltet wurden; diese müßten dann allerdings wieder untergegangen sein, weil ihre Inhalte nicht wie die Chmel'nyčkyj-Zeit im Andenken des Volkes dauernd fortlebten, und weil eine populäre Moral sich an sie nicht anknüpfen ließ oder doch nicht angeknüpft wurde. Das außerordentlich spärliche Vorkommen selbst der Chmel'nyčkyj-Dumen im 19. Jahrh., überhaupt die offenbare und wachsende Gleichgültigkeit des Volkes gegen „geschichtliche“, d. h. gegen moralfreie Dumen läßt das Gesagte als durchaus möglich erscheinen. Wir wissen also nicht eigentlich, bis wann die Dumenpoesie produktiv war, daß sie es im 19. Jahrh. nicht mehr war, ist allerdings sicher.

<sup>2)</sup> Zu den Chmel'nyčkyjdumen, die vielleicht nicht immer der historischen Wirklichkeit, sicher aber der alsbald gebildeten und (später) auch niedergeschriebenen Tradition entsprechen, s. noch I. Franko, ZNTŠ. 98, s. 31 ff.; 101, s. 39 ff.; 103, s. 28 ff.; 104, s. 38 ff.; 105, s. 18 ff.; 106, s. 41 ff. Hruševskyj, Istorija Ukrajiny-Rusy 8, 2<sup>2</sup>, s. 207. Kolessa, ZNTŠ. 131, s. 46 ff. Über das Heldenideal und die einzelnen Heldengestalten der heroischen Dumen s. I. Kamanin, Ukrajinski bohatyri kozačkoji doby, ZUNT. 9 (1913), s. 53 ff. Die Beziehungen der älteren Dumen zur Geschichte erörtert z. B. auch Hruševskyj, Istorija Ukrajiny-Rusy, t. 7, s. 573 ff. (1909).

<sup>3)</sup> Zum etwaigen Zusammenhang der Duma mit dem südslavischen (serb.) Volkslied s. bes. Daškevič, Izbornik Kievskij, posvj. T. D. Florinskomu, s. 119

der Byline<sup>1)</sup>, wie sie heute noch im hohen Norden Rußlands lebt. Zwingend ist wohl keiner dieser Vergleiche gewesen, aber selbst das, was man etwa zugeben möchte, besagt offenbar nichts darüber, wann und wie die Duma entstand.

Am meisten ist zu bedauern, daß über das Verhältnis der Duma zum eigentlichen Volkslied, d. h. zu dem vom Volke gesungenen Liede, so wenig ausgesagt werden kann. Daß es auch historische Volkslieder gibt, die keine Dumen sind, wissen wir schon, wir wissen auch, daß beide im Stile teilweise übereinstimmen und teilweise auseinandergehen; im allgemeinen scheint die ältere Duma, von Motiven des Volksliedes stärker durchsetzt, zur Geschichte ein entferntes, oft schwer angebbares Verhältnis zu haben, die jüngere Duma, die der Chmel'nyékjy-Zeit, verhält sich da etwa umgekehrt. Philologische Folgerungen ergeben sich aber kaum: Es ist bisher nicht möglich, unsere Dumentexte aus den uns bekannten Volksliedern oder deren Vorstufen glaubhaft herzuleiten.

#### 14.

Über die Form der Duma ist schon gesprochen, über deren Vorgeschichte gibt es allerlei Vermutungen: Den Vergleich mit den arabischen Makamen und ihren ganz ungleichmäßig langen, rhythmisch sehr losen, aber gereimten Verszeilen betrachtet auch Kolessa heute nur noch als eine Parallele, nicht als eine Erklärung für den Ursprung der Duma.

Der Vergleich mit den griechischen Rhapsoden hat natürlich

bis 137. Hruševskýj, *Istorija Ukrajiny-Rusy*, 6, 2, s. 364 f., 615 ff. Teršakoveč, *Archiv f. slav. Phil* 29, s. 221 ff. Tymčenko, *ZUNT*. 2, s. 239 ff. Kolessa, *Meljodiji* 1, s. 44 ff. Kolessa, *ZNTŠ*. 132, s. 37 ff. usw. Da wir von südslavischen Sängern und Musikern in Polen und Kleinrußland, von Südslaven im Kosakenheere wissen, so wären die Bedingungen für einen Einfluß der südslavischen Epik wohl gegeben gewesen. Es wiederholt sich aber der in der Weltliteratur nicht seltene Fall, daß eine an sich denkbare, ja wahrscheinliche Einwirkung nicht eintrat oder doch in einer Weise, die sich jeder Feststellung entzieht. Weder Inhalt noch Form der Duma legen einen solchen Vergleich nahe, s. auch unten.

<sup>1)</sup> Über Dume und Byline s. bes. Kolessa, *ZNTŠ*. 132, s. 57 f. Die inhaltlichen Berührungen sind außerordentlich gering; die Übereinstimmung in dem Namen Oleksij Popovyčs ist menschlichem Ermessen nach ein (nicht einmal besonders merkwürdiger) Zufall, denn was von O. P. in der Duma erzählt wird, hat (wenn man nicht ganz blutleere Schemata anwenden will) gar keine Ähnlichkeit mit den großrussischen Bylinen von Aljoša Popovič.

den Philologen des 19. Jahrh. immer nahegelegen, aber die Dumen im Mittelalter geradezu als Nachahmungen griechischer Rhapsodien entstanden zu denken, wie Rawita<sup>1)</sup> tat, war unmöglich.

Wenn solche Erklärungen mit den Einflüssen großer, uns an sich ganz unbekannter mündlicher Überlieferungen rechneten, so blieben andere im engsten Kreise: die Duma sollte letzten Endes aus der Literatur, und zwar einer ziemlich jungen, stammen, aus den Versen, die die gebildeteren, d. h. durch eine gelehrte Schule gegangenen Ukrainer seit dem 16. Jahrh., nach lateinischen und vor allem nach polnischen Vorbildern, schrieben. Auch das hat nur einen bescheidenen Erklärungswert<sup>2)</sup>.

Daß die Duma dem eigentlichen Volkslied, d. h. dem vom Volke gesungenen Lied, in der Form ganz unähnlich ist, sahen wir schon, auch das andere: daß die Duma sich zwar in den Motiven mit dem Volkslied begegnet, dessen Stilmittel nicht verschmäht, doch aber in anderer Art „erzählt“ als das eigentliche historische Volkslied; es gelang nicht, das eine aus dem anderen zu erklären. Von den verwandten epischen Überlieferungen hat die südslavische eine Form, die vor allem mit ihrer strengen Silbenzählung, ihren Zäsuren, ihrer Reimlosigkeit, andererseits mit dem Fehlen größerer metrischer und musikalischer Einheiten den denkbar größten Gegensatz zur Duma bildet; recht fern steht im ganzen auch die großrussische Byline: sie kennt keine Gliederung in Abschnitte, und ihre Silbenzahl, obwohl nicht mechanisch begrenzt, bewegt sich meist um ein gewisses mittleres Maß, die Verse sind daher meist ungefähr gleich lang, entbehren einer gewissen Taktgliederung nicht und sind reimlos. Auch hier ist nur mit großer Willkür eine Brücke zu schlagen<sup>3)</sup>.

Eine den Dumen immerhin nahverwandte Form hat F. Kolessa dagegen in den ukrajinischen Totenklagen gefunden<sup>4)</sup>. Von der

<sup>1)</sup> Tygodnik, Warszawa, 1890, no. 16 ff., dazu Stepovič, KS. 36 (1892), s. 106.

<sup>2)</sup> Erklärungen dieser Art bei Žiteckij, Mysli, passim. Peretc, Istoriko-lit. izsledovanija i materialy, T. I, 1. SPbg. 1900 (= Zapiski Istoriko-filol. fak. Imp. S.-Peterburgskavo Universiteta, č. 54, vyp. 2), passim. Dagegen mit Recht Kolessa, ZNTŠ. 131 (1921), s. 34 ff.

<sup>3)</sup> Zur Form der Duma im Vergleich mit Byline und südslav. Lied s. bes. wieder die Arbeiten von F. Kolessa.

<sup>4)</sup> So schon ZNTŠ. 71—74, 76, passim.; ders., Meljodiji 1, s. 1 ff.; ders. ZNTŠ 132, s. 1 ff.

altheidnischen Sitte der Totenklagen bewahrt der slavische Osten und Süden noch verschiedenartige Reste; manches davon ist im 19. Jahrh. aufgezeichnet und so der Vergessenheit entrissen worden<sup>1)</sup>. Selbstverständlich sind Duma und Totenklage etwas verschiedenes, diese kunstloser, wohl nie mit der Begleitung eines Instruments verbunden, heute wenigstens in der Ukrajina keine Angelegenheit von gewerbsmäßigen Sängern, in alter Zeit vielleicht gewerbsmäßig ausgeübt, aber dann wohl von Frauen, nicht von Männern. Trotzdem messe ich dem von Kolessa mit außerordentlichem Geschick gezogenen Vergleich einige Bedeutung bei, dann aber doch eher in dem Sinne, daß in beiden Gattungen eine alte, für unser Empfinden sehr freie, Form bewahrt ist. Den inhaltlichen Berührungen vermag ich eine gleiche Bedeutung nicht beizumessen, am wenigsten dem Nachweis, daß Tod und Begräbnis in der Duma häufig sind. Ohne also grundsätzlich in Abrede zu stellen, daß epische Gedichte aus Preisliedern am Grabe entstehen konnten, und daß derartiges sich auch in der Ukrajina vollzogen haben könnte, halte ich doch den Nachweis für unsere Duma nicht für erbracht und möchte glauben, daß ihre kunstreichere Form und die kunstlosere des Totenliedes seit längerer Zeit, vielleicht seit dem ukrainischen Mittelalter, nebeneinanderliefen, als Zweige aus einer Wurzel. Da es nicht leicht nebeneinander zwei Formen des epischen Gesanges gegeben haben wird, so müßte die Form der Duma, ein solches Alter vorausgesetzt, auch die Form der untergegangenen ukrainischen Lieder des Vladimircyklus gewesen sein. Die müßten dann freilich auf großrussischem Boden in eine recht andere Form umgesetzt worden sein, aus der endlich die Byline unserer Zeit entstand. Ich glaube aber nicht, daß diese Annahme unübersteigbaren Schwierigkeiten begegnet. Mehr als eine Annahme kann bei dem Mangel an alten Zeugnissen auch sie nicht sein.

## 15.

Wir wissen unmittelbar nichts darüber, wer vor dem 19. Jahrh. der Träger und wer eigentlich der Urheber der Duma-Form gewesen ist. Für das 19. und 20. Jahrh. wissen wir, daß die Duma nur von gewerbsmäßigen, meist blinden Bettlersängern fortgepflanzt

<sup>1)</sup> Zu den ersichtlich alten Zügen vgl. auch Niederle, *Život starých Slovanů* 1, 1, s. 247, Anm. 2.

wurde, und das wird am Beginn des 19. Jahrh. wohl auch schon so gewesen sein, aber weiter zurück gelangen wir nicht. Die alten Nachrichten, die über die Art der ukrainischen Lieder so wenig sagen, schweigen auch über die Träger dieser Lieder. Es war daher der Vermutung ein ziemlich weiter Spielraum gelassen und wir haben ziemlich eingehende Versuche der Erklärung, so vor allem von Žytečkyj<sup>1)</sup> und F. Kolessa<sup>2)</sup>. Žytečkyj haftete wohl auch hier zu sehr an den Erscheinungen, die wir zufällig kennen, er war einigermaßen geneigt, die Kobzaren, d. h. die zunftmäßig organisierten, gewerbsmäßigen Bettlersänger nicht nur für die gegenwärtigen Träger, sondern auch für die Schöpfer der Duma zu halten. Natürlich war dann zu erklären, wie sie zu ihren Liedinhalten kamen, die doch im ganzen nicht im Wege ihrer Beschäftigung und Weltanschauung lagen, und Žytečkyj gab dafür eine eigentümliche Erklärung: er maß den Spitälern und Siechenhäusern der alten Ukraine eine erhebliche Bedeutung als Pflanzstätten der Duma bei: dort hätten, um es grob zu sagen, die Kobzaren von den fahrenden Scholaren der Ukraine Verskunst, gehobene Sprache und literarische Motive gelernt, und andererseits von solchen, die im Heere gestanden hatten, die Taten der Kosaken, und das zusammen mit den ihnen vertrauten volkstümlichen Elementen hätte ihnen genügt, um die Duma zu schaffen. Diese Ansicht überschätzte einerseits die literarischen, buchmäßig-gelehrten Einflüsse auf Form und Sprache der Duma, hielt das Bettel-sängertum für eine gegebene Größe, und schaltete andererseits das Kosakentum als mittätig beinahe aus. Žytečkyj war nämlich der Meinung, eine immerhin so komplizierte Vortragsweise wie die der Duma und das begleitende Kobzaspiel könne nicht von den Kosaken selber stammen, da sie als Kriegerleute gar keine Zeit gehabt hätten, so etwas richtig zu lernen. Dabei ist, ich will nicht sagen, übersehen, aber jedenfalls zu leicht gewogen, daß die Organisationen der Kosaken nicht dauernd im Felde waren, und daß es bei ihnen zweifellos auch eine Art Militärmusik gegeben hat, die nicht lediglich aus Invaliden bestanden zu haben braucht. Wir wissen zwar von der Musik der Kosaken unmittelbar sehr wenig, aber das eine

<sup>1)</sup> Žiteckij, Mysli; so schon KS. 39, s. 213 ff.

<sup>2)</sup> ZNTŠ. 130—132.

ist doch eigentümlich, daß die volkstümliche Vorstellung in Rußland wie in Mittel- und Westeuropa sich die Kosaken im 18., wohl auch schon im 17. Jahrh. als Musikliebhaber, meist mit irgendeinem Saiteninstrument, zuweilen geradezu mit der Kobza in der Hand darstellte. Wenn das auch nur einigen Grund in der damaligen Wirklichkeit hatte, d. h. wenn wirklich die organisierten Kosaken Gesang und Saitenspiel selbst ernstlich pflegten<sup>1)</sup>, so ist offenbar gar kein Grund, ihnen die Entstehung der Duma, die doch von ihnen handelt, abzusprechen. Anders gesagt: es ist dann gar kein Zweifel, daß die Dinge sich geändert haben, denn im 19. Jahrh. spielte in den alten Kosakenfamilien, die doch sonst ihre Traditionen hatten, kein Mensch mehr die Kobza, sondern nur die Kobzaren, die blinden Bettelsänger, führten dies Instrument noch. Was sich aber so fast nachweisbar mit dem Instrument zugetragen hat, kann auch mit den zugehörigen Liedtexten geschehen sein: auch diese können sehr wohl aus dem Munde der Kosaken in den Mund der blinden Bettelsänger übergegangen sein und hier ihre letzte Pflege gefunden haben zu einer Zeit, als das Kosakentum selber seine Überlieferungen teilweise preisgegeben hatte.

## 16.

Man ist versucht, sich in der ganzen Frage nach Vergleichbarem umzusehen, man findet es auch, nur ist leider das Vergleichbare selber noch in hohem Grade der Aufklärung bedürftig. Da die Duma Jahrhunderte lang auf dem Boden des polnischen Staates gelebt hat, so liegt es nahe, irgendeinen Vergleich mit der polnischen Bettler- und Kirchensängerzunft zu suchen, den sog. „*dziady*“. Sie sind der polnischen Volkskunde, auch der geschichtlich interessierten, wohl bekannt, und ihr Treiben bekommt etwas Hintergrund dadurch, daß sich die polnische Literatur schon vor Jahrhunderten für ihre Zunft interessiert hat; wir wissen auch, daß sie die Träger, zuletzt vielleicht die einzigen Träger des in Polen so überaus schwach bezeugten „historischen Liedes“ waren,

<sup>1)</sup> Daß unter ihnen gerade die Blinden, häufiger als andere, diese Tätigkeit wählten und etwa auch von ihr lebten, braucht deswegen nicht bezweifelt zu werden; unter den kleinrussischen „Banduristen“, die im 18. Jahrh. in Großrußland, bei völligem Verfall des alten Kosakentums, mit der Musik ihr Glück machten, werden auch Blinde genannt; charakteristisch war aber die Blindheit nicht.

indes sind die Nachrichten über sie m. W. noch ungesammelt, ungesichtet und im einzelnen durch Phantastereien entstellt <sup>1)</sup>.

Aufschlußreicher ist das südslavische Beispiel, schon deswegen, weil es den epischen Gesang noch in der Blüte zeigt (oder doch vor wenigen Jahrzehnten zeigte): Wenn man früher nach den Trägern des berühmten serbischen Volksliedes fragte, so bekam man nicht viel gescheite Antwort, weil der Blick auch hier allzulange an den Texten allein haftete. Dann hat etwa Kuhač <sup>2)</sup> unvollständig, mit einigen Übertreibungen, aber im ganzen wohl treffend, berichtet, daß das südslavische Sängertum, das „Guslarentum“ <sup>3)</sup>, in Serbien und Bosnien einesteils eine freie Kunst war, die zu jedem anderen Berufe an sich hinzutreten konnte und mit keinerlei körperlichem Gebrechen ursächlich verbunden war, daß aber anderwärts, besonders in Syrmien, also schon am Rande des Sprachgebietes, auch „Blinde“, „slijepci“, auftraten, die den Gesang des epischen Liedes als Beruf und Erwerb pflegten; diese Klasse erinnert in manchen Eigenheiten auffallend an die ukrainischen Bettelsänger, die „Kobzaren“ und „Ljirnyky“, ein Beruf neben dem Singen und Betteln kam bei ihnen im allgemeinen nur als Behelf für die schlechte Jahreszeit vor. Die Forschungen Murkos und Gesemanns <sup>4)</sup> haben uns das freie Guslarentum (vor allem Montenegros, der Herzegowina und Altserbiens, man könnte es das Herrenguslarentum im Gegensatz zum professionellen nennen) genauer kennen gelehrt, in Wirklichkeit sind die Dinge noch verwickelter <sup>5)</sup>, und erst neuerdings hat ein serbischer Forscher, Svetozar Matić, der alten Vorstellung von blinden (und zunftgemäß organisierten) Rhapsoden für das serbische

<sup>1)</sup> Über die polnischen Bettler gibt es eine umfangreiche, aber zerstreute und im ganzen wohl nicht sehr wertvolle Literatur, s. J. St Bystron, Wstęp do ludoznawstwa polskiego 1926 (= Lwowska biblj. slawistyczna 2), s. 127 f. Der dort zitierte Artikel „Dziad“ in der „Wielka encyklopedja ilustrowana“ ist mir unzugänglich. S. auch Bystron, Historia w pieśni ludu polskiego, Warszawa usw. (1925), s. 14 ff. Stilistisch und formal haben übrigens die von diesen „Dziady“ gesungenen Lieder, auch die historischen, keinerlei Ähnlichkeit mit der Duma.

<sup>2)</sup> Rad 38, s. 32 ff. u. ö.

<sup>3)</sup> Das Begleitinstrument sind im Süden überwiegend die „gusle“, obwohl nicht überall notwendig, daher der Sänger epischer Lieder „guslar“ genannt wird.

<sup>4)</sup> S. z. B. Gesemann in: Forschungen und Fortschritte Jg. 8, nr. 23/24, s. 292 ff.

<sup>5)</sup> S. z. B. Gesemann, a. a. O. Vlahović, Glasnik etnografskog muzeja u Beogradu 6, s. 100 ff. Šmaus-Vlahović, ebenda 7, s. 90 ff. Gesemann, Slav. Rundschau 5, s. 143 ff.

Volksepos wieder Geltung zu verschaffen versucht<sup>1)</sup>. Doch beruht das ganz überwiegend auf der Ausdeutung älterer (durchaus nicht ganz klarer) Nachrichten, und auch Matic' muß zugeben, daß daneben das Hajdukentum eine zweite, und zwar die bei weitem wichtigere Quelle des serbischen Volksepos darstellt, so daß im besten Falle ein Zusammen- und Nebeneinanderwirken verschiedener Klassen angenommen werden könnte; im allgemeinen wird aber wohl das „individuelle (d. h. das nichtprofessionelle) Guslarentum“ auf dem Balkan für die ältere Form gehalten.

Denkt man sich eine auch nur ähnliche Entwicklung in Kleinrußland, so wird man kaum eine Schwierigkeit bei der Annahme finden, die Duma sei im Kreise des Kosakentums, von dem sie singt, auch entstanden, und erst nach dessen Verfall ganz in die Hände der blinden Bettelsänger geraten, die sie dann im 19. Jahrh., vor den Augen und Ohren der Sammler und Forscher, noch eine Weile weitertrugen, bis sie in unseren Tagen endgültig zur Reliquie wurde. Was die blinden Bettelsänger vorher getrieben hatten, wissen wir nicht, wie wir überhaupt leider fast nichts über die Vorgeschichte dieser Erscheinung wissen; sie selbst für etwas junges zu halten, dem widerspräche wohl die merkwürdige ganz zunftartige Organisation<sup>2)</sup>. Es steht aber wohl nichts im Wege, diese Blinden von altersher für die Träger des geistlichen Liedes zu halten, wie auch andererseits, nach den südslavischen Parallelen, nichts uns an der Annahme hindert, die blinden Sänger hätten sich früh schon auch der Duma bemächtigt, und es wären also eine Zeitlang, bis tief ins 18. Jahrh., Kosaken und Bettelsängerezunft nebeneinander Träger der Duma gewesen. Selbst das wäre zur Not denkbar, daß eine oder die andere Duma ganz aus diesem Kreise stamme, so die zählbeige, aber ihrem Alter nach ganz unbestimmbare „Witwe“. Aber die Blindenzunft für den Schöpfer der ganzen Form zu halten, dazu sehe ich nicht die geringste Veranlassung. Das eine wird man ja wohl festhalten müssen, daß die Duma, mag ihre Form so alt sein wie sie will, immer von gelernten Sängern gepflegt wurde, niemals eigentlicher Volksgesang gewesen sein kann.

<sup>1)</sup> Srpski kniževni glasnik 33, s. 437 ff., 509 ff.

<sup>2)</sup> Alte Nachrichten über die Kobzaren haben wir nicht; die ältesten brauchbaren Nachrichten sind aus der zweiten Hälfte des 18. Jahrh., zumal die Nachrichten über drei „Banduristen“, die 1770 als Teilnehmer am letzten Hajdamakenaufstand hingerichtet wurden.

## Nationalsozialismus und Volkskunde.

Von Walther Steller.

Deutsche Volkskunde als Wissenschaft ist ihrem Wesen nach nationalsozialistisch. Diese Formulierung ist eine Erkenntnis und eine Forderung. Erst im Zeitalter des Nationalsozialismus konnte der Volkskunde ihr volles Recht zuteil werden, konnte ihr im Kreis anderer Wissenschaften der ihr zukommende Platz zugewiesen werden. Erst nachdem das nationalsozialistische Denken das Bewußtsein von der Einheit eines Volkstums, von uns aus gesehen des deutschen Volkstums, geschaffen hat, hat die deutsche Volkskunde als die Wissenschaft vom deutschen Volkstum ihre Bestätigung gefunden. Der Nationalsozialismus betreibt aber auch die einzelnen Teile der Volksgemeinschaft, „Schichten“ und „Stände“ — nicht indem er klassenheterisch ihre Unterschiede und ihre materialistischen Interessenansprüche betont und sie so gegeneinander führt —, sondern indem er die marxistische Interessengemeinschaft umschuf zu einer Gesinnungsgemeinschaft. Er erfüllte den Adel des Standes und damit das Ethos des Standes und des Berufes mit neuer lebendiger Bedeutung. Auf dieser sozial-ethischen Haltung von hohem volkserzieherischen Wert gründet er die wechselseitigen Lebensbeziehungen der verschiedenen Teile unserer Volksgemeinschaft. Demselben Ziel dient aber auch die Wissenschaft der Volkskunde. Sie geht dem geschichtlichen Werden der Schichten und Stände und Berufe unseres Volkes nach, erforscht ihre Eigenheiten und versucht, die Kräfte aufzuzeigen, die sie schufen und umwandelten. Die Erforschung des Eigengutes dieser Schichten, Stände und Berufsgruppen unserer Volksgemeinschaft bringen den Wert dieses Eigengutes in das Bewußtsein ihrer Besitzer, der geschichtliche Nachweis und das Wissen von seinem Werdegang verbindet den heutigen Träger mit der Überlieferung und knüpft Gegenwärtiges an die Vorwelt und die Vorfahren. Die

Kenntnis von den Gesetzmäßigkeiten und den Lebensbedingungen erweist die wechselseitig wirkenden und damit verbindenden Kräfte und Fäden und läßt zugleich den Zustand der Gegenwart erkennen, der die Grundlage für die Zukunftsgestaltung ist. So wird der auf Leistung und Standessitte gegründete Stolz des einen Volksteils — eine Haltung, die den Lebenswert des Einzelnen innerhalb dieser Gemeinschaft erhöht und stärkt — gebunden an die in gleicher Weise gefestigten anderen Berufsgemeinschaften. So bietet sich hier die wissenschaftliche Volkskunde als Dienerin und Helferin dem nationalsozialistischen Erziehungsgedanken an. Denn Aufgabe jeder wahren, lebendigen Wissenschaft sollte es sein, nicht nur Erkenntnisse im Sinne eines verfehlten „l'art pour l'art“ zu erarbeiten und zu besitzen, sondern die Erkenntnisse sind bereit zu stellen, um sie einer zukunftswirkenden Neugestaltung unseres Volkstums im nationalsozialistischen Sinne zuzuführen. Das heißt nicht, Wissenschaft mit vorgefaßtem Ziele treiben und dementsprechend „Erkenntnisse“ zu formulieren. Das brauchen wir auch nicht, denn wir sind für unsere Wissenschaft der deutschen Volkskunde in der glücklichen Lage, gerade zu diesem Ziele zu gelangen, wenn wir ungetrübt die sich uns anbietenden Forschungsergebnisse zusammenfügen. An dieser Wahrheit ändert auch die Tatsache nichts, daß die deutsche Volkskunde, selbst mit dem hoheitsvollen Anspruch als Wissenschaft versehen, in den letzten Jahren gelegentlich umgefälscht und zur Sklavin des marxistischen Systems erniedrigt wurde, ja daß sie in den Dienst gezwungen wurde, die Kluft in unserem Volke weiter aufzureißen. Die mannigfachen Unterschiede unseres Volkslebens wurden nicht als beglückende Fülle verschiedener Eigenart gewachsener Bodenständigkeit, neuartiger Entwicklung und großer Lebenskraft empfunden, sondern dazu benutzt, Gegensätze zu schaffen und materialistische Interessen herauszustellen. Man nahm sich zum Ziel, eine innere Kluft zwischen Stand und Stand, Beruf und Beruf und den einzelnen Zugehörigen dieser Gemeinschaften herzustellen oder zu vertiefen, um Haß bis zur wechselseitigen Vernichtung daraus zu gestalten.

Wir meinen hierbei nicht die rechtmäßigen Ansprüche, die ein gewordenener neuer Stand sich erwerben, ja erkämpfen muß gegen den Widerstand sog. „privilegiierter“ Stände. Das ist ein Lebensrecht, und der Kampf hierum ist der gemäße Weg, dieses Recht

zu erwerben. Der Marxismus als geschichtlich-materialistische Denkform macht das Volk geschichtsuntüchtig, hält es von seiner nationalen Bestimmung fern und nimmt ihm die Fähigkeit, sich zu einer kulturbildenden Macht zu formen. Während die Wissenschaft der Volkskunde den Begriff der nationalen Kultur zum Gegenstand ihrer Forschung macht, „sabotiere der Marxismus den Begriff der nationalen Kultur, machte das von ihm geistig und sittlich erniedrigte Proletariat zum Ausgangspunkt einer „neuen“ Kultur, riß es aus der Geschichte heraus und arbeitete an der Verewigung eines in Wahrheit kulturlosen Zustandes, der durch unfruchtbaren Intellektualismus sein Gesicht von Jahr zu Jahr mehr enthüllte als verdeckte“<sup>1)</sup>.

Es ist an und für sich eine dankenswerte Aufgabe, wissenschaftlich das Werden des Arbeiterstandes zu erfassen und auch die Umgestaltung seiner Denkweise darzustellen, als er sich vom Bauern löste, um unter neuen Bedingungen eine neue Lebensform und eine neue gesellschaftliche Schicht zu gestalten; aber eine solche Darstellung darf nicht mit parteilich sozialdemokratischer Einstellung verfärbt werden<sup>2)</sup>. Eine Volkskunde des deutschen „Fabrikarbeiters“

<sup>1)</sup> Schulz. F. O. H., Untergang des Marxismus. Stuttgart 1933.

<sup>2)</sup> Das Unterfangen nach dieser Richtung, das in namentlicher Verbindung mit der Volkskunde steht, die „Volkskunde des Proletariats“ von Will-Erich Peuckert, hat nun aber diese zeitbedingte Gefahr nicht vermieden, sondern, wie schon die Wahl des Titels, der schwarz-rot-goldene Umschlag des Buches und der Verlag (Neuer Frankfurter Verlag, 1931) zeigt, geradezu gesucht. So ist dieses Buch ein Dokument jener Behandlung volkskundlichen Stoffes, die sich in den Dienst liberalistisch-marxistischen Denkens und in den Dienst der Systempolitiker sozialdemokratischer Richtung stellte. Zahlreiche Besprechungen des Buches haben diesen Zug deutlichst angemerkt; u. a. Th. Siebs, Mitteilungen d. Schles. Ges. f. Vkd. Bd. XXXI/XXXII (1931) S. 396/7: „Wo die Politik des Tages und die Wissenschaft sich mischen, sind in der Regel beide auf dem Irrwege“; J. Klapper, Zeitschrift des Vereins für Geschichte Schlesiens Bd. 65 (1931) S. 567: „Volkskunde ist nicht Geschichte sozialer Zersetzung . . .“; O. Hammelsbeck, Die Volksschule 27. Jahrg. (Verlag Beltz in Langensalza, 1931) Heft 14 S. 720/1: „Der Titel ist irreführend. Der ganze Band hätte richtiger etwa „Geschichtliche Vorstudien zu einer Kunde des schlesischen Proletariats“ heißen können.“ D. h. der Titel des Buches besteht nicht zu Recht, da es sich nicht um eine Volkskunde handelt, sondern um eine Zusammenstellung von Quellenstücken zu einer Volkskunde des „Fabrikarbeiters“ — so wäre die Aufgabe zu stellen. Diese Quellenstücke, aus denen auch Hauptmanns „Weber“ schöpfen (vgl. auch Klappers Besprechung s. o.), sind zumeist nicht neu, in einem

(denn um ihn handelt es sich hierbei und so wäre die Aufgabe zu stellen) ist noch zu schreiben.

Mit Staunen erlebten wir es noch im Jahre 1930 auf der Tagung des Verbandes deutscher Vereine für Volkskunde in Würzburg, wie die Vertreter der „Soziologie“, gestützt durch die herrschende Richtung und die Systemgewalt, gegen die Wissenschaft von der „deutschen Volkskunde“ und ihre Vertreter Sturm liefen. Zu diesen gehörten erfreulicherweise fast die Gesamtzahl der Mitglieder des Verbandes. Ihnen war die volkscundliche Arbeit Dienst am Volksganzen im Sinne der Volksgemeinschaft, ihnen bedeutete die Volkskunde als Wissenschaft das historische und soziale Gewissen dieser Gemeinschaft. Auf der Gegenseite empfand man aber eine solche Erforschung und Pflege der Volkskunde als im höchsten Maße national verdächtig, und man bekämpfte sie in nachdrücklicher und umfassender Weise. An die Stelle der zu beseitigenden „deutschen Volkskunde“ trat die „Soziologie“ oder die „Sozialwissenschaft“, die als Kernwissenschaft des Systems hingestellt wurde. Ihrer Deduktion nach war Volk als Masse und seine Gruppierung ständischer und beruflicher Gemeinschaften im Sinne der sich befehlenden „Klassen“ zu interpretieren. Solche Wissenschaft aber bildete die Grundlagen für die volkserzieherischen und volksbildnerischen Maßnahmen der Systemregierung. In der Wissenschaft entscheidet die Fragestellung, und die ist in der Volkskunde nicht zu trennen von der weltanschaulichen Grundlage, von der sozialetischen Haltung und dem politischen Willen.

Die „deutsche Volkskunde“ der Gegenwart schließt an Wilhelm Heinrich Riehl und Justus Möser an; sie sieht ihre Vorläufer in den Kämpfern der Freiheitsbewegung Arndt, Fichte, Görres, Jahn, in den Dichtern der Romantik, die aus dem deutschen Volksgut schöpfen und es neu beleben, wie Arnim, Brentano, und in den Wissenschaftlern des deutschen Volkstums, den Brüdern Grimm. Sie prägt ihr Ziel in letzter Formung etwa in dem Satz V. von

---

anderen Teil, wie dem Abdruck des Dirnen- und Verbrecher-Verzeichnisses, nicht gerade ein Beitrag zur Volkskunde des Arbeiterstandes, auch nicht des Fabrikarbeiters.

So ist dieser Versuch nicht nur in seiner weltanschaulichen Grundhaltung, sondern auch in seiner pseudo-wissenschaftlichen Zielsetzung und Ausarbeitung abzulehnen. Eine Volkskunde des deutschen Fabrikarbeiters ist noch zu schreiben.

Gerambs: „Volkskunde ist die Wissenschaft von der Volksseele“, mithin deutsche Volkskunde die Erforschung und die Kenntnis von der deutschen Volksseele. Ihre Eigenart, gemessen an den Erscheinungsformen, ihr Leben und ihre Entwicklung, ihre Lebenskräfte und Lebensgesetze gilt es zu erforschen. Oder sie gelangte zu Aussagen, wie ich sie im Wintersemester 1922/23 in meiner Vorlesung gebrauchte, der ersten Stunde, in der eine rein volkscundliche Vorlesung mit dem Titel „Deutsche Volkscunde“ an der Breslauer Universität überhaupt gehalten wurde: „Eine solche Betrachtung der deutschen Volkscunde führt uns dazu, zu erkennen, daß die Begriffe „national“ und „sozial“ (sozialistisch) — unbeschadet, daß sie noch heute von zwei entgegengesetzten Parteien auf ihre feindlichen Banner geschrieben werden — keine Gegensätze sind und keine sein dürfen, wenn es zum Heile der Zukunft unseres deutschen Vaterlandes sein soll.“ Eine These, die ich für wichtig genug hielt, um sie in der Folgezeit immer zu betonen.

Eine solche Zielsetzung der wissenschaftlichen Volkscunde fügt sich dem Nationalsozialismus unmittelbar ein. Prägungen, die dem Volkscundler im Sinne W. H. Riehls in dessen Werken begegnen, gewinnen in unseren Tagen neue Bedeutung und einen neuen gegenwartsnahen Sinn. Sie finden nach Jahren des Verschweigens und der Ablehnung Verständnis und Wertung: so, wenn Riehl die soziale Frage in erster Linie als eine ethische Frage, dann erst als eine ökonomische sieht; wenn Riehl von dem hohen Wert der nationalen Sitte spricht, die zu hüten die vornehmste Aufgabe der Frau und der Familie ist. Riehl betont die Standessitte und hebt ihren sozialen und sozialistischen Wert rühmend hervor; niemals aber ist von „Klassen“sitte die Rede. Volkscundliche Forschung, wie er sie pflegt, steht ihm im Dienste des Sozialerziehers: „Das Volksleben muß erst erforscht werden, ehe wir wissen, was ihm gut ist.“ Der Aufgabe der Volkserziehung aber sah sich der Nationalsozialismus zunächst gegenüber, und die Kenntnis von der Eigenart unseres Volkes und seiner Teile bildet die Grundlage der umfassenden erzieherischen Maßnahmen, die der Führer unserem Volke zuteil werden ließ und noch zuteil werden läßt. Hier muß sich die Wissenschaft der deutschen Volkscunde bewußt in diese Erziehungsarbeit einfügen.

Riehl bezeichnete es als ein nationales Gebot der Stunde, die bäuerlichen Gemeinschaftsformen zu erforschen. Er erkennt

das bäuerliche Gemeinschaftswesen als eine Gesinnungsgemeinschaft, nicht als eine Interessengemeinschaft an. Diese Unterscheidung kennzeichnet eine weltenferne Grundhaltung, so verschieden wie Nationalsozialismus und Marxismus.

Der Nationalsozialismus betreibt praktische Volkskunde. Das Erbhofrecht mit seinem Zug dauerhafter Verbundenheit der Familie mit Boden und Scholle soll hier herausgehoben sein. Boden und Scholle aber sind gleichsam nur Lehen des zur Zeit lebenden Besitzers, Lehen, die mit der Verpflichtung übernommen sind, sie zu erhalten und zu fördern. Sie werden einstmals weitergereicht. Die Ordnung des Erbhofrechtes wurzelt in alter bäuerlicher Überlieferung und ist in dem Denken des unverbildeten Bauern verankert, der sich bei allem Besitzstolz doch nur als Treuhänder des ihm zeitweilig anvertrauten Gutes fühlt. Nicht erst bei seinem Tode, sondern schon wenn er nicht mehr imstande ist, mit voller Kraft Sachwalter des Hofes zu sein, tritt er zurück. Er zieht aufs Altenteil, ins Auszugshäusel und überläßt der jungen Kraft die Bewirtschaftung der Scholle. Der Hof ist etwas Überpersönliches; er steht sogar der Familiengemeinschaft voran. Auch der Familiengedanke steht im Dienste des Hofgedankens. Die Bäuerin teilt sich in die Arbeit des Hofes; das Kleinvieh und die hiermit zusammenhängenden Erzeugnisse sind ihr unterstellt; getrennte Kassenführung und eine große Selbständigkeit zeichnen ihre Stellung aus. Die Eheschließung hat den Zweck, die ordnungsgemäße Verwaltung des Hofes zu gewährleisten und den Hoferben zu gewinnen. So wird oftmals die Ehe erst geschlossen, wenn die Nachkommenschaft gesichert ist. Nicht Unmoral, wie unwissende Städteraberweisheit leichtfertig folgert, sondern ein Denken und Fühlen, das vom Gesetz der Scholle diktiert wird, gestaltete solchen bäuerlichen Brauch.

Daß Familie und Persönlichkeit hinter dem Hof an Bedeutung zurücktreten, beweisen auch die Hausmarken. Die Hausmarken hängen am Hof. Verläßt die Familie den Hof, so verliert sie das Hauszeichen des Hofes. Darin liegt ein bemerkenswerter Unterschied zu dem Adelswappen, mit dem man solche Haus- und Hofzeichen des Bauern gern verglichen hat. Das Adelswappen haftet an der Person, es verbleibt seinem Träger, auch wenn er Haus und Hof, Heimat und Scholle verlassen hat. Die Hausmarke verbleibt dem Hof, der jeweilige Besitzer übernimmt sie, wenn er den Hof über-

nimmt. Sie ist an allen Teilen des Hauses angebracht, von der Haustür bis zur Wetterfahne und weist jedes Stück des Hofes als zu ihm gehörig und von ihm stammend aus, vom Hoftor bis zum letzten Stück auch des lebenden Zubehörs. Als Schmuckzeichen dem Gerät aufgemalt, als Giebelzierde und Wahrzeichen des Hauses geschnitzt, dem Pflug eingekerbt, dem Vieh eingebrannt ist es das Kennzeichen des Hofes, und es wird zum Handzeichen dessen, der den Hof besitzt. Oft wird der Hof nach dem Zeichen benannt oder zubenannt, oft sogar der Name des Besitzers durch das Hauszeichen ersetzt. Ja, in einzelnen Gegenden Norddeutschlands ist es üblich, mit dem Hauszeichen statt mit dem Namen öffentliche Urkunden zu unterzeichnen. Die Person des jeweiligen Besitzers tritt zurück; er ist nur zeitweiliger Sachwalter. Der Hof hat Dauer, er hat den Ewigkeitswert von Grund und Boden, und indem der Betreffende mit der Hausmarke zeichnet, tritt er nicht nur mit seiner Person für die Gültigkeit der Unterschrift ein, sondern bürgt mit seinem Besitztum. Gerade die Hausmarken und ihre Verwendung sind ein deutlicher Beweis dafür, daß der Hof der Person des jeweiligen Besitzers vorangestellt wird.

So kommt auch der „Nachbarschaft“ eine überzeitliche und überpersönliche Bedeutung zu. Nicht nur im Sinne gegenseitiger Hilfeleistung im Bedarfsfalle, sondern persönliche Ehre ist durch die Zugehörigkeit zu dieser Gemeinschaft gegeben. Diese Gemeinschaft ist formbedingt und findet ihren Ausdruck in der Symbolik der Gemeinschaftsbräuche. Auch in der Tracht. Lied, Sprichwort und Sage sind die Ausdrucksformen eines Gemeinschaftserlebnisses. Es ist das gemeinschaftliche Erleben der Heimat auf der Grundlage gemeinsamen Glaubens an die in ihr ruhenden Kräfte. Das Bewußtsein von dieser Gemeinschaft verleiht jedem Glied eine bestimmte Sicherheit, einen Stolz, aber auch die Verpflichtung zur Gemeinschaftsordnung und Standessitte. Diesen Wert des Sozialethos hat der Nationalsozialismus zutiefst erkannt, und mit genialem Wurf hat der Führer hier den fast schon verglommenen Funken zu einer leuchtenden, lebenspendenden Flamme entfacht.

Der Bauerntag am 1. Oktober gab dem Bauertum sein Standesbewußtsein wieder, aber auch die Verpflichtung zu seiner Standessitte. Bis in die äußere Symbolik hinein greift dieses geniale Verstehen des Volkstums. Der 1. Oktober liegt in der

urgegebenen Festeszeit der Ernte. Der Erntekranz als das höchste Symbol des schaffenden Bauernstandes und damit die Krone seiner Arbeit wird zugleich bedeutungsvoll für den Städter, dem diese Arbeit seinen Unterhalt gewährleistet. Die mit rotem Moh'n geschmückte Doppelähre wird als Sinnbild der Verbundenheit und einer engen Lebens- und Notgemeinschaft von Stadt und Land getragen. Es ist mehr als eine Äußerlichkeit. Viele Städter werden nach dem Sinn der Doppelähre gefragt haben, vielleicht auch manches Bauernkind, das sich in dem heimatentwurzelnden Denken der vergangenen Zeit der einstmaligen Verbundenheit mit der Natur und ihren Kräften, der bäuerlichen Gemeinschaft und ihrem Brauch entfremdete. Die Doppelähre, die an der Tür des Hauses, am Dach der Scheune als Schutz gegen Blitzschlag und Unwetter, gegen Krankheit und Verhexung, als Dämonen scheuchendes Zeichen angebracht wird, wählte der Nationalsozialismus als Sinnbild einer Befriedung von Stadt und Land im Sinne gegenseitiger Schätzung und Hochachtung.

Wenn es die Aufgabe der deutschen Volkskunde sein muß, die Werte der einzelnen Volksschichten, Stände und Berufe zu erforschen und in ihrem Werden und ihrer Bedeutung herauszustellen, so ist diese Wertung der Berufsstände und -schichten bereits durch den Nationalsozialismus erfolgt.

Der 1. Mai begründete in einer gewaltigen Tat das Sozialethos des deutschen Arbeiters. Der Zusammenschluß und das gemeinsame Bekenntnis der Arbeiter „der Stirn und der Faust“ überbrückte die Klassengegensätze und gab dem Arbeiter, der zum „Proletarier“ geworden war, seinen sittlichen Stolz auf der Grundlage eines Standesbewußtseins wieder. Und wieder ist es eine Tat genialer Erkenntnis, daß der Führer den alten Termin des 1. Mai wählte, den der Marxismus zum Weltfeiertag der klassenhetzerischen, proletarischen Revolution sich ausgesucht hatte. Nicht nur, daß die Bedeutung des Feiertages mit neuem, hohem, sittlichem Gehalt erfüllt wurde, sondern der 1. Mai ist ein urgegebener Termin. Gewiß zunächst im bäuerlichen Zeitalter, aber zu der Zeit, die wir hier als die urgegebene bezeichnen, gab es ja keine anderen als agrarische Belange. Der Termin des 1. Mai steht mit dem Frühlingsbeginn und seinen Bräuchen und Riten in festem Zusammenhang, es ist die Zeit der Aussaat und des Viehaustriebs. Wachs-

tum, Blüte und Frucht werden erstrebt. Die Hoffnung auf Gedeihen und Vermehrung, auf das Gelingen der Saatarbeit deutet in die Zukunft — es ist ein Zeitpunkt von lebenswichtiger und damit sakraler Bedeutung von altersher. Die kirchlichen Maifeiern führen die Wichtigkeit des heidnischen Termins in unserer Zeit weiter und pflegen sie in einer neuen religiösen Form. Im Maschinenzeitalter des 19. und 20. Jahrhunderts ist es der neue Arbeiterstand, der in seiner Kampfeszeit sich diesen Termin zu eigen machte, um an ihm sein Hoffen und Wünschen um Geltung und Anerkennung zum Ausdruck zu bringen. Leider wurden von unberufener Seite das berechnete Wollen und das Ziel gefälscht und somit die Maifeiertage von einst religiösem Wert zu einem entwürdigten Schauspiel erniedrigt. Der Nationalsozialismus erfüllte den Sinn des alten Termins der Forderung des 20. Jahrhunderts gemäß. Er wollte durch diesen Tag vor aller Welt zeigen, daß im nationalsozialistischen Staat der deutsche Arbeiter seine vollgültige, gleichberechtigte Stellung, damit die Erfüllung seines Hoffens und seines Ringens erreicht hat. Die wirtschaftliche Besserung tritt neben dieser seelischen Festigung an Bedeutung zurück; sie ist eine selbstverständliche und unvergessene Forderung, die aber nur auf dieser sittlichen Grundlage gelöst werden kann. Was nützten dem Metallarbeiter oder dem Setzer ihre Spitzenlöhne, sie wurden „Proletarier“ und „Proleten“ geheißen und gingen hieran seelisch zugrunde. So manches Lied ihrer Dichter (u. a. Lersch) gibt dieser seelischen Not und dieser Sehnsucht erschütternden Ausdruck. Wir erinnern noch einmal an Riehls Wort: „Die soziale Frage ist eine ethische Frage, dann erst eine ökonomische.“

Der Handwerkertag brachte eine Wiedererweckung des Berufsethos des Handwerkerstandes. Daß es notwendig war, hier das Standesgefühl zu beleben und auf die Bedeutung des deutschen Handwerks in der Überlieferung hinzuweisen, geht mit erschreckender Deutlichkeit u. a. aus der Tatsache hervor, daß viele Innungen ihre Traditionsurkunden in den letzten Jahren verkauft hatten. Es galt auch hier, dem deutschen Handwerker, der seine Arbeit unter dem Andrang der maschinenmäßig hergestellten Massenware mißachtet sah, wieder ein Bewußtsein von dem Wert seines Handwerks und seines Standes zurückzugeben.

Diese gewaltigen Neuerungen des Nationalsozialismus haben der deutschen Volkskunde naturgemäß einen gewaltigen Anreiz gegeben und ihre Arbeit plötzlich als im höchsten Maße bedeutungsvoll erscheinen lassen. Denn dieser Stoff ist es, dem sie ihre Aufmerksamkeit zugewandt hatte, ein Stoff, den aber die zünftigen Wissenschaftler noch bis in die letzten Jahre hinein nicht für wissenschaftlich „hoffähig“ erklärten<sup>1)</sup>. So traf die Errichtung einer Volkskundlichen Abteilung an der Breslauer Universität noch in den Jahren 1928 und 1929 auf Widerstand, trotzdem sie von uns bereits im Jahre 1922 gefordert war. Wir hatten — ich denke hierbei vor allem an Männer der deutschkundlichen Wissenschaft, die nicht nur die sprachliche, sondern auch die volkskundliche Seite unseres Forschungsgebietes stets betreuten, wie der Schlesier Karl Weinhold, Hoffmann von Fallersleben, Friedrich Vogt, Theodor Siebs — den Wert der Volkskunde für die Wissenschaft vom deutschen Menschen und seinen Lebens- und Denkformen aller Schichten, Berufe und Stände seit langem erkannt, und die Gegenwart mit ihren Notwendigkeiten hat die Forderung jener Männer aufs Beste bestätigt. Damit sind alle gegensätzlichen Meinungen hinfällig geworden, und wir dürfen stolz darauf sein, daß es trotz allen solchen Widerständen gelungen ist, die für unsere Arbeit notwendige wissen-

---

<sup>1)</sup> Es trifft hier für die Volkskunde zu, was Riehl (Die Naturgeschichte des Volkes I. Band „Land und Leute“ S. 28) für seine Zeit von der Geographie sagt. „Mit den großen Länderentdeckungen . . . erschließt sich eine ganz neue Weltkunde. Die Geographie wird zu einer selbständigen Wissenschaft, gerüstet mit einer Fülle und Tiefe des Inhalts, wovon das Altertum, geschweige das Mittelalter, keine Ahnung hatte. Aber diese neue Geographie, in welcher der erwachende Geist der modernen Zeit mit seine ersten und größten Triumphe feiert, kann nirgends recht zünftig werden. Sie paßt nicht in das Fachwerk der alten Fakultäten. Sie bildet sich vereinsamt aus, lange Zeit fast zusammenhanglos mit der eigentlichen Schulgelehrsamkeit. Sie stiehlt sich wohl ein in die philosophische Fakultät, allein sie muß sich seitab in den Winkel kauern; aus Gnadenden decken ihr die Philosophen ein Katzentischchen, sie darf nicht mitsitzen an der großen Tafel der alten Schulwissenschaften. Noch im achtzehnten Jahrhundert ist man in Verlegenheit, unter welche gangbare Rubrik man die Geographie reihen soll und stellt sie daher zumeist unter die Geschichte! Die Folge dieser Heimatlosigkeit eines so wichtigen Wissenschaftszweiges war dann, daß er weder überall in den befruchtenden Zusammenhang mit den übrigen Wissenschaften gebracht wurde, noch den vollen Einfluß auf die allgemeine Bildung üben konnte.“

schaftliche Institution zu schaffen. Nun aber gilt es, sie in dem Geiste, in dem sie erdacht und gestaltet wurde, wirken zu lassen; es ist zugleich der Geist der deutschen Jugend und des neuen Deutschland: der Geist des Nationalsozialismus.

Nationalsozialistischem Lebensgefühl aber entspricht es, die wissenschaftlichen Ergebnisse und Erkenntnisse in volkserzieherischem Sinne zu verwerten. Das ist verpflichtend. Zu der wissenschaftlichen Arbeit tritt die Aufgabe, die Ergebnisse den Kreisen der anderen Volksgenossen zu vermitteln. Die Wege hierzu bieten neben der Schule die beruflichen Zusammenschlüsse, die Arbeitslager, die Erziehungsgemeinschaften der S.-A., S.-S. und H.-J. Wollte man den Gedanken mit einem neuen Aufgabenkreis versehen zu einer besonderen Gestaltung bringen, so hieße das ein Pfleramt für Volkskunde schaffen. Für ein solches Pfleramt würde sich gerade in Schlesien ein dankenswertes und notwendiges Arbeitsfeld ergeben. Das sind landschaftliche Teilaufgaben, für die andere Gegenden Deutschlands bereits ihre Einrichtungen (Institutionen) erhalten haben <sup>1)</sup>.

<sup>1)</sup> Eine noch für Schlesien zu leistende Aufgabe ist u. a. die Errichtung eines Volkskunde-Museums in Breslau, das beherrschend über den lokalen Heimatmuseen steht. Nicht nur in wissenschaftlicher Hinsicht — hier hat sich das Fehlen einer umfassenden und geordneten sachkundlichen Übersicht schon oft fühlbar gemacht —, sondern besonders im Hinblick auf die pfleramtlichen Aufgaben ist eine solche jedermann zugängliche museale Schau unerlässlich. Wie will man anregen und Neues, Bodenständiges formen, wenn man nicht kennt, was die Landschaft birgt und was ihr stamm- und wesensgemäß ist! Wir meinen nicht ein Museum, um volkscundliches Gut zu mumifizieren, sondern um es greifbar zu haben und es in einer gehörigen Eindringlichkeit und Übersicht jedem vor die Augen zu rücken, ihm damit den Wert volkgebundener Überlieferung deutlich zu machen. Eine solche Grundlage ist für die Pflege und für eine wertvolle Neubelebung traditionellen Volksgutes unerlässlich. Für Schlesien tritt hierzu noch die große kulturpolitische Bedeutung eines solchen schlesischen Volkskunde-Museums hinzu. Polen hat sein „polnisches“ Museum in Kattowitz zu einem machtvollen kulturwerbenden Faktor aus-

Im großen Ganzen und von dieser Idee aus gesehen hat nun der Nationalsozialismus die höchste Zielsetzung eines solchen Pflegamtes erfüllt. Er umfaßt mit einem Schlage die Gesamtheit der jeweils gemeinten Volksschicht. Einem landschaftlichen Pflegamt verbleiben die Kleinarbeiten in dem vom Führer weitgesteckten Rahmen. Aufgabe des Pflegamtes ist es, das erforschte Wissensgut der Landschaft zugänglich zu machen. Hierbei stellt sich die Tätigkeit des Pflegamts, ausgehend vom Stoff, unmittelbar in den Dienst des nationalsozialistischen Gedankens. Das Eigenartige des Volksgutes einer Landschaft ist den Stamm und Landschaft Zugehörigen zu vermitteln und ihr Fühlen zum Bewußtsein von der Einheit des deutschen Volkstums zu erheben. Volkskundliche Teilgebiete der einzelnen Stände und Berufe in Sitte und Brauch, Vorstellung, Glauben, ihre Äußerungsformen in Sprichwort, Spruch (Handwerksspruch), Lied und Erzählung sind festzuhalten und die heutige Gepflogenheit in Zusammenhang mit dem Brauchtum der Überlieferung zu stellen. Wie schon oben angedeutet, wird die Schule eine gute Wirksamkeit im Sinne des Pflegamts entfalten können, wenn erst die Lehrpläne dementsprechend gestaltet und genügende Lehrmittel vorhanden sind und eine Lehrerschaft herangebildet ist, die nicht nur in wohlmeinender Liebhaberei, sondern mit wissenschaftlicher Durchbildung dem Stoff und ihrer Lehraufgabe gegenübersteht. Und zwar mit Verantwortlichkeit, denn gerade beim volkskundlichen Stoff in seiner oft alogischen, assoziativen und willensmäßigen (voluntaristischen) Bedingtheit ist der Anreiz zu freier Zutat der eigenen Phantasie besonders stark. Hier werden geradezu Dichter zwangsläufig geschaffen, und das hat der Volkskunde, nicht immer mit Unrecht, das Vorurteil und das Verurteilen

---

gestaltet, und Ähnliches gilt von dem aus der österreichischen Zeit stammenden Prager Museum. Es ist die Berufung der schlesischen Hauptstadt Breslau geworden, das großschlesische, d. h. das gesamte schlesische Stammesgebiet zu betreuen. Breslau sollte sich noch bei weitem mehr bemühen, seiner Verpflichtung, der Mittelpunkt und das kulturelle Rückgrat des gesamtschlesischen Gebietes zu sein, gerecht zu werden. Vgl. hierzu W. Steller, Wann bekommt Breslau sein Volkskunde- und Heimatmuseum? Mitteilungen der Schles. Ges. f. Volkskunde Bd. XXXIII, Breslau 1933, S. 219f.

als nicht wissenschaftlich eingetragen. Wissenschaft ist abhängig von Fragestellung und Methode. Auch die Volkskunde hat ihre bestimmte Zielsetzung und ihre Forschungswege.

Eine Vermittlung des volkkundlichen Gutes auf der Schule müßte dem sich steigernden Auffassungsvermögen des Schülers angemessen und in Übereinstimmung mit den anderen Unterrichtsfächern in drei Stufen vor sich gehen. Die Unterstufe wird zunächst das dem Kinde bekannte, also Gegenwart und Heimat, in das Bewußtsein des Kindes rücken und zu weiterer Beobachtung anspornen und anleiten. Der Mittelstufe wird eine kulturgeschichtliche Vertiefung des Volksgutes der Gegenwart zukommen und wird hierbei mit Vorsicht, soweit die Erkenntnisquellen fließen, in die heidnische Zeit zurückgreifen. Thematisch gesagt: Vorchristliches in unserer Heimatkultur und seine Umsetzung in die christliche Stilform. Hierbei wird auch der Einfluß des Fremdgutes, das in unsere Volkskultur eindrang, zu berücksichtigen sein, vor allem auch die Art seiner Aufnahme und die Gesetzmäßigkeit seiner Umgestaltung. Ebenso die Zusammenhänge, die zwischen den Ausdrucksformen der Gemeinschaftskultur und den individualistischen Erzeugnissen der sogenannten Oberschicht bestehen. Hier wird die enge Verbundenheit und gegenseitige Bedingtheit zum Ausdruck zu bringen sein. Das leitet bereits hinüber zur Oberstufe, deren Aufgabe die soziologische Auswertung des Vorangegangenen ist. Sie zeigt den Einzelnen als schöpferisches Glied einer Gemeinschaft, der er gebend und nehmend verpflichtet ist. Sie zeigt ihm seinen Standort innerhalb dieser Gemeinschaft (Familie, Beruf [Dorf, Stadt], Volk und Staat) und weist ihm seine Verpflichtungen gegen diese Gemeinschaften auf der Grundlage rassisch gebundener Volkheit zu. So tritt auch hier die Volkskunde in den Dienst des Nationalsozialismus.

Von einer solchen Grundlegung und von der Warte aus gesehen, wie sie der Nationalsozialismus der Volkskunde gibt, erscheinen die bisherigen Streitfragen der letzten Jahrzehnte, die unter dem Titel „Volkskunde als Wissenschaft“ ausgetragen wurden, als bedeutungslos oder als gelöst. Das „Vulgus in populo“ ist eine lang überholte Angelegenheit, die Beschränkung auf den „Mutter- und Wurzelboden“ des Volkes in unseren Augen eine unhaltbare Einseitigkeit, das zunächst vorteilhafte Herausarbeiten der doppelten

Blickrichtung „primitive Gemeinschaftskultur“ und „gesunkenes Kulturgut“ muß ergänzt werden durch die enge Verbundenheit und Abhängigkeit beider Polaritäten und durch die Einsicht in die hierbei wirkenden Gesetzmäßigkeiten. Daß Volkskunde eine „historische Wissenschaft“ sei, findet ihre Berechtigung nur in der Tatsache, daß wir ausgehend vom lebendigen Volksgut der Gegenwart zu seiner Deutung und Erklärung die historische Sichtung brauchen, um dann wieder zu ihm im Sinne der Pflege und Förderung zurückzukehren. Historisches insofern, als es dazu führt, die Ausdrucksform der Gegenwart zu verstehen und den fördernden Weg in die Zukunft zu weisen. Der Wille zur Zukunft muß in der Gegenwart lebendig sein, wurzelnd in der Überlieferung und geschult an der Geschichte. Daß es die Volkskunde nur mit einem Stand, nämlich dem Bauernstand, zu tun habe, ist eine zeitbedingte Ansicht gewesen, der wir heute nicht beipflichten können. Daß die Volksseele „nicht produziere, sondern nur reproduziere“, ist eine überwundene These für uns, die wir die schöpferisch gestaltenden Kräfte der Gemeinschaft in unserer Zeit in einer vorher ungeahnten Weise erfahren haben. Die Frage, ob auch das Gegenständliche, die „Realien“, zur Volkskunde gehören sollen, ist eindeutig im Sinne von „Wörter und Sachen“ festgelegt. Die so eng gefaßte Ansicht, daß Volkskunde die Wissenschaft „vom landschaftlich gebundenen Volkstum“ sei, beweist nurmehr die Rückständigkeit ihres Urhebers, und die Streitfrage, ob Volkskunde in Verbindung mit einem anderen Fach gefordert werden soll oder nicht („Vor Leuten, die nur mit Volkskunde allein sich beschäftigen, mag uns der Himmel bewahren!“), wird durch die Zukunft entschieden. Schon beginnen sich die „reinen“ Volkskundler durch die Gunst der Zeit getragen, zu erheben und das Alleinrecht zu beanspruchen. Sie mögen bedenken, daß andere vor ihnen, vor allem Germanisten, die Wegbereiter der Volkskunde waren und ihr oft in schwerstem Kampf — auch gegen germanistische Fachvertreter alter Schule, aber junger Autorität — ein Heimatrecht erworben haben. Sie würden den Grund zerstören, auf dem sie bauen und würden Ursprung, Überlieferung und die Entwicklung unserer Wissenschaft verfälschen. Zudem sind beide Wissenschaften in ihrem innersten Wesen verwandt, ja wesensgleich. Ihr Ziel ist die Erkenntnis des deutschen Menschen. Ich kann mir keinen gegenwartsnahen Deutschkundler denken, der

nicht auch Volkskundler ist, denn auch der neuzeitliche Germanist muß über das Sprachliche hinaus auch den dinglich gebotenen Erkenntnisinhalt mit aufnehmen; der deutsche Volkskundler aber wird mit Nutzen die ihm durch die Germanistik gelieferten Kenntnisse gebrauchen können. In eine auf nationalsozialistischer Weltanschauung ruhenden Gesamtschau der deutschen Volkskunde ordnen sich alle Teilfragen als solche zwanglos ein. Es sei hier nur noch eine näher erörtert.

Die Frage, ob einer stammheitlichen Volkskunde der Vorzug zu geben sei, ist viel umstritten worden. Sie erfährt aber durch den Nationalsozialismus eine neue Beleuchtung. Die deutsche Volkskunde hat es naturgemäß mit dem Lebensgut des gesamten deutschen Kulturraumes zu tun, hat auch das Fernerliegende als Gegenstand ihrer Forschung einzubeziehen, soweit es irgendwie für die deutsche Lebensgestaltung bedeutsam ist. Die deutsche Volkskunde hat aber auch der Vielfältigkeit im Ausdruck der deutschen Stämme Rechnung zu tragen, hat ihre Eigenarten zu berücksichtigen, ihre stammheitlichen Gegebenheiten zu erforschen und zu pflegen. Denn diese Mannigfaltigkeit offenbart eine ungebrochene Kraftquelle; und diese gilt es wieder bewußt zu erkennen, ihr Strömen auszunützen, aber auch sie zu hüten. Auch hier weist der Nationalsozialismus uns neue Wege. Er wirkt in seiner Gedanklichkeit (Idee) und seinen Bestrebungen (Praxis) auch hier in einer großartigen Weise belebend auf die Volkskunde ein, und die Volkskunde stellt sich auch hier als bescheidene Helferin in seinen Dienst. War in einer Zeit kosmopolitischer Zerfahrenheit und liberalistischer Verwässerung ihr Hauptnachdruck darauf gerichtet, die Einheit des deutschen Volkstums zu betonen, war es ihre erste Aufgabe, die Einheitlichkeit der deutschen Volkskultur in ihrer Eigenart gegenüber Fremdem, Andersartigem zu erweisen, so darf die deutsche Volkskunde sich heute mehr der verschiedenen Artung und bunten Mannigfaltigkeit des deutschen Volkstums in seinen Landschaften unbesorgt zuwenden. Nachdem der Nationalsozialismus politisch die Einheit des deutschen Volksbodens und des deutschen Volksbewußtseins gestaltet hat, können wir uns mit der schönen Fülle und Verschiedenheit unseres stammheitlichen Volkstums befassen. Wir können ihm die Anteilnahme des Forschers zuteil werden lassen ohne Gefahr, damit einem verhängnisvollen parti-

kularistischen und separatistischen Streben Vorschub zu leisten. Da auch fernerhin die Pflege des Einheitsgedankens stets beachtet bleibt, kann die Volkskunde sich der anderen Aufgabe ohne Scheu widmen und uns somit neue Einblicke in die schöne und großartige Vielheit unseres stammheitlich und landschaftlich bedingten Volksgutes eröffnen. Freude an der eigenen Art, ihre Beachtung und Pflege wird die Folge davon sein, nicht im Sinne trennender Überheblichkeit, sondern im Sinne des stolzen, fröhlichen Empfindens, mit seiner heimat- und stammgegebenen Sondergabe einen neuen Beitrag zu liefern zu der umfassenden Weite unseres einheitlichen deutschen Volkstums.

Deutsches Volkstum wohnt aber nicht nur befriedet innerhalb der eigenen politischen Grenzen. Enger als je und zu eng gezogen sind die Staatsgrenzen, gemessen an der Größe des deutschen Volks- und Kulturbereiches. An allen heutigen Grenzen des Deutschen Reiches stehen die Grenzpfähle im Boden deutschen Kulturraumes, und oftmals — wie im sudetendeutschen Grenzland — zerreißt die Linie das stammheitlich und sprachlich deutsche geschlossene Gebiet, trennt schmerzlich Familienglieder voneinander und bildet einen Hohn auf das „Recht“, das der Feind als Sieger sich ausbedungen: das „Selbstbestimmungsrecht“ der Völker. Gegen Vertrag und Recht und gegen ihren bekundeten Willen sind Teile des deutschen Volkes losgerissen worden, und wenn ein sogenanntes Minderheitenrecht versprach, die kulturelle Eigenart innerhalb der fremdvölkischen Staatsgrenze zu achten und zu wahren, so sehen wir, wie auch dieses „Recht“ ein Unrecht geworden ist, das anklagend vor dem Weltgewissen steht. Mit allen politischen Machtmitteln ausgerüstet, zerstören die Feindvölker das deutsche Volkstum, verlöschen die Flamme des Heimatgefühls, indem sie die deutsche Sprache verstummen machen, erniedrigen den Kulturwert des Deutschen, indem sie ihn wirtschaftlich zermalmen, ihn entrechten und entwurzeln. Und die Methoden der sogenannten Kulturvölker, die solchen Kampf führen, erinnern uns an die Zeiten, da das „vae victis!“ gesprochen wurde. Sie verbieten es, eine neuzeitliche Gestaltung des Zusammenlebens von Volk zu Volk zuzugestehen. So steht deutsches Volkstum vor der Grenze im schwersten Lebenskampf um die Erhaltung seiner Art. Hier erwächst der deutschen Volkskunde die zwingende Aufgabe, mitzuhelfen in diesem Ringen. Ihr Forschungsbereich

ist das gesamte deutsche Volks- und Kulturgebiet. Deutlich hat das nationalsozialistische Deutschland durch den Mund des Führers seinen Friedenswillen bekundet, es hat nachdrücklichst die Anerkennung fremdvölkischer Eigenart und die Schätzung andersartiger Kultur bewiesen, aber der Führer hat auch in klaren Worten den Lebensanspruch des deutschen Volkstums erhoben. Deutsche Art darf nicht verloren gehen, wenn nicht die Fülle und die Harmonie des Weltakkordes zerstört werden soll. Der Nationalsozialismus fühlt seine Verpflichtung gegen das eigene Volkstum als eine Verpflichtung der ganzen Welt gegenüber. Unsere deutschen Brüder jenseits der Staatsgrenzen sind die Außenposten des deutschen Volkstums, ihr opferreicher Kampf um die Erhaltung ihrer kulturellen Eigenart sollte im steten Bewußtsein der deutschen Volksgemeinschaft leben. Ihr Ausharren sichert den befriedeten Bestand des Volkstums innerhalb des Staates Grenzen und sollte jeden deutschen Volksgenossen zu verpflichtender Dankbarkeit gemahnen. Denken und Fühlen unserer grenz- und auslandsdeutschen Brüder ist dem größeren Vaterlande zugewandt. Vom nationalsozialistischen Deutschland erhoffen sie die Erfüllung ihrer Sehnsucht. Und das nationalsozialistische Deutschland schließt sie in seine Betreuung ein. Die Systemregierung hat das Los ihrer Trennung verschuldet, hat der deutschen Jugend verboten, sich um ihr Schicksal zu kümmern. Deutsche Jugend aber konnte nicht anders, als Deutschland dort zu denken, wo deutsches Volkstum lebendig ist. Und auf der anderen Seite haben die Kanonen des Weltkrieges den Auslandsdeutschen wachgerufen. „Deutschland“, so sagte kürzlich ein deutscher Bauer in der Zips, „das war für uns ein kleines Land, da oben irgendwo schmal hingestreckt am fernen Meer. Erst als es im Weltkrieg Jahre hindurch gegen eine Welt siegreich auf Feindesboden stand, bekamen wir einen Begriff von der Größe unserer Heimat und ihrer Kraft. Und nun ist unsere heiligste Sehnsucht dieser Heimat und unserem Volke zugewandt“.

Der Nationalsozialismus errichtet ein neues Denken und Wollen in der Welt: nicht Unterdrückung, sondern gegenseitige Achtung und Anerkennung und Bereicherung des Volkstums zu einer höheren Stufe der Menschheit, zu einer neuen Form des Völkerlebens.

Die Volkskunde ist die Wissenschaft vom Volkstum eines Landes; sie ist darum eine hervorragend nationalsozialistische Wissenschaft. Es gehört aber zum Wesen des Nationalsozialismus, daß jede Erkenntnis dem Leben der Nation zugänglich und ihrem Lebenswillen dienstbar zu machen ist. Für die Volkskunde tritt somit zu dem Gedanken der wissenschaftlichen Forschung die Verpflichtung des Pflegamts hinzu. Altes, das von Nutzen ist, gilt es zu wahren, Neues auf dem guten Grunde der Überlieferung zu gestalten, schädliche Einflüsse fern zu halten und lebenstaugliche, aber verdorrte Reiser wieder zu beleben. So wird die deutsche Volkskunde zur lebensvollsten Wissenschaft der Gegenwart. Ihr Wert liegt im Nationalsozialismus tief verankert; sie findet in ihm ihre innerste Bestätigung und sichert ihm, da sie ihm art- und wesensgemäß ist, eine freudige und dienstbereite Gefolgschaft zu.

---

## Das Volksgebet im schlesischen Mittelalter.

Von Joseph Klapper.

### 1. Gebetbuch und Volksgebet.

Der Einbruch des geschriebenen und gedruckten Buches in die geistige Welt des Volkes hat wohl die bedeutungsvollste aller Umwälzungen im deutschen Volkstum und seinen Überlieferungen herbeigeführt. Das Buch ist an Vorstellungen, die langsam in Jahrhunderten gewachsen waren und die sich mit den Lebensbedingungen ebenso langsam wandelten, mit volksfremden Denkinhalten herangetreten und hat das Vorstellungsleben der Grundschicht des Volkes gespalten. Was das Buch anbietet, kann im Volke nur selten soweit Eigenbesitz werden, daß der Inhalt zur Kraft wird, die den Lebensablauf gefühls- und willensbildend gestaltet. Den Inhalt des Buches muß sich der Leser fast immer erst durch eine mit hellem Bewußtsein vollzogene Willenstat aufzwingen. Wo diese Entscheidung zum Buchinhalte nicht gelingt, bleibt das Gelesene lebensfremder, beziehungsloser Gedächtnisstoff. Und auch hundertfältige Wiederholung des Lesens führt bestenfalls nur zu einer Gewöhnung an ein vorüberlaufendes Schriftbild; die so dahingleitenden Teilvorstellungen runden sich nicht zu einer erlebnisbezogenen Ganz-

heit. Nur im Umfange eng begrenzte Inhalte werden aus dem Buche so vom Gedächtnisse übernommen, daß sie überschaubar und dauernd haften. Allein in solchen Fällen gliedert sich der Buchinhalt in das Leben des Alltags ein und wird eine Kraft, die das Leben mitgestaltet und Volksüberlieferung befruchten kann.

Das Buch, das zuerst mit solchen Geltungsansprüchen an das deutsche Volk herantrat, war das deutsche Gebetbuch. Der römische Ritus der lateinischen Messe, die im heutigen Brevier vereinigten Gebete, geistlichen Lesungen und Gesänge, die Psalmen, die Predigt-homilien und die Beschäftigung mit dem Neuen Testamente hatten aus dem Volke einen geistlichen Stand herausgehoben, der verpflichtet war, ein geistiges Sonderleben zu führen, und der erst durch die Mitteilung der so erworbenen Fremdbildung den Anschluß an die Grundsicht des Volkes wiederfinden mußte. Was in diesen Gebildeten aus der eigenen Kindheit an erlebtem Volkstume noch lebendig geblieben war, verbürgte ihnen die Möglichkeit, sich im Volke wieder zurechtzufinden, und bot auch dem zu belehrenden Volke die Grundlage, auf der ein gegenseitiges Verstehen denkbar blieb.

So brauchte das ins kirchliche Denken einzuführende Volk kein Buch, kein Gebetbuch. Das Wort, die klar gegliederte deutsche Predigt, die anschauliche kirchliche Handlung, das Bild, das Lied floß in das Volk hinüber, weckte religiöse Vorstellungen und Gefühle und wirkte lebendig in der Grundsicht fort, soweit hier überhaupt Erb- und Bildungsgrundlagen zur Übernahme des Fremden bereit und die Fassungskraft für die Gedanken der christlichen Lehre entwickelt war. So wuchs das christliche Weltbild des deutschen Volkes langsam in Tiefe und Weite; der Gesamtgehalt dieses Bildes aber blieb auf die entscheidenden Tatsachen der christlichen Lehre und Übung beschränkt: die Formel des Kreuzzeichens, das Vaterunser, der Glaube, ein paar andere Gebete, Segen, Rufe und Lieder waren der verfügbare, feste Besitz des christlich gewordenen Volkes. Alles andere blieb Latein, und damit im Grunde volksfremd, Kultur der Buchgelehrten, des Klerus.

Die Jahrhunderte brachten eine Bildungsannäherung der beiden Schichten. Volksnähere Orden wie die Karthäuser, Augustiner-Eremiten und die Bettelorden schreiten in ihren Reimoffizien über die streng liturgische Form hinaus. Die Aufnahme von Gebeten

und Betrachtungen aus dem Gesamtwerke der Kirchenväter schafft die lateinische Grundlage für das Privatgebet. Lateinunkundige Frauenorden öffnen den Weg für das Eindringen der Volkssprache in die Andachtsbücher der Klöster.

Das deutsche Gebetbuch bricht nun auch in die Laienkreise ein; zunächst beim Adel, dann im höheren Bürgertum des 13. und 14. Jahrhunderts, dann geht es unaufhaltsam in die Breite aller anderen städtischen Schichten. Wir finden in diesen Gebetbüchern die gesamte Masse der ins Deutsche übersetzten liturgischen Gebete, Meditationen, Privatgebete, die sich in ihrem theologischen Gehalte und dem Formelwesen an die liturgischen Vorbilder anlehnen, Gebete für alle Lebenslagen, Gebete zu den längst aus Bild und Exempelgeschichten und Legenden vertraut gewordenen Heiligen, kunstvolle Stilleistungen und halbverständliche mystische Andachtsübungen, ein buntes, unüberschaubares Durcheinander, vom Zufall zusammengeführt, aus mannigfachen Quellen abgeschrieben, verstümmelte Texte und neu aneinandergegliederte Stücke, vom Zeitgeschmack Emporgehobenes und Veraltetes. Solche Bücher sind zerlesen, abgegriffen, in ihrer Ausstattung selten hochwertig, meist einfach, sorglos abgeschrieben, auch aus Pergamentlagen und Papierheften von verschiedener Herkunft zusammengesetzt.

Solche Gebetbücher werden nun Krücken für den Volksgeist. Je mehr sich der Beter an sie gewöhnt, desto mehr entwöhnt er sich der eigenen Gedächtnisleistung. Der Beter wird zum Sklaven des Papiers, ohne daß das religiöse Innenleben der Laienwelt irgendwie ersichtlich dadurch befruchtet wird. Das Buch ist der Vormund des Volkes geworden. Fehlt das Gebetbuch, dann steht das Volk geistig verarmt, fast hilflos da. Wertvolles, wirkungsstarkes religiöses Volksgut ist durch diesen Wandel gefährdet oder ganz vernichtet worden. Das Auge sucht Wörter, der Mund liest, der Vorbeter spricht, das Volk spricht nach, das Herz schweigt. Es schwingt erst wieder mit, wenn die Gemeinde als Gesamtheit die zum vollen Lebensbesitze gewordenen Gebete aus dem Gedächtnis spricht, wenn dem Vorbeter die antiphonenartigen Formeln der Litaniei oder des Rosenkranzes antworten, wenn der vertraute Liedtext gesungen wird. Das Gebetbuch hat das alte mündlich überlieferte Volksgebet bis auf dürftige Reste vernichtet, aber nicht ersetzt. Könnten wir das Volksgebet, das im Gedächtnis und im

Herzen des Volkes einst lebendig war, wiederherstellen, dann hätten wir auch das religiöse Weltbild des deutschen Volkes vergangener Jahrhunderte vor unseren Augen. Bis auf die ältesten, dem gesamten Volke geläufigen Grundgebete (Kreuzformel, Vaterunser, Glauben) waren diese Gebete fast ausschließlich Versgebilde. Die Reimbindung, mochte sie noch so unzulänglich sein und sich nur auf geringe Lautähnlichkeiten beschränken, der rhythmische Zeilenbau, auch wenn die Länge der Einzelzeilen recht verschieden ausfiel, das Formelhafte des Ausdrucks, alles half mit, der mündlichen Überlieferung den Bestand zu sichern und dem Gedächtnis die Aufnahmearbeit zu erleichtern. Die mündliche Weitergabe ließ auch der schaffenden Phantasie des Beters die Möglichkeit, Neues zuzufügen, Wendungen umzuprägen, Kunstschöpfungen an die Geschmacksrichtung des Volkes anzugleichen, auszuwählen, umzudenken. So unterlag das mittelalterliche Versgebet wohl noch in höherem Grade als das durch die Melodie in Bau und Umfang gebundene Lied allen Gesetzen, die wir in der Weitergabe des Volkliedes wirksam sehen.

Die Geschichte des deutschen Gebetbuches im Mittelalter ist noch nicht geschrieben. Auch sie würde für die spätere Zeit ähnliche Erkenntnisse vermitteln wie die Geschichte des mündlichen Gebetes für die vorausliegende Epoche. Sie würde uns zeigen, welche religiösen Stoffe aus den lateinischen Vorlagen in die bürgerliche Welt herübergenommen wurden. Man ersieht aus den deutschen Gebetbüchern, wie sich das bürgerliche religiöse Interesse auf besondere Inhalte richtet; wie die Abendmahlsgebete immer zahlreicher und umfänglicher werden, wie die Betrachtung des Leidens Christi und des Mitleidens Marias in diesen Gesamtbestand einen besonders ernsten, schwerblütigen Zug tragen, wie die Bußsalmen immer häufiger begegnen, wie die Gebete zu besonderen Lieblingsheiligen zunehmen. So schwillt das Gebetbuch am Ausgange des Mittelalters an, bis es in einem nun fast systematischen Teile das gesamte Kirchenjahr begleitet und in besonderen Abschnitten die Gebete für den Sakramentsempfang, für die Marien- und Heiligenverehrung mit Offizien und Litaneien bereitstellt. Im deutschen Gebetbuche spiegelt sich somit eine wesentliche Seite der Kulturgeschichte des deutschen Bürgertums, das sich in Stufen gliedernde Hinüberschreiten in die religiösen Übungen der Geistlichkeit und der Ordenskreise, seine Lösung von der einstigen Einheitswelt der Grundsicht des Volkes.

Diese Grundschrift, ihre Bedürfnisse und Äußerungen, die Religion des Volkes offenbaren allein die Gebete der mündlichen Überlieferung, die Versgebete.

Auch sie sind erst schriftliche Überlieferung geworden; sie sind meistens als Einschlüsse in die Reihen der Gebetbuchtexte zu uns gekommen. Die uns so erhaltenen Stücke sind natürlich nur noch ein geringer Teil des einstigen Bestandes. Sie müssen ja von denen, die sie aufschrieben oder abschrieben, bereits als kindlich oder unzulänglich empfunden worden sein. Aber das war doch nicht immer so. Denn sie tauchen auch gelegentlich da auf, wo man sie nicht erwartet, auf leergebliebenen Seiten lateinischer theologischer Werke, als Nachträge auf der Innenseite der Buchdeckel, eingestreut in lateinische Klostergebetbücher. Da ahnt man doch, daß ihnen noch das Herz der Schreiber gehörte, daß sie nicht aus schriftlicher Vorlage, sondern aus dem Gedächtnis hingschrieben wurden. Es liegt hier etwas günstiger als heute. Die heute noch üblichen Versgebete werden nirgends in den Gebetbüchern abgedruckt. Sie werden den Kindern von den Frauen in mündlicher Belehrung und Übung eingepreßt, sie begleiten den Erwachsenen als liebe Gewohnheit aus der Kindheit und sinken dabei langsam ins Vergessen.

## 2. Volksgebet und volkstümliches Gebet.

Wir sehen nicht, daß sich der Bedürfniskreis der Versgebete inhaltlich wesentlich wandelt oder erweitert. Aber wir sehen oft, wie sie im Umfange anschwellen; wie typische Verspaare aneinandergereiht werden. Es wäre falsch, aus dem oft beträchtlichen Umfange solcher Versreihen allein auf eine schriftliche Vorlage für ihren täglichen Gebrauch zu schließen. Noch heute ist das Gedächtnis im Volke für solche Reimgebete gut entwickelt. Die Verwendung des Gebetbuches beschränkt sich auch heute noch auf die besondere Andachtsstunde daheim und in der Kirche, während die Gebete, die den Tagesablauf begleiten, auch in der bürgerlichen Schicht aus dem Gedächtnisse gebetet werden, soweit sie nicht geradezu aus solchen Gedächtnisinhalten frei gefügte Gebete sind. Auch in den aus dem Mittelalter schriftlich überlieferten Gebeten müssen wir öfters mit solchen freien Zusammenfügungen rechnen.

Abgesehen von organischen Erweiterungen und unorganischen Aneinanderreihungen sind im Entstehungsgange dieser Gebete drei

Stufen ersichtlich. Die ältesten erwachsen aus den durch die Kirche mündlich dem Volke gelehrtten grundlegenden Heilstatsachen. Hier fehlt die wörtliche lateinische Vorlage. Hier ist also der eigentliche Denkraum volksechter Religiosität ersichtlich. Solche Gebete haben eine Wachstumsmöglichkeit bis zur Grenze der geistigen Fassungskraft und der religiösen Lebensbedürfnisse des Gesamtvolkes. Sie sind der eigentliche Gegenstand volkskundlicher Forschung.

Eine zweite Schicht besteht aus Übersetzungen einfachster lateinischer Gebete in Prosa oder Versen. Diese Gebete zeigen die Richtung an, in der durch den Klerus der Versuch gemacht wird, die volkstümlichen religiösen Kenntnisse und Übungen zu erweitern. Wahrscheinlich gelten diese Gebete zunächst für Frauenklöster. Hier dringt also irgendwie die höhere religiöse Kultur durch die Frauenorden in die Grundschrift ein.

Eine dritte Gruppe zeigt den umgekehrten Gang. Volksechte Gebetsformen dringen in die höhere Schicht hinauf. Auch die religiöse Lyrik Walthers von der Vogelweide trägt solche volksechte Gebetszüge. Gedankengehalt und Wendungen des Volksgebetes dienen der Schöpfung poetischer Paraphrasen und einer Lyrik, die sich der ritterlichen Dichtung nähert, besonders in den Mariengrüßen.

Zu der ersten Schicht gehören in den hier aus der schlesischen Überlieferung ausgewählten und im Anhang gedruckten Gebeten die Nummern 1. 2. 5. 6. 8. 10—14. 19. 23—26. 33. 43. Dazu einige Schwellformen mit etwas stärkerem theologischem Einschlage: Nr. 3. 4. 7. 9. 29. 30. 37.

Die zweite Schicht wird veranschaulicht an Nr. 15—18. 20—22. 27. 28. 32. 35. 36. 40.

Die dritte Gruppe umfaßt Nr. 31. 34. 38. 39. 41. 42.

Die Beschreibung beschränkt sich im folgenden auf die erste Schicht der Reimgebete. Die Beispiele für die beiden anderen Gruppen zeigen, welchen Bildungsweg das Bürgertum im Bezirke des Religiösen geht bis zu dem Augenblicke, in dem das deutsche Gebetbuch die Führung übernimmt. Aus volksechten und gelehrten Stücken setzen sich auch die Schutzbriefe zusammen; sie sind hier nicht in die Beschreibung einbezogen; ebensowenig die Lieder, deren älteste Stücke, die Rufe, rein volkstümlich waren.

## 3. Inhalt des Volksgebetes.

Der Inhalt der Versgebete ist auf wenige dogmatische Grundlehren beschränkt. Die Dreifaltigkeit hat ihre Stelle im Kreuzzeichen. Im übrigen wird sie erwähnt in einer aus einem liturgischen Gebetsschlusse (qui cum patre et spiritu sancto etc.) entlehnten Formel (4. 7, 34) und in dem Gebetseingange: Herr Gott Vater, Sohn und heiliger Geist. Nicht mehr volkstümlich ist die Wendung, die Gott als „die klare Sonne aller Welt“ bezeichnet (9, 64), sowie die im gleichen Gebete (9, 68f.) gewählte Formel: „Wir wollen Gott ohne Ende im Himmel ehren.“ Je einmal werden „alle Heiligen“ angerufen (3), die „Auserwählten Gottes“ (3), „alle heiligen Engel“ (3), in einem Morgensegen „seine heiligen Jünger“ (11, 6). An die Heilsgeschichte rührt der Hinweis auf die Bekehrung Maria Magdalenas (9, 15f.). Die Kirche ist „die heilige Christenheit“ (10, 76). „Der Engel gut“ soll vor der Schar der bösen Teufel behüten (9, 23ff.). Mit Christus und allen Heiligen will der Beter im Himmel leben (9, 57); Christus soll dem Beter wie einst dem Schächer zur Rechten seine Gnade schenken (10, 43f.). Wenn wir von diesen geringen Hinweisen auf die Heilsgeschichte absehen, bewegen sich sämtliche Gebete im Rahmen des Lebens und Leidens Christi. Sie erflehen seinen Schutz, seine Sakramente und die Fürbitte seiner Mutter Maria. In diesem engen Raume aber schwingt in Sprache und Bild das einfältige, fromme Gefühl des Beters.

Christus ist: unser Herr (4), lieber Herr Gott (11, 7), Christe Jesu (5), Jesus Christ (14, 7), Herr Christ (13, 1), Herr Jesus Christ (10, 1), der Herr Christus Jesus (1), unser Herr Jesus Christus (2. 3. 14, 2), der viel gute (5, 1), der viel liebe Herr (5, 9), der viel edle Herr (5, 19), edler König Jesus Christ (7, 33), süßer Vater Jesus Christ (8, 1), süßer, milder Jesus Christ (8, 1), mein Heiland (10, 67), süßer Heiland (8, 54), aller Welt Heiland (14, 7), mein Erlöser (5, 8. 8, 2), mein rechter Erlöser (10, 2. 10, 35), mein Heiler und Erlöser (6, 3), Schöpfer und Erlöser der Welt (37, 13f.), Welterlöser (14, 4), Jesus, der Welt Trost (12, 2), unser Lösegeld (12, 2), süßer Gott (8, 19. 8, 63. 10, 59. 10, 62. 10, 79), barmherziger Gott (10, 72. 13, 18), gnädiger Gott (11, 7), wahrer Gott und Mensch (9, 2), wahrer Gott, der Mensch geworden (7, 3), Trost der Engel (14, 3). Erwähnt werden: seine heilige Gottheit (10, 75), seine Menschheit (8, 3), seine milde Barmherzigkeit (8, 33), seine grundlose Barmherzigkeit (8, 53),

sein heiliger Name (5, 22), sein sanfter Mut (8, 57). Er ist gnädig, barmherzig (1), er schenkt den Frieden (2, 3), er ist das himmlische Licht, des Vaters Schein (12, 4). Am liebsten kreisen Gedanke und Gefühl um das Leiden des Herrn; hier schließen sich die Gebetswendungen zum vollen Glaubensbekenntnis aneinander: Für uns wollte er sein Blut vergießen (9, 58. 10, 69 ff.); er hat für uns gelitten (7, 7). Immer wieder ist der gekreuzigte Christus Gegenstand der Betrachtung (9, 53. 23, 2. 29, 21. 30, 15 f.). Der Beter ruft an: seines heiligen Kreuzes Kraft (9, 22), das Zeichen des Kreuzes (3), die Überschrift am Kreuze (3), die Kraft seines Leidens (3), seine heilige Marter (5, 20), seine Arbeit, d. h. seine Not (8, 4), sein Blut (6, 13. 11, 2. 30, 17), sein teures Blut (8, 56. 10, 69. 12, 6. 14, 5), sein heiliges teures Blut (5, 16. 9, 51), sein rosenfarbes Blut (4, 19, 1. 29, 17), die heiligen Wunden (9, 52), seine heiligen fünf Wunden (6, 14. 29, 15), seinen Dornenkranz (9, 47), seinen bitteren Tod (6, 18), seines Todes bittere Pein (9, 33), einmal in einer Litaneiformel: seine Geburt (4). In langer Reihe ziehen die Erlösungstatsachen am Auge des Beters vorüber: Gieß deine Marter in mein Herz, daß sie mir durch die Seele gehe; wasche mich in deinem Blute, läutere mich in deinem Leiden, reinige mich in deinem Schweiß, erquickte mich in deinem Schmerze, heile mich in deinen Wunden, bessere mich in deinen Schlägen, drücke in mein Herz Nägel und Dornenkrone, stärke mich durch deine Unkraft, ersüße mein Leben in deiner Bitterkeit, labe mich in deinem Durste, speise mich in deinem Hunger, zieh mich zu dir in deinem Zagen, laß mich schmelzen in deiner Liebe, erfreue mich in deiner Verspottung, laß brechen mein Herz in deinem Hinscheiden, erwecke mich in deinem Tode, erfreue mich in deiner Auferstehung, heb mich empor in deiner Auffahrt, nimm mich in deine Ewigkeit (7, 9 ff.). An anderer Stelle betrachtet der Beter: Christi Menschheit, Arbeit (Not), Frost, Hunger, Durst, Tränen, Schweiß, sein Binden so hart, daß das Blut aus den Nägeln drang, seine Geißelung, die Wangenschläge, Marter, Krone, Speer, Nägel, Kreuz, die tiefen Wunden, den bitteren Tod (8, 4 ff.). Und wieder (10, 1 ff.): Arbeit (Not), Jammer, Leid, Hunger, Durst, Hitze, Frost, die Tränen, den Schweiß, der vom heiligen Rücken auf die Erde floß, die Schmach, da ihn die Juden fingen, Wangenschläge, Halsschläge, Raufen, Stoßen, Anspeien, Besenstrieche, sein Binden, daß das Blut aus den Nägeln drang, sein Hinführen gleich einem Diebe,

die schwere Krone, die Nägel, den Speer, die tiefen unverbundenen Wunden, die Schmerzen Mariens, der Juden Spott, den bitteren Gallen-trank, den jämmerlichen Gang zur Marter, das jämmerliche Hinführen vor das Gericht, den bitteren Tod. An solchen Gebeten zum Leiden Christi offenbart sich in der bürgerlichen Welt immer stärker die fast mystische Blickrichtung auf die Leidenstatsachen, die sich in der gleichen Zeit auch in der bildenden Kunst (Schmerzensmann, Kreuzgruppe) und in der Buchmalerei (Bilder zu den Tagzeiten vom Leiden Christi) in Mitteleuropa bekundet.

Das Gegenbild zu diesen Passionsgedanken ist die Reihe der Gebete, die von einer innigen Versenkung in das Abendmahls-sakrament Zeugnis geben. Das Sakrament ist: der viel hehre Leichnam (11, 2. 12, 6), der wahre Leichnam (20), der heilige Leichnam (4, 5, 13, 13, 11), der heilige, werthe Leichnam (14, 1), Leib und Blut (5, 13ff.), das himmlische Brot (12, 1), das hehre Himmelbrot (26, 5), das lebendige Brot, das vom Himmel hernieder gekommen ist (13, 2), die Seelenspeise (13, 5. 13, 12), gesegnet in aller Priester Händen (14, 6), Christus, wahrer Gott und wahrer Mensch (14, 1).

Maria tritt im Heilsgange dem Menschen als Helferin zur Seite. Ihre Fürbitte wendet Jesus dem sündigen Menschen wieder zu und verbürgt den gnadenreichen Empfang des Abendmahls, Christi Huld im Tode und das ewige Leben. Maria ist: die gute Magd (6, 12), die Mutter (5, 21), die reine Mutter (5, 21), die reine Magd (37, 2), Mutter und Magd (26, 1. 29, 5. 30, 3), als einzige unter den Frauen Mutter zugleich und reine Magd (24, 1). Sie war reine Magd vor der Geburt des Herrn und ist reine Magd geblieben (9, 4ff.). Der Beter ruft an: die Ganzheit (integritas) der heiligen Jungfrau Maria (3), den Magdtum unserer lieben Frauen (2), die Stätte, wo Maria ihres Kindes genas (6, 9f.). Sie ist die Mutter Christi (10, 47), die heilige Gottesgebärerin (25, 1. 29, 11. 30, 9), sie ist süß und milde (37, 7), die Rose ohne Dorn (33, 1), die gebenedeite blühende Rose rot (26, 6), ihr Bild ist lieblich und schön (37, 8), sie ist die liebe Frau (37, 32), die Mutter der Barmherzigkeit (25, 3. 30, 21), die gnädige, süße Mutter (37, 18), die Trösterin (29, 1. 30, 1. 30, 24), Trost der Christenheit (37, 5), die hehre Frau (29, 28), die Königin (8, 43. 25, 7), die süße Königin (10, 48), die gnadenreiche Königin (37, 19), die edle Kaiserin (37, 1), die barmherzige Kaiserin (29, 7. 30, 5), der Engel Gebieterin (29, 2), Himmelgebieterin (29, 3), Königin

aller Sünder (29, 2), Helferin der Armen Seelen (29, 4), Licht der rechten Wahrheit (37, 6). Das Gebet richtet sich an ihre mütterliche Treue (24, 5).

Christus ist ihr Kind (23, 1), ihr liebes Kind (6, 11. 6, 13. 8, 47. 29, 14. 29, 22. 29, 30. 30, 12. 37, 32). Sie hat geboren den werten Christ, der aller Welt ein Schöpfer ist (37, 11f.), sie leidet in ihrem Herzen seine Schmerzen (6, 16f.), seine Wunden durchdringen ihr Herz (6, 15. 29, 15f.), ein Schwert durchdrang ihre Seele (8, 45f. 10, 48ff.). Das liebe Kind hing vor ihr am Kreuze (29, 22), von Blute rot (26, 3). Wieder stehen die Bilder der religiösen Kunst der Zeit vor dem Auge des Beters: Maria mit dem lieben Kinde auf ihrem Arme, Maria unter dem Kreuze und das Vesperbild: Maria mit dem Leichnam ihres Sohnes auf ihrem Schoß.

Sinn aller Gebete ist die Bitte um die Seligkeit. Der Beter bekennt die Sündhaftigkeit (9, 8); besonders genannt sind im Anschluß an das sonntägliche öffentliche Sündenbekenntnis die Sünden gegen Gott, die Kirche, die sieben Werke der Barmherzigkeit und die zehn Gebote (10, 73 ff.). Gott soll Bußgesinnung verleihen (9, 35) und die Sünden vergeben (8, 59 ff.). All unsere Sünden sind Christus bekannt (10, 68). Sein Sakrament soll alle Glut der Sünde tilgen (12, 7 ff.). Nur wer von Sünden rein geworden ist, darf Leib und Blut des Herrn empfangen (13, 9 ff.). Um den würdigen Empfang bittet der Sünder (24, 26, 5 f.). Dann gewinnt er Gnade, Liebe und die Gabe der Befolgung der Gebote (13, 13 ff.); er bleibt bewahrt vor Schande, bösem Gerichte, großer Not und einem jähen Tode (9, 18 ff.). Christi Gnade ist vor allem not in der Todesstunde (10, 21 f. 10, 73. 10, 80 f.). Der Sünder fleht um das Sakrament des Leibes des Herrn und um die Ölung vor dem Tode (9, 42 f.). Leib und Blut Christi trösten beim Hinscheiden (14, 10 ff. 19, 2 ff. 23, 3 f.). Dann kommt die Seele ohne lange Pein zur Schar der Engel und zu Christus in alle Ewigkeit (8, 65 f.). Das Gebet ist auch wirksam für die Freunde (9, 29) und für die Seelen im Fegefeuer (9, 61). Mariens Fürbitte hilft zum würdigen Empfang des Sakraments (24, 26, 5 f.), besonders vor dem Tode (23), sie schützt vor dem Neide des bösen Feindes (37, 15 f.), vor der bitteren Höllepein (25, 8 ff. 37, 34), sie erfleht ihres Kindes Huld im Sterben (30, 19 ff. 37, 26 ff.), sie sichert einen seligen Tod und Errettung vor dem Zorne ihres Kindes (25, 8 ff.).

Der Gedanke an die letzten Dinge des Menschen bestimmt somit entscheidend den Gebetsinhalt. Die Versgebete bergen in dieser Hinsicht eine besondere Fülle volkstümlicher Wendungen. Der Tod ist das letzte Ende (14, 11. 19, 5), der gar schnelle Tod (11, 9), der schnelle, jähe Tod (9, 20); uns begreift des Todes Not (23, 4), des jähen Todes List (5, 7); die arme Seele muß von hinnen scheiden (8, 49. 9, 41. 10, 56), von hinnen fahren (8, 64); es kommt die heimliche Stund, so mir die Seele fährt aus dem Mund (25, 5f.). Dann droht Gottes strenges Gericht (*districtum iudicium*), die Verdammnis (9, 38), der Hölle Not (8, 41. 10, 42), der Hölle Pein (25, 8), der bittern Hölle Pein (37, 34), der Hölle Glut (24, 8f.), der bösen Teufel Schar (9, 25). Daher bitten wir, daß wir dem Teufel entgehen (9, 44), daß die Seele nicht lange in Peinen sei (8, 51. 8, 66. 10, 58.). Ohne Christus wären wir verloren in der Vorbürg der Hölle (33, 5f.); er tröstet die Seelen in des Fegefeuers Not und erlöst sie durch seinen unschuldigen Tod (9, 58ff.). Bei ihm im Himmelreich wollen wir ewig wohnen (9, 62ff.), in der ewigen Wonne (9, 66) und fröhlich: „Heilig, heilig“ im Himmel singen (9, 66ff.).

#### 4. Sprache des Volksgebets.

Die Sprache der Gebete ist, soweit es sich um den religiösen Vorstellungskreis handelt natürlich Wiedergabe lateinisch-kirchlicher Wendungen. Dagegen entstammen die Formeln nicht religiösen Inhalts der gehobenen bürgerlichen Umgangssprache. Auffällig häufig sind zwei- und mehrgliedrige Verbindungen: Leib und Seele (2. 3. 6, 5. 9, 28. 12, 8. 29, 9. 30, 7), Leib und Gut (9, 28), Ehre und Gut (2. 6, 8), Leben und Tod (5, 6), Seele, Leib und Sinn (25, 2), Seele und Sinn (5, 3), Schmerz und Leid (8, 32), Sünde und Not (26, 4), Angst und Not (5, 5), Sünde und Schande (5, 10), Pein und Bitterkeit (7, 6), Liebe und Treue (7, 4), mein Sinn und mein Werk (6, 6), die Sünde groß und klein (24, 4), sichtiglich und unsichtiglich (3), nun und ewiglich (3), heute und zu allen Zeiten (6, 4), nun und nimmermehr (7, 36), ganz und gar (6, 7).

Für ostdeutsche Wesensart kennzeichnend ist die Beliebtheit des gefühlsbetonten Eigenschaftswortes wie: gut, edel, lieb, teuer, wert, hehr, gnädig, mild, barmherzig, süß, heilig, bitter; ebenso Verbindungen wie: die arme Seele (5, 22), die betrübte, arme Seele (37, 30), der arme Sünder (7, 7. 9, 7), das arme Herz (10, 54);

der bittere Tod (8, 40. 10, 41), der sündige Leib (10, 74), von Blute rot (23, 2), in diesem Elende (5, 26), Christi Elend (8, 15), Christi grundlose Barmherzigkeit (8, 53), in unseres Herzens Sinnen (13, 8), durch deiner Marter (Mutter) Ehre (9, 13. 12, 9), das Leben fristen (13, 13), ein Ende gut (9, 50). Der Gefühlswelt dieser Gebete entspricht die liebevolle Darstellung des Mutter-Kind-Verhältnisses zwischen Maria und Christus und die Verehrung Marias, der lieblichen, schönen, der reinen Magd, unserer lieben Frau.

Die Reime sind ganz volkstümlich. Seltene Reimwörter fehlen. Die Vokalbindungen sind vielfach mundartlich unrein, öfters genügen Assonanzen<sup>1)</sup>.

[tage : clage 37, 23] — behalden : erkalden 13, 15 — leichnam : alsam 5, 13 — namen : amen 5, 27. 8, 68 [9, 68] — ran : an 10, 20 [9, 52] : enphan 13, 9 — [kan : man 37, 9] — tranc : ganc 10, 61. dranc : twanc 10, 28 — schanden : banden 5, 17 : [landen 9, 18] — gevangen : wangen 8, 26. 10, 13 — hant : vant 10, 43. heilant : bekant 8, 54. 10, 67 — [ganz : cranz 9, 46] — war : jar 8, 70 : [gebar 9, 3] — [schar : var 9, 25] — varen : schare 8, 64 — [wart : bekart 9, 15 : hart 9, 48] — was : genas 6, 9 — [mait : gesait 30, 3. 37, 3 : geleit 29, 5] — [enpfan : engan 9, 43] — mere : were 8, 46. 10, 51 — leben : geben 13, 13 [30, 27] — sper : swer 8, 36. 10, 37 — ersterbe : erwerbe 5, 23. 10, 80 [29, 29. 30, 19. 37, 27] — dirnerest : bescherest 14, 8. 19, 2 — smerzen : herzen 6, 16. 10, 53. — ende : sende 5, 11 : enelende 5, 25 : hende 8, 15. 10, 26 — gen : sten 10, 63 — herre : ere 5, 19 : [sere 9, 7 : mere 9, 27] — [ere : bekere 9, 13] — [scheide : beide 9, 41] — alleine : reine : beweine : cleine 24, 1—4 — [leit : bosheit 9, 31 : würdickeit 37, 25 : barmherzikeit 30, 21 : geleit 29, 19. 30, 13. 30, 21 : iamerkeit 29, 19. 30, 13] — [cristenheit : warheit 37, 5 : innikeit 37, 3] — [bittirkeit : angeleit 7, 6] — menscheit : erbeit 8, 3 : leit 10, 3 : barmherzikeit 8, 33. 8, 53. 25, 3 : vorsneit 8, 44. 10, 49 — gotheit : cristenheit 10, 75 — smaheit : indischeit 8, 24. 10, 11 — sweis : heis 8, 9. 10, 7 — dich : mich 5, 9 : strich 8, 29. 10, 18 [9, 11. 9, 39. 29, 23. 30, 17 : brich 7, 26 : sichtlich 29, 27] — [milde : bilde 37, 7] — sinnen : beginnen 5, 3 — gebärerin : sin 25, 1 — [gebererinne : beschirmerinne 29, 11. 30, 9] — [trosterinne : gebiterinne 30, 1 : helferinne 29, 3 : vorsprecherinne 30, 24 : keiserinne 37, 1 : koniginne 29, 1 : sinne 29, 7. 30, 5] — bist : list 5, 7 : Christ 8, 1. 10, 1. 10, 34 [7, 2. 9, 1] : [ist 37, 11] — libe : dibe 8, 20. 10, 30 — [himelreich : ewiglich 9, 62] — leide : scheiden 8, 48. 10, 55 — sein : dein 5, 21. 8, 30. 13, 11 : mein 3, 34. 8, 50. 10, 57 [7, 9. 9, 37. 9, 54. 37, 31] : schein 12, 4 [7, 9] : pein 8, 61. 25, 27 [9, 33. 37, 33] : konigyn 8, 42. 10, 47 — brot : not 23, 3. 26, 4 : tot 5, 5. 6, 18. 8, 40. 10, 41. 11, 3 [9, 19. 9, 60. 29, 13. 30, 12. 37, 31] : bot 11, 5. 13, 1 : rot 23, 1. 26, 2 : got 10, 59 — [trewe : newe 7, 4] : rue (riuwe) 10, 45. 24, 5 — stunt : munt 25, 5 — wunden : vnvorbunden 8, 38. 10, 39 : stunden 8, 13. 10, 24 — geburt : furt (fort)

<sup>1)</sup> Die im Reimverzeichnis in eckigen Klammern stehenden Belege entstammen den Gebeten, die als Schwellformen mit gelehrtem Einschlage bezeichnet worden sind: Nr. 3. 4. 7. 9. 29. 30. 37.

9, 5 — furen : ruren 8, 22. 10, 32 — gut : blut 5, 15. 6, 12. 24, 6 [9, 50. 29, 17] : glut 42, 7. 12, 6 : [behut 9, 23] — gute : hute 5, 1 — blute : mute 8, 56. 10, 69 — [musze : susze 37, 17].

Assonanzen : [craft : macht 7, 18. 9, 21] — hals : valsch 10, 15 — an : leichnam 11, 1 — [gesang : alle 9, 66] — wende : helle 33, 3 : 6 — erkennen : sinnen 13, 7 — ersterben : werden 14, 10. 19, 3 — zele : ere 12, 8 — derledin : lede 8, 5 — [leip : leit (liegt) 29, 9. 30, 7] — [hinc : kint 29, 21. 30, 15] — wunden : drungen 6, 14 [29, 15] — [czungen : anfechtunge 29, 25].

### 5. Alter und Herkunft der Volksgebete.

Es ist ersichtlich, das die Versgebete der ersten Gruppe nicht erst im 15. Jahrhunderte entstanden sind. In dieser Zeit hat sich die religiöse Betätigung bereits viel zu stark den im Gebetbuche vorliegenden Prosagebeten zugewandt, als daß man noch die Neigung zur Schaffung von Versgebeten voraussetzen dürfte. Es gibt auch kaum eine Reimbindung, die nicht schon im frühen 14. Jahrhunderte denkbar wäre. Ein Reim wie himelreich : ewiglich (9, 62 aus Ansbach) ist nur im 14. Jahrhunderte möglich. Aus dieser Zeit sind ja auch einige Gebete überliefert (11. 24. 25 Anf. d. 14. Jhs.). Der aus dem Anfange des 14. Jahrhunderts aus Liegnitz vorliegende Text Nr. 10 hat wesentlich abweichende Parallelen aus Oberschlesien (Anf. d. 15. Jhs.), aus Breslau (Anf. d. 15. Jhs.) und aus Kloster Engelberg (Ende d. 14. Jhs.). Dieses Gebet muß also wesentlich älter als seine Überlieferung sein. Es ist wohl schon mit mitteldeutschen Siedlern in den schlesischen Osten gekommen. Neben den aus Kloster Rauden überlieferten Stücken 11. 24. 25 ist es somit das älteste schlesische Denkmal religiöser deutscher Gebetskultur. Bis auf die aus Ansbach hereingetragenen Gebete der Handschrift I D 37 (Nr. 2. 9. 23) sind nach Sprache und Reimen sämtliche Gebete ostmitteldeutsch. Als Sprachdenkmäler und religiöse Quellen stellen sie sich neben die Reste der Osterspiele und Marienklage. Daß es sich bei diesen Gebeten um lebendige Volksübung und nicht um volksferne Buchdichtung handelt, zeigt auch der Überlieferungszustand, die nebeneinander stehenden verschiedenen Fassungen, der Übergang einzelner Teile aus einem ins andere Gebet (Nr. 8 = 10. 29 = 30. 19, 2—5 = 14, 8—12), der Verfall der Reime, Irrtümer, die auf dem Gehör beruhen (muter 9, 13 für marter 12, 9). In ihrer Herkunft weisen die Stücke den Weg vom Westen nach dem Siedlungsosten. Sie haben dazu beigetragen, deutsche Religiosität im Osten zu verbreiten und bis heute zu sichern.

### 6. Verwendungskreis, Alter und Quellen der Gebetsgruppen 2 und 3.

Noch sind kurz die Gebete Nr. 15—18. 20—22. 27. 28. 32. 35. 36. 40 zu überblicken. Sie gehen im wesentlichen auf Übersetzungen zurück. Schon für die Schwellformen der ersten Gruppe (3. 4. 7. 9. 29. 30. 37) mußten als Benutzer einfache Klosterfrauen angenommen werden. Bei der 2. Gruppe ist dieser Verwendungskreis sicher. Auch hier ist überall volksechter Ausdruck zu finden, aber die Wendung wird doch stellenweise stark durch die Formeln der lateinischen Vorlage mitbestimmt. Die Nummern 15—17 sind freie Bildungen, die der lateinischen Hymnendichtung nahestehen. Nr. 18 ist ein Versuch, in liturgischen Wendungen ein deutsches Prosameßgebet zu schaffen. Nr. 20 ist die wörtliche Wiedergabe eines einem Papste Innocenz zugeschriebenen lateinischen Meßgebetes des 14. Jahrhunderts: Ave verum corpus natum ex Maria virgine, vere passum, immolatum in cruce pro homine, cuius latus perforatum vero fluxit sanguine, esto nobis praegustatum mortis in examine. O dulcis, o pie, o fili Mariae<sup>1)</sup>. Nr. 21 ist die freie Ausgestaltung des dem heiligen Ignatius zugeschriebenen Meßgebetes: Anima Christi, sanctifica me. Corpus Christi, salva me. Sanguis Christi, inebria me. Aqua lateris Christi, lava me. Passio Christi, conforta me. O bone Jesu, exaudi me. Intra vulnera tua absconde me. Ne permittas me separari a te. Ab hoste maligno defende me. In hora mortis meae voca me. Et iube me venire ad te, ut cum sanctis tuis laudem te in saecula saeculorum. Amen.

Die schöne Tagzeitendichtung Nr. 22 gibt in selbständiger Gestaltung die Passio dominica: Patris sapientia, veritas divina, Christus homo captus est usw. wieder, die Papst Johann XXII. (1316—1334) oder Benedict XII. (1334—1342) verfaßt haben soll<sup>2)</sup>. Die Nummern 26 und 27 sind zwei Übersetzungsversuche des volkstümlichsten aller mittelalterlichen Mariengebete, des von Bernhard von Clairvaux verfaßten Salve Regina. Auch das Gebet Nr. 32 wird im Nachwort, aber fälschlich, dem heiligen Bernhard zugeschrieben. Die Nummern 35 und 36 setzen sich aus Wendungen

<sup>1)</sup> Hortulus animae (1516) 168. Mone, Hymnen I 280 Nr. 213. Chevalier, Repert. hymnologicum Nr. 2175.

<sup>2)</sup> Chevalier, Repert. hymnol. 14725.

zusammen, die an den Versus: Ave, Regina caelorum, Ave, Domina Angelorum! angelehnt sind, und Nummer 40 ist ein aus dem Lateinischen übersetztes Gebet *Salve mater misericordiae et clementiae*, das deutsch durch die Predigt vor den Laien verbreitet wird.

Auch die Kunstleistungen der dritten Gruppe: Nr. 31. 34. 38. 39. 41. 42 sind zum Teil im Stile der Volksgebete gehalten. Aber ihre Absicht entstammt nicht aus der bürgerlichen Gebetsübung. Sie wollen der in der höfischen Dichtung gepflegten Marienlyrik nahekommen. In einzelnen dieser Reimwerke ist der Einfluß des Prager höfischen Kreises um Karl IV. ersichtlich. Nr. 31 setzt als Vorbilder die Nummern 8 und 10 voraus, ist aber höfisch und kirchlich im Ausdruck mitbestimmt. Die Nummern 34. 38. 39 sind gemischt aus Wendungen höfischer Mariengrüße und volksläufiger Gebete. Das „Goldene Ave“ will als Paraphrase in Wortwahl und Bildern im Rahmen der höheren, theologisch bestimmten Marienlyrik des 13. Jahrhunderts bleiben, kehrt aber immer wieder zu volksmäßigem Ausdruck zurück. An die Seite dieses Stückes tritt eine aus Ratibor überlieferte, im Tone wesentlich vornehmere *Ave-praeclara-maris-stella*-Paraphrase, die in Prag kurz nach 1350 entstanden sein mag<sup>1)</sup>. Stück Nr. 42 geht als *Salve-Regina*-Paraphrase über in die Reimprosa der im 15. Jahrhundert üblichen deutschen Rosenkränze<sup>2)</sup>. Mit den beiden letzten Stücken ist der Übergang zum volkstümlichen Lesegebete im Gebetbuche vollzogen.

### Texte.

#### Die benutzten Handschriften

befinden sich heute sämtlich in der Staats- und Universitätsbibliothek zu Breslau.

I F 236, Ende d. 14. Jh. Daraus Nr. 22.

I F 334, Anf. d. 15. Jh., einst einem Symon Herczeberg gehörig, später wohl im Matthiasstift zu Breslau. Daraus Nr. 34. 37. 39.

I F 708, v. J. 1428; kam unter Abt Heinrich Stislaw ins Augustiner-Chorherren-Stift zu Sagan. Daraus von der Innenseite des Vorderdeckels Nr. 35. 36.

I F 755, Erste Hälfte d. 15. Jh., aus dem Franziskanerkloster in Jauer. Daraus von der Innenseite des Vorderdeckels Nr. 1.

I Q 160, Anf. d. 11. Jh., aus dem Zisterzienserkloster Rauden in Oberschlesien; die Gebete sind in der Mitte des 14. Jh. nachgetragen. Nr. 11. 24. 25.

I Q 339, Erste Hälfte d. 15. Jh. Predigten des Kölner Franziskanerlektors Engelbert: *Elucidarius sanctorum*. Schreiber: Bartholomaeus, presbiter in

<sup>1)</sup> Gedr. Zeitschr. f. deutsches Altert. 50 (1908) S. 190—197.

<sup>2)</sup> Vgl. diese Mitteilungen XVIII 1 (1916) S. 56 ff.

- Thost. Später in der Bibl. der Augustiner-Chorherren in Grünberg-Sagan. Daraus Nr. 39.
- I Q 466, geschr. 1417—1421 von dem Franziskaner Nikolaus von Kosel. Darin Nr. 12. 13.
- I O 9, geschr. um 1425 von dem Notar Nikolaus de Glogovia (Oberglogau) in Ratibor. Daraus Nr. 6. 29.
- I O 49, von demselben. Daraus Nr. 5. 7.
- I O 103, Anf. d. 14. Jh., Jungfrauenstift in Liegnitz. Daraus Nr. 10; verwandte Texte in I O 31 (Klarissinnen in Breslau) und I Q 466 Bl. 88<sup>r</sup> (Nikolaus von Kosel), beide aus der 1. Hälfte des 15. Jh. Vgl. Hs. Engelberg Nr. 155 Bl. 89, 14.<sup>2</sup> Jh.
- I D 7, Zweite Hälfte d. 15. Jh., im J. 1639 von dem Dominikaner Petrus, Pfarrer in Groß-Stein, einem Schneider abgekauft. Daraus Nr. 3. 16. 17. 20. 21. 26. 28. 42.
- I D 10, Erste Hälfte d. 15. Jh. Aus der Bibliothek der Augustiner-Chorherren in Sagan. Daraus Nr. 27.
- I D 34<sup>a</sup>, nach 1495; i. J. 1729 im Besitz der Josepha Cathar. v. Maltitz. Daraus Nr. 4. 33.
- I D 36, Zweite Hälfte d. 15. Jh. Herkunft unbekannt. Daraus Nr. 14. 15. 18. 19. 30. 31.
- I D 37, Zweite Hälfte d. 15. Jh. Gebetbuch des Ansbacher Bürgers Lorenz Egen und seiner Frau; später in der Bibliothek der Dominikaner zu Breslau. Daraus Nr. 2. 9. 23. 32. 38. 41.
- IV F 13, Anf. d. 15. Jh.; einem Symon Herczeberg gehörig, dann wohl im Matthiasstift in Breslau. Daraus Nr. 8.
- IV Q 36, um 1415 von dem späteren Abte des Breslauer Sandstiftes Jodocus Berthold von Ziegenhals geschrieben. Daraus Nr. 43.

Deutsche Gebetbücher sind die Handschriften I O 9. I O 49. I O 103. I D 7. I D 10. I D 34<sup>a</sup>. I D 36. I D 37. Die übrigen Handschriften enthalten lateinische theologische Stücke mit gelegentlichen deutschen Einschüben.

**1.**

Der her Christus Jhesus sey vns allen  
[gnedig  
mit seynen barmherzigen gnoden. Amen.  
Allerlibesten yn Christo . . .

**2.** [1<sup>r</sup>]

Hie mit segen dich, so du des  
morgens auffsteest.  
Der fride vnsers herren Jhesu Christi  
vnd der lauter magtum vnser lieben  
[frawen 5  
die wöllen mich behuten vnd beschirmen  
vor allem vbel an sele vnd an leibe,  
an ere vnd an gut. Amen.

**3.** [59<sup>v</sup>]

Eyn gut gebete wider alle fer-  
lichkeit des leibes vnd der selen,  
vnd das sal man sprechen des  
morgens, so man offsteheth.  
Der frede vnsers herren Jhesu Cristi  
vnd die kraft seynes heyligsten leydens  
vnd das czeychen [60<sup>r</sup>] des heyligen  
[creuzes  
vnde dy ganczheit der heiligen junc-  
[frawe Marie  
vnde dy gesenunge vnde gebenedeyunge  
[aller heyligen  
vnde dy bewarunge aller heyligen engeln  
vnde dy hulffe aller ausirwelten gotis

vnde dy oberschrift vnsers herren Jesu  
 [Cristi  
 'Jhesus Nazarenus eyn konig der Juden'  
 10 synt czwuschen mir vnde allen meynen  
 [[60 v] finden  
 sichtiglichen vnde vnsichtiglichen  
 vnde weder alle ferlichkeit meynes lei-  
 [bes vnde sele  
 nwe vnde ewiglichen vnd ynn der stunde  
 [meynes todes Amen.

## 4. [73 v]

Vnsers herren geburd't vornewe mich,  
 sein heiliger [74 r] leichnam  
 [schpeise mich,  
 vnd sein rosinfarbis blut trencke mich,  
 vnd der vater in der weisheit der  
 [lerne mich,  
 5 vnd der heilige geist irleuchte mich vnd  
 [speyse mich. Amen.

## 5. ]107 r]

Criste Jhesu vil gute,  
 Ich beuelle mich in deyne hute,  
 Meyne zele vnd meyne synnen,  
 Vnd allis, das ich beginne.  
 5 Alle meyn angst vnd meyne not,  
 Meyn krankis leben vnd meyn tot.  
 Behute mich vor gehin todis list,  
 Wen meyn irloser bist.  
 Vil lieb'ir hirre, beware mich  
 10 Vor sunden vnd schanden, des bith ich  
 Vnd mir vor meyn ende [dich,  
 Wore rewhe zende  
 Vnd deyn heiligen lichnam  
 Vnd deyn tewirs blut alsam,  
 15 Vnd das meyn ende werde gut  
 Durch deyn heligis tewirs blut.  
 Behutte mich hy vor schanden  
 Vnd vor des tewfils banden.  
 Des gewere mich, vil edeler hirre,  
 20 Durch deyner heiligen martir ere  
 Vnd durch dy reyne mutir deyn  
 [107 v]  
 Las dir meyn arme zele befolen seyn,  
 Vnd das ich nicht irsterbe,  
 Ee ich deyne hulde irwerbe.

25 Deyne gnade mir zende  
 Vnd fwre mich us desim enelende  
 Durch deyn heiligen namen,  
 Das hilf, Criste Jhesu. Amen.

## 6. [123 r]

Hirre got vativ, son, heiligir geist,  
 In deyne hende vnd in deyn barm-  
 meyn heiler vnd meyn irloser, [herczikit,  
 befelle ich heute vnd czu allin czeitin  
 5 meyn leib vnd meyn zele,  
 all meyn synnen vnd alle [123 v] meyn  
 Ich befele mich ganzc vnd gar, [werg.  
 gut vnd ere,  
 an di stad, di do was,  
 10 do meyn sand Maria (was)  
 irs libin kindis genas.  
 O Maria, magit gut,  
 ich bit dich durch deynes libin kindis blut,  
 durch seyne heiligen funff wunden,  
 15 di durch deyn hercze drungen,  
 durch all seyn smerczen,  
 den du ledist in deyne herczin,  
 vnd durch seyn bittirn tot,  
 das du mir helffist us all meyn' not.

## 7. [106 v]

Ich danke dir vnd lobe dich,  
 Hirre Jhesu Christe, [den bist.  
 Das du, worer got, mensche vor mich wor-  
 Dorumme deyne libe vnd deyne trewe,  
 5 Di mache an mir newhe. [keit,  
 Ich danke dir allir peyn vnd allir bittir-  
 Di dich durch mich armen sundir ist an-  
 Ich thu dir off das hercze meyn, [gelet.  
 Doryn so gewz di martir deyn,  
 10 Das se durchgee di ganzce zele meyn,  
 Das mir deyne gnade werde schein.  
 In deynem blute wasche mich,  
 In deyne leiden lewtir mich,  
 In deyne sweisse reynege mich,  
 15 In deyne smerczen irquicke mich,  
 In deynen wunden heile mich,  
 In deynen slegen busse mich,  
 Der nagil vnd der kronen craft  
 Losz durchgen meyns herczen macht.

20 In deyner vncrafft sterke mich,  
 In deyner bittirkeit susse mich  
 In deynem [107 r] durste labe mich,  
 In deyme hungir speise mich,  
 In deynen czogen czeuch mich in dich.  
 25 In deyner liebe vorsmelze mich,  
 In deyner vorspottunge irfrowhe mich,  
 In deyner vorscheidunge meyn herze  
 In deyme tode irquicke mich, [brich,  
 In deyner orstende irfrowhe mich,  
 30 In deyner offart irhebe mich,  
 In deyner ewikeit enphoe mich, [mich.  
 In deyner gatlichen sussikeit irtrenke  
 Das gewere mich, edeler koning Jhesu  
 [Crist,  
 Mit dem vatir ewig vnd mit dem heiligin  
 35 So sey dir lob vnde ere [geiste,  
 Gesagit nv vnd ymmermer.

8. [264 v]

O du susyr vatir Jhesu Crist,  
 Wen du myn dirloser bist,  
 So dirman ich dich dyner menscheit  
 Vnde ouch dirman ich dich dyner arbeit,  
 5 Dy du, here, host dirledyn  
 Durch mych vnde alle dyne lede.  
 Ouch mane ich dynes frostis.  
 Dynes hungirs vnde dynes dorstis,  
 Gedenke, here, an dy trene vnd an den  
 10 Der dir blutik vnd heys [sweys,  
 Obir dyne wangen floys  
 Vnde nedir an dy erde gos.  
 Ouch mane dich, here, der stunden,  
 Du dich Jodyn bundyn.  
 15 Sy sagen nicht an dyn enelende,  
 Sy bundyn dir, here, dyne hende,  
 Das dyn heligis blut  
 Dir czu dyn negeln vsdrank.  
 O susyr goth, wy sere  
 20 Dych twank dyne vetirliche lybe,  
 Das du glich eyne dybe  
 Dych woldist lasen furen  
 Vnde von den sundigen Joden ruren.  
 Ouch mane ich dich, here, der smaheyd,  
 25 Dy dyr thayt dy iodiszheyd,  
 Du sy dich hatten geuangen

Vnd slugen dich uff dyne wangen,  
 Myt orre spechil vorspigetyn sy dich,  
 Sy gabyn dir vyl mennichyn strich  
 30 Vff den heligen lychnam dyn.  
 Dar vmme geruche myr gnedyk czu syn  
 Durch dyn smercze vnde durch dyn leyth  
 Vnde durch dyne mylde barmherczikheyd.  
 Ouch mane dich, here vatir myn,  
 35 Gedenke an alle dy martir dyn,  
 An dy krone vnd an das sper,  
 An dy negele vnde an cruce swer  
 Vnde an dy tyffyn wundyn  
 Dy dir blebyn [264 v<sup>o</sup>] vnvorbundyn  
 40 Bys an dynen bittern tōth,  
 Beware vns, here, vor der hellyn nōth.  
 Ouch mane ich by der mutir dyn,  
 By Marian der konngyn,  
 Gedenke an alle herczeleyt,  
 45 Wy eyn swert orre sele vorsneyt,  
 Dun ir quamen dy mere,  
 Das ir libes kynt geuangyn were.  
 O here, durch orre iemmirliche leyde  
 Hylff mir, wen ich von hynnen sal szey-  
 50 So troste, here, dy zele myn, [den,  
 Lās sy nicht lange in pynen syn  
 Durch dyn smercze vnde durch dyn leyth  
 Vnde dyn grundeloze barmherczigheyd.  
 Ouch mane ich dich, vyl susyr heylant,  
 55 Wen alle myne sunde dir syn bekant,  
 So mane ich dich by dyme thūren blute,  
 Das du, here, mit samften mute  
 Vor mich sundigen mentschen woldis vor-  
 Des las mich, here got, genysen [gysen,  
 60 Vnde vyrgyb mir alle missetayt,  
 Dy myn sundiger lyp begangen hayt  
 Wyddir alle dyne gebot,  
 Das vorygb mir susir got.  
 Alzo myne zele von hynnen sal varen,  
 65 So hilff ir an der engil schare.  
 Las sy nich lange lyden pyn,  
 Las sy ewik by dir syn.  
 In des waren gatis namen,  
 So spreche wir hute alle Amen.  
 70 [Das gesche vor war  
 Vnde vns eyn gutis Jar.]

## 9. [113 r]

- Ave, vil lieber herre Jhesu Crist,  
 Als du ware got vnd mensch pist,  
 Also heilig vnd also war,  
 Als Maria dich gebar,  
 5 Die do maget was vor der gepurt  
 Vnd pleibet maget ymmer furt,  
 Ich armer sündiger mentsch, herre,  
 Bekenne, das ich laider sere  
 Gebrochen habe dein gebot  
 10 Mit grosen sünden, almächtiger got.  
 Nu pys barmhertzig uber mich  
 Durch deine vart, das pit ich dich,  
 Vnd durch deiner muter ere.  
 Von allen sünden mich bekere,  
 15 Als Maria Magdalena wart  
 Zu deinem dinste gar bekort.  
 Wo ich pin in allen landen,  
 Beschirme mich vor allen schandenn,  
 Vor bösem gerichte vnd groser not  
 20 Vnd vor dem snellen gähnen tod.  
 Behüte mich, herre, mit deiner macht  
 Durch des heiligen creutzes crafft  
 Gib mir, herre, ainen enngel gut,  
 [113 v]  
 Damit ich pin behut  
 25 Vor der pösenn teüfel schar.  
 Wo ich pin oder var,  
 Der enngel, gut herre, [ymmer mere  
 Leybes vnd gutes [rot darüber: Sele]  
 Mir vnd allen fründen mein  
 30 Ain beschirmer müsse sein.  
 Hilfe, herre, das mir werde leit  
 Alle meine posheit.  
 Durch deines todes pitter pein  
 Vergib mir alle die sünde mein  
 35 Vnd las mich pus dorumb enpfan,  
 So das ich frolich muge bestan.  
 Vor dem gestrengen gerichte dein  
 Lase mich yo nicht verdamnet sein.  
 O lieber herre, ich pitte dich,  
 40 Günne der genaden mich,  
 Das ich nicht irre von hynnenn scheid,  
 Ee ich deinen leichnam vnd die ölung  
 Ain ytliches hab empfangen. [beide  
 So mage ich dem teuffel engeen

- 45 . . . . .  
 Vnd behalte mich in deinem gelauben  
 Durch den dornnen kranantz, [gantz  
 Der dir zu ainer [114r] krone ward  
 Gedrucket auf dein haupte gar hart.  
 50 O lieber herre, gib mir ain ennde gut  
 Durch dein heiliges teüres plut,  
 Das aus deinen heiligen wonden ran  
 An dem creutze, do du hingest an.  
 Den tod vnd alle das leyden dein  
 55 Las meine leuchten (!) gedanken sein,  
 Vmb das ich ewiglich mit dir  
 Vnd allen heiligen frolich sey.  
 Auch pitte ich dich, lieber herre mein,  
 Tröste alle die selen, die do sein  
 60 Yn des fegfeures not.  
 Erlöse sye durch deinen vnschuldigen  
 Vnd lase sye in dein himelreich [todt  
 Mit dir wonen ewiglich.  
 Got, aller welte clare sonne,  
 65 Hilfe vnns zu der ewigen wonne,  
 Do man singet den frolichen gesang  
 Sanctus, sanctus, sanctus uber alle,  
 So daz wir deinen götlichen namen  
 On ende mugen eren. Amen.

## 10. [22 v]

- Ich mane dich, hirre Jhesu Crist,  
 I sint tu min rechtir irloser bist,  
 gedенke an alle din arbeit,  
 an din iamir vnd an din leit,  
 5 an dinin hungir vnd an dinin dorst,  
 an dine hitzce vnd an dinin vrost,  
 an dine trene vnd an [23 r] dinin sueis,  
 der von dir blutic vnd heis  
 obir dinin heligin rucke vlos  
 10 vnde nidir of di erde gos.  
 Ich mane dich, hirre, bi der smacheit,  
 I di dir irbot di iudischeit,  
 do se dich hattin geuangin,  
 se slugin dir dine wangin,  
 15 se slugin dich vf dinin hals  
 vnd hisin dine lere valchs.  
 Se roftin vnd stisin dich,  
 mit erin spechelin vorspietin se dich.  
 Se gobin dir manchin besim strich,

20 das das blut vz dime libe ran.  
 O barmhercegir got, do gedenke an  
 vnd vorgib mir mine sunde  
 vnd gib mir dine hulde.

**I**ch mane dich, hirre, bi der stunde,  
 25 I do dich di iudin bundin.  
 Se soin an din [23 v] enlende  
 vnd bundin dir dine hende,  
 das das blut vs dinin neilin dranc.  
 O susir got, wi sere dich twanc  
 30 di vetirliche libe,  
 das du glich eime dibe  
 dich woldis iemirlichin lasin furin  
 vnd von den sundern rurin.

**O**uch mane ich dich, vil suzir Crist,  
 35 I sint tu min rechtir irloser bist,  
 gedenke an alle di martir din,  
 gedenke an dine crone swer,  
 an dine naile vnd an din sper,  
 an dine tiphin wndin,  
 40 di dir blebin vnvorbundin.  
 Gedenke an dinin bittern tot  
 vnd behute mich vor der helle not.  
 Sich zcu dinir rechtin hant,  
 do der schecher genade vant,  
 45 [24 r] vnd vorlie mir ware rue  
 durch vetirliche true.

**I**ch mane dich bi der mutir din,  
 I Marien, der susin kunegin,  
 gedenke an ir herceleit,  
 50 das als ein swert ir sele vorsneit,  
 do ir quomin di mere,  
 das du geuangin were.  
 Gedenke, hirre, an irn smercin  
 vnd troste min armis herce  
 55 in alle mine leide;  
 so ich von hinnin scheid,  
 so troste di arme sele min  
 vnd las se nicht lange in der pine sin.

**N**och man ich dich, vil suzir got,  
 60 I gedenke ouch an der iudin spot  
 vnd an den bitterin gallin tranc  
 vnd an den iemirlichin ganc,  
 den du woldis zcu der martir gen,

vnd an das [24 v] iemirliche stein  
 65 do obir dich das urteil irginc,  
 das man dich an ein cruce hinc.  
 O susir got, min heilant,  
 so mine sunde dir sin bekant,  
 des mane ich dich bi dem turin blute,  
 70 das du mit senftin mute  
 durch mich woldis gisin,  
 des las mich, barmhercegir got, hute  
 vnd vorgib mir mine missetat, [genisin  
 di min sundegir lip begangin hat  
 75 wedir dine gotheit,  
 wedir di helige cristinheit,  
 wedir di sebin werce der barmher[ci]keit,  
 wedir dine zcen gebot.  
 di vorgib mir hute, suzir got,  
 80 vnd las mich nicht irsterbin,  
 ich inmuse e dine hulde irwerbin. Amen.

## 11. [72 r]

**I**ch rufe hute von hertzen an  
 I das blut vnd den vil heren licham,  
 das mir der gar snelle tot  
 nimmir tu so groÙe not.  
 5 (mir) das here hemil brot,  
 das got syn helegen iungen bot,  
 das hilf mir, vil libir here [got],  
 durch din vnuordinten tot.

## 12. [93 r]

**B**ys wyllekvm, du hymelisches brot,  
 I Jesus mein vnd der werlde trost,  
 Eyn gelt, das vns hot irlost!  
 O hymmelisches licht, des vatirs schein,  
 5 Irleuchte, Criste, dy zynnen meyn!  
 O leychnam her, du tew[94 r]ers blut,  
 Vortylge an mir der zunden glut  
 Des leybes vnd der zele,  
 Des bitte ich dich durch deyner marter  
 [ere. Amen.]

## 13. [93 r] Ante communionem.

**H**irre Crist, genedig got,  
 I Wenn du bist das lebynde brot,  
 Das vns von hymmel her nedir ist komen  
 Vnd gebist dich selbir vns czu fromen,  
 5 Der zele czu eyner speyze,

Nu mache vns, herre, weyze,  
 Daz wir dich rechte irkennen  
 In vnsirs herzen synnen,  
 Das wir dich heüte müssen enphan  
 10 Reyne vnd allir sunden an  
 Vnd das der heylige leichnam deyn  
 Musse vnsir zele eyn speyze seyn  
 Vnd vriste vns auch alhy das lebyn.  
 Got zeyne genade vns musse gebin,  
 15 Das wir dich reyne behalden  
 Vnd nymmerme irkalden  
 An deyner lybe vnd an deyne gebot.  
 Des helfe vns, barmherziger got! Amen.

## 14. [151 r]

Wor got, war mensch,  
 heyliger werder leychnam vnsers  
 [herren Jhesu Cristi.  
 Bis wilkom, allir engil eyn trost,  
 Du host dy werlit selbir irllost  
 5 Mit deynem eigenem tewren blütte.  
 Hirre, du bis gesänet yn allir priester  
 [hende.  
 Ich bite dich, Jhesu Criste, allir werlde  
 Das du mich dirnerest [heilant,

## 17. [35 v]

O Blume obir alle blumen,  
 Wi bistu zo gar entplichen! Eyn pater noster.  
 O vr[36 r]sprongk aller borne,  
 Wy bistu zo gar entslossen! Pater noster.  
 5 O troste obir allen troste,  
 Wy bistu zo gar an allen trosth! Pater noster.  
 O lebenn obir alles leben,  
 Wy bistu zo bitterlich todt! Pater noster.

Wer dise ob geschribene wort spricht off blosen knyen vor eynem crucifix mit fier pater noster vnd aue Maria mit andacht, der wirt gewerth, was her bitet czeitlicher bete, vnde hot auch grose gnaden dor von.

## 18. [151 v]

Wol mir, das ich gesehin habe den woren heylant allir werlde vnd dy leyplich dirlösunge allis menschlichen heylis vnde dy gnädige vorgebunge allir sunden! Geerit sey der vatir, gelobit sey der son, gedanckit sey dem heiligen geiste. Amen.

## 19. [151 v]

Ich mane dich, rosen vares blut,  
 Das du mich dirnerest  
 Vnd du dich selbir bescherest.  
 Lieber herre, los mich nymmer dirsterbin,  
 5 Du müst mir den[152 r]ne an meynem letzten ende zu teyle werden.

Vnd du dich, herre, mir selbir bescherest  
 10 Vnd leest mich nymer irsterben,  
 Du müst mir denne an meynem letzten  
 [ende zu teile werden  
 Vnd zu troste kommen. Amen.

## 15 [150 v]

O martir grosz,  
 O wunden tieff,  
 O blutis craft,  
 O todis bitterkeit,  
 5 Mache mir, herzer liebir herre, meyne  
 [sünde bekant vnd leit  
 Vnd hülf mir czu der ewigen seligkeit.  
 [Amen.

## 16. [35 v]

O menscheyt bloz,  
 O marter gros,  
 O wunden tiff,  
 O blutis craft,  
 5 O todis bitterkeit,  
 O du clare gotheit,  
 Hulff vns zcu der Ewigen seligkeit.  
 [Amen.

**20.** [88 v] Wenne der prister off hebet das sacrament, eyenn  
schonn gebete ffolget.

**G**egrusset seistu, worer leichnam vnsers liben herren Jesu Cristi, ge-  
born aus Maria der reynen juncfrawen, geliden vnde geoppert an dem  
heiligen creucez vor den menschen, wes seite hot [89 r] durchgangenn eyn  
grausam sper vnde dor aus flos das blut vnde wasser mildiglichen, wirt  
mir eyne speyse an meinem letczsten ende, wenne meynn arme zele von  
hynne musz scheiden. O susser, o milder, o Jhesu Criste, eyenn son der  
juncfrawen Marie, irbarne dich obir mich armen sunder. Amen.

Dorczu sprich ein pater noster.

**21.** Item wenne der prister off hebet den kelch vnde wenne  
sich eyns ledt, bericht eyenn schon gebete.

[89 v] **O** dw guttige zele vnsers liben herren Jesu Cristi, heylige mich!  
O du heyliger leichnam vnsers liben herren, irwecke mich!

O du heyliges blut Cristi, trencke mich!

O heiliges wasser deyner heiligen seyten, wasche mich!

Vnde du, bitter marter Cristi vnsers liben herren, stercke mich!

O guttiger herre Jesu Criste, irhore mich!

Vnder deyne heiligen wunden verbirge mich!

Vnde los nicht scheiden von dir mich!

Vor dem [90 r] bosen fynde behutte mich,

Das ich wirdig magk empfoen dich!

In der stunde meynes todes heisch mich!

Vnde setze mich neben dich, das ich mit allen deynen heiligen magk  
loben nw vnd ewigk dich. Amen.

Dor czu sprich eyn vater vnser.

**22.** [9 v]

Des vatirs weysheytt vnd seyn art  
Gotlicher worheytt reyne

Czu Metthen czeytt gevangen wart  
Von der iuden gemeyne.

5 Czu hant dy schar der Junger schyett  
Gar flugtk von dem clugen,  
Her wart verkaufft der Juden diet  
Dy vingen en vnde slugen.

Czu prime czytt wart her gefurt  
10 Mit clage vor Pilaten.  
Geczüg mit lögin wart gerurt  
Off en mit falschen rate.  
Do wart her off den halz geslagen,  
Gebunden vnde vorspyet,  
15 Alzo dy propheten von eym sagen  
Vnd Jeremias schreybit.

Czu tercien czeytt rief manch man:  
Her zal daz crewcze leyden!

20 Se schympfen seyn vnde czogen eym an  
Eynen purpur rok von zeyde.  
Se kronen en mit vngefug  
Mit eyme scharffen dorne.  
Daz cruce her czu der martir trug  
Von erym grimmen czorne.

25 An das cruce wart czu der sechsten czeytt  
Gesmit der engel furste.

Dy galle goben se eim dorch neyt  
Czw trincken do en dorste.  
Her leytt mit czweyen schechern not.  
30 Der eyne bat seyn reyche.  
Der andir in spote sich eim dirbot.  
Der wart dem tewfil gleyche.

Der tot seyn recht czu der nonen warp.  
 Do riff her: Vater hely,  
 35 Wy lestu mich! Czu hanth her starp  
 Vnde beual eym syne sele.  
 Eyn ritter durch seyne seyte stach  
 Noch allen desen peynen.  
 Dy erde man dirbeben sach,  
 40 Dy sonne lies ir scheynen.  
 Czu vesper czeyt man nam en ab  
 Vorswarczyt in dem blute.  
 Dy craft sich heymliche gab  
 Deme gotlichen gute.  
 45 Eynes sulchen bitterm todis phlag  
 Der libc vnde der werde,  
 Ouch aller eren eyn crone lag  
 Gesenkit off dy erde.  
 Czu Cumpleten den heon [lies: hoen] got  
 50 Legete man czu grabe,  
 Der alle werlt geschaffen hat.  
 Sunder, nv loz abe  
 Von sunden manchvaldykyt.  
 Christum soltu eren  
 55 Myt deynes herczen innekeyt,  
 Marian saltu ir lop meren.  
 Sebinstant des tagis bete got  
 Vnde seyne mutir reyne,  
 Daz wir vor der helle not  
 60 Bewaret werdin gemeyne.

**23.** [112 v]

Ich pitte dich, Maria, durch deines  
 [kundes todt,  
 Das obir dir hinge an dem creutze von  
 [plute rot,  
 Hilff, das vns werde engel prot,  
 Ee vnns begreife des todes not. Amen.

**24** [72 r]

**M**aria, du bist alleyne  
 hilf mir, das ich beueyne  
 al min sunde beyde gros vnde cleyne.  
 5 durch mutirlichir trewe  
 vorlie mir rechte rewe.  
 durch dines [kundes] vil lybis blut

mache mir myn ende gut  
 vnd hilf mir vs der helle glut. amen.

**25.** [72 r]

Ich beuele dir, gotis gebârârin,  
 I meyn sele, meynyn leip vnd alleyn  
 [meynin zin.  
 Ich bete dich, mutyr der barmherzekit,  
 Das du mich geruhist czu behuteyn vor  
 [alleyn leyt.  
 5 Vnd an der heimelichyn stund,  
 zo mir di zele fert ws dem munt,  
 zo kom czu hylfe mir, konegin,  
 irloze mich vor der helle peyn  
 vnd vor deynis libeys kindeys czorn,  
 10 das ich ichst ebecleych verde vorlorn.  
 [Amen.]

**26.** [146 r]

Ich bite dich, muttir Maria reyne mayt,  
 I Durch [146 v] deynes libens kyndes tot,  
 Das do vor dir hing von blutte rot,  
 Das du mir hilfest aus allir meynner  
 [sunden vnde not  
 5 Vnde irwerb best mir das heilige Engel  
 [brot.  
 Das bite ich dich, Maria, dw gebene-  
 [deite bluende rose roth. Amen.]

Dis gebete ist zcu sprechen,  
 so man vnsern herren leichnam  
 entpfoen wil.

**27.** [10 v]

**G**egrusit seistu konÿginne der barm-  
 herczikeyt, daz lebyn vnd dy zussi-  
 keyt vnd vnser hoffenunge bis gegrust.  
 Czu dir schreye wir enelende kindir  
 vrawin Ewe. Czu dir irsofze wir  
 claginde vnd [11 r] weynende yn dem  
 tale der czere. Eya, dorwmme vnser  
 vorsprecherinne, deyne barmherczigen  
 owgin wende zcu wns vnde Jhesum,  
 deyne gebenedeyte frucht deynis leibis,  
 noch desim enelende bewize wns. O gute,  
 o milde, o susze Maria.

**28.** [96 v]

**G**Egrusset seistu, konigynne der barm-  
herzig [97 r]keit vnde sussigkeit  
des lebens! Gegrusset seistu vnser  
hoffenunge! Czu dir schreye wir en-  
elende kynder der mutter Eue. Czu dyr  
crsuffczen wir wyeklagende yn desem  
iommer tale der czere. Eya, dorwmb  
dw vnser vorsprecherynne, wende czu  
vns deyne barmherczigen augen vnde  
Jhesum, dy gebenedeyte frucht deynes  
leibes, vns noch desem iommertale ir-  
czeige. O guttige. [97 v] milde O susse  
juncfrawe Maria. Amen.

**29.** [125 r]

**I**ch bit dich heut, trosterynne,  
allir sundir koniginne,  
der engiln hemil gebiterynne,  
der armen zelin helferinne,  
5 Maria, mutir vnd mayt,  
all meyn leit sey dir gecleit.  
Barmherczige keiserinne,  
ich beuel dir heute meyne synne,  
beide zele vnd ouch der (!) leip,  
10 wen alle meyn trost an dir leit.  
Heilige gotis gebererynne,  
ich kuse dich hewte czu eynir beschir-  
vor meyn sunden in allir not [merynne  
durch deyn liben kindis tot,  
15 durch seyne heyligin fumff wunden,  
di dir durch deyn hercze drungen,  
durch seyn rosinfarbis blut,  
das du meyn ende machist gut,  
vnd durch alle yomirkeit,  
20 dy deyn hercze y geleit,  
do her vor dir an dem creucze hing,  
Jhesus, deyn vil libis kint,  
bey seym heyligin ende so man ich dich,  
das du, fraw, beschirmest mich  
25 vor allen falschen czungin,  
des findis anfechtunge,  
vor allin findin sichtliclich,  
och bit ich, here fraw, dich,  
las mich nymmer irsterbin,  
30 ich musse deyns libin kindis hulde ir-  
[werben.

**30.** [155 r]

**A**llir sündir trösterynne  
Vnde der engil gebytterynne,  
Maria mutir, reyne mayt,  
Alle meyne not sey dir gesayt.  
5 Barmherczige keyserynne,  
Ich bephede dir hewte meyne [155 v]  
Beide sele und owch den leyb, [synne,  
Wenne meyn trost an dir leyt.  
Heylige gotis gebererynne,  
10 Ich kysze dich czü eynir beschirmerynne  
Vor allen vinden vnde vor allir not.  
Durch deynis lieben kindis todt  
Vnd durch alle dy iommirkeyt,  
Dy deyn hertcze aldo leit,  
15 Do sy (!) yemmerlichen hingk  
Vor dir deyn liebes kint,  
Durch seyn blut mane ich dich,  
Das du, frawe, beschirmest mich.  
Vnde los mich nymmer irsterben,  
[156 r]  
2) Ich musse seyne howlde irwerben.  
Mutter der barmherczikeit,  
Durch alle dy wirdigkeit,  
Dy got hat an dich gelegit,  
So bithe ich dich, trösterinne,  
25 Bis meyne vorsprecherynne  
Ken deynem lieben kinde,  
So ich antwort müsz geben,  
So hilf mir zu dem ewigen leben. Amen.

**31.** [109 r]

**M**aria, du auszirweltis blumeleyn,  
Bete vor mich deyn libes herczes  
Vmmе allis, das mir gut sey [kindeleyn  
Durch seiner heyligen namen drey.  
5 Durch seynes heiligen rosenfaris blut,  
Durch des speres wille, das ym durch  
[seyne hercze wuth,  
Durch alle seyner wunden, [bunden,  
Dy do hingen an dem crewcze vnvor-  
Durch seynen heiligen bittern todt,  
10 Maria, kom mir zcu hulffe an aller nott  
Sunderlich an meynem letczten ende,  
Wenne sich meyne zele von meinem  
[leichnam zal wenden.  
Amen, das geschee. Alleluia. Alleluia.

Wer das gebette spricht alle tage,  
dem komit vnser libe frawe Maria an  
seynem letzten ende czu troste vnd czü  
gnoden.

## 32. [122 b]

**M**aria, gotesmutter, ich ruffe dich an,  
Aller der freuden ich dich man,  
Die du von deinem lieben kinde enpfan-  
[gen hast.

- Kome mir zu hilfße vnd zu trost,  
5 Wanne ich pin ellennde vnd arm.  
Las mich dich heut erparm.  
Ich pin vmbegeben mit groser not.  
Hilfe mir durch deines Kindes vnschul-  
[digen tod.  
Der menschlich an dem creutz erstor-  
[ben ist,  
10 Den selbigen vnsern herren Jhesum  
[Christ,  
Den pit, das er sich uber mich erparme,  
Auch über reich vnd über arme,  
Das er mein sundiges gepet erhöre  
Vnd alles mein leiden zerstöre,  
15 Das mir vnd [123 r] allen Cristen men-  
[schen anligende sey,  
Durch die heiligen namen drey,  
Got vater, sun, hailiger gaist,  
Vnd meins gebetes vollaist. Amen.

Dytz gebet ward sancto Bernharde  
gesant vnd gegeben von dem engl aus  
dem himele vnd sprach zu im: 'Bern-  
harde, wer dytz gepet alle tag spricht  
vnser lieben frawen zu lob vnd zu  
eren mit andacht vnd ynnigkait seines  
hertzen, der stirbet nicht one beicht  
vnd rewe vnd volkome puse vnd on das  
hailige würdige sacrament. In der  
letzten zeit seines todes so wil got der  
almchtige selber komen vnd sein sele  
belaiten vor allen iren veinden ane  
allen zweyuel, amen. Laudetur deus  
gloriosus in secula seculorum.'

## 33. [65 r]

Eyn inniger rosincranz.

- A**ve, rose ane dorn,  
O Deines liebkinde czorn  
Von vns sündern wende!  
Wêr got von dir nicht geborn.  
5 So wer wir alczu mol vorlorn  
In der vorbürge der helle.

## 34. [8 v a]

- A**ue Maria, du burnender stern,  
Aller thogende eyn zuser kern,  
O iuncfraw der barmherzicheit,  
Ein trost alle vnser selicheit,  
5 O spigel der renickeid,  
Lilge iuncfrowlicher küscheid,  
O burnder pusch, der nicht vorbrante,  
Dorynne Moyses dich irkanthe,  
Dorynne du em wurdest beweyset,  
10 Do von dich dy schrift nu preiset,  
O edele muter vnde gut,  
Durch deynes ebenedeyten Kindes blut,  
Das er vorgoes an dem cruce gar,  
Dor vnder du vorgossest manichen heis-  
[sen czar,  
15 Wische abe meyner sunden vel,  
Mit den ich bevallen byn ane czil (czel).  
Des bitte ich dich, iuncfrawe muter  
[vnde mait,  
Du [8 v b] bist, dy dem armen sunder  
[gnade nicht vorsait.  
Ich bitte dich ane alles geuer,  
20 Hilff mir yn der engel her,  
Do froude ist mit wunne  
Vnde deyn kint scheynet vor dy sunne,  
Das mir dy froude werde kunt  
Nu iczunt vnde zcu aller stund. Amen.

## 35.

- G**ot grusze dich, mutir der hymmele,  
Mutir, eyne konigynne der engele,  
O Maria, eyne blüme der iuncfrawin,  
Geüszte das gebethe czu dynem libin  
[kynde  
5 Vor alle geträwe cristynne kyndir,  
O Maria!



**40.** [99 v]

1. Got gruze dich, eyn müter aller erbernde vnd mildekeit!
2. Got gruze dich, eyn vsderweltis schreyen aller heilykeit vnd der drier personen in der gotheit!
3. Got gruze dich, du edeley archk, du den hort, den hymelriche vnd ertriche nicht geuahen mocht, den host du enpfangen in dynem czarten mynnelichen leybe!
4. Got gruze dich, eyn müter des ewigen wortes, daz der vater in der ewikeyt geborn hat, daz mit ym in der gleycheit stat vnd von dŷr in der czeit geborn ist noch gotlicher vnd mensslicher nature!
5. Got gruze dich, wen du bist eyn volkomnev mittlerynne aller der werlde an gen gotte!
6. Got gruze dich, wen an dŷr stat all vnser czuversicht, wen, was wyr gutes von gote wartende sŷn, das vollendes tu vns zu [im] durch dich vnd mit dŷr!
7. Got gruze dich, eyn gebereryn des geweldigens gotes vnd des geborenen menschen yn eyner personen!
8. Got gruze dich, müter vnd magd, yn der stünt [di vulle] der gotheit mit der menssheit noch dem vil mynnelichen striche der drier personen!
9. Got gruze dich, vol gnaden, of dem volchomenheit ernkeyn creature gestroffen mochte!

Got ist mit dyr.

Du bist gezegent ob allen wrowen.

Der vnser vrowe gruezset mit eynem andechtigen herczen, der sal yn czuversicht stan, das sy ym vmb ir kynt hulde erwerbe.

**41.** [115 r]

- |          |   |
|----------|---|
| Ave.     | Got grüsse dich, küniginne reiche,<br>Niemand kan sich deiner würdigkeit gleichen,<br>Die du hast mit got von himelreiche.<br>Du hast besessen der freuden stul.<br>5 Dir dinen aller enngel kor.<br>Vnd alles, das da lebet<br>Vnd nach deinen hulden strebet,<br>Dem soltu sein berait<br>In nöten vnd in arbeit. |
| 10 Maria | haist man dich iunckfrawe.<br>Ach, muste ich dich beschauwen!<br>Das solt sich mein arme sele frawen.<br>So were mein sorg gar verlegen,<br>In ganntzen freuden wolte ich leben.  |
| 15       | Ich pitte dich, Maria, durch deinen namen,<br>Das du mir helffest meinen komer tragen,<br>Den ich in dysem elennde leide,<br>Das ich ewiglich pey dir beleybe.  |
| Gracia.  | Dein gnade ist ainem ytlichen vnuersait,<br>20 Wer dir in nöten seinen komer clait.   |

- Der ist nümer so gros,  
 Du [115 v] tust im alles gebrechen los.  
 Lasse mich an deinem dinste erscheinen,  
 Beware mich vor den ewigen peinen  
 25 Vnd kürtze mir meine smertzen  
 Vnd verleyhe mir ain gedultiges hertze.  
 Plena. Du pist vol aller gute.  
 Ich pitte dich, Maria süsse,  
 Daz du erleüchtest meinen syn,  
 30 Das der heilige geist fare doryn,  
 Das ich dich vnd dein liebes kindt  
 Lobe vor alle irdische ding.  
 Dominus. Der herre hat dich auserkorn.  
 Von deinem rainen leybe wart er geborn  
 35 Mir vnd allen sündern zu troste,  
 Wann er vnns teure erlostete  
 Mit seinen heiligen funff wonden  
 Vszt dem pittern hellegrunde.  
 Also erlöse mich, Maria, von leide,  
 40 Wann sich mein arme sel von mir scheidet,  
 Vnd hilffe mir aus aller not  
 Durch deines lieben kindes tod.  
 Tecum. [116 r] Mit dir wonet der heilige geist  
 Zu allen zeitten, als du wol waist.  
 45 Pite deinen ebenedeiten son,  
 Daz er mir zu hilffe kom,  
 Ee das ich von hinnen thü farn,  
 Vnd müsse mein sele bewarn.  
 Benedicta. Gebenedeit ist dein krone.  
 50 Von allen sünden pist du schone.  
 Der heilige enngel ward dir gesandt,  
 Do er dich allaine vant.  
 Er prachte dir newe mer  
 Von Jhesu Christo, vnnserm lieben hern,  
 55 Wie du den soltest enpfan  
 Vnd da pey ain raine maidt bestan.  
 Raine was es in deinem leybe,  
 Raine soltu ewig beleyben.  
 Tu. Du pist die himelporte.  
 60 Du erschrackest von dem worte,  
 Das der engel zu dir sprach:  
 'Du solt enpfan one vngemach  
 Yhesum das kindt lobentlich,  
 Der heilige gaist kom yn dich,  
 65 Des obersten craft ist mit dir.'  
 Maria, yn allen nötten [116 v] so kom zu hilffe mir!

- In mulieribus. Ob allen frawen pistu ain sonne clar.  
 Das sait vnns die schrift für war,  
 Das von frawen erlicher zucht  
 70 Ny kam also rayne frucht,  
 Also du iungfrawe allaine.  
 Ich pitte dich, Maria, muter raine,  
 Das du mir helfest durch dein würdigkait  
 Zu der ewigen seligkeit.
- 75 Et benedictus. Du pist gebenedeit genant.  
 Dein nam ist gar weit bekant  
 In manches mentschen mund,  
 Das dir dinet zu aller stund.  
 Dorumb wiltu yn widerumb geben  
 80 Himelischen freud vnd ewiges leben.  
 Fructus. Ain frucht von deinem zarttenn leibe kam,  
 Das ist des waren gotes lam,  
 Das vnns von allen sunden nam.  
 Das lamp heist Yhesus,  
 85 Das hat dich gebenedeit alsus  
 Oben allen weyben.  
 Maria, friste mich [117 r] an meinem leybe,  
 Pys das ich mein sünde gepüse.  
 Des pit ich dich, Maria süsse,  
 90 Nach recht vnd genade:  
 Behüte mich vor der ewigen plage!  
 Ventris. Deines leybes rainigkait,  
 Dich erloset got zu seiner rainigkait,  
 Do wolt er selber ynne wonen.  
 95 Den pit, das er mir zu hilffe thü komen,  
 Ee das ich von hinnen scheidē,  
 Das sye mir zu troste komen beide  
 Sein flaisch vnd auch sein teures plut  
 Vnd halte mich stät in seiner hut.  
 100 Tui. Deiner hilfe ich begeren.  
 Maria, gotes muter, thu mich geweren.  
 Ich mag nicht vor forchten gesteen,  
 Wan ich für gotes gericht sol gen  
 Vnd nicht mer zu gebetten habe  
 105 Wann mein armen sele allaine.  
 Ich pitte dich, Maria, muter raine,  
 Das du mir helfest aus aller not  
 Durch deines lieben kyndes todt. Amen.

[117 v] Dytz ist das guldin Aue Maria. Wer das spricht mit ynnigkait seines hertzen vnd ym sein sünd laid seind, den wil die muter gots erhören vmb alles, das er pyttet nach seiner sele seligkait. Pax scribenti, vita legenti, salus credenti, laus deo omnipotenti!

**42.** [220<sup>r</sup>] Her noch folget das Salve Regina czu dewtsche.

- Salve. Gegrusset bistu, aller engel eyn frawe,  
der claren gotheit [220<sup>v</sup>] eyn susser tawe!
- Regina. Koniginne der armen cristenheit,  
benym vns, frawe, aller sunden leyt!
- 5 Misericordie. Barmherczige mutter, gnaden vol,  
yo thue vns armen sundern wol!
- Vita. Des lebens vnde aller heyligkeit,  
der deynn heyliger leib keygen vns treth.
- Dulcedo. Friste, frawe, vnser leben,  
das vns eyn gut ende werde gegeben.
- 10 Et spes. Begerunge vnde hoffunge haben wir czu dir,  
ach, edele frawe, hilf vns aus allen noten schier.
- Nostra. Vnser sunde, fraw, vor [221<sup>r</sup>] tilge vns  
durch dy frewde deynis liben sonis.
- 15 Salve. Grusse vns, frawe, mit deynen genaden;  
du salt vns gutlichen czu dir laden.
- Ad te. Czu dir, frawe, haben wir allen trost,  
das wir von sunden werden irlost.
- Clamamus. Nw schrey wir alle: Barmherczige mutter,  
20 gewynne vns mit deynis liben kyndes gutte!
- Exules. Enelende sey wir gar,  
hilff vns, mutter, czu der engel schar!
- Filij. Kynder von deynem sone herr geborn,  
bewar vns vor des Vaters czorn.
- 25 Eue. [221<sup>v</sup>] Dy schult, dy ist deyn,  
das wir alle mussen leyden peyn.
- Ad te. Czu dir, frawe, habe wir alle gepflicht,  
vorlos vns an vnserem letczsten ende nicht!
- Suspiramus. Des getrawe wir dir von ganzem herczen,  
30 benym, mutter, vnde wende vnsern smerczenn.
- Gementes. Besuffeze wyr aller vnser sunden grosz,  
fraw, los vns den bosen nich vberwynden.
- Et flentes. Beweynen wir vnser sunden grosz,  
fraw, los vns werden deyne haus[222<sup>r</sup>]genos.
- 35 In hac. Alle cristen, dy man fyndt,  
dy los alle werden deyne kyndt.
- Lacrimarum. Vnser czere sulle wir alle vorgyssen,  
fraw, los vns alle togunt czuffissen.
- Valle. Befel vns deyne grundelosze gutte,  
40 vor allem leide, juncfraw, vns behutte.
- Eya. Eyne toguntliche mayth aller togunt reich,  
slews vns off deynes kyndes himmelreich.
- Ergo. Dorvmbe wir alle sollen loben dich  
mit ganzem herczen gar williglich.

- 45 *Aduocata.* Eyne vorsprecherynne [222 v] vnde vnser czuvorsich,  
 stee vns getrewlich bey an dem gestrengen gericht.  
*Nostra.* Vnser leben, frawe, an dir stadt,  
 weise vns den wegk, der czu dem hymmel gat.  
*Illos.* Vorsune deynes kyndes czorn,  
 der vns, fraw, ist angeborn.  
 50 *Tuos.* Deyne hulffe werde irfullet an vns  
 durch dy frewde deynes liben sones.  
*Misericordes.* Irbarmunge sal vber vns geen,  
 Wenne wir vor gotes gerichte steen.  
 55 *Oculos.* Deyner augen gesichte stee alle czeit bey [223 r] vns,  
 vor dem hochsten gote sal vnser seele steen durch dy  
 [frewde deynis liben sones.  
*Ad nos.* Czu vns, frawe, kere deynen trost,  
 dorwmbe behutte vns vor dem hellen rosth.  
 60 *Conuerte.* Vorkere alles, das an vns bose ist,  
 wenne du eyne mutter aller betruptenn herczen bist.  
*Et Jhesum.* Durch Jesum, den vil hochsten goth,  
 den edelen fursten von Sabaoth,  
*Benedictum.* Gesegenth alpha et o,  
 55 mache vns an der selen vnde an dem leibe froe.  
*Fructum.* Eyne frucht deyner [223 v] czartenn fruchte gros,  
 dy aus deyner czarten heyligen gotheit flos,  
*Ventris.* Deynes heiligen bauchis wirdiger schreyn,  
 do sich got selber hot geslossen eyn.  
 70 *Tui* Deyn gotlicher trost sey vns mete  
 vnde setze vns yn seynen ewigen fridt  
*Nobis.* Vns czu troste vnd czu heyl,  
 also wen vber vnns geet das letczste orteil.  
*Post.* Dornoch, frawe, gib vns das ewige leben  
 vnde das vns eyne gut ende werde gegeben.  
 75 *Hoc.* Das werde alles an vns wor,  
 das helffe vns dy mutter, [224 r] dy Cristum gebur.  
*Exilium.* Vnd noch desem enelende  
 hilff, fraw, das wir nicht kommen yn des tewffels bande.  
 80 *Ostende.* Hulffe, fraw, dy ist vns not,  
 hilff vns durch deynes lyben kyndes todt.  
*O clemens.* O du guttige vnd bluende rosendorn,  
 du edell lilgen, styfft der eren eyne fanne.  
*O pia.* O du guttige aller guttigkeit,  
 85 deyn lopp nw noch nymmer vorgeet.  
*O dulcis.* O du susse mutter vnde mayth,  
 bite deynn libes kynt vor vns, das dir keynes vorsait.  
*Maria.* Dw bist aller gna [224 v] den reich, [reich,  
 nw fure vns, juncfraw, geweldiglich yn das ewige hymmel-

90 Das vns got allen gnediglichen wil geben,  
wer mit gutten werken dor noch wil strebenn.

Alhy endet sich das Salue Regina. Item wer das Salue Regina spricht zcu eren vnser libenn frauen gotes mutter, der kundiget dy himmelrosze, der sal seyn todt wissen drey tage vor seym ende vnd keyn bose geist sal ym nicht schaden an seynem letczsten ende.

**43.** Ach got, durch deyner gute  
beschere uns kogil vnd hûte,  
ffil hawsfrawe vnd wenik kinder,  
Mantil vnde ragke,  
Czegun vnd bagke  
vnd dorczu hellerleyn,  
zo wel wir gerne deyn dyner zeyn. Amen.

### Verzeichnis der Texte und ihrer Quellen.

1. Segen. Der her Christus Jhesus. I F 55, Vorderdeckel.
2. Morgensegen. Der fride vnser herren. I D 37 Bl. 1 r.
3. Morgensegen. Der frede vnser herren. I D 7 Bl. 59 v.
4. Schutzgebet. Vnser herren geburdt. I D 34<sup>a</sup> Bl. 73 v.
5. Gebet zu Christus. Criste Jhesu vil gute. I O 49 Bl. 107 r.
6. Gebet zur Dreifaltigkeit. Hirre got vatir. I O 9 Bl. 123 r.
7. Gebet zu Christus. Ich danke dir. I O 49 Bl. 106 v.
8. Gebet zu Christus. O du susyr vatir. IV F 13 Bl. 264 v.
9. Gebet zu Christus. Ave, vil lieber. I D 37 Bl. 113 r.
10. Gebet zur Marter Christi. Ich mane dich, hirre. I O 103 Bl. 22 v.
11. Sakramentsgebet. Ich rufe heute I Q 160 Bl. 72 r.
12. Sakramentsgebet. Bys wyllekom. I Q 466 Bl. 93 r.
13. Sakramentsgebet. Hirre Crist, genedig got. I Q 466 Bl. 93 r.
14. Sakramentsgebet. Wor got, war mensch. I D 36 Bl. 151 r.
15. Sakramentsgebet. O martir grosz. I D 36 Bl. 150 v
16. Sakramentsgebet. O menscheyt bloz. I D 7 Bl. 35 v
17. Gebet zum Leiden Christi. O blume obir alle blumen. I D 7 Bl. 35 v.
18. Meßgebet. Wol mir, das ich. I D 36 Bl. 151 v
19. Sakramentsgebet. Ich mane dich, rosen vares I D 36 Bl. 151 v.
20. Meßgebet Gegrusset seistu, worer. I D 7 Bl. 88 v.
21. Meßgebet. O dw guttige zele. I D 7 Bl. 89 r.
22. Tagzeiten zum Leiden Christi. Des vatirs weysheyte I F 236 Bl. 9 v.
23. Schutzgebet zu Maria. Ich pitte dich, Maria, durch. I D 37 Bl. 112 v.
24. Schutzgebet zu Maria. Maria, du bist alleyne. I Q 160 Bl. 72 r.
25. Schutzgebet zu Maria. Ich benele dir. I Q 160 Bl. 72 r.
26. Mariengebet beim Abendmahl. Ich bite dich, muttir. I D 7 Bl. 146 r.
27. Salve Regina. Gegrusit seistu, konfyginne. I D 10 Bl. 106 v.
28. Salve Regina. Gegrusset seistu, konigynne. I D 7 Bl. 96 v.
29. Schutzgebet zu Maria. Ich bit dich heut. I O 9 Bl. 125 r.

30. Schutzgebet zu Maria. Allir sünder trösterynne. I D 36 Bl. 155 r.
31. Schutzgebet zu Maria. Maria, du auszirweltis. I D 36 Bl. 109 r.
32. Schutzgebet zu Maria. Maria, gotes muter. I D 37 Bl. 122 v.
33. Mariengruß. Ave, rose ane dorn. I D 34 a Bl. 65 r.
34. Mariengruß. Ave Maria, du burnender stern. I F 334 Bl. 8 v a.
35. Ave, regina coelorum. Got grusze dich, mutir. I F 708 Vorderdeckel.
36. Ave, regina coelorum. Bys gegrust, eyne mutir. I F 708 Vorderdeckel.
37. Mariengruß. Gegruszet seistu, Maria, edele. I F 334 Bl. 8 v b.
38. Mariengruß. Gegrüiset seystu, zarte. I D 37 Bl. 126 r.
39. Mariengruß. Gegruset seistu, morgen sterne. I F 334 Bl. 8 v b.
40. Mariengruß. Got gruze dich, eyn muter. I Q 339 Bl. 99 v.
41. Ave-Maria-Paraphrase. Got grüsse dich, küniginne. I D 37 Bl. 115 r.
42. Salve-Regina-Paraphrase. Gegrusset bistu, aller engel. I D 7 Bl. 220 r.
43. Gebetsparodie. Ach got, durch deyner gute IV Q 36.

## Die Hunnenschlacht.

Von Ernst Boehlich.

Dunkel liegt über dem Ausgange der germanischen Geschichte Schlesiens. Daß im 4. Jahrhundert noch beträchtliche Gruppen von Wandalen und — in Niederschlesien — von Burgunden über das Land verbreitet sitzen, lehren uns die Funde. Ihrer Verminderung und knappen historischen Notizen entnehmen wir auch die Tatsache des Abzuges der Silingen nach dem Westen, wo sie mit ihren schon früher gewanderten Stammesgenossen und mit der Masse der aus Ungarn aufgebrochenen Hasdingen zusammenfließen. Diese Bewegung vollzieht sich um die Wende des 4. zum 5. Jahrhundert und läßt nur noch eine dünne Schicht wandalischer Siedler zurück. Wieder sind es zunächst die Bodenfunde in Nieder- und Oberschlesien, die uns ihr Verbleiben lehren. Der archäologische Nachweis überbrückt freilich nur einen kurzen Zeitraum; aber aus nicht-archäologischen Gründen können wir schließen, daß diese Heimat-treuen bis in die Zeit der Slaweneinwanderung hinein beharrten; nach ihnen haben die einströmenden Fremden die Landschaft um den Zobten und den Berg selbst benannt, von ihnen eine Reihe geographische Namen an Ort und Stelle übernommen. Was aber in dieser Zeit im einzelnen geschehen ist, davon verrät uns der Boden nichts und schweigt die Geschichte; längst war das nordische Land aus dem Gesichtskreise der südlichen Welt gerückt, der allein

wir literarische Nachrichten über die historische Entwicklung in jenen Jahrhunderten verdanken. Aber zumal das 5. Jahrhundert kann nicht ohne große Ereignisse an Schlesien vorübergegangen sein. Damals zogen die letzten germanischen Stämme, die noch nicht in den Strudel der Epoche gerissen worden waren, nach Süden ab, der Donau zu: Rugier, Skiren, Gepiden und Langobarden brachen auf. Ihr Weg aus dem allgemach verödenden Ostdeutschland an die Grenzen des Imperiums war ihnen von der Natur vorgezeichnet; durch die Mährische Pforte führte er, auf der uralten Völkerstraße, auf der von jeher der Norden seine Abenteuerlust und Sehnsucht nach den Ländern milderer Sonne und prunkenden Reichtums getragen hatte, über jene sanfte Bodenschwelle, welche die Wasserscheide zwischen Oder und Donau bezeichnet, und mindestens das oberschlesische Siedlungsgebiet der in der Heimat verbliebenen Wandalen müssen alle die genannten Völker berührt haben. Aber die Spuren ihrer reisigen Fahrt haben sich dem Boden so wenig eingegraben, wie es der gewaltige kimbrische Zug getan, der zuerst in den Tagen germanischen Aufbruchs den Weg durch Schlesien nach der Donau genommen, und nicht eine schriftliche Quelle hat den Weg der späteren Wanderungen festgehalten. Aber wo die Geschichte versagt, wo die Erde stumm bleibt, öffnet die Sage ihren Mund, und wenigstens in einem Falle erschließt sie uns einen Einblick in höchst bewegtes Geschehen: Sie berichtet von einer blutigen Schlacht, die in der kritischen Zeit des frühen 5. Jahrhunderts an der Grenze Oberschlesiens von einem der germanischen Völker gegen die damals Europa erschütternden Hunnen geschlagen und gewonnen wurde.

Sage ist das zunächst, und die Überlieferung ist nicht durchaus eindeutig; sie knüpft an verschiedene germanische Stämme an, und ihre Lokalisierung im nordsudetischen Lande ist bestritten. Bevor geschichtliche Einsicht herausgeschält werden kann, gilt es die Quellen zu kennen und einen Überblick über die in Betracht kommenden Zeitverhältnisse zu gewinnen.

\* \* \*

Vier große Hunnenschlachten hat die Geschichtschreibung vor anderen festgehalten. Gegen die frisch hereinbrechenden Steppensöhne verloren im Jahre 375 die Ostgoten in Südrußland Sieg und

Reich; ihr greiser König Ermanarich stürzte sich nach der unseligen Niederlage ins Schwert. 437 wurden gelegentlich eines hunnischen Vorstoßes an den Rhein 20 000 Burgunden erschlagen; ihr König Gundahari fiel mit ihnen. 451 wurde Attila auf den katalaunischen Gefilden unter schwersten Verlusten zurückgeworfen. Der Erfolg, an dem die Westgoten hervorragenden Anteil hatten, rettete das gesamte Abendland vor der asiatischen Überschwemmung. 2 Jahre später, 453, nach dem Tode der Gottesgeißel, brachte der Gepidenkönig Ardarich im Bunde mit anderen Germanenstämmen den Söhnen Attilas am Flusse Nedao jene vernichtende Niederlage bei, unter der die Hunnenherrschaft in Europa endgültig zusammenbrach. Es lag nahe, die erwähnte germanische Sage von der großen Hunnenschlacht, zumal da von einem Kampfe nördlich der Sudeten geschichtlich nicht das mindeste bekannt war, mit einem dieser großen Ereignisse in Beziehung zu setzen, und dann kamen, da von einem überwältigenden Siege die Rede ist, nur die Schlachten auf den katalaunischen Gefilden und am Flusse Nedao in Betracht. Den Nachhall der großen germanischen Niederlagen in der Helden-sage kannte man; die Ereignisse von 375 haben in der Ermanarich-sage ihren Niederschlag gefunden, das ruhmvolle Sterben der Burgundenkönige und ihrer Mannen klingt in der großen Dichtung von der Nibelunge Not durch alle Zeiten nach. Aber die weltbewegenden Ereignisse von 451 und 453 schienen, wenn man nicht eben in der erwähnten Hunnenschlachtsage ihr Fortleben sehen durfte, spurlos an der dichtenden Phantasie der germanischen Völker vorübergegangen zu sein. Das erklärte oder empfand man als ungläubhaft oder gar unmöglich, und nicht zum wenigsten aus diesem Grunde nahm man die Sage für ein Zeugnis der geschichtlich bedeutendsten Vorgänge in Anspruch.

Aber in Wahrheit sind auch diese Siege in der Erinnerung haften geblieben und haben sagenhafte Behandlung gefunden. Es geschah dies offensichtlich bei den Ostgoten. Von ihnen wanderten die Sagen zu den Bayern, die mit jenen überhaupt in engen Berührungen gestanden haben, und kamen dann später donauabwärts zu den Ungarn. Hier wurden sie, nicht frei von Umbildung, mit der magyarisch-nationalen Überlieferung verschmolzen, in die Frühgeschichte des Volkes eingebettet und so literarisch erhalten, während sich bei den benachbarten Deutschen kaum noch Spuren

nachweisen lassen. Dies Untertauchen eines Stoffes, der eine zentrale Stellung in Mär und Lied wohl niemals eingenommen hat, erklärt sich daraus, daß er dem im germanischen Leben vorherrschenden dichterischen Empfinden nicht in der Weise wie andere Gestaltungen entgegenkam.

Andrerseits schließen die Zusammenhänge nicht aus, daß neben diesen Erinnerungen an Siege über die Hunnen noch mehrere bestanden, und daß auch die Hunnenschlachtsage auf den gleichen Urgrund zurückzuführen sei. Man hat dies mehrfach versucht und in erster Linie an eine Fortwirkung der Völkerschlacht von 451 gedacht. Dazu glaubte man um so mehr berechtigt zu sein, als in der ausführlichsten Gestaltung die Goten als Sieger genannt werden. Um die Ostgoten konnte es sich dabei nicht handeln, weil diese bis zu Attilas Tode ja mit den Hunnen verbündet blieben, und so kamen scheinbar nur die Westgoten in Frage. Das schien mit den geschichtlichen Tatsachen aufs beste übereinzustimmen, insofern eben diese das Hauptverdienst bei dem Siege in Frankreich in Anspruch nehmen durften. Man übersah indessen, daß es noch eine gotische Abteilung gab, die nicht deshalb ausgeschaltet werden darf, weil man über sie weniger gut als über die andern unterrichtet ist. Man gewinnt erst in neuerer Zeit größere Klarheit über sie; was sich aber da hat feststellen lassen, ist in hohem Grade geeignet, sie hinsichtlich der Teilnahme an der Hunnenschlacht, die der Überlieferung nach doch eben nördlich der Sudeten stattgefunden haben soll, in die Erwägungen einzubeziehen. Von Skandinavien war die Hauptmasse des Gotenstammes etwa um Christi Geburt nach Ostdeutschland gekommen und hatte sich hier von der Weichselmündung aus allmählich nach Südosten verbreitet. Als das Volk dann im 3. Jahrhundert nach Südrußland aufbrach, ließ es das ostdeutsche Gebiet keineswegs leer hinter sich; vielmehr blieben beträchtliche Abteilungen zurück, die, wenn sie auch aus dem Gesichtskreise der antiken Berichterstattung verschwanden, doch noch über lange Zeiten hin an Bodenfunden festgestellt werden. Unter ihnen sind diejenigen besonders bemerkenswert, die bereits dem 6. Jahrhundert angehörten. Diese ostdeutschen Goten kennt auch die germanische Überlieferung des Nordens noch lange und hat sie passend als Hreidh = d. h. Nestgoten bezeichnet. Spätere isländische Quellen haben sie freilich in Jütland angesetzt, wohin

sie indessen nur auf Grund einer Namensverwechslung und deshalb gebracht worden sind, weil von der Wende des 10. zum 11. Jahrhundert an der Osten ein vornehmlich slawisches Gesicht zeigte, das sich den Wikingern fester einprägen mußte als die Erinnerung an den früheren germanischen Charakter des Landes. Ebenso irrig oder mindestens unzulänglich war auch die in jenem Schrifttum gelegentlich auftauchende Ansetzung der Hreidhgoten im innern und südlichen Rußland. Vor jener Zeitenwende spiegeln sich die tatsächlichen Verhältnisse des ostdeutschen Gebietes in der Überlieferung des Nordens klar wider. Als besonders wichtig ist in jüngster Zeit eine altschwedische Runeninschrift erwiesen worden, die der Zeit um 900 angehört. Sie findet sich bei Rök in Östergötland auf einem Bautarsteine und ist von einem gewissen Warin zu Ehren seines Sohnes Wamodhr verfaßt worden. Sie beweist deutlich, daß im Norden damals noch weit zurückreichende Erinnerungen an ältere ostdeutsche Verhältnisse und Vorgänge bestanden: „Das erzählen wir . . . wer vor neun Menschenaltern zur Welt kam unter den Hreidhgoten und ferner bei ihnen starb wegen Übermutes.“ Unter den Namen, die weiterhin genannt werden, tritt neben Reidhulfr = Hreidh(goten)wolf auch Rughulfr auf, was wir als Rugierwolf auf die einst an die deutsche Ostseeküste gekommenen Rugier deuten. „Jetzt“, heißt es, „sitzt bereit auf seinem Gotenpferde, mit dem Schilde behängt, der Fürst der Märinge.“ Also bestand um 900 noch die gotische Herrschaft unter eigenen Königen. Die Märinge müssen wir doch wohl in Beziehung zu jenem ostdeutschen Lande setzen, das in der langobardischen Wandersage als Mauringa und später in slawisierter Form als Maurungane erscheint. Daß es sich in der Inschrift des Röksteines um nordostdeutsches Lokal handelt, geht weiter aus der Nennung der Insel Seeland und des Hreidhmeeres hervor, welche beide Namen zusammen natürlich verwehren, an südeuropäisches Gewässer zu denken.

Auch der angelsächsischen Überlieferung sind diese Hreidhgoten bekannt; sie treten als Hraedhas im Widsith auf, der sie klarlich in die Weichselgegenden setzt und — wie die einschlägige altenglische Literatur überhaupt — noch sehr bestimmte Vorstellungen über die ältere Geographie Ostdeutschlands hat.

Welche Bedeutung diese nördlichen Goten für die Zeit nach den Auswanderungen der germanischen Stämme nach Süden gehabt

haben, ist in dem alten Schrifttum natürlich nirgends festgehalten. Sie haben zweifelsohne dem großen Reiche Ermanarichs angehört, das vom Schwarzen bis zum Baltischen Meere reichte, und sind für den Norden um so wichtiger geworden, je mehr die Hauptmasse des Gotenvolkes in den Bannkreis des Südens geriet. Sie ohne Frage übertrugen die Runenschrift, die aus Südrußland herzuleiten ist, an die westlich sitzenden Germanenstämme, sie waren die Vermittler jenes in den Schwarzmeergebieten ausgeprägten hellenistischen Gotenstils, der bei den schlesischen Wandalen des 4. Jahrhunderts eine so verständnisvolle und geistreiche Pflege fand. Als sie nach dem Zusammenbruche Ermanarichs ihre Selbständigkeit bekamen, hat sich ihre Herrschaft nach Ausweis der angelsächsischen und nordischen Überlieferung von der Ostseeküste bis zu den Weichselquellen erstreckt, und, was die erwähnte Ansetzung der Hreidhgoten in Rußland erklärt, hat weit nach Südosten gereicht, hat vielleicht auch die ostdeutschen Reste anderer Stämme, darunter die Wandalen, politisch einbezogen.

An dem Bestehen eines ausgedehnten nördlichen Gotenreiches in und nach der Völkerwanderungszeit kann jedenfalls nicht gezweifelt werden, und also spricht nichts gegen die Möglichkeit, Überlieferungen, wie sie in der Hunnenschlachtsage eingebettet sind, auf dieses Nordreich zu beziehen.

Als Sieger in der Hunnenschlacht erscheinen nun nicht nur die „Goten“, sondern auch die Langobarden, und was sie anlangt, so macht die Ansetzung des Kampfes in einem nördlichen Lokal schon gar keine Schwierigkeiten. Bevor sie nach ihrem Aufbruche von der Niederelbe die Donau (490) erreichten, sind sie lange Zeit unstät durch Gebiete gewandert, die sich ausnahmslos als nördlich der Sudeten und Karpathen belegen nachweisen lassen. Sie nennen in ihrer Wandersage Burgundaib, das von den Burgunden aufgegebene Niederschlesien einschließlich der Lausitz, und das erwähnte Mairinga. Sie sind offensichtlich in dieser Zeit — als welche vornehmlich das 5. Jahrhundert in Frage kommt — in nahe Berührung mit den Hreidhgoten gekommen, in deren Nähe sie ausdrücklich die angelsächsische Überlieferung stellt. Der Weg des endlichen Abzuges nach Süden war auch für die Langobarden der durch das Gebiet der oberen Oder oder Weichsel über den Mährischen Paß.

Inmitten aller dieser Tatsachen findet sich Raum genug für die Ansetzung einer gegen die Hunnen geschlagenen Schlacht; ob sie nun tatsächlich geschlagen worden, ob Goten oder Langobarden oder noch ein anderer Stamm an ihr beteiligt gewesen, darüber wird nur eine Analyse der Überlieferungen entscheiden können.

\* \* \*

Die Auffassung, in der die Langobarden als Sieger in dem Kampfe bezeichnet werden, ist in der Langobardengeschichte des Paulus Diaconus enthalten. Andere Quellen schweigen, insbesondere ist die sogenannte Origo, „Ursprung des Langobardenvolkes“ stumm, die von Paulus stark benutzt worden ist. Seine neuen Angaben entstammen der mündlichen Überlieferung, finden jedoch eine Bestätigung bei dem fränkischen Chronisten Fredegar. Auch er weiß von einem Kampfe der Langobarden mit den Hunnen, bringt ihn freilich in einen falschen Zusammenhang. — Paulus Diaconus berichtet im wesentlichen folgendes:

Als die Langobarden nach Überschreitung der Weichsel (?) in das jenseitige Land, womit eigentlich nur Oberschlesien gemeint sein kann, gekommen seien, hätten sie sich da für einige Zeit niedergelassen. Dort seien sie, die sich in Sicherheit wiegten, plötzlich von den Bulgaren, wie hier die Hunnen genannt werden, überfallen worden. Diesen sei es gelungen, in das Lager der Langobarden einzubrechen, den König Agelmund zu töten und seine einzige Tochter als Gefangene fortzuführen. Die Besiegten aber hätten sich nach kurzer Zeit wieder aufgegriffen und zu ihrem Könige den Lamissio gewählt, der sich bereits früher ausgezeichnet. Begierig, den Tod seines Pflegevaters und den Raub der ihm bestimmten Braut zu rächen, habe dieser das Volk zu neuem Kampfe geführt. Anfänglich scheint auch dieser unglücklich ablaufen zu wollen, dann aber wendet sich dank der Anstrengungen des tapferen Königs das Schicksal. Die „Bulgaren“ werden unter schwersten Verlusten geschlagen, und den Siegern fällt unermeßliche Beute zu.

Der König Agelmund wird auch in dem angelsächsischen Widsith, dem Liede des Weitfahrenden, erwähnt, der im Zusammenhange noch eine Reihe von langobardisch anmutenden Namen nennt und in Verbindung mit den Goten bringt. Der Sänger

erzählt, wen alles er bei Ermanarich, dem Ostgotenhelden, gesehen habe:

Edwin sah ich und Else, Agelmund und Hungar

Und das stolze Heldengeschlecht der Widmyrginge.

Wolfher traf ich und Wurmher; nicht oft versagte ihre Tapfer-

Da der Hreidhgoten Heer mit harten Schwertern [keit,

Am Weichselwalde wehrte

Das alte Vaterland den Leuten Attilas.

Wenn die Erzählung des Paulus Diaconus knapp ist, der Widsith gar nur bloße Andeutungen gibt, so ist dafür die letzte der in Betracht kommenden Überlieferungen um so ausführlicher: das nordische Hunnenschlachtlied. Es ist nicht für sich erhalten, sondern vielmehr eingebettet in die Hervararsaga. Diese ist erst im 12. oder 13. Jahrhundert aufgezeichnet worden; aber das Lied ist erheblich älter. Stilistischer Vergleich mit anderen nordischen Dichtungen, namentlich mit den Hrafnsmal des Thorbjörn Hornklofi, Hofskalden des Harald Schönhaar, und der eddischen Atlakvidha, lehrt, daß bereits im 9. Jahrhundert ein Hunnenschlachtlied in altisländischer Sprache vorgelegen hat. Er läßt sich weiter erweisen, daß dieses eine festland-germanische Vorlage benutzte, die ihre Spuren auch in dem althochdeutschen Walthariliede hinterließ. Man kommt unter Würdigung aller Umstände dazu, eine südgermanische Hunnenschlachtichtung mindestens des 6., vielleicht auch schon des 5. Jahrhunderts anzusetzen; und zwar muß diese bei den östlich der Elbe sitzenden Germanen verbreitet gewesen sein. Die Frage, wo sie entstand, sei zunächst noch dahingestellt.

Die Hervararsaga erzählt von jenem schicksalumwitterten und fast unheimlichen Geschlechte, das von dem Odinssprossen Swafrlami abstammt, und dem von diesem gewonnenen verhängnisvollen Schwerte Tyrfing. So oft es gezogen wird, bringt es Tod, und ursprünglich liegt der Fluch auf ihm, daß es das ganze Geschlecht austilgen soll; aber dieser Zug ist nicht recht festgehalten. In der Abfolge der Generationen spielt eine besondere Rolle die in tiefes Grauen getauchte walkürenhafte Gestalt der Herwör, die auch der Sage den Namen gegeben hat. Ihr Sohn ist Heidrek, der nach mancherlei bösem Zufalle König im Lande der Hreidhgoten wird. Ihm entstammen Angantyr, der Erbe seines Reiches und des Schwertes Tyrfing, und eine zweite Herwör, die gleich ihrer

Großmutter eine gewaltige Kämpferin ist und auf einer Burg an der Grenze des Landes gegen die Hunnen sitzt. Dort — südlich des mächtigen Gebirges Myrkwidh — hat Angantyr einen Halbbruder Hlödh sitzen, den sein Vater einst mit seiner Kebse Sibka, Tochter des Hunnenkönigs Humli, zeugte. Er verstieß sie bald; aber der Sohn erhebt nach des Vaters Tode Anspruch auf einen Teil des Erbes. Dies sind die Verhältnisse, welche das Hunnenschlachtlied voraussetzt, und auf deren Grundlage seine Einbeziehung in die Hervararsaga erfolgt.

Das Lied erzählt: Zu Arheim in der Burg seiner Ahnen sitzt König Angantyr und hält mit seinen Getreuen das Erbmal zu Ehren des Vaters. Da erscheint vor der Halle Hlödh und begehrt, den Bruder zu sprechen. Die freundschaftliche Begrüßung schüttelt er ab; er sei nicht gekommen, an der Gedächtnisfeier teilzunehmen, er fordere die Hälfte des Erbes:

Des mächtigen Hain, den man Myrkwidh nennt,  
Die heiligen Gräber, die an der Heerstraße sind,  
Den Stein, der da steht am Gestade des Dnjepr.

Entrüstet lehnt Angantyr, als Ersatz unerhörte Schätze bietend, die Forderung ab, und mit Spott überschüttet den Heischenden der vornehmste Gefolgsmann des Königs, Gizur, der alte Grytingenführer. Da kehrt Hlödh heim und rüstet mit dem hunnischen Großvater die Rache.

Mit gewaltigem Heere brechen sie auf, überschreiten den Myrkwidh und nähern sich der Burg, auf der Herwör mit dem alten Waffenmeister Ormar sitzt. Der reitet im Auftrage der Königstochter hinaus und fordert die Hunnen zum Kampfe am Südhang der Burg. Der Übermacht erliegen die Goten, alle fallen, auch Herwör, und allein Ormar entkommt, um König Angantyr Kunde von den verhängnisvollen Vorgängen zu geben.

Sorgenvoll bietet der sein Heer auf; kaum ist es möglich, angesichts der furchtbaren Gefahr einen Boten zu finden, der den Hunnen die Schlacht ansagt. Aber Gizur reitet und trifft den Feind:

Schrecken eurem Volke! Eurem Führer ist Tod bestimmt!  
Eure Fahne soll sinken, feind ist euch Wodan!  
Ich entbiet' euch zur Dylgja und an der Dunheide  
die Heerschlacht und unter dem Jassargebirge.

Dort, „wo die Goten schon oft das Schwertspiel erhoben und funkelnden Sieg erfochten“, beginnt der Kampf. Acht Tage dauert er, da endlich gewinnt der gotische Angriff Raum. Die Linie der Feinde wird durchbrochen, und es werden ihrer so viele erschlagen, daß sich, von der Masse der Toten gestaut, der Lauf der Flüsse ändert, und daß alle Täler voller Leichen liegen.

Im Getümmel sind die Brüder aufeinander gestoßen, und mit dem Tyrfing hat Angantyr Hlödh erschlagen:

Nun hast du keines im Kampfe errungen,  
Nicht leuchtende Ringe noch des Landes ein Stück . . .

\* \* \*

Spätere Überlieferungen sind in England und Dänemark aufgezeichnet worden. Sie erscheinen in des Galfried von Monmouth *Historia regum* und bei Saxo Grammaticus. Sie beweisen zwar, daß die Erinnerung an die Ereignisse des großen Kampfes sich lange erhalten hat, sind aber doch bereits so weit verändert, daß sie für die Erörterung der hier in Betracht kommenden Fragen nicht ausschlaggebend herangezogen werden können. Bemerkenswert ist allerdings in der englischen Überlieferung ein Zug: Der Hunnenkönig ertrinkt in dem Flusse, der dann nach ihm Humber genannt wird. Dieser Umstand beweist, daß auch in England nicht Attila, sondern Humli als der König genannt worden ist, der die gewaltige Schlacht verlor.

\* \* \*

Vornehmlich wichtig ist es, aus einem Vergleiche der langobardischen und der gotisch-nordischen Überlieferung die Tatsachen zu erkennen, die der sagenhaften Ausgestaltung zugrunde gelegen haben. Ein solcher Versuch ist keineswegs aussichtslos, wenn man sich auch darüber klar sein muß, daß das Heldenepos mit dem geschichtlichen Stoffe jeweils frei verfährt und ihn stets nach eigenen inneren und äußeren Gesetzen stilisiert. Auch das größte Völkerringen gilt dem germanischen Dichter der Völkerwanderungszeit nicht als ausreichender Gegenstand. Seine Kunstabsicht, ruhend auf dem Grunde einer in den unerhörten Schicksalsstürmen der Zeit erwachsenen tragischen Lebensauffassung, geht auf das Persönliche, auf den aus dem Widerstreit sittlicher Gesetze aufspringenden Konflikt. Das bedingt, daß Völker hinter ihren Herr-

schern zurücktreten, politisches Ringen als Ausdruck einzelmenschlichen Wollens und Müssens erscheint. Welche Motivierungen dieser Art nun den Zusammenhängen unterlegt werden, das hängt ebenso davon ab, ob sich in den Vorgängen selbst ein in epischem Sinne ausdeutbarer Umstand findet, oder ob sich, wo das nicht möglich ist, irgend ein fremdes, bereits beliebtes Motiv mit dem überlieferten Tatbestande verbinden läßt. Jedenfalls greift aber eine Umgestaltung in dem einen oder andern Sinne nicht tiefer, als sie greifen muß, um ein dem Geschmacke und den Anschauungen der Zeit genügendes poetisches Gefüge herzustellen.

Vergleicht man die langobardische und die gotische Auffassung, so sieht man, daß sie in der Anwendung stilistischer Motive weit voneinander abweichen, daß ihre Dichtungen, dem inneren Zusammenhange nach, durchaus verschiedene Gebilde darstellen. Bei den Langobarden rollt sich auf dem Hintergrunde des gigantischen Völkerkampfes ein Gemälde ab, wie es gerade dieses Volk in seiner Dichtung gern gezeichnet hat. Brautraub und dafür genomene Rache, Rache für den Tod des Gefolgsherrn und väterlichen Freundes, kühne Bewährung und Belohnung jünglingshaften Heldenumutes geben den Ton des der Sage zugrunde liegenden Liedes an; sie kehren ähnlich in den Überlieferungen wieder, die sich um Authari und Rothari geschlungen haben. Daß hier Motive unterlegt sind, wie sie gang und gäbe waren, springt in die Augen, und es wäre völlig abwegig, in den Gliedern dieser Kette zugleich einen Nachhall tatsächlichen Geschehens sehen zu wollen.

Wenn etwas in diesem Gefüge auch in der gotischen Überlieferung gesucht werden darf, dann ist es der Umstand, daß in beiden Darstellungen eine Frau eine Rolle spielt, dort Agelmunds Braut, hier Herwör. Auch die englische Überlieferung kennt etwas ähnliches: Hier hat der Hunnenkönig die schöne Estrildis geraubt, die dann dem Sieger wieder in die Hände fällt und in dessen Leben eine verhängnisvolle Rolle spielt. Aber die drei Auffassungen weichen himmelweit voneinander ab. Was bei den Langobarden Triebfeder der ganzen Handlung war, bei den Engländern Motiv einer geradezu novellistisch verputzten Erzählung wurde, spielt bei den Goten nur eine ganz nebensächliche Rolle. Herwör fällt; aber nicht mit einem Tone klingt ihr Tod in den späteren Geschehnissen nach.

Hier bei den Goten ist die Handlung auf ganz andere Dinge gestellt. Zwei Brüder stehen gegeneinander, deren einer, im Purpur geboren, rechtmäßig das Erbe besitzt, deren anderer, Sohn der aus hunnischem Königsblute entsprossenen Mutter, es fordert. Erbansprüche sind das weitverbreitete Motiv blutigster Kämpfe in der Völkerwanderungszeit gewesen. Anspruch um der Macht und der Ehre willen wird durchkreuzt von dem Sippengefühl. Daraus erwächst dem germanischen Dichter die tiefste Tragik, daß zwei, die von Bluts wegen zusammengehören, sich dennoch tödlich befehden müssen. Gerade die gotische Sagedichtung ist übervoll von dieser Vorstellung. Dietrich und Ermanarich bzw. Odoakar, Hildebrand und Hadubrand stehen sich so gegenüber, in freilich wechselnder Beleuchtung, die ihren Schein auch noch von anderen Ideen her erhält. Aber das Grundprinzip bleibt das gleiche. Es ist auch nicht weiter verwunderlich, daß in der gotischen Geschichte Fälle begegnen, die wie ein tatsächliches Vorbild späterer Dichtung aussehen. Ein Beispiel bringt Jordanes aus der Zeit, als das Ostgotenreich im Hunnensturme von 375 zusammengebrochen war. Damals suchte sich der Amaler Winithari der Herrschaft der Fremden zu entziehen; aber der Hunnenkönig zog mit einem anderen Amalersprossen, Gesimund, gegen den Abtrünnigen. Das sieht fast so aus wie die Geschichte, die das Hunnenschlachtlied erzählt. Denn von der Motivierung des Kampfes durch Abfall des einen bis zur Unterschiebung des Motivs des Erbstreites ist's nur ein kleiner Schritt. Jedenfalls ist auch bei den Goten zum Antriebe der Handlung eine Motivreihe benutzt worden, die sich bei ihnen großer Beliebtheit erfreut hat. Und deshalb ist es abwegig, eben darin das Widerspiel tatsächlicher Zusammenhänge zu sehen, wie sie für die geschichtlichen Verhältnisse und Hintergründe der geschilderten großen Hunnenschlacht von Bedeutung hätten sein können. Gleichwohl ist dies, wie noch zu erörtern sein wird, versucht worden.

Die epischen Motive also sind auszuschalten, wenn man den wahren Nachhall der Ereignisse herauschälen will, an die sich die Sagenbildung und -dichtung angesetzt hat. Was nach Abzug der rein poetischen Zutaten in beiden Versionen gleichmäßig übrigbleibt und vielleicht auch noch andernorts nachklingt, nur das darf auf seine Geschichtlichkeit geprüft werden. Es handelt sich dann

wie leicht zu sehen ist, um zwei Tatsachenreihen: einmal um den Schlachtverlauf selbst, sodann um das Lokal, innerhalb dessen das gewaltige Ringen sich abgespielt haben soll. Beides kann von je miteinander verbunden, kann aber auch ursprünglich voneinander unabhängig gewesen und erst später zusammengebracht sein.

Langobardische und gotische Überlieferung stimmen darin überein, daß sie nicht eine, sondern zwei Schlachten annehmen, deren erste für die angegriffenen Germanen höchst unglücklich verläuft. Nichtsahnend oder mindestens unvorbereitet werden diese von dem überlegenen Feinde überfallen, ein befestigter Platz, das langobardische Lager bzw. die gotische Burg, wird von den Hunnen genommen. Die Entscheidung bringt erst der zweite Kampf, den zu bestehen größte Anspannung nötig ist. Auch er droht zunächst wieder eine ungünstige Wendung zu nehmen, bis die persönliche Tapferkeit des germanischen Königs die Entscheidung herbeiführt. Sie nimmt gewaltige Ausmaße an; der Verlust der Feinde ist ungeheuer, die Beute der Sieger groß. Was die gotische Darstellung mehr bringt, bedeutet nirgends Abweichung oder Widerspruch, sondern vielfach nur Ausmalung, die der überhaupt mehr ins einzelne gehenden Vortragsweise des Liedes entspricht. Daneben aber finden sich auch neue Angaben, bei denen sich die Frage erhebt, ob ihnen geschichtlicher Wert innewohnt. Das nordische Hunnenschlachtlied nennt, während die langobardische Überlieferung in diesem Punkte stumm ist, den Namen des Hunnenkönigs: Humli. Dem siegreichen Gotenkönige zur Seite wird Gizur als sein treuester Berater, ein Waffen- und Heermeister wie Hildebrand oder Hagen, gestellt und bedeutsam in den Vordergrund geschoben. Er ist es, der den Erbe heischenden Hlödh bis aufs Blut reizt, der den Hunnen die kühne und höhnische Herausforderung überbringt, ein Mann, der seine Freude ebenso am verletzenden Worte wie an blutigem Kampfe hat. In höchst eigenartiger Beleuchtung steht die Szene, da Gizur den Feinden die Schlacht ansagt; er fordert nicht nur heraus, er weissagt Untergang. Endlich mündet die Hunnenschlachtsage in die Angabe, daß auf der Seite der Angreifer der König und sein Schützling, also der Hunnenkönig Humli und Angantyr's Halbbruder Hlödh, gefallen seien. Auch hier schweigt die langobardische Sage; die englische hat sowohl die Tatsache als auch den Königsnamen festgehalten.

Überblickt man dieses Material, wie es teils in beiden Überlieferungen, teils nur in der nordischen erscheint, so macht es zunächst einen höchst problematischen Eindruck. Daß übereinstimmend von zwei Kämpfen berichtet wird, deren anderer erst die Entscheidung bringt, braucht nicht als Nachhall einer geschichtlichen Tatsache aufgefaßt, kann als ein wirkungsvolles, Spannung und Lösung steigerndes poetisches Motiv genommen werden. Als solches erscheint es, und zwar gerade innerhalb des gotischen Kreises sehr gern, wie auch jener Kampf zwischen Winithari und seinen Gegnern erst im letzten Zusammenstoße die Entscheidung bringt, und wie Dietrich von Bern zweimal gegen den Räuber seines Reiches ziehen muß, ehe er den Erfolg davonträgt. Auch darin, daß der Kampf als ungeheuer blutig geschildert wird, kann man nicht unbedingt ein charakteristisches Motiv sehen. Das Heldenlied liebt dieses Wüten in riesigen Zahlen, Vernichtungen bis auf den letzten Mann und dergleichen ebensowohl, wie das die Geschichtsschreibung des Altertums und Mittelalters tut, und wie das überhaupt dem unkritischen und nur auf Wirkung bedachten Berichterstatter naheliegt. Daß der Führer die Entscheidung bringt, ist selbstverständlich in einer Zeit, die alles auf Persönlichkeit stellt, und die unzählige Beispiele dafür beibringt, daß der germanische König im Vorkampfe stand. In all diesen Zügen ist nichts, was an sich einzigartig, charakteristisch, für den Zusammenhang mit einem einmaligen, besonderen Ereignisse beweisend wäre. Anders könnte vielleicht der Umstand gewertet werden, daß im Mittelpunkt des ersten der Kämpfe ein fester Platz erscheint. Aber hier scheint die Übereinstimmung zwischen den beiden verschiedenen Berichten doch verhältnismäßig gering zu sein; die Langobarden wissen von einem Lager, die Goten von einer Burg. Was das Lager betrifft, so kann es nicht zweifelhaft sein, daß ein solches zu oft im Mittelpunkte von Kämpfen der Völkerwanderungszeit gestanden hat, als daß man aus seiner Erwähnung Anlaß nehmen könnte, auf ein bestimmtes Ereignis zu schließen, wenn nicht noch andere Übereinstimmungen hinzutreten. Hinsichtlich der in der nordischen Sagenwendung erwähnten Burg aber liegt die Sache höchst eigen. Wir wissen durchaus nichts davon, daß irgendwo in germanischem Gebiete solche Grenzburgen vorhanden gewesen wären, die zu ständigem Aufenthalte hätten

dienen können. Müßte man annehmen, daß eben dieser Zug alt wäre, so hätte es sich ursprünglich wohl nur um eine Fluchtburg, einen Rundwall aus Erde und Holz mit naheliegender oder eingebaute Herrensitze, handeln können oder aber um eine hölzerne Warte. Erst später könnte die primäre Anschauung in einer Weise gewandelt worden sein, wie sie den Zuständen der Wikingerzeit entsprach. Nun aber zwingt nichts, diese Partie der Sage in ihrer vorliegenden Form für einen Bestandteil des ersten, als festlandgermanisch erschlossenen Liedes zu halten. Diese Burg erscheint an sich und durchaus wesentlich als Sitz jener Herwör, deren Walkürencharakter ihre Herkunft aus dem Mythos so deutlich verrät, daß man nicht erst den Versuch hätte machen sollen, die Gestalt zu gewissen Berichten von gotischen Kämpferinnen in Beziehung zu setzen. Eine sichere Stütze für den Versuch, die Sagenversion zu irgendeinem überlieferten Schlachtberichte zu stellen, ergibt sich also auch aus diesem Umstande nicht.

Was übrigbleibt, sind Züge, die vornehmlich oder allein der nordischen Version angehören, in der also die Goten als die Sieger über die Hunnen genannt werden. Auch diese Angaben werden zunächst noch einmal unter dem Gesichtspunkte geprüft werden müssen, ob sie aus den Gesetzen der Stilbildung abgeleitet werden können. Bei Gizurs Prophezeiung handelt es sich um ein naheliegenderes und verbreitetes Motiv, das eben deshalb zu historischer Beweisführung ungeeignet wird. Und wie der Prophet ad hoc häufig in der Heldensage erscheint, so ist auch die Gestalt des Waffen- und Heermeisters, dem unbeugsamer Trotz und alles übertönende Kampfesfreude Lebensinhalt und ureigenster Wesensausdruck sind, allenthalben bekannt; so wie er hetzt Hagen und treibt Hildebrand in den Kampf.

Wenn aber die Sage hier nichts Neues geschaffen, sondern nur tatsächliche Verhältnisse gesteigert hat, so bleibt doch die Frage offen, ob nicht historische Personen im Stile des Epos gezeichnet sind. Ist das der Fall, dann läge günstigenfalls im Namen die Möglichkeit, Tatsachen zu erkennen. Gizur erscheint nun einmal als ein Beiname Odins, des Aufreizers zum Kampfe, welche Rolle der Gott in der Herwararsage eminent spielt. Stammt der Name aus diesem Vorstellungskreise, dann ist er natürlich für jede historische Fragestellung erledigt; aber er kann auch anders

gedeutet werden. Man hat ihn als den des berühmtesten Wandalenkönigs aufgefaßt, den wir als Geisariks, Geiserich kennen, und daß die nordische Form auf die ostgermanische zurückgeführt werden kann, unterliegt keinem Zweifel. Da nun Heldensage und -lied jener Zeit oft genug den Namen des Herrschers für sein Volk einsetzen, so kann das Volk der Wandalen gemeint sein, wenn von Gizur-Geiserich die Rede ist.

Jedenfalls ist dem Namen, als dem letzten Elemente der Gestaltung, Aufmerksamkeit zu schenken. Paulus der Langobarde nennt die Könige Agelmund und Lamissio, von denen als Herrschern während der Wanderzeit seines Volkes er mehrfach spricht. Von anderen Geschichtsschreibern erfahren wir naturgemäß nichts über sie; aber der ältere von ihnen tritt, wie oben erwähnt, auch im Widsith auf, und es ist höchst bemerkenswert, daß er in enge Verbindung mit den Hreidhgoten gebracht wird. Die nordische Sage nennt Angantyr. Der Name kann wie Gizur als mythisch angesprochen werden, was er in der eigentlichen Herwararsaga tatsächlich ist. Die Möglichkeit, daß es auch einen oder mehrere Herrscher gegeben hat, die diesen Namen führten, bleibt offen; aus der Geschichte kennen wir keinen. Wenn man aber versucht hat, Angantyr in Verbindung mit Aetius zu bringen, so liegt eine etymologische Nötigung keineswegs vor. Auffällig ist es, daß als Name des Hunnenkönigs nicht Attila erscheint. An ihn zu denken, lag bei dem überragenden Eindrucke seiner Persönlichkeit so nahe, daß auch im Widsith zwar nicht von ihm selbst, aber in formelhafter Wendung zur Bezeichnung der Hunnen doch von „Attilas Leuten“ gesprochen wird, daß man ihm — in der Nibelungensage — den Untergang der Burgunden zuschrieb, obwohl er nichts damit zu tun hatte, und anderes mehr. Wird er nicht genannt, so spricht alle Wahrscheinlichkeit dafür, daß er an den in die Sage gezogenen Ereignissen nicht beteiligt gewesen ist; es wäre doch höchst absonderlich, daß man ihn überall dort eingesetzt haben sollte, wo er ursprünglich nicht im Spiele war, dort aber gestrichen und durch einen anderen ersetzt, wo seine Teilnahme in der Erinnerung der Nachwelt allerfestest hätte haften müssen, wie es hinsichtlich der Katalannischen Schlacht doch anzunehmen wäre.

Daß in der vorliegenden Überlieferung Attilas Name nicht erscheint, muß als einer der ernstesten Einwände gegen ihre Be-

ziehung auf die Ereignisse von 451 angesehen werden. Deren aber finden sich auch sonst noch genug. Es ist oben die Rede davon gewesen, daß der größte Teil der von der Sage beigebrachten Züge im Sinne epischer Motive aufzufassen ist und also nicht für die historische Ausdeutung herangezogen werden sollte. Den Versuchen, es gleichwohl zu tun, wohnt auch keinerlei Überzeugungskraft inne. Wenn im Jahre 439 Litorinus, ein Nebenbuhler des römischen Statthalters in Gallien Aetius, von den Hunnen geschlagen wird, wenn im Jahre 450 von zwei Brüdern aus fränkischem Fürstenhause der jüngere zu Attila, der ältere zu Aetius geht, so begreift sich doch nicht ohne weiteres, daß daraus der tödliche Erbstreit zwischen zwei gotischen Königssöhnen werden mußte oder konnte. Vor der Schlacht nahm Attila Metz, vor der Schlacht sollen der Bischof von Orleans und ein Einsiedler dem Hunnenkönig seine Niederlage geweissagt haben. Aber berechtigt das, Metz mit der Burg der Herwör oder dem langobardischen Lager, jene angebliche Prophetie mit der Herausforderung des Gizur gleichzusetzen? In der Schacht fiel Laudaricus, ein Verwandter Attilas, und soll dieser selbst entschlossen gewesen sein, seinem Leben ein Ende zu machen. Es zwingt nichts, anzunehmen, daß daraus der Tod des Hunnenkönigs und seines Ziehsohnes, der Triumph des siegreichen Bruders geworden sei.

Dies alles sind Züge, auf denen sich, zumal die epischen Motive allgemein sind, kein schlüssiger Beweis aufbauen läßt und um so weniger, als sie sich mit wichtigen Tatsachen des wirklichen Schlachtverlaufs im Widerspruche befinden.

Eindrucksvoller als der nur geplante Selbstmord Attilas und der Fall des höchst nebensächlichen Hunnenprinzen war doch der Tod des Westgotenkönigs Theoderich Er, der Sieger, fiel in der Schlacht; genau umgekehrt war es, wie die Sagenüberlieferung es darstellt. Was sollte der Grund zu diesem fundamentalen Umsturze der Tatsachen sein? Nicht anders liegt es, wenn man die Rolle in Betracht zieht, die der Wandalenkönig Geiserich bei den Ereignissen von 451 gespielt haben soll. Ihm wird zugeschrieben, daß er aus Furcht vor einem Angriffe der Westgoten Attila zu dem Zuge nach Gallien veranlaßt, also tatsächlich die Rolle des „Aufreizers zum Kampfe“ gespielt habe. War das der Fall und seinerzeit so allgemein bekannt, daß es in die Volksdichtung Ein-

gang finden konnte, so ist ganz unerklärlich, warum man ihn dann auf die falsche Seite gestellt hätte. Er war doch in Wahrheit der Hunnen Verbündeter, nicht ihr trutzigster Gegner, als welcher er im Schlachtliede dasteht.

Stilistische oder andere Gründe für Änderungen so einschneidender Art sind nicht zu entdecken, zumal wenn man sich die geläufige Annahme zu eigen macht, daß die Hunnenschlachtsage bei den westlichen Germanenstämmen, bei Franken oder bei Westgoten, entstanden sei. Es ist richtig, daß an die Ostgoten nicht wohl zu denken war; bei ihnen hätte nicht der mindeste Anlaß bestanden, nach erlittener Niederlage den Triumph der Gegenpartei zu verherrlichen, zumindest wäre es dann unbegreiflich, wie die poetische Sympathie ganz und gar auf Seiten des Siegers sein könnte und woher die für die Dichtung jener Zeit schlechthin einzigartige vaterländische Hochstimmung stammen sollte, die das Lied durchweht. Aber gegen eine Entstehung des Gedichtes bei den Franken oder überhaupt bei den Westgermanen spricht doch auch allzuviel. Hätten die vorhin angeführten Ereignisse, die Niederlage des Litorinus oder der Zwist der Frankenbrüder, den Anstoß zur Entfaltung der Sage gegeben, so hätten die Franken doch sich selbst, nicht aber die Goten als Träger des Kampfes genannt. Ueberdies aber weist das Hunnenschlachtlied deutlich ostgermanische Sprachprägung auf, die sich sogar noch in der nordischen Fassung greifen läßt. Gegen seine Entstehung bei den Westgoten wiederum spricht alle poetische Logik. Ihr Anteil an den Ereignissen erstreckte sich zunächst auf jenen Kampf gegen Litorinus, in dem sie siegten, nicht unterlagen, dann auf das entscheidende Eingreifen in der Völkerschlacht bei Chalons und gipfelte in dem Tode ihres Königs. Der hätte für sich das Thema für ein Heldenlied abgegeben, das dann freilich ganz anders gegangen wäre, als das überlieferte Hunnenschlachtlied geht. Und wie wollte man den Umstand erklären, daß das westgermanische Lokal in dem Liede spurlos verschwinden und statt seiner ein anderes erscheinen konnte, das unbedingt auf den Nordosten deutet? Angesichts der Tatsache, daß der wesentliche Inhalt des Gedichtes sich in keiner Weise mit den Ereignissen bei Chalons in Übereinstimmung sehen läßt, verbietet sich die Annahme, daß ein ursprünglich im Westen entstandenes Gedicht ostwärts gewandert

und dort umgestaltet worden sei, von selbst. Die Versuche, seine Entstehung den Westgoten zuzuschreiben, erklären sich in Wahrheit nur aus der Tatsache, daß man an die Ostgoten nicht denken konnte und die Hhreidgoten schlechthin übersah.

Die nächstliegende Aufgabe jeder Exegese ist doch schließlich, zu sehen, ob mit der Überlieferung, so wie sie vorliegt, auszukommen ist, und erst wenn sich der Anerkennung des Gegebenen unüberwindliche Schwierigkeiten in den Weg stellen, nach anderen Erklärungsmöglichkeiten auszuspähen. Es gilt also, sich zunächst Klarheit darüber zu verschaffen, ob eine Schlacht gegen die Hunnen in dem Gebiete, das von der Sage ausdrücklich bezeichnet wird, stattgefunden haben kann oder nicht.

Aus der langobardischen Überlieferung läßt sich eine deutliche Ortsanschauung nicht gewinnen. Nur soviel geht aus ihr hervor, daß das Volk gegen Ende seines Schweifens in ostdeutschem Lande, also nördlich der Sudeten und Karpathen, nach Überschreiten eines großen Stromes in der Richtung auf die Donauländer von den Hunnen überfallen wurde. Ob es sich dabei um Oder oder Weichsel handeln soll, ist unsicher. Auf den Oberlauf eines der beiden Flüsse muß aus der allgemeinen Zeitlage geschlossen werden, und so käme in jedem Falle das Gebiet zwischen Weichsel und Oder dicht nördlich des Gebirges in Frage, das östliche Oberschlesien oder der angrenzende Teil des Sudetenlandes. Unbedingte Sicherheit kann dieser Annahme allerdings nicht zugestanden werden; denn die Erinnerungen an die Ereignisse der Wanderzeit sind bei den langobardischen Chronisten bereits stark verblaßt, und so lassen diese auch eine überzeugende geographische Anschauung vermissen. Aber genügend deutlich ist der Hinweis im Widsith: „Da der Hreidhgoten Heer mit harten Schwertern am Weichselwalde wehrte das alte Vaterland den Leuten Attilas.“ Der angelsächsische Text lautet genauer „ymb Wistlawudu“, d. h. beim Walde der Weichselanwohner. Die aber sind uns nicht fremd; ihr Name lebt in der späteren slawischen Gaubezeichnung Wislane, in Oberschlesien bzw. den östlich angrenzenden Gebieten, fort.

Die sichersten Ergebnisse fließen aus den Angaben des Hunnenschlachtliedes her. Daß das Hreidhgotenreich sich bis an den Zug der Sudeto-Karpathen heran erstreckte, geht sowohl aus ihm wie auch aus verschiedenen anderen nordischen Quellen hervor. In der

Hervararsaga werden die Karpathen mit dem alten Namen der Harfadhafioll genannt und spielt der Myrkwidh, der „Dunkelwald“, worunter das ganze südöstliche Gebirgs- und Waldmassiv verstanden wurde, mehrfach eine Rolle. Über den Myrkwidh bricht das hunnische Heer — fraglos durch die Mährische Pforte — herein, um dann also nach Oberschlesien zu gelangen. Dort irgendwo findet die Entscheidungsschlacht statt: „Ich entbiet' euch zur Dylgja und auf der Dunheide die Heerschlacht und unter dem Jassargebirge.“ Alle hier bezeichneten Örtlichkeiten wird man in dem oben umschriebenen Gebiete zu finden bemüht sein. Es ist unmethodisch, bei der Dunheide an der Donau, bei dem Jassargebirge an die Ossetenberge im Kaukasus zu denken und also anzunehmen, daß der Dichter phantastisches Material aus aller Welt zusammengestoppelt habe. Man wird der Ansicht folgen, die in der Dunheide den Namen der lugisch-wandalischen Völkerschaft der (Di)Duner sieht, die in der ins Auge gefaßten Gegend anzusetzen sind. Wahrscheinlich hängt auch der Name Dylgja, den man wohl als Dyngja zu fassen hat, auch damit zusammen; man dürfte ihn dann als eine nordisch umgestaltete Bezeichnung des Dunajec ansehen. In Josurfjoll, Jassargebirge, findet man das slawische (j)asenr, Esche; Jasenik, Eschengebirge, ist die slawische Übertragung des germanischen Askiburgion, die noch in unserem „Gesenke“ fortlebt. Im 6. Jahrhundert, in dem das gotische Hunnenschlachtlied, wie oben erörtert, entstanden ist, muß das Gebirge schon in dem Gesichtskreis der Slawen gestanden haben. Jordanes setzt für eben diese Zeit die Sclaveni vom Dnjestr bis zur Weichselquelle an.

Innerhalb Europas findet sich kein Gebiet, auf welches die vorliegenden Ortsangaben besser passen als auf den Landstrich zwischen oberer Oder und Weichsel. Daß die allgemeinen geschichtlichen Bedingungen die Ansetzung des Kampfes in diesem Gebiete zulassen, ist schon oben dargelegt worden; es läßt sich nun auch noch zeigen, daß die Überlieferungen über den Schlachtverlauf für diesen Schauplatz eher zu verstehen sind, als wenn man sie auf den Kampf in Gallien anwendet.

Auch in dieser Beziehung wird man den Bericht bis zum Nachweise des Gegenteils als tatsachengetreu hinnehmen müssen. Nichts hindert zu glauben, daß bei einem Kampfe zwischen einem

germanischen Stamme nördlich des Gebirges und angreifenden Hunnen der Hunnenfürst wirklich gefallen sei und neben ihm ein den Siegern stammverwandter aus Sippenhaß zum Feinde übergegangenener germanischer Edeling. Und sofern es Goten waren, die den Abwehrkampf bestanden, stellen sich bei dem engen Anschluß der Ostgoten an die Hunnen die Möglichkeiten für einen Kampf zwischen Sippengenossen als besonders naheliegend dar.

Allerdings sind ja nun sie nicht die einzigen, die sich diesen Kampf und Sieg zuschreiben; neben den Hreidhgoten tun das die Langobarden. Die Entscheidung über die Ansprüche der beiden Völker gibt das angelsächsische Gedicht an die Hand; es rühmt die tapfere Teilnahme der Langobarden an den Kämpfen der Hreidhgoten gegen die Hunnen. Sie in Zweifel zu ziehen, liegt keine Veranlassung vor; fand sie statt, so läßt sich die Verschiedenheit der drei erhaltenen Überlieferungen ohne weiteres verstehen. Der Widsith hat das Ursprüngliche, Goten und Langobarden haben in ihrer Nationalsage jeweils sich in den Vordergrund geschoben und des Verbündeten vergessen.

Wenn man die Schlachtsage auf den gallischen Kampf bezog, so war die Rolle, die Gizur-Geiserich in ihr spielte, unverständlich. Bleibt man aber bei der natürlichen Deutung der Sage auf einen Kampf nördlich der Sudeten, so löst sich der Widerspruch auf. Dann hat, wie etwa im Widsith und auch sonst, Ermanarich als Repräsentant der Ostgoten in ihren ostdeutsch-russischen Sitzen, Attila als der der Hunnen erscheint, Gizur-Geiserich als Vertreter der Wándalen zu gelten. Von ihnen saßen ja noch namhafte Kräfte nördlich des Gebirges, die in politischer Verbindung mit den Hreidhgoten gestanden haben mögen. Eine Beteiligung dieser Wándalen an dem großen Kampfe lag um so näher, als gerade Oberschlesien im 5. Jahrhundert, wie die Funde zeigen, noch fest von ihnen besiedelt war.

Eine letzte Frage ist die, ob die Zeit des Kampfes genauer zu bestimmen ist. Da Attila nicht genannt wird, so können nur die Jahre vor oder nach seiner Herrschaft in Betracht kommen. Aus den Angaben des gotischen Liedes geht nun deutlich hervor, daß die Hunnen zur Zeit des Kampfes südlich und östlich vom Reiche der Hreidhgoten saßen, und daß ihr Angriff von Süden her erfolgte; sie saßen also damals in Ungarn. Das war nach Attilas

Tode nicht mehr der Fall. Die Freiheitsschlacht am Flusse Nedao fällt noch in das Todesjahr der Gottesgeißel (453), und trieb die Hunnen aus Ungarn nach dem ferneren Osten zurück. Ein Angriff auf Schlesien über die Mährische Pforte kommt dann nicht mehr in Frage. Die Schlacht ist also am besten in die dreißiger Jahre des 5. Jahrhunderts zu setzen, als die großen Vorstöße der Hunnen von Ungarn nach Westen begannen. Wesentlich zwei Wege standen ihnen damals zur Verfügung: die Donau entlang ließen sie sich mehrfach an und über den Rhein führen, die March aufwärts waren die nordsudetischen Gebiete zu erreichen. Daß auch hierin, wie aus den Widsith zu schließen ist, der hunnische Ansturm öfter gebrandet, dürfte nur dann bezweifelt werden, wenn man alles ostdeutsche Land für eine Einöde ansehen wollte, in der selbst der Hunne nichts mehr zu holen gefunden hätte, ist übrigens auch von der ungarischen Bodenforschung von Alföldi nachgewiesen. Bei einem dieser Vorstöße muß es zu dem von der Sage festgehaltenen Kampfe gekommen sein.

Zusammenfassend läßt sich also dies sagen: Um 430, als in Ostdeutschland und weiter nach Osten das Reich der Hreidhgoten bestand, als in Schlesien noch beträchtliche Scharen wandalischer Siedler saßen, als sich die Langobarden noch nördlich der Gebirge hielten, kam es zu einem Kampfe zwischen diesen Goten, denen wahrscheinlich die beiden anderen Völker beitraten, und den in Ungarn sesshaft gewordenen Hunnen, dessen Einzelheiten dahingestellt sein mögen, der aber jedenfalls nördlich der Mährischen Pforte in Oberschlesien geschlagen wurde und mit der völligen Niederlage der Hunnen endete.

Der Sieg blieb im Gedächtnis der germanischen Welt haften; auf ihn, nicht auf die Katalaunische Schlacht beziehen sich die erhaltenen Berichte. Von ihm wissen noch die Angelsachsen, wissen die Langobarden, die der Sage eine ihnen schmeichelnde Gestalt gaben. Am eindruckvollsten gestaltete sich die Überlieferung in dem Hunnenschlachtenliede. Entstanden ist es nicht bei den Westgoten oder Franken, sondern, und zwar spätestens im 6. Jahrhundert, bei den ostdeutschen Hreidhgoten, von denen es über See bis zu den Isländern wanderte.

In seinem Kern stellt diese nordische Verherrlichung eines germanischen Sieges auf dem vielumstrittenen Boden Oberschlesiens

allem Anscheine nach das älteste erhaltene Heldengedicht der germanischen Welt dar. Eine Verherrlichung ist es in der Tat. Keine andere Dichtung jener Zeit ist von so wuchtiger nationaler Begeisterung durchglüht wie diese; nirgends in Lied oder Sage, soweit sie auf diese Epoche zurückzuführen sind, hat Heimattreue so stolzen Ausdruck gefunden wie hier, wo die Ideale der Freiheit und Vaterlandsliebe in deutlich bewußter Prägung bloßer Tapferkeit und Kampfeslust gegenübergestellt werden:

Die Schlacht tobte wilder, heiß kämpften die Hunnen:  
Sieg galt's zu erringen oder dem Tod zu verfallen.  
Für Freiheit und Heimat stritten die Goten,  
Fest stand ihre Schar, jeder spornte den andern.

## Der Ursprung der mittelalterlichen Steinkreuze.

Von Max Hellmich.

Unter diesem Titel hat Prof. Mogk (in den Berichten über die Verhandlungen der Sächsischen Akademie der Wissenschaften zu Leipzig, Phil.-Histor. Klasse Bd. LXXXI, 1929 Heft 1) einen Aufsatz veröffentlicht. Ich habe diesen Titel für meine nachstehenden Ausführungen um so lieber beibehalten, als ich aus dem Briefwechsel mit dem Verfasser ersehen konnte, daß unsere Meinungen über wesentliche Punkte sich decken. Ich lege in dem Titel auf das Wort „mittelalterlich“ als das wichtigste Ergebnis seiner wie meiner Untersuchungen den Hauptton.

Die Veröffentlichungen über Steinkreuze sind sehr zahlreich; aber nur selten sind zusammenfassende Arbeiten über größere Gebiete erschienen. In der neueren Zeit ist wohl als Erster Professor Franz Wilhelm in Pilsen zu nennen, der in den Jahren 1899 bis 1906 in der Erzgebirgs-Zeitung die böhmischen Steinkreuze veröffentlichte. Ihm folgte in den Jahren 1914 bis 1917 Dr. Kufahl mit den Steinkreuzen im Königreich Sachsen. Im Jahre 1923 habe ich dann die Steinkreuze von Schlesien erscheinen lassen, nachdem ich etwa seit 1900 meine Sammlung auf einen erheblichen Umfang vermehrt hatte. Ein Nachtrag kam in unseren „Mitteilungen“ (XXXI/II,

196 ff.) heraus<sup>1)</sup>. Daneben sind sehr viele Sammlungen kleineren Umfangs als selbständige Veröffentlichungen und schier unübersehbare Nachrichten über einzelne Steinkreuze oder Gruppen von solchen in Zeitschriften, Heimatbüchern und Heimatkalendern erschienen. Keiner der vielen Verfasser hat die Fragen nach der Bedeutung, der Entstehung und dem Alter des Brauches ungehen können und die Beantwortung dieser Fragen ist je nach Wissen, besonderer Einstellung auf einzelnen Gebieten z. B. dem der Sagen und Kenntnis der Urkunden und des einschlägigen Schrifttums sehr verschieden ausgefallen. Bald sollten die Denkmale bis in die Urzeit zurückreichen, bald neueren praktischen Bedürfnissen ihre Entstehung verdanken, Missionskreuze aus der Zeit der Heidenbekehrung durch Methodius und Cyrillus sein oder die Lager der Hussiten bezeichnen. Sie sollten an den Gräbern gefallener Soldaten, Offiziere oder am liebsten Generale der großen Kriege, Franzosen, Russen oder der beliebten Schweden von den eigenen Leuten oder auch vom Feinde gesetzt worden seien. Andere haben in ihnen wieder Grenzzeichen auf alten Weichbild- oder Sprengelgrenzen oder Male zur Bezeichnung altgermanischer Thingstätten gesehen. Dann wieder verallgemeinerte man die unleugbar jedoch nur wenigen Kreuzen zukommende Bedeutung als Denksteine auf Pestfriedhöfen über jedes vertretbare Maß hinaus und nannte sie oft Pestkreuze, ohne den geringsten Beweis für diese Bestimmung zu erbringen.

Es empfiehlt sich daher, einmal die Quellen, die zu diesen verschiedenartigen Auffassungen von dem Ursprunge und der Bedeutung der Steinkreuze geführt haben, auf ihre Stichhaltigkeit zu prüfen. Soviel ich es übersehen kann, kommen im Wesentlichen drei in Frage, nämlich 1) ur- und frühgeschichtliche Überlieferung, 2) die zahlreichen mit den Steinkreuzen verknüpften Sagen und 3) Urkunden jeder Art.

1) Die ur- und frühgeschichtlichen Überlieferungen werden immer mit dem Glauben und den Gebräuchen der Vorzeit in Verbindung gebracht. Dazu ist zunächst zu sagen, daß wir hierüber vor unserer Zeitrechnung Sicheres kaum wissen, und das erste halbe Jahrtausend wird vorwiegend durch Nachrichten aus zweiter Hand erhellt, bei denen wir nicht beurteilen können, ob sie richtig

---

<sup>1)</sup> Mit drei Verteilungskarten.

gesehen sind. Der von Hilmar Kalliefe im Korrespondenzblatte des Gesamtvereins 1918 Sp. 167—186 unternommene Versuch, das Rätsel der Steinkreuze zu lösen, hat nach seiner Meinung zum Erfolge geführt; die Verwirrung aber, die er im germanischen Götterhimmel angerichtet hat, ist ungelöst geblieben. Schon die vielen gewagten Annahmen, z. B. die von den stets in der Dreizahl auftretenden Kreuzen mit den Zeichen der drei höchsten Götter, Wuotan, Donar und Ziu, nämlich dem vierspeichigen Radkreuz — wo ist übrigens das Radkreuz als Symbol Wuotans erwiesen? — dem Schwert und dem Hammer oder die von Ersatzkreuzen für verschwundene ältere und das Fehlen einzelner zur Dreizahl, die dann kurzfertig als vorhanden gewesen angenommen werden, nehmen seinen Ausführungen die Beweiskraft. Zu dem Hammer, der angeblich auf den Steinkreuzen sich finden soll, ist zu bemerken, daß die von Kalliefe dafür als Verlegenheitsersatz genannte Axt schon deswegen nicht mit Donars Hammer gleichgesetzt werden kann, weil sie die Form einer Holzaxt oder eines Zimmermanns- oder eines Fleischerbeiles und nicht die geringste Ähnlichkeit mit dem kurzgestielten, gleicharmigen Wurfhammer hat. Vielfach wird deswegen sogar ein Kreuz mit abgeschlagenem Kopfbalken von Laien als Hammerkreuz angesprochen. Hammer als Zeichnung auf Steinkreuzen kenne ich übrigens bis jetzt nur einen einzigen; der kann aber auch ein mißratener Dolch sein. Zwei einwandfreie Hammerzeichnungen auf zwei weit auseinanderliegenden Kreuzen aber sind jedesmal von einer Zange begleitet, deuten also auf einen Schmied. Sehr bezeichnend für Kalliefes Arbeitsweise ist auch seine Erklärung des Vorkommens von drei unbezeichneten neben drei anderen Kreuzen mit Rad, Hammer und Schwert: die drei ersteren sollen dann Darstellungen der drei zugehörigen Göttinnen sein!

Auch ein in jüngster Zeit unternommener Versuch, die Steinkreuze auf altgermanischen Väter- und Mütterglauben zurückzuführen, scheint mir fehl zu gehen, wenn nicht damit der Brauch gemeint sein sollte, bei den Gräbern teurer Verstorbener Grabstelen, Menhirs oder Bautasteine aufzustellen. Diese Bautasteine als Vorläufer der Steinkreuze spuken in vielen Erklärungen unserer Male und spielen eine große Rolle als ihren Ausgangspunkt. Die einzige Brücke zwischen beiden ist der durch sie ausgedrückte Wunsch, das Andenken an den Verstorbenen wachzuhalten. Dabei ist es nun sehr

merkwürdig, daß die Bautasteine selbst nach der Christianisierung ihre alte Gestalt behalten und nicht Kreuzform angenommen haben, daß vielmehr die Zeichnung des Kreuzes auf ihnen angebracht wurde.

Ferner wird sehr häufig mit dem germanischen Kreuz gerechnet. Daß dieses nur als Radkreuz oder als Hakenkreuz, aber nie und nirgends in vorchristlich-germanischer Zeit als lateinisches Kreuz vorkommt — dieses ist erst durch die Kirche in Aufnahme gekommen — wird dabei übersehen oder vernachlässigt. In der vorchristlichen Zeit gibt es nur Steinsäulen, Menhirs, Bautasteine oder Grabstelen, deren Scheitel der als Vogel gedachten Seele als Ruheplatz zu dienen geeignet waren. Wunderbar wäre auch, wenn man bei der Zähigkeit, mit der gerade in Glaubens- und Kultsachen alte Formen unter den neueren, dem Volke aufgezwungenen, immer wieder hervorbrechen, nicht auch einmal statt eines Sühnekreuzes wieder eine Steinsäule gesetzt hätte, wenn die Verpflichtung zur Setzung eines Sühnemaales wirklich bis in die ersten Zeiten des noch nicht gefestigten Christentums und noch sogar weiter zurückreichen sollte. Hierzu macht auch Mogk mit Recht geltend, daß zwar Steinaberglaube und -verehrung, wie sie sich in den obengenannten vorchristlichen Denkmälern bekunden, das Ältere sind, daß der Steinkreuzbrauch aber als eine jüngere Form sich erst unter christlichem und, wie ich hinzufügen möchte, kirchlichem Einflusse entwickelt hat. Er nimmt den christlichen Ursprung der Kreuze schon deswegen an, weil sie sonst in Bußordnungen und Predigten verboten worden wären. Dieser Schluß spricht ebenso auch gegen das Fortleben einer vorchristlichen Kreuzform.

Aus diesen frühgeschichtlichen Quellen folgt also nur, daß die Setzung einer Steinsäule den Zweck hatte, das Andenken an den Toten wach zu erhalten. Aber eine engere Verbindung zwischen Grabstele und Steinkreuz und damit zwischen Urzeit und Mittelalter ist m. E. abzulehnen. Zwischen beiden liegt eine ähnliche Kluft, wie zwischen Ahnenkult und geoffenbartem Glauben.

Mir scheint, daß man bei dem Versuch, eine Verbindung zwischen Menhir und Sühnekreuz herzustellen, zwei räumlich und noch mehr zeitlich weit voneinander getrennte Erscheinungen mit einander verbinden will, die auch nach ihrem Zweck schon geschieden sind. Menhir und Bautasteine sind dem Andenken eines lieben Angehörigen gewidmet und werden von Verwandten errichtet, wie Háwamál 71

andeutet: „Ein Sprößling ist besser, ob spät auch geboren Nach des Vaters Fortgang erst: Denksteine sieht man selten am Wege, Wenn sie die Sippe nicht setzt.“

Die Steinkreuze dagegen sind, wie die zahlreichen Urkunden nach 1300 beweisen, eine dem Totschläger auferlegte Sühneleistung, die nicht nur das Andenken des Erschlagenen wachhalten, sondern auch zu seinem Seelenheile dienen sollte, wie es eine von Prof. Wilhelm (Erzgebirgs-Zeitg. XXIV [1903] 82) veröffentlichte Urkunde unzweideutig sagt: „(Kreuz), das Nickel Schneider, Mitbürger zu Schlackenwert wegen des an Gilgen Tümmich getanen Totschlages, von solchen Übels wegen, des bemelten Gilgen Seele zu Hülfe und Trost setzen zu lassen hatte.“

Diese Scheidung in germanische Totenehrung auf der einen und kirchliche Sühneleistung auf der anderen Seite bekundet sich örtlich dadurch, daß im Norden, besonders in Schottland, die einfachen Steinsäulen sehr häufig sind und schon früh auch christliche Zeichen, wie das Kreuz und Beschriftung noch in Runenschrift tragen, und daß ferner in Nordwestdeutschland bis Pommern und Mecklenburg sich die Abart einer sehr hohen Steinplatte mit Vollkreis am oberen Ende findet und darin die Darstellung des Kreuzifixus; unter ihm ist ein Spruchband und die Gestalt des Erschlagenen mit betend erhobenen Händen, wie der (von Beltz in Ztschrft. Mecklenburg XIX [1924] 76 veröffentlichte) Stein von Selow in Mecklenburg aus dem Anfange des 14. Jahrhunderts. Von ihm sagt Beltz ausdrücklich, daß er und andere seinesgleichen in Urkunden mit *crux* bezeichnet werden. Das aufgefundene Bruchstück eines ähnlichen Steines wird a. a. O. XVII (1922) 39, 40 erwähnt. Andere derartige Steine sind, und zwar immer aus Norddeutschland, einzeln in verschiedenen Blättern veröffentlicht worden, z. B. vor vielen Jahren in der Gartenlaube. Hier ist Beschriftung gang und gäbe seit der Zeit der Runenschrift. In diesen Gebieten findet man wohl auch einmal ein ähnlich geformtes Kreuz wie das oft erwähnte Wegekreuz von Lübeck, das Beltz a. a. O. XIX (1924) 75 mit Abbildung bringt. Es könnte seiner Form nach so wirken wie ein neues Motiv in der Zweckbestimmung, ist es aber nicht. Denn „hier ist bekannt, daß ein Lübecker Bürger nach Testament von 1456 es als Wegweiser für die Pilger nach Wilsnack hat setzen lassen“, und es trägt die Inschrift: „Biddet got vor den ghewer des Wisers na der Wilsnakke“

und auch das Pilgerzeichen, drei Hostien. Man sieht also, daß der Zweck, Fürbitte, diesmal allerdings für den Stifter, zu erlangen, der gleiche ist wie bei Sühnekreuzen. Wer die Bedeutung von Wilsnack für Bußfahrten aus den Urkunden kennt, wird verstehen, wie hier gerade die Form einer in einem Kreuz mit Rad endigenden Steinplatte in Anlehnung an die nördliche Form einer Steinplatte mit abschließendem Kreise gewählt wurde. Von einer ähnlichen Stiftung berichtet Dr. Kufahl (in den Mitteilungen des Landesvereins, Sächsischer Heimatschutz) aus einer Zittauer Urkunde von 1392. Hier hatte ein Zittauer Bürger, Hänsel Gantzel, mit seiner Frau jährlich 70 Schock Groschen gespendet „zu halten und zu bessern die Wege und die Strassen über das Gebirge, das man nennt den Gäbler“. Nach seinem Tode sollte er deshalb vom Rate zu Zittau ein — nicht mehr bestimmbares — Kreuz als öffentliches Denkmal an Weg und Straße gesetzt erhalten. Es läßt sich leider nicht mehr feststellen, ob es die Form eines Motiv- oder die eines Sühnekreuzes gehabt hat. Aber auch hier leuchtet der Zweck eines Gebetes für den frommen Stifter ganz klar durch.

Danach könnten sich also unter den unbezeichneten Kreuzen noch mehr solche „Wegekreuze“ befinden. Ihre Zahl dürfte aber nur gering sein, da wir wissen, daß auch Sühnekreuze oft keine Zeichnung tragen.

Neben dieser nördlichen Gruppe der eben beschriebenen Sühnemale, die sich der Form nach den Bautasteinen nähern, in demselben Gebiet und im Gemenge mit ihnen stehen nun auch die bekannten reinen Kreuzformen und tragen gleichfalls frühe Inschriften. Sie ziehen sich sogar in Westdeutschland südlich bis ins Badener Land, also in ein Gebiet, das schon in früher Zeit teilnahm an der hohen westlichen Kultur. (Max Walter, Vom Steinkreuz zum Bildstock, Inschrift des Steinkreuzes von Eberbach von 1416, alle anderen aus dem 17. Jahrhundert.) Je weiter wir aber nach Osten wandern, um so entschiedener setzt sich die reine Kreuzform durch und um so einfacher werden die Denkmale selbst.

Ich möchte daraus schließen, daß ein heidnisches nördliches Entstehungsgebiet in den nordischen Ländern und Inseln bestanden und sich nach Nord- und Westdeutschland unter Angleichung an christliche Formen ausgebreitet hat, während im mittleren Deutsch-

land unter dem Einflusse der Kirche die Form der eigentlichen Sühnekreuze erst später neu entstand und sich mit der anderen in den Grenzgebieten mischte.

2) Der Wert der zahlreichen an den Steinkreuzen haftenden Sagen ist, wie mir scheint, sehr gering. Ich habe bereits in meinen „Steinernen Zeugen“ darauf hingewiesen, daß die ganze Fülle der Sagen sich auf nur ganz wenige, immer wiederkehrende Formen zurückführen läßt, und habe bei dieser Gelegenheit darauf aufmerksam gemacht, wie die geselligen Zusammenkünfte bei den Spinnabenden, bei denen der Vortrag von Sagen und ganz besonders von Gespenster- und Spuk-Geschichten eine Hauptunterhaltung des Jungvolkes bildete, zur Verbreitung ursprünglich örtlich gebundener Sagen das Ihrige beigetragen haben mögen. Eine mir zweimal erzählte Sage erläutert das recht treffend, wobei sogar der Spinnabend den Schauplatz ihrer Einleitung bildet. Es hieß da, daß an einem Spinnabende ein Bursche sich gerühmt habe, er glaube nicht an Geister und werde noch am selben Abende zum Beweise seiner Furchtlosigkeit über den Kirchhof gehen. Bei diesem Gange nun sei ihm eine weiße Gestalt auf dem Kirchhofe entgeggetreten, nach der er mit dem Messer gestochen, im anderen Falle mit der Sense gehauen habe. Beide Male schließt die Sage damit, daß er zu spät erkennen mußte, daß er seine Braut getötet hatte, die ihn erschrecken wollte. Daher stehe auf dem Kirchhofe ein Steinkreuz oder ein Bildstock. Diese Sage eignet sich so recht zur Wiedergabe an Spinnabenden. Nun soll nur an dem dritten Orte, wo sie zur Unterhaltung erzählt wird, ein solches Sühnmal stehen, von dessen Bestimmung bisher niemand etwas wußte; es ist mit Sicherheit zu erwarten, daß später von diesem bisher geschichtslosen Steine dieselbe Sage zur Begründung erzählt werden wird. Ähnlich kommt (nach Joh. Neumann, Steinkreuze und Kreuzsteine von Bautzen) dreimal die Sage vor, daß infolge einer Wette über eine Krafftleistung, die den Tod eines Beteiligten verursacht, ein Steinkreuz gesetzt worden sei, und ebenso oft erscheint dort die Sage vom Generalsgrabe in engem Umkreise.

Wer zudem weiß, wie das Volk Unerklärliches deutet und ausschmückt, wird sich nicht wundern, daß es in Unebenheiten des Steines z. B. eine weibliche Figur mit einer Last auf dem Rücken hineinsieht. Die Sage von der Magd, die durch die Bänder ihrer

Grasbürde erwürgt wurde, ist damit geboren. Wie oft deutet das Volk ein roh gezeichnetes Messer auf dem Kreuz auf den Fleischer, der hier einen Totschlag verübt hat oder ihm zum Opfer gefallen ist. Bezeichnend ist auch die Sage von dem prächtigen Bildstock in Buchwäldchen, Kr. Lüben, an dem zwei Wappen angebracht sind, eins davon mit einem Pfeil als Wappenbild. „Hier haben sich zwei Junker (ihre Namen von Brauchitsch und von Rothkirch sind auf dem Bildstocke genannt) mit Armbrüsten duelliert“ (im Jahre 1565!). Angesichts dieser Neigung des Volkes, sich Unerklärliches nach seiner Art zurecht zu legen, wird man die Deutung der Zeichnungen auf ums Leben gekommene Schneider, Schuster, Handschuhmacher usw. nicht mehr mit Kalliefe komisch finden. Daraus geht nur hervor, daß man den Sagen eben nicht trauen und ihre Erzählungen nicht als verbürgt hinnehmen kann; daraus, daß sie, wie schon oben gesagt, richtige Wandersagen sind, die in Deutschland und darüber hinaus genug Gelegenheit finden, sich an die gleichen Denkmale zu heften, schließe ich, daß man sie von der Beweisführung auch da ausschließen muß, wo sie Außergewöhnliches erzählen, wie z. B. die oft zum Gegenbeweis angeführte Erzählung von dem durch einen Hengst vergewaltigten Mädchen. Eine Übertragung wäre auch hier nicht ausgeschlossen.

Mogk schwankt in der Bewertung des Sagengutes. Während er auf der einen Seite aus ihnen folgern zu können glaubt, daß Steinkreuze auch Unglücksfälle verewigen, wie Tod durch Blitzschlag, durch Erfrieren, durch einen Wolf, ein Pferd, einen Ochsen, einen stürzenden Baum, durch Absturz vom Wagen, und zwar auch schon vor der Einführung der Steinkreuze als Sühneleistung, so hat er ihnen doch kurz vorher jeden Wert abgesprochen, wenn er sagt: „dergleichen Sagen haben für die Frage nach dem Ursprung der Steinkreuze fast keine Bedeutung.“ Ich halte auch nur für bedingt richtig, was er von der Aufstellung eines Kreuzes durch die Familie, ja selbst durch Unbeteiligte, z. B. Dorfgenossen sagt: „Es galt also als Volksbrauch, und zwar in allen germanischen Ländern, daß allen, die eines unnatürlichen oder plötzlichen Todes gestorben sind, ein Steinkreuz errichtet werden müsse.“ Hier treffen sich nämlich die beiden Volksbräuche der Verpflichtung zur Sühnekreuz-Aufstellung und der des Gedächtnismales für einen durch Unglücksfall Dahingerafften ebenso, wie leider sehr oft in Veröffentlichungen

über Steinkreuze die Worte und Begriffe Marter und Marterl ohne reinliche Scheidung durcheinander gehen.

Zu der falschen Anwendung des süddeutschen Mundartenausdrucks Marterl auf die Steinkreuze ist vorweg zu bemerken, daß die Urkunden über Sühneleistungen, soweit sie deutsch abgefaßt sind, nur die Bezeichnung „Marter“ enthalten, entsprechend dem martyrium in den lateinisch geschriebenen. Dieses Wort Marter bezieht sich, wie seine lateinische Entsprechung lehrt, zunächst auf die Darstellung, die auf dem Kreuz oder in der Nische des Bildstocks angebracht werden soll, also das Bild des Martertodes Christi oder irgendwelcher Heiligen. Im weiteren Verlaufe ist es dann später auf das ganze Kreuz oder den ihm gleichwertigen Bildstock übertragen worden. Das Wort „Marterl“ dagegen hat in Bayern und im süddeutschen Sprachgebiet überhaupt schon seit langer Zeit an Bildstöcken mit gemalten oder auch plastischen Darstellungen gehaftet, die zum Andenken an Unglücksfälle meist aus Holz errichtet wurden und um ein Gebet für das Seelenheil des jäh Dahingeshiedenen von den Vorübergehenden baten; auf ihnen war nur in den seltensten Fällen die Darstellung eines Martyriums zu sehen, sondern meistens das geschehene Unglück mehr oder weniger drastisch dargestellt, wozu die Legende in ungelenten Versen oft noch beitrug. Den Ausdruck „Marterl“ auf schlesische Steinmale angewandt habe ich nach meiner Erinnerung zuerst bei den Kutzer'schen Arbeiten über diesen Gegenstand gefunden, die auch wegen ihrer geringen Zuverlässigkeit nur mit Vorsicht zu benutzen sind. Doch taucht das Marterl in laienhaften Aufsätzen auch heute noch gelegentlich wieder auf. Da aber richtige Marterln, wie die süddeutschen, auch anderwärts z. B. in Schlesien vorkommen, so sollte der treffende Ausdruck auch ihnen allein vorbehalten bleiben.

Wie der sprachliche Irrtum, so muß aber auch der sachliche verschwinden, Martern, d. h. Sühneleistungen für begangene Untaten, mit Marterln, also Denkmalen von Unglücksfällen, zusammenzuwerfen. Das ist um so nötiger, als sich der Übergang vom ersten zum zweiten erst in der Zeit des Verfalles der Sühneleistungen, um die Wende vom 16. zum 17. Jahrhundert, vollzieht infolge des Erstarkens der Staatsgewalt, die nun die öffentliche Rechtspflege in die Hand nahm und Friedensbrecher von sich aus strafte. Auch

die Reformation hat dabei mitgewirkt, insofern als die Sühneleistung einen stark kirchlichen und katholischen Einschlag hatte, große Volksteile aber der alten Kirche nicht mehr blind gehorchten. Immerhin war im Volksbewußtsein die Aufstellung eines Steinkreuzes so unbedingte Pflicht gegen den Erschlagenen geworden, daß mindestens in altgläubigen Gegenden die Familie begann, diese Leistung für das Seelenheil ihres Angehörigen auf sich zu nehmen, als die Täter nicht mehr dazu gezwungen werden konnten. Inschriften, die im Kerngebiete der Steinkreuze im Süden und Osten erst im 17. Jahrhundert überhaupt aufkommen, bezeugen diese Umbiegung von der Marter zum Marterl ganz eindeutig.

Wenn Mogk für die freiwillig übernommene Leistung zweier Totschläger die Erzählung in der Zimmern'schen Chronik anführt und ähnliche Züge aus den schlesischen und napoleonischen Kriegen anführt, so gehören diese wahrscheinlich auch in das Gebiet der durch ein Steinkreuz angeregten Sagenbildung. Aber selbst wenn man ihre Richtigkeit zugibt, zeigen sie doch nur, wie das Volk bis in die neueste Zeit der Beeinflussung durch Spukgeschichten ohne Überlegung unterlag. Die abergläubische Scheu vor den Orten, an denen ein Mensch gewaltsam sein Leben verloren hatte, haftete nicht nur an den Steinkreuzen; auch Galgen, ja selbst Bäume, an deren Ästen ein Selbstmörder den Tod gesucht oder ein Verbrecher seine Strafe erlitten hatte, waren von Gespensterfurcht umwittert und wurden nach Möglichkeit gemieden. Der Gebrauch, am „toten Mann“ oder „toten Jungen“ durch Hinwerfen von Zweigen oder Steinen sich von den unheimlichen Gewalten zu lösen, ist nur ein verblaßtes Erinnern an größere Opferleistungen auch von Unbeteiligten. In diesen letzterwähnten Zusammenhang gehören auch Steine, die ohne Bezug auf einen Totschlag an Wegekreuzungen aufgestellt sind. Diese Wegekreuzungen sind beim Volke gleichfalls verdächtig als Gespensterorte, einfach deswegen, weil hier infolge des Zusammentreffens mehrerer Wege die eingebildete Gefahr für den einsamen, ängstlichen Wanderer sich mit jedem dort einmündenden Wege zu vermehren schien. Übrigens wurden auch Sühnekreuze an Wegekreuzungen schon deswegen mit Vorliebe aufgestellt, weil der stärkere Verkehr auch eine größere Ernte von Gebeten zum Heile des Toten versprach, was der Zweck der Steinkreuze überhaupt war.

Über die Glaubwürdigkeit der Sagen soll abschließend nach Besprechung der dritten Quelle geurteilt werden.

3) Urkunden. Zu den Urkunden zähle ich alle verbürgten Nachrichten, ganz gleich, ob sie von Steinen, Pergament oder Papier abgelesen oder aus Überlieferungen und Bräuchen erschlossen werden können. Zeitlich mögen sie zunächst einmal durch das Jahr 1400 begrenzt sein, weil von da ab die immer höher steigende Flut der eigentlichen, beglaubigten Sühneurkunden beginnt, die erst wieder sinkt, als unter dem Einflusse der Reformation und der Einführung der Hals- oder peinlichen Gerichtsordnung Karls V. der Gebrauch, Sühnekreuze zu setzen, abflaute und diese allmählich, wie oben gesagt, durch von Angehörigen gestiftete Marterln ersetzt wurden.

Die älteste Kunde über Mordsühnen ist unser Wissen von der Blutrache bei den Germanen, wie sie z. B. in der Edda am Schlusse des Atliliedes von der furchtbaren Blutrache der Gudrun berichtet wird:

„Zu Ende gegangen ist dies; kaum wird auf Erden jemals  
In die Brünne gekleidet ein Weib, der Brüder Tod so zu rächen.  
Volkskönige drei hat die fürstliche Heldin Gesendet zur Hel,  
eh' sie selber starb.“

Ebenso rächt Krimhild den Siegfried an seinen Mördern. Es ist ausgeschlossen, daß daneben an eine Sühne durch Errichtung eines Steindenkmales gedacht wurde. Wir besitzen auch ein Dokument auf Stein, das für das Asylrecht und die Möglichkeit von Sühneverhandlungen beweiskräftig ist, also für die bekannte Ablösung der Blutrache durch das Manngeld, die etwa um die Wende unserer Zeitrechnung aufkam und von der wiederum die Edda im Skáldkaparmál spricht bei der Erzählung von Lokis Buße an Hreidmar, dem er den Sohn erschlagen hatte. Auch Tacitus, *Germania* c. 21 berichtet: „Selbst die Entleibung eines Menschen kann durch eine festgesetzte Summe Groß- oder Kleinviehs gesühnt werden.“ Allerdings sträubte sich germanischer Sinn hin und wieder gegen die Zumutung, die der blinde Thorstein der nordischen Sage mit den Worten zurückwies: „Ich will meinen Sohn nicht im Geldbeutel tragen.“ So blieb beides, Blutrache und Sühneleistung durch das Manngeld lange neben einander bestehen, ohne daß wir von einem steinernen Sühnemale hören.

Wie sich die Anschauungen über diese beiden Möglichkeiten wandelten, sieht man aus zwei Kapitularen Karls des Großen. In dem von 779 bedroht er alle mit Verbannung, die sich weigern, Mängeld anzunehmen oder zu zahlen; später, 805 verordnet er, diese Sühneleistung sogar zwangsweise herbeizuführen.

Die oben erwähnte in Stein gehauene Erwähnung einer Sühne betrifft den Fall eines Mannes, namens Gunnar, der nach einem Totschlag sich in das Asyl eines heiligen Haines geflüchtet hatte, um von da aus mit der Familie des Erschlagenen wegen der Buße zu verhandeln. Die Nachricht findet sich an einer Felswand in Östergötland und war von dem Wächter des Haines in Runenzeichen dort eingemeißelt und mit seinem Namen beglaubigt. Freilich erfahren wir nicht, welche Buße dann vereinbart worden ist.

Die früheste mir bekannt gewordene schriftliche Aufzeichnung eines Sühnevertrages befindet sich im Großprioratsarchiv der Johanniter in Prag. Darin beurkundet am 4. Dezember 1305 Beatrix, Herzogin von Schlesien und Herrin von Fürstenberg in Striegau einen Vergleich wegen des Totschlages an Konrad von Langenberg, dem molendinarius von Stanowitz, den der Bruder Konrad, ehemals rector curie in Zedlitz, begangen hatte. Neben anderen Sühneleistungen wird auch ein Kreuz aufgezählt: In signum eciam compositionis super occisionis locum crux est locata. Vielleicht waren beide Genannten Johanniter, die wirtschaftliche Ämter inne hatten. Dann wäre es möglich, daß das neben der Einfahrt zum Gutshofe in Stanowitz stehende Kreuz das in der Urkunde erwähnte ist. Leider fehlt, wie fast immer eine genauere Beschreibung des Aufstellungsortes.

Das zeitlich nächste Zeugnis bietet das oft erwähnte Markuskreuz von Warmissen, jetzt im Museum zu Göttingen; die Jahreszahl ist von Bruno Crome wohl richtig als 1260 gelesen. (Das Markuskreuz vom Göttinger Leinebusch, von Bruno Crome Straßburg 1906.)

Ein weiteres Zeugnis aus dieser Frühzeit bietet das sogenannte Sieblebenkreuz zwischen Erfurt und Arnstadt mit seiner Inschrift, nach der der Priester Heinrich von Siebleben von Heinrich von Schwarzenburg 1313 getötet wurde.

Dicht an der Grenze des hier betrachteten Zeitabschnittes steht das bereits erwähnte Kreuz von Selow in Mecklenburg um 1400 und nur wenig darüber hinaus das Kreuz von Ebersbach in Baden von 1416, beide mit Inschrift.

Alle hier aufgezählten Kreuze, soweit sie Schrift aufweisen, stehen in dem von mir angenommenen Verbreitungsgebiete der nördlichen Denkmalsform und ihrer Mischformen, die als Beeinflussung durch die südliche Gruppe aufzufassen sein dürften. Das einzige Denkmal dieser Frühzeit ist das oben erwähnte der Prager Urkunde. Ob es nun das unbeschriftete vom Gutshofe Stanowitz ist, oder ein anderes der um Striegau, Stanowitz und Zedlitz stehenden, jedenfalls weist es keine Inschrift auf. Sie tauchen innerhalb der südlichen Gruppe im allgemeinen nach 1600 erst auf, in Schlesien zuerst im Jahre 1572; ihr Inhalt, eine belanglose Nachricht, die mit dem Wesen des Kreuzes nichts zu tun hat, beweist, daß sein Zweck bereits vergessen war.

Wie ist nun der Wert dieser drei Quellen im Verhältnis zu einander zu beurteilen?

Es kann keinem Zweifel unterliegen; daß die Inschriften, ihre Gleichzeitigkeit mit der Aufstellung des Males vorausgesetzt, als durchaus glaubwürdig anzusehen sind. Alle aber weisen auf Sühnleistung als Zweck ihrer Aufstellung hin, mit den wenigen bei ihrer Besprechung erwähnten Ausnahmen.

Die zuerst behandelten Quellen, die ur- und frühgeschichtlichen Überlieferungen, lehren uns zwar, daß in der germanischen Frühzeit Denksteine aufgerichtet wurden, aber nur als Gedächtnismale an liebe und geschätzte Tote, was nicht genug betont werden kann. Natürlich sind dabei eingeschlossen auch solche, die nicht den natürlichen Tod starben, sondern auch andere, die durch Totschlag ums Leben kamen. Aber nichts berechtigt zu der Annahme, daß im letzteren Falle der Täter zur Errichtung des Denkmals verpflichtet war oder auch nur herangezogen wurde. Auch ist für die Form der Denkmale das Kreuz in irgendeiner Form für die Frühzeit vor der Bekehrung zum Christentum ausgeschlossen. Diese Quelle ist also für die Erklärung der Sühnekreuze nicht zu brauchen. Die Sühne in jenen weit zurückliegenden Zeiten wurde durch Blutrache oder Manngeld geleistet.

Die zweitbehandelte Quelle, die Sagen, greifen nun inhaltlich nicht in die Vorzeit zurück, können also auch nicht eine Verbindung zwischen ihr und der Zeit des Sühnekreuzbrauches herstellen. Zudem tragen sie so sichtlich die Spuren ihrer rein äußerlichen Entstehung oder Übernahme an sich, daß als letzter Kern nur die Erinnerung

an eine Gewalttat übrig bleibt. Da wo sie augenscheinlich alte Kreuze zu erklären scheinen, müßte erst ihr ebenso hohes Alter, d. h. also der geschichtliche Vorgang, der in sie einging, nachgewiesen werden. Dem widerspricht aber die Erzählung inhaltlich meistens selbst.

Nach all dem endlich die eigentlichen Urkunden, die *composiciones*, die von vielen Steinkreuzforschern so geringschätzig abgetan werden. Es ist selbstverständlich richtig, daß sie im Verhältnis zu den zahllosen Kreuzen hinter deren Zahl weit zurückstehen. Das ist aber für den Einsichtigen nicht verwunderlich. Wo besteht denn, das Frauenstädt'sche Buch ausgenommen, schon eine ähnliche Sammlung von Sühneurkunden? Und auch sie umfaßt, wie der Verfasser in der Einleitung sagt (VIII) „nur ein beschränktes territoriales Gebiet, die preußische Provinz Schlesien“ und, wie ich, ohne ihren Wert mindern zu wollen, hinzufüge, nur einen sehr beschränkten Teil der vorhandenen Urkundenquellen. Denn der Verfasser schreibt weiter: „Gern hätte ich die Sammlung durch Aufnahme der Sühne anderer schlesischer Städte vergrößert, der Versuch mißlang jedoch vollständig. . . . Teils waren die um leihweise Überlassung der Stadtbücher ersuchten Städte nicht mehr im Besitze von solchen, teils wurde ich ablehnend beschieden.“

Ich kann bemerken, daß nur die Gerichtsbücher von Breslau, Bolkenhain, Goldberg, Jauer, Neumarkt, Schweidnitz und Strehlen sowie, mit einer Urkunde, die Landbücher von Neisse vertreten sind. Ich habe in meinen „Steinernen Zeugen“ durch freundliche Hilfe von Gymnasialdirektor Wesemann † allein sechs neue Urkunden veröffentlichen können. Wenn man bedenkt, daß nicht überall die einschlägigen Bücher, wie *libri excessuum* und Verfestigungsbücher, so lückenlos vorliegen werden, wie in Breslau, und daß zahlreiche Obergerichtsorte allein in Schlesien noch der Durchsicht harren, so wird man sich leicht vorstellen können, daß sich die 46 Urkunden mit Sühnekreuzbestimmungen aus der Frauenstädt'schen Zusammenstellung bei genauer Durchsicht aller verfügbaren Quellen um ein Vielfaches vermehren würden. So erwähnt z. B. Dr. Kufahl (a. a. O. VI [1917] 277) 36 — drei Dutzend — sächsische Sühneverträge und sagt dazu: „Der Vergleich mit außersächsischen Amtsbüchern, wo manchmal bis zu 63 Kreuzurteile in einem Bande vereinigt sind, legt [recht nahe], daß man den überlieferten

Wahrsprüchen heutzutage getrost das Vielfache ihrer Zahl zurechnen kann.“ Prof. Wilhelm erwähnt (a. a. O. [1916] 272) aus Bayern gegen 100, ferner (a. a. O. 207) weitere 63 Urkunden aus dem Hochstift Eichstädt a. d. Altmühl und endlich (a. a. O. 107) seine eigene Sammlung von „nahebei zweihundert Urkunden mit der ausgesprochenen Forderung des Steinkreuzsetzens für einen begangenen Totschlag“.

Das sollte bei der Lückenhaftigkeit der Durchforschung zum Beweise genügen, daß die Mehrzahl der Kreuze nur Sühnen für einen Totschlag sind. Natürlich bestreitet niemand, daß einzelne auch eine andere Bedeutung haben können, wie etwa Wege- oder Pestkreuze. Nur eine Deutung ist mit Sicherheit auszuschließen, nämlich die als Grenzzeichen. Wenn Kreuze heute diese Bedeutung haben, so sind sie erst nachträglich dazu gekommen, oder der Tatort lag zufällig auf der Grenze. Ebensowenig können sie einen Markt oder eine Gerichtsstätte anzeigen. Dafür verwendete man andere Symbole. Der Brauch selbst aber mag, soweit die von mir angenommene nördliche Gruppe in Betracht kommt, zwar eine sehr lose Verbindung mit germanischen Steinsäulen haben; die Kreuze der südlichen Gruppe aber sind sicher erst von der Kirche gefordert worden. Sie bedurften gerade darum keiner Erläuterung, weder auf den Steinen selbst, noch in den Urkunden. Solche Beschriftung setzte auf den Steinen erst wieder ein, als sie die Eigenschaft als Sühnemal verloren hatten und als Totendenkmale von den Angehörigen aufgestellt wurden. Zur gleichen Zeit erst werden sie auch gesetzt als Erinnerungen an Unglücksfälle. Ein solches spätes Marterl in Schlesien hat die Form eines eisernen Kreuzes und ist auch wirklich in Eisenguß hergestellt.

## Steinkreuze und Erinnerungsmaile in Niederschlesien.

Von Walther Steller.

Frage 20 des ersten Fragebogens zum Atlas der Deutschen Volkskunde forschte nach den Erinnerungszeichen. Sie hatte folgende Fassung: Besteht die Sitte, für Verunglückte oder Ermordete: a) Erinnerungszeichen zu setzen? b) Wie werden diese Erinnerungszeichen genannt? (Marterln, Kreuze, Bildsteine, Bildstöcke usw.) c) Wo werden sie aufgestellt? (an der Stelle des Unglücks oder wo sonst?).

Die eingegangenen Antworten zu dieser Frage ergaben eine Bereicherung der bisher zusammengestellten Sühnekreuze für Niederschlesien. Da wir erst auf Grund einer möglichst vollständigen und gereinigten Übersicht über die in Schlesien vorhandenen Steinkreuze zu einer besseren Erklärung der noch an Fragezeichen reichen Problematik im Wissen um diese steinernen Zeugen unserer Vergangenheit gelangen können, sei dieses erweiterte Verzeichnis hier vorgelegt. Es hat den Zweck, zu einem Beobachten in der Landschaft erneut anzuregen. Trotzdem wir die Zahl der bisher bekannten Steinkreuze für Niederschlesien bedeutend vermehren konnten, bin ich der Meinung, daß sich bei einer systematischen Durchsichtung der Landschaft noch weitere finden werden. Hier ergibt sich eine Aufgabe für die neuen Erziehungsgemeinschaften, ihr Ziel der Heimaterforschung und der Heimatpflege diesem Gegenstand zuzuwenden, der sich zudem in seiner leicht faßbaren, zählbaren und meßbaren Form gut zur Beobachtung und Übermittlung eignet. Ich denke hierbei etwa an die den Kulturwarten unterstehenden Arbeitsgemeinschaften, an den Arbeitsdienst, die Heimatpfleger des Bauernstandes, ja sogar die Jugendverbände der H.-J. und des B. d. M. könnten hier Nützliches beitragen. Auch die Arbeitsgruppe erwerbsloser Akademiker kann diesem Stoff ihre Anteilnahme widmen. Was wir zunächst brauchten, wäre

1. eine Berichtigung und Vervollständigung der bisherigen Übersicht. a. Aussehen, Größe, Inschrift, Zeichen, sonstige Spuren (Schleifspuren, Bruchstellen u. ä.); Art des Gesteins.

2. Jetziger Standort. Was war über den ursprünglichen Standort zu erfahren?

3. Vor allem ein Forschen nach urkundlichen Zeugnissen, die die Aufstellung des Kreuzes betreffen (hier kann sich der Einsatz der Akademikerhilfe in Verbindung mit den Lehrern und den Geistlichen des Ortes bewähren).

4. Was erzählt man sich im Volke a) über die Errichtung des Steinkreuzes? b) über Spuk- und Gespenstersagen?

Ein Eingehen auf die Problematik des Themas „Steinkreuze“ oder „Sühnekreuze“ kann ich mir versagen, da Max Hellmich, dessen unermüdlichem Sammlerfleiß wir das bisher vollständigste Verzeichnis der schlesischen Sühnekreuze<sup>1)</sup> verdanken, gerade in diesem Heft der „Mitteilungen“ dazu das Wort genommen hat. Ich kann seinen Ausführungen nur in weitestem Maße zustimmen. Auch ich bin der Meinung, daß wir die Steinkreuze nicht als Zeugen „uralter Zeit“ oder „alter, heidnischer Vergangenheit“ anzusehen haben. Gewiß wird der Brauch vorbereitet gewesen sein durch die der heidnisch-germanischen Zeit zukommende Gepflogenheit, steinerne Erinnerungszeichen für Verstorbene zu setzen. Aber ganz im Sinne Hellmichs möchte ich nicht mehr als diese Tatsache und vielleicht eine Bewußtseinsgrundlage hinübernehmen in die christliche Zeit, in der dann eine solche Steinkreuzsetzung neben anderen Bedingungen als Buße verlangt wurde. Die Forderung und der Brauch, Steinkreuze als Sühnemaßnahme zu errichten, entspringen aber einer durchaus anderen gedanklichen und seelischen Begründung. Die Hauptzeit, in der dieser Brauch üblich war, möchte ich mit den Zahlen 13. bis 16. Jahrhundert eingrenzen. Wenn wir auch noch viel später diesen Brauch belegt finden, ja auch aus dem 19. Jahrhundert noch Steinkreuzsetzungen berichtet werden, so sind das Nachklänge, die von dem eigentlichen

<sup>1)</sup> Hellmich, Max, Steinerne Zeugen mittelalterlichen Rechtes in Schlesien (Steinkreuze, Bildstöcke, Staupsäulen, Galgen, Gerichtstische). Liegnitz 1923. — Ders., Steinerne Zeugen mittelalterlichen Rechtes. Mitteilungen Bd XXXI (1930) S. 196 f. Ders., Schlesische Totschlagssühnen. Schlesische Monatshefte. Dezember 1926. (S. 507 f.).

Brauch sich entfernen, da die gedankliche Grundlage nicht mehr dieselbe ist. Das Sühnezeichen wandelt sich zum Erinnerungsmal. Als einen weiteren Beweis dafür, daß die Sühnekreuze nicht Zeugen „alter, germanisch-heidnischer Vorwelt“ seien, sondern einer Rechtshandhabung zufallen, die unter christlich-kirchlichem Einfluß steht, möchte ich anführen, daß diese Sühneleistung sich in den Überlieferungen der alten germanischen Volksrechte nicht findet und auch in den diesen Stoff verarbeitenden Rechtsgeschichten nicht erwähnt ist<sup>1)</sup>. Ein weiterer Punkt, der unsere Anschauung stützt, ist das Aufstellen hölzerner Sühnekreuze. Sie sind uns wegen der geringen Widerstandsfähigkeit des Materials begreiflicherweise nicht mehr erhalten, aber sie sind in Urkunden bezeugt; sie werden entweder (zumeist) von ärmeren Übeltätern verlangt oder (wie in einer Salzburger Urkunde von 1550) für die Tötung einer Vermögenslosen als ein „Hültzen Kreuz mit unseres Herrn auch unser l. Frauen u. sanndt Johannes Pildnuss“ errichtet<sup>2)</sup>. In den meisten Fällen ist jedoch ein „Stainen Crutz“ gefordert.

Naturgemäß werden die ältesten Urkunden die besten Erträge für eine eindeutige Erklärung dieser Denkmäler liefern. Ihre Wandlung vom Sühnezeichen zum Totendenkmal, das von den Verwandten des Ermordeten gesetzt werden kann oder an einen tödlichen Unfall oder Todesfall durch elementare Gewalt (Blitzschlag) erinnern soll, läßt sich dann ohne Schwierigkeit verfolgen und psychologisch entwickeln und belegen. Da kann es auch gelegentlich vorkommen, daß der Tote selbst unter oder bei dem Stein seine letzte Ruhestätte gefunden hat. Das sind aber die seltenen Ausnahmen, die dem Wesen des Sühnekreuzes als solchem nicht entsprechen. Die Bezeichnung „Leichensteine“ ist daher abzulehnen. Mit Hellmich stimme ich auch darin überein, daß ich die Deutung dieser Kreuze als Grenzsteine ablehne. Wo sie sich in dieser Verwendung finden, ist diese durchaus zweitrangig und dem Kreuz selbst nicht wesensgemäß. Das schließt nicht aus, daß ein solches Zeichen, das deutlich und sichtbar im Gelände

<sup>1)</sup> Brunner, H., Deutsche Rechtsgeschichte Leipzig 1906 — Schröder-v. Künssberg, Lehrbuch der deutschen Rechtsgeschichte. Berlin 1922. —

<sup>2)</sup> Naegele, A., Fragen und Ergebnisse der Kreuzsteinforschung. Z. d. Vereins f. Vkd. Berlin 1912. S. 260. In diesem Aufsatz S. 253ff. finden sich auch weitere Literaturangaben zu unserem Thema.

stand, späterhin als Grenzzeichen verwandt wurde, sei es, daß man die Grenze so legte, daß man diese Geländemarke nutzen konnte, sei es, daß man den Stein zum Grenzstein umsetzte. Häufiger ist allerdings, daß man ausgegrabenen Steinkreuzen eine Stätte auf dem Friedhof oder an der Kirchhofsmauer zukommen ließ. Es ist des öfteren angemerkt worden, daß solche Kreuze sich vielfach an Scheidewegen finden, und man hat hierfür die verschiedensten Erklärungen gegeben. Naegele<sup>1)</sup> weist in diesem Zusammenhang darauf hin, daß am Galgen zu Tode gebrachte Raubritter oft an Scheidewegen beerdigt wurden. Hier liegt dann auch ein Anhaltspunkt für die volkstümliche Bezeichnung der Kreuze als Leichensteine.

Wir sind als Volkskundler versucht, zu fragen, welcher Sinn zugrunde lag, wenn man häufig ein solches Kreuz an der Wegkreuzung errichtete. Zur Beantwortung dieser Frage ist jedoch Voraussetzung, daß diese Angabe dem Sachverhalt entspricht, und daß sich nachweisen läßt, daß eine überwiegend große Mehrzahl der Kreuze an einer solchen Stelle stehen oder gestanden haben. Das wäre im einzelnen und zwar für das ganze Verbreitungsgebiet der Sühnekreuze nachzuprüfen, ehe zu einer Beantwortung dieser Frage geschritten werden kann. Daß sie an vielbegangenen Straßen stehen, das berichtete schon Ursmar Goissonius in einem Schreiben aus Prag an Ignatius von Loyola vom 21. Mai 1556. An der durch Raubüberfälle berüchtigten Heerstraße von Wien nach Prag habe er viele „kleine steinerne Kreuze mit eingemeißelten Schwertern, Äxten, Beilen und Dolchen“ gesehen: „Quod (sc. latrones ibi latitare) verum fuisse facile animadvertimus, cum in huiusmodi sylvosis viis, quae olim Hersinia sylva dicebantur, lapideae passim humiles cruces, quibus coniuncta erant iisdem lapidibus enses, asciae, secures, pugiones, insculpta conspiceremus“<sup>2)</sup>.

Das folgende Verzeichnis bringt eine Ergänzung der durch die mühevollen verdienstlichen Arbeiten von Max Hellmich (s. a. a. O.) bisher erfaßten niederschlesischen Sühnekreuze. Die Zusammenstellung unterscheidet sich darin, daß Hellmich „Bildstöcke, Stauensäulen, Galgen, Gerichtstische“ als „steinerne Zeugen mittel-

<sup>1)</sup> a. a. O. S. 156.

<sup>2)</sup> Monumenta historica Societatis Jesu, litterae quadrimestres 4, 325 (Madrid 1897); zitiert bei Raich, Die sog. Kreuzsteine. Katholik 84. 1, 53; und bei Naegele, Z. d. Vereins f. V. k. d. (a. a. O.) S. 253 u. S. 271.

alterlichen Rechts“ gemeinsam behandelte, während unser Verzeichnis der Frage des Atlas folgend die Sühnekreuze (K) im Zusammenhang mit anderen Formen von Erinnerungsmalen, wie Bilder, Bildsteine und -stücke (B), Steine (S), Tafeln (T), Bäume mit oder ohne eingeritzte Zeichen (Bäu) und sonstigen Erinnerungsmalen (E) bringt.

Dem Verzeichnis liegen vor allem die Erhebungen im Rahmen des Volkskunde-Atlas (Landesstelle Niederschlesien) zugrunde. Daneben erfolgte eine Durchsicht der Heimatkalender und Provinzzeitungen. Ferner wurde für den Kreis Schweidnitz eine Schülerarbeit von cand. phil. Most, Mitglied des Volkskundlichen Seminars, benutzt; sie lehrte, daß selbst die Atlas-Arbeit, die eine starke Bereicherung unser bisherigen Kenntnis brachte, für diesen Gegenstand eine noch nicht genügende Beobachtung ergab. Daher der im Beginn dieser Ausführungen erhobene Aufruf, die hier gegebene Zusammenstellung zu ergänzen und gegebenenfalls zu berichtigen, vor allem auch sich ergebende Änderungen im Bestand und in der Aufstellung der Sühnekreuze an die Landesstelle Niederschlesien des Atlas der Deutschen Volkskunde (Breslau I, Martinistraße 7) mitzuteilen. Die bei Hellmich (a. a. O.) sich findenden Sühnekreuze, die zugleich die bei Herr<sup>1)</sup> verzeichneten in sich schließen, sind mit (H) gekennzeichnet; es ist hierbei nicht besonders vermerkt, wenn auch die Antwort des Fragebogens ein solches Kreuz bestätigte. Erinnerungsmale, zu denen eine Anmerkung gebracht wird, sind mit einem \* gekennzeichnet. In den Zufügungen sind die Anmerkungen, die Hellmich bringt, nicht mit aufgenommen worden, da sie in seinen Arbeiten (s. o.) leicht eingesehen werden können. Falls bei uns eine Bemerkung eingelaufen ist, so haben wir sie mit aufgenommen, auch wenn sie mitunter bis in die Gleichheit der Formulierung hinein, etwa Standort oder Aussehen betreffend, die durch Hellmich bekannten Angaben bestätigte. So habe ich auch die uns vor allem aus der Grafschaft mitgeteilte Bezeichnung „Marterl(n)“ mit genannt. Bayrische (nach Behaghel) wie überhaupt süddeutsche mundartliche Elemente des Schlesiens sind am Gebirgsrand nicht abzuleugnen; selbstverständlich führt uns nun hier die Atlasarbeit wieder in die Landschaft hinaus, um an Ort und Stelle nachzuprüfen, wieweit der Gebrauch des Wortes

<sup>1)</sup> Herr, O., Steine am Wege. Die Zeugen mittelalterlichen Rechts in der Preußischen Oberlausitz. Görlitz 1929.

volkstümlich ist, wieweit er verbreitet ist, und wofür er volkläufig angewandt wird. Sagenhafte Zufügungen wurden nur dann aufgenommen, wenn sie an schwerer zugänglichen Stellen aufgezeichnet sind oder als mündliche Berichte an unser Volkskundliches Archiv (V. A.) gelangt waren. Sonst erfolgte der Hinweis durch K. I., d. h. Kühnau, R., Schlesische Sagen Bd. I, Leipzig 1910, oder durch K. M. S., wenn die Mittelschlesischen Sagen (Breslau 1929) desselben Herausgebers gemeint sind.

Ich betone noch einmal, daß diese Zusammenstellung eine Anregung bieten soll, uns weitere Mitteilungen (auch bildliche Wiedergaben) zu diesem Stoffgebiet zukommen zu lassen, mit dem Ziele, schließlich zu einer Gesamtschau unserer schlesischen Steinkreuze und zu dem an ihnen haftenden urkundlichen und volkstümlichen Überlieferungsgut zu gelangen.

### Verzeichnis der Erinnerungsmale in Niederschlesien.

(K = Kreuze; B = Bilder, Bildsteine und -stöcke; S = Steine; T = Tafeln; Bäu = Bäume mit oder ohne eingeritzte Zeichen; E = Allgemeine Erinnerungsmale; \* = Anmerkung am Schluß. Die Kreisnamen entsprechen der alten Einteilung.)<sup>1)</sup>

#### a) Regierungsbezirk Breslau.

I. Kreis Breslau:			
1. Bogenau (H)	K	18. Wiltschau (H)	2 K*
2. Breslau (H)	2 K*	19. Zindel (H)	K
3. Damsdorf (H)	K	<b>II. Kreis Brieg:</b>	
4. Domslau (H)	K	1. Brieg	E
5. Gallowitz (H)	K	2. Groß Neudorf	K
6. Jackschönau (H)	2 K	3. Gutschen	K*
7. Kentschkau (H)	2 K	4. Kauern	K
8. Klarenkranst	Bäu*	5. Lichten (H)	K*
9. Merzdorf	K*	6. Linden	E
10. Mochbern, Groß (H)	3 K*	7. Lossen	E
11. Neukirch (H)	K*	8. Löwen (H)	K*
12. Prisselwitz (H)	3 K	9. Mollwitz (H)	K*
13. Reppline (H)	K	10. Stoberau	S
14. Rothsürben (H)	K	11. Zindel	E
15. Tschechnitz (H)	2 K	<b>III. Kreis Frankenstein:</b>	
16. Tschirne	K*	1. Altaltmannsdorf	K, B
17. Wangern (H)	4 K	2. Banau (H)	K*

<sup>1)</sup> Für tätige Hilfe bei der Ordnung des eingegangenen Stoffes danke ich dem Mitglied meines Volkskundl. Seminars Frl. stud. phil. L. Schuchardt.

3. Baumgarten (H)	K*
4. Klein Belmsdorf (H)	K
5. Laubnitz (H)	K*
6. Olbersdorf (H)	K*
7. Peterwitz (H)	K
8. Plottnitz	E
9. Protzan (H)	K*
10. Reichenau (H)	K*, B*
11. Reichenstein	K, B
12. Schönwalde (H)	3 K*, E*
13. Stolz	K*

**IV. Kreis Glatz:**

1. Albendorf	K*
2. Altweistritz	B, S
3. Eisersdorf	B
4. Friedrichsgrund (H)	B, K
5. Glatz (H)	K*, B, E*
6. Grenzdorf (H)	K
7. Grunwald	E*
8. Jakobowitz	B
9. Jauernig	B
10. Königshayn	K, B
11. Kudowa	E*
12. Labitsch	K, B
13. Lewin (H)	K
14. Märzdorf	K, E
15. Niederhannsdorf	K
16. Niederschwedelndorf (H)	K
17. Oberschwedelndorf (H)	K
18. Pischkowitz	B
19. Reichenau	K, B
20. Rückers	K, B
21. Schwenz	K, S
22. Steinwitz	B
23. Ullersdorf	B

**V. Kreis Groß Wartenberg:**

1. Bischdorf	S
2. Charlottenthal	S
3. Distelwitz	S
4. Klein Ulbersdorf	S, Bäu
5. Lassiskan	S*
6. Neumittelwalde	K, S
7. Neurode	E

8. Neustradam	E
9. Oberstradam	K
10. Ossen	K

**VI. Kreis Guhrau:**

1. Bartschdorf	S
2. Gleinig (H)	K*
3. Guhrau	S, E
4. Juppendorf	E
5. Kraschen	K, S
6. Lanken	K
7. Nechlau (H)	K*
8. Osten	K, S
9. Sallschütz	S
10. Sandewalde	S*
11. Tschirnau	S
12. Wikonine	K

**VII. Kreis Habelschwerdt:**

1. Freiwalde	K, B
2. Grafenort (H)	K, B
3. Kunzendorf (H)	B
4. Landeck	B, E, * 2 K*
5. Langenbrück	S, E
6. Lauterbach	K, B, E
7. Leuthen (H)	B
8. Lichtenwalde	K, B
9. Martinsberg	2 K*
10. Mittelwalde (H)	K, B
11. Olbersdorf (H)	K
12. Reihersdorf	B
13. Schönfeld	K, B
14. Seitendorf	K, B
15. Verlorenwasser (H)	B
16. Wölfelsgrund	B

**VIII. Kreis Militsch:**

1. Barga, Groß (H)	K*
2. Beichau (H)	K*
3. Deutsch Damno	Bäu*
4. Eichdorf	Bäu
5. Groß Lahse	E
6. Groß Ossig	K*
7. Guhre	S
8. Korsenz (H)	K*
9. Schmiegrode	S
10. Sulau	2 K*

**IX. Kreis Münsterberg:**

- |                      |      |
|----------------------|------|
| 1. Bärwalde (H)      | K*   |
| 2. Brucksteine (H)   | K    |
| 3. Heinzendorf (H)   | K    |
| 4. Hertwigswalde (H) | K    |
| 5. Moschwitz         | K, B |
| 6. Neu Karlsdorf     | S    |
| 7. Ober Pomsdorf (H) | K    |
| 8. Schimmelei (H)    | K    |
| 9. Waldneudorf (H)   | K*   |

**X. Kreis Namslau:**

- |                   |      |
|-------------------|------|
| 1. Ellguth (H)    | K    |
| 2. Groß Marchwitz | K    |
| 3. Gülchen (H)    | K*   |
| 4. Hennersdorf    | S    |
| 5. Jacobsdorf     | S    |
| 6. Namslau (H)    | K    |
| 7. Sbitze         | B, S |

**XI. Kreis Neumarkt:**

- |                           |        |
|---------------------------|--------|
| 1. Breitenau              | K      |
| 2. Camöse (H)             | K*     |
| 3. Dietzdorf              | K      |
| 4. Groß Peterwitz (H)     | 5 K    |
| 5. Illnisch (H)           | K      |
| 6. Jerschendorf (H)       | 2 K    |
| 7. Kanth                  | E      |
| 8. Kertschütz (H)         | K      |
| 9. Keulendorf (H)         | K, B   |
| 10. Kostenblut (H)        | 2 K*   |
| 11. Leuthen (H)           | S, K*  |
| 12. Neudorf (H)           | 2 K    |
| 13. Ober Mols (H)         | K*     |
| 14. Ocklitz (H)           | K      |
| 15. Poln. Schweidnitz (H) | K      |
| 16. Pölsnitz (H)          | 2 K, B |
| 17. Probstey (H)          | K      |
| 18. Regnitz (H)           | K      |
| 19. Schadewinkel (H)      | K      |
| 20. Schmellwitz           | K*     |
| 21. Tschammendorf (H)     | K      |
| 22. Tschechen (H)         | K      |
| 23. Viehau (H)            | K*     |
| 24. Weicherau (H)         | K      |
| 25. Zopkendorf (H)        | 2 K    |

**XII. Kreis Neurode:**

- |                        |         |
|------------------------|---------|
| 1. Ebersdorf (H)       | K       |
| 2. Eckersdorf (H)      | K, B    |
| 3. Hausdorf (H)        | K       |
| 4. Ludwigsdorf         | B       |
| 5. Mittelsteine        | K, B, E |
| 6. Nauseney            | S       |
| 7. Neurode             | K       |
| 8. Rothwaltersdorf (H) | K*      |
| 9. Volpersdorf (H)     | 2 K     |

**XIII. Kreis Nimptsch:**

- |                            |        |
|----------------------------|--------|
| 1. Gleinitz (H)            | 2 K, B |
| 2. Gorkau                  | S      |
| 3. Großkniegnitz           | K      |
| 4. Grünharthau (H)         | 3 K    |
| 5. Heidersdorf             | S      |
| 6. Jordansmühl (H)         | 4 K    |
| 7. Karschau                | S*     |
| 8. Karzen                  | Bäu    |
| 9. Klein Johnsdorf (H)     | K      |
| 10. Nimptsch (H)           | K*     |
| 11. Prauß (H)              | K, S   |
| 12. Pudigau-Klein Jeseritz | S*     |
| 13. Stein (H)              | S, 2 K |
| 14. Wilschkowitz           | K, E   |

**XIV. Kreis Oels:**

- |                        |        |
|------------------------|--------|
| 1. Alt Ellguth         | K      |
| 2. Baruthe             | S*     |
| 3. Döberle             | K      |
| 4. Fürsten-Ellguth (H) | K      |
| 5. Großgraben          | S*     |
| 6. Juliusburg          | K, S   |
| 7. Korschlitz          | S, Bäu |
| 8. Lampersdorf (H)     | K*     |
| 9. Ludwigsdorf (H)     | B      |
| 10. Mirkau             | S      |
| 11. Netsche            | E      |
| 12. Postelwitz (H)     | K      |
| 13. Prietzel           | K      |
| 14. Spahlitz           | S      |
| 15. Vogelgesang (H)    | K*     |
| 16. Zülendorf          | K*     |

**XV. Kreis Ohlau:**

1. Beckern	K
2. Brosewitz (H)	K*
3. Grebelwitz (H)	K
4. Groß Peiskerau (H)	K
5. Haltauf (H)	K*
6. Hünern (H)	K
7. Jankau (H)	3 K
8. Jauer	K
9. Jungwitz (H)	K
10. Kontschwitz	K
11. Laskowitz (H)	K*
12. Minken	K
13. Niefnig (H)	K
14. Odersteine	K, E
15. Ohlau	S*
16. Peisterwitz (H)	S*, K
17. Steindorf	Bäu*
18. Wansen	B*
19. Würben	7 K*
20. Zedlitz	K
21. Zottwitz (H)	2 K

**XVI. Kreis Reichenbach:**

1. Dreißighuben	S*
2. Eichberg Kolonie (H)	K
3. Ernsdorf-Reichenbach (H)	K*
4. Faulbrück (H)	3 K
5. Girlachsdorf (H)	2 K
6. Güttmannsdorf	S*
7. Habendorf (Eulengeb.)	K
8. Hennersdorf (H)	K*
9. Kaschbach	K*
10. Költchen (H)	K*
11. Langenbielau (H)	2 K, E*
12. Lauterbach	K
13. Markersdorf	E*
14. Mellendorf (H)	K*
15. Mengelsdorf	E*
16. Ob.Langseifersdorf (H)	K*
17. Peilau (H)	3 K*
18. Peiskersdorf (H)	K
19. Pfaffendorf (H)	K*
20. Reichenbach	2 K*

21. Schlaupitz (H)	K*
22. Steinkunzendorf (H)	K*

**XVII. Kreis Schweidnitz:**

1. Altenburg (H)	K*
2. Altjauernick (H)	3 K*
3. Birkholz (H)	K
4. Bögendorf (H)	7 K*
5. Breitenhain	K
6. Bunzelwitz (H)	3 K*
7. Eckersdorf	K*
8. Freiburg (H)	K*
9. Gohlitsch (H)	K
10. Gräditz (Kgl.) (H)	4 K*
11. Groß Wierau	K
12. Grunau	4 K*
13. Guhlau (H)	K*
14. Hohenposeritz (H)	K*
15. Hohgiersdorf (H)	2 K*
16. Ingramsdorf (H)	K*
17. Jacobsdorf (H)	K
18. Kallendorf (H)	K
19. Kaltenbrunn (H)	3 K
20. Leutmannsdorf (H)	2 K*
21. Ludwigsdorf (H)	2 K
22. Nieder Diersdorf (H)	K
23. Nitschendorf	S
24. Oberleutmannsdorf	S
25. Ober Weistriz	K
26. Penkendorf (H)	B
27. Peterwitz (H)	B
28. Protschkenhain (H)	3 K*
29. Puschkau	K*
30. Qualkau	S
31. Raaben (H)	2 K
32. Rogau-Rosenau (H)	3 K*
33. Röth-Kirschdorf	K*
34. Schmellwitz (H)	K*, B
35. Schweidnitz (H)	E*, K*, S*, T*
36. Seiferdau (H)	2 K*
37. Stäubchen	K*
38. Stephanshain (H)	K
39. Ströbel (H)	K*
40. Teichenau (H)	K
41. Weizenrodau (H)	8 K*

42. Würben (H)	8 K
43. Zedlitz (H)	K
44. Zirlau (H)	3 K
45. Zülzendorf (H)	2 K

**XVIII. Kreis Steinau:**

1. Dieban (H)	K
2. Gaffron	S*
3. Kreischau	S
4. Lampersdorf (H)	K
5. Neudorf (H)	K
6. Porschwitz	K
7. Rädilitz	K*
8. Thiemendorf (H)	2 K

**XIX. Kreis Strehlen:**

1. Arnsdorf	K*
2. Deutschjägerl	K
3. Großburg (H)	K
4. Groß Laudén (H)	3 K
5. Gurtsch (H)	E, K*
6. Jexau (H)	3 K
7. Kuschlau (H)	2 K*
8. Markt Bohrau	K
9. Mehlteuer-Podiebradt (H)	S, K
10. Olbendorf	S
11. Sägen (H)	K
12. Strehlen	Bäu*
13. Töppendorf	K*

**XX. Kreis Striegau:**

1. Bockau (H)	2 K*
2. Gräben (H)	K, B*
3. Großrosen	S
4. Grunau (H)	K
5. Gutsdorf (H)	K*
6. Järischau (H)	B, 2 K*
7. Laasan	S, K
8. Lüssen (H)	K
9. Neuhof (H)	K*
10. Ossig	K*
11. Puschkau	T*
12. Rauske (H)	5 K*

13. Sasterhausen (H)	K*
14. Stanowitz (H)	K*
15. Striegau (H)	2 K*
16. Weicherau	K*

**XXI. Kreis Trebnitz:**

1. Bingerau	E
2. Dockern (H)	K
3. Groß Biadauschke	S
4. Groß Hammer	S, K
5. Kawallen	S
6. Klein Graben	T
7. Krumpach (H)	K
8. Massel	S
9. Neiderei	S
10. Ober Frauenwaldau	K, E
11. Paschkerwitz (H)	2 K*
12. Skarsine (H)	K*
13. Trebnitz	S

**XXII. Kreis Waldenburg:**

1. Bärsdorf (H)	K*
2. Dittmannsdorf	K
3. Heinrichau (H)	2 K
4. Kynau (H)	K
5. Liebichau (H)	2 K
6. Lomnitz	K
7. Niedersalzbrunn	K
8. Ober Adelsbach (H)	K*
9. Reußendorf (H)	K
10. Schenkendorf (H)	K
11. Seitendorf (H)	K
12. Waldenburg (H)	2 K*
13. Weißstein (H)	K

**XXIII. Kreis Wohlau:**

1. Groß Sürchen	K*
2. Groß Strenz	B*, K*
3. Herrnmotschelnitz	E
4. Klein Sürchen (H)	K
5. Kutschbowitz	K
6. Reichenau (H)	B
7. Riemberg	S
8. Schlaupp	K
9. Tannwald (H)	K

## b) Regierungsbezirk Liegnitz.

**I. Kreis Bolkenhain:**

1. Alt Reichenau	S
2. Alt Röhrsdorf	S
3. Gießmannsdorf	S
4. Gräbel (H)	K*
5. Hohenfriedeberg	S
6. Möhnersdorf	S
7. Oberlauterbach (H)	S, B
8. Polkau	K
9. Quolsdorf	E
10. Simsdorf	S
11. Wederau (H)	K*
12. Wohnsdorf	S

**II. Kreis Bunzlau:**

1. Alt Jäschwitz (H)	2 K*
2. Altoels	S*
3. Alt Warthau (H)	3 K*, E
4. Birkenbrück	K, B
5. Gießmannsdorf	K
6. Greulich	K
7. Gr. Hartmannsdorf (H)	K*
8. Groß Krauschen (H)	K*
9. Günthersdorf	K, S
10. Herrmannsdorf	K, S
11. Herzogswaldau (H)	2 K*
12. Lichtenwaldau	K, E
13. Loßwitz	S
14. Modlau	S
15. Ottendorf (H)	2 K*
16. Rosenthal	S
17. Roter Berg (Kolonie)	K*
18. Schöndorf	S
19. Seifersdorf (H)	2 K*
20. Siegersdorf	S
21. Thiergarten (H)	K*
22. Thommendorf	S*
23. Tillendorf	S
24. Tschirne (H)	K*
25. Ullersdorf a. Qu.	K
26. Waldau (H)	K*
27. Warthau	K*
28. Wehrau	K
29. Wolfshayn	K

**III. Kreis Freystadt:**

1. Beuthen a. d. O. (H)	5 K*
2. Bielawe	S
3. Brunzelwaldau (H)	S, K*
4. Freystadt	S
5. Fürstenau	K, S
6. Großenbohrau (H)	2 K*
7. Heinzendorf	S
8. Hohenbohrau	S
9. Langhermsdorf (H)	S, K*
10. Liebenzig	S*
11. Lindau (H)	K
12. Neusalz a. O.	S
13. Niebusch	K*
14. Niederherzogswaldau (H)	K
15. Poppeschütz	S
16. Scheibau (H)	K*
17. Seifersdorf	S
18. Zölling	K

**IV. Kreis Glogau:**

1. Altwasser	S*
2. Brieg	T
3. Groß Kauer (H)	B*
4. Großblogisch (H)	K*
5. Hainbach-Töppendorf	K
6. Jacobskirch	E
7. Jätschau (H)	K
8. Kreidelwitz	S
9. Kuttlau (H)	K*, B
10. Linden	Bäu
11. Polkwitz (H)	K, B
12. Priedemost (H)	2 K
13. Rauschwitz	K
14. Schmarsau (H)	B
15. Thamm (H)	S, 2 K
16. Weißholz	S
17. Wettschütz (H)	2 K

**V. Kreis Görlitz:**

1. Arnsdorf (H)	3 K*
2. Borda (H)	K*
3. Gersdorf	S*

4. Giebigsdorf (H)	K
5. Görlitz (H)	E, K*, S*
6. Hermsdorf	B
7. Jauernick (H)	K
8. Kißlingswalde-Rachenau (H)	S, K
9. Kohlfurt	B*
10. Krischa (H)	K
11. Melaune	S
12. Mengelsdorf (H)	K*
13. Neuhammer	E
14. Troitschendorf (H)	2 K
15. Zodel	E

**VI. Kreis Goldberg-Haynau:**

1. Adelsdorf	K, S
2. Alzenau	K
3. Armenruh (H)	K*
4. Bärsdorf-Trach (H)	7 K
5. Brockendorf (H)	3 K*, B*
6. Goldberg (H)	3 K*
7. Hainwald (H)	K
8. Hartersdorf	T
9. Hockenau	B
10. Leisersdorf (H)	K
11. Neudorf a/Grdtzbg. (H)	K, S
12. Neudorf a/Rennwege	K, S
13. Pohlendorf (H)	K
14. Probsthain	E
15. Reisicht (H)	K*
16. Rothbrünig (H)	2 K, 2 B
17. Steudnitz (H)	7 K, 2 B
18. Tammendorf (H)	K
19. Vorhaus (H)	K
20. Wolfsdorf (H)	K*

**VII. Kreis Grünberg:**

1. Bobernig	Bäu
2. Großlessen	S
3. Heinersdorf (H)	K
4. Kleinitz	K
5. Lansitz	Bäu
6. Läsgen (H)	K
7. Plothow	S
8. Reppersdorf	K*

9. Schlabrendorf	E*
10. Schlesisch-Nettkow	K, S
11. Schloin	S
12. Seiffersholz	E
13. Weniglessen	E
14. Wittgenau	S

**VIII. Kreis Hirschberg:**

1. Alt Kemnitz Rsgbe.	S
2. Arnsberg i/Rsgbe.	K, S
3. Arnsdorf (H)	2 K*
4. Boberröhrsdorf (H)	K*
5. Buchwald (H)	K*
6. Erdmannsdorf	S, K*
7. Glausnitz i/Rsgbe (H)	K*, S
8. Hirschberg	K
9. Krummhübel	K, S
10. Lomnitz i/Rsgbe (H)	E, 2 K*
11. Märzdorf (H)	E, 2 K*
12. Petersdorf i/Rsgbe	K
13. Schmiedeberg (H)	S, K
14. Schreiberhau	S
15. Schwarzbach (H)	K
16. Stonsdorf (H)	K*
17. Straupitz (H)	K*
18. Strickerhäuser i/Rsgbe.	K, S
19. Voigtsdorf (H)	2 K*, S*

**IX. Kreis Hoyerswerda:**

1. Arnsdorf	S
2. Bernsdorf O/L.	E
3. Brischko (H)	K
4. Bröthen	E
5. Drehna (H)	K*
6. Frauendorf (H)	K*
7. Groß Partwitz (H)	K
8. Grünewald (H)	K
9. Guteborn (H)	E, K*
10. Hermsdorf a/Spree	K
11. Hohenbocka	S
12. Hosena (H)	K*, Bäu*
13. Keula	K
14. Kotten (H)	K, B*
15. Leippe	K, S
16. Lippen (H)	K*
17. Litschen (H)	K*

18. Lohsa (H)	2 K*
19. Merzdorf (H)	K*
20. Nardt (H)	3 (?) K
21. Neustadt (H)	3 K*
22. Niemtsch	K
23. Rauden	E*
24. Riegel (H)	2 K
25. Ruhland (H)	K*
26. Sabrodt	K
27. Schwarz-Kollm (H)	2 K
28. Sollschwitz (H)	3 K
29. Spreewitz (H)	K*
30. Sproitz	K
31. Steinitz (H)	2 K
32. Tätzschwitz	E
33. Wartha (H)	K*
34. Weissig (H)	K*
35. Weißkollm	K*
36. Wiednitz O./L. (H)	K*
37. Wittichenau (H)	4 K, B, S

**X. Kreis Jauer:**

1. Alt Jauer (H)	2 B
2. Bersdorf	K
3. Breckelshof (H)	B
4. Hennersdorf (H)	K*, 2 B
5. Hermannsdorf (H)	K*
6. Herzogswaldau	S
7. Jauer (H)	6 K*
8. Kolbnitz	T
9. Malitsch	B
10. Merzdorf (H)	B
11. Peterwitz (H)	K, B*
12. Prausnitz	S
13. Reppersdorf (H)	K
14. Schlaup (H)	4 K, B
15. Seckerwitz (H)	2 K*
16. Seichau (H)	K
17. Skohl (H)	2 K
18. Triebelwitz (H)	3 K

**XI. Kreis Landeshut:**

1. Albendorf (H)	K*
2. Berthelsdorf	K
3. Buchwald (H)	K*
4. Dittersbach städt.	S

5. Gaablau (H)	2 K*
6. Görtelsdorf (H)	2 K*
7. Grüssau (H)	2 K*
8. Hartmannsdorf (H)	K*
9. Haselbach	K
10. Hermsdorf grüss.	K*
11. Johnsdorf	S
12. Klein Hennersdorf	S, T
13. Landeshut	K
14. Liebau	K, S
15. Michelsdorf (H)	K
16. Neuen (H)	K*
17. Pfaffendorf (H)	K*
18. Reichhennersdorf	S
19. Schömberg	K
20. Schreibendorf (H)	S, K*
21. Trautliebersdorf (H)	K*
22. Tschöpsdorf (H)	K
23. Wittgendorf (H)	K*, S

**XII. Kreis Lauban:**

1. Beerberg	K
2. Bertelsdorf (H)	K*
3. Gieshübel	K
4. Holzkirch	S
5. Kath. Hennersdorf (H)	K*, B*
6. Kath. Pfaffendorf (H)	K
7. Lauban	S
8. Marklissa	K*
9. Nieder Linda	S
10. Schreibersdorf	S
11. Schwarzbach (Bad)	S
12. Steinkirch	S
13. Thiemendorf	K, S
14. Wiesa	S
15. Wingendorf	S

**XIII. Kreis Liegnitz:**

1. Alt Läst (H)	K*
2. Arnsdorf	S
3. Bienowitz	K*
4. Campern (H)	2 K*
5. Großjänowitz	B
6. Heidau (H)	K*
7. Heidersdorf (H)	K
8. Hochkirch (H)	S, K

9. Jakobsdorf	K*
10. Klein Jänowitz (H)	K
11. Klemmerwitz (H)	K
12. Koischwitz (H)	K
13. Kunitz (H)	K
14. Leschwitz	S
15. Liegnitz (H)	K
16. Merschwitz	E, K*
17. Mertschütz (H)	T, 2 K*
18. Neudorf (H)	2 K
19. Neuhof (H)	K
20. Nicolstadt (H)	T, E, 2 K
21. Ober Schönfeld	S
22. Oyas (H)	2 K
23. Panten (H)	2 K
24. Parchwitz (H)	K, S
25. Pohlschildern	S
26. Poselwitz (H)	K*
27. Rothkirch	K
28. Seifersdorf (H)	3 K
29. Waldau (H)	K
30. Wangten (H)	2 K*

**XIV. Kreis Löwenberg:**

1. Arnsberg (H)	K
2. Birngrütz (H)	K
3. Braunau a. B.	K*
4. Deutmannsdorf (H)	K*
5. Flachenseiffen (H)	2 K*
6. Friedeberg a/Qu.	K, B, 2 S*
7. Geppersdorf	K
8. Giehren	Bäu*
9. Giersdorf (H)	K
10. Görisseiffen (H)	B
11. Greiffenberg	2 S, 2 K*
12. Harpersdorf	K
13. Hartliebsdorf (H)	2 K*
14. Hußdorf (H)	K
15. Klein Röhrsdorf (H)	2 K
16. Krummöls (H)	K*
17. Lähn (H)	S, 2 K
18. Langenau (H)	2 K
19. Langneundorf (H)	K
20. Löwenberg (H)	2 K
21. Mauer (H)	2 K
22. Petersdorf (H)	K, T

23. Querbach	T*
24. Rabishau	K*
25. Schiefer	B*
26. Schmottseiffen (H)	3 K*
27. Sirgwitz (H)	2 K
28. Tschischdorf	K*
29. Ullersdorf-Liebenthal (H)	K, B
30. Volkersdorf	S
31. Waltersdorf (H)	2 K*

**XV. Kreis Lüben:**

1. Buchwald (H)	B
2. Groß Krichen	S
3. Herbersdorf	S
4. Hintereck (H)	K*
5. Jacobsdorf	S
6. Kaltwasser	S
7. Kotzenau	S
8. Krummlinde	S
9. Lerchenborn	S
10. Lüben (H)	K
11. Mühlrädilitz (H)	K
12. Oberau	S
13. Petschkendorf (H)	B
14. Seebnitz	S, E
15. Sirgwitz	K*
16. Ziebendorf	K

**XVI. Kreis Rothenburg:**

1. Biehain	S
2. Boxberg (H)	K*
3. Förstgen (H)	K*
4. Hammerstadt (H)	K
5. Klitten (H)	K*, T
6. Kollm (H)	2 K*
7. Mochholz	E*
8. Mulkwitz (H)	3 K
9. Niederneundorf	S
10. Niederseifersdorf (H)	2 K*
11. Niesky O/L.	K*
12. Rengersdorf O/L.	S*
13. Rohne	E
14. Rothenburg	S
15. Sänitz	E*
16. Schleife (H)	2 K

17. Sproitz (H)	K*
18. Thiemendorf (H)	S, K
19. Tormersdorf	S
20. Trebus	K
21. Uhsmannsdorf	Bäu*
22. Ullersdorf (H)	K*
23. Weigersdorf	K
24. Weißkeißel (H)	K*

**XVII. Kreis Sagan:**

1. Briesnitz	2 S
2. Dittersbach (H)	S, K*
3. Dober-Pause	K
4. Eisenberg (H)	S, K*
5. Freiwaldau	K*
6. Hirschfeldau (H)	K (?)
7. Kottwitz (H)	K*
8. Küpper (H)	2 K*
9. Leuthen (H)	2 K*
10. Lipschau-Dohms	S
11. Loos	S
12. Mellendorf	E*
13. Naumburg a/Bober	S
14. Neuhammer a/Qu.	K
15. Neuhaus (H)	K*, Bäu
16. Nieder-Hartmannsdorf (H)	K*
17. Nikolschmiede	S

18. Petersdorf	K
19. Puschkau	S
20. Sagan	K, S
21. Silber	S

**XVIII. Kreis Schönau:**

1. Alt Schönau (H)	K
2. Berbisdorf (H)	2 K*
3. Jannowitz	K
4. Kammerswaldau (H)	2 K*
5. Konradswaldau	S
6. Kreuzwiese (H)	K*
7. Kupferberg (H)	K*
8. Ludwigsdorf (H)	4 K*
9. Röversdorf	K

**XIX. Kreis Sprottau:**

1. Alt Gabel (H)	K*
2. Armadebrunn	K
3. Hirtendorf	E
4. Kaltenbriesnitz	K, E
5. Küpper (H)	K*
6. Milkau (H)	K
7. Primkenau (H)	S, 2 K
8. Rückersdorf	S
9. Schadendorf	S*
10. Sprottischwaldau	K, S
11. Waltersdorf (H)	S, K*

**Anmerkungen.**

Abkürzungen:

a = Regierungsbezirk Breslau.

b = Regierungsbezirk Liegnitz.

(Fr. 1) = Erster Fragebogen zum Deutschen Volkskundeatlas.

K. I = Kühnau, Schlesische Sagen I. Leipzig 1910.

K. M. S. = Kühnau, Mittelschlesische Sagen geschichtlicher Art. Breslau 1929.

M. = Privatarbeit von stud. phil. Karl Heinz Most über Sühnekreuze (bes. des Kreises Schweidnitz).

V. A. = Volkskundliches Archiv des Deutschen Instituts der Universität Breslau.

**a) Regierungsbezirk Breslau.**

**a I. 2. Breslau 2 K\*** — 1) V. A.: Königsplatz, Bismarckdenkmal. In den Anlagen, die das Denkmal umgeben, in der Nähe des Hauses „Am unteren Bär“ steht unter Sträuchern ein Steinkreuz. Es besteht aus zwei Steinplatten; der Stamm ist ca. 80 bis 90 cm hoch, der Querbalken ca. 40 cm. Unmittelbar über der Erde zeigt die Platte des Stammes eine Markierung.

Sie ist höchst unvollkommen, kann gegebenenfalls ein Messer darstellen, das dann wohl als Mordinstrument anzusehen ist. 2) M.: In Breslau am Freiburger Bahnhof (Kirchhof) Kreuz mit Aufschrift: „1574 den 3 Aprilis Erweitert Der Kirchhoff“.

**a I. 8. Klarenkranst Krs. Breslau Bäu\*** — Lehrer Friedrich Hirsemann (Fr. 1): Vor ungefähr 50 Jahren ist an der Stelle, wo ein Förster von einem Wilderer erschossen wurde, in die Rinde des nächsten Baumes ein Kreuz, ein Herz und ein Hirschfänger eingeschnitten worden.

**I. 9. Merzdorf Krs. Breslau K\*** — M.: Der Steinmetz ließ in den vier Winkeln, die durch Quer- und Längsachse gebildet werden, Sektoren stehen, die wahrscheinlich zur Erhöhung der Haltbarkeit des Kreuzes dienen sollten. Das Kreuz erweckt so den Anschein, als ob es vor einer Scheibe stünde. Ein Schwert ist eingemeißelt.

**I. 10. Mochbern (Groß) Krs. Breslau 3 K\*** — Kutzer in „Schlesien“, 7. Jg., Seite 14: „Die drei Kreuze bei Groß Mochbern hat die Sage mit der Fürstenzusammenkunft (Matthias von Ungarn, Wladislaw von Böhmen und Kasimir von Polen) am 16. Oktober 1474 in Verbindung gebracht.“

**I. 11. Neukirch Krs. Breslau K\*** — M.: Kreuz mit Pfeil.

**I. 16. Tschirne Krs. Breslau K\*** — Kreuz am Zaune des Gerichtskretschsams. Nach Kutzer in „Schlesien“, 7. Jg., Seite 14 soll es die Stelle bezeichnen, wo der slavische Gott Czernibôg, nach dem der Ort den Namen erhalten haben soll, verehrt worden ist. Es soll Brauch gewesen sein, bei der Christianisierung einer Gegend Kreuze zu setzen, um nachfolgenden Missionaren einen Fingerzeig zu geben.

**I. 18. Wiltschau Krs. Breslau 2 K\*** — Ein Kreuz als Brücke über einen Graben.

**II. 3. Gutschen Krs. Brieg K\*** — Lehrer Johannes Auersch (Mangschütz Krs. Brieg) (Fr. 1): Im Garten des Gasthauses Gutschen ein altes Sühnkreuz (vermutlich aus dem 30jährigen Krieg).

**II. 5. Lichten Krs. Brieg K\*** — M.: Kreuz an einer Brücke.

**II. 8. Löwen Krs. Brieg K\*** — Die Jahreszahl 1617 und eine längere Inschrift eingemeißelt.

**II. 9. Mollwitz Krs. Brieg K\*** — Das Granitkreuz ist in die innere Seite der Kirchhofsmauer eingelassen. Dreizinkige Gabel ist eingeritzt.

**III. 2. Banau Krs. Frankenstein K\*** — Ein Sandsteinkreuz (ungefähr 1 m groß) steht an der Straße nach Frankenberg.

**III. 3. Baumgarten Krs. Frankenstein K\*** — Sandsteinkreuz mit Inschrift.

**III. 5. Laubnitz Krs. Frankenstein K\*** — Granitkreuz an der Straße zum Bahnhofe.

**III. 6. Olbersdorf Krs. Frankenstein K\*** — In das Olbersdorfer Kreuz sind die Buchstaben „H W“ eingemeißelt. Es steht in der Nähe des Wirtshauses.

**III. 9. Protzan Krs. Frankenstein K\*** — Das Kreuz steht am Kapellenwege.

**a III. 10. Reichenau Krs. Frankenstein B\*** — Beim Reichenauer Müller steht an der Rückseite der Besetzung auf die Felder zu ein Bildstock (K I, Seite 394, Nr. 396.) — K\* Kreuz am Wege nach Schrom.

**III. 12. Schönwalde Krs. Frankenstein E\*** — (Fr. 1): Säule. — 3 K\* Drei Kreuze in der Kirchhofsmauer an der Straße.

**III. 13. Stolz Krs. Frankenstein K\*** — Kreuz bei den „Fünf Linden“ an der Frankensteiner Kunststraße. Sage bei K. M. S., Seite 117.

**IV. 1. Albendorf Krs. Glatz K\*** — Ein Steinkreuz mit gekrümmtem Säbel. Nahe der Mühle. Nach Kutzer in „Schlesien“, Jg. 7, Seite 10 haben sich hier zwei Brüder, Kaspar und Hans von Pannewitz, Söhne Ludwig I. († 1560), wegen des Edelfräuleins Valeska von Ullersdorf (1594) duelliert; beide fielen und Valeska stürzte sich unter die Räder der Mühle.

**IV. 5. Glatz K\*** — M.: Kreuz mit Speiß auf dem neuen Friedhof zur Erinnerung an die Ermordung zweier polnischer Pilger durch lutherisches Volk im 30jährigen Kriege. — E\* (Fr. 1): Die Erinnerungszeichen werden Marterl genannt.

**IV. 7. Grunwald Krs. Glatz E\*** — Lehrer Richard Schmidt (Fr. 1): „z. B. Pabel Gusta Tud; Bildwiese.“

**IV. 11. Kudowa Krs. Glatz E\*** — Schriftstellerin Anea Bernard (Fr. 1): Ein Ochsenfuhrwerksunglück: „Bei den Ochsen“.

**V. 5. Lassicken Krs. Groß Wartenberg S\*** — Lehrer Eugen Baranowsky (Fr. 1): Gedenkstein für einen ermordeten Fürsten.

**VI. 2. Gleinig Krs. Guhrau K\*** — Neue Niederschlesische Zeitung, 20. November 1932: „Am Sühnekreuz“ von Johannes Lux, Osten (Krs. Guhrau): „Ein Sühnekreuz finden wir seitwärts vor dem Kirchhofstore in Gleinig (Krs. Guhrau). Es weist eine Höhe von 85 cm auf und eine Breite von 44 cm. Seine Stärke beträgt ungefähr 15 cm.“

**VI. 7. Nechlau Krs. Guhrau K\*** — Neue Niederschlesische Zeitung, 20. November 1932: „Am Sühnekreuz“ von Johannes Lux, Osten (Krs. Guhrau): „Westlich von Nechlau und südlich der Kunststraße Glogau—Guhrau steht ein Sühnekreuz von einer Höhe von 185 cm und einer Breite von 107 cm. Es ist aus Sandstein. Seine Dicke beträgt 23 cm. Es läßt zu Füßen des Kruzifixes noch undeutlich eine Gestalt erkennen, die man vielleicht als den Erschlagenen, im Gebete zu seinem Heiland aufblickend, deuten kann. Vielleicht ist es aber auch eine der Beweinenden. Die Inschrift auf der Rückseite ist leider nicht mehr deutlich zu erkennen. Durch unachtsame Beschädigung ist viel von der Schrift zerstört worden. Der Schluß jedenfalls läßt den ausgesprochenen Wunsch auf ewige Ruhe noch erkennen.“

**VI. 10. Sandewalde Krs. Guhrau S\*** — Lehrer Bruno Schäfer (Fr. 1): Gedenkstein für den vom Pferde gestürzten Rittergutsbesitzer an der Stelle des Unglücks.

**VII. 4. Landeck Krs. Habelschwerdt E\*** — (Fr. 1): Erinnerungszeichen werden Marterln genannt. — 2 K\* 1) An dem „Säuenbrunnen“ am Fuße des Burgberges bei Landeck links vom Wege nach der Ruine Kar-

penstein stellt das „Wannengießerkreuz“. Sage bei K. I, Seite 345, Nr. 337. 2) K. I, Seite 315, Nr. 292: „Kreuz an der linken Seite des Weges von der Johannisbrücke in Landeck nach der Überschar.“

**a VII. 9. Martinsberg Krs. Habelschwerdt 2 K\*** — Auf dem Kirchhof. Sandstein. H K eingemeißelt. 62 cm hoch, 16 cm dick. Beide Kreuze vollkommen gleich.

**VIII. 1. Barga (Groß) Krs. Militsch K\*** — Am Dorfende steht ein Granitkreuz. Eine Mordtat soll dort verübt worden sein (Heimatkalender 1927 für die östl. Grenzkreise, Seite 104).

**VIII. 2. Beichau Krs. Militsch K\*** — Am Anger steht ein großes (ungefähr 1½ m hohes) Granitkreuz dort, wo die Wege von Labschütz und Wanglewe zusammentreffen. Das Kreuz soll der Sage nach von der Einführung des Christentums herrühren. (Heimatkalender 1927 für die östlichen Grenzkreise Namslau, Groß-Wartenberg, Militsch und für die Kreise Oels und Trebnitz, Seite 98 f.)

**VIII. 3. Deutsch Damno Krs. Militsch Bäu\*** — Lehrer Hellmut Kobelt (Fr. 1): „Ich fand im Walde, wo einst ein Jude erschlagen wurde, in einem Baum ein Kreuz in die Rinde eingeschnitten.“

**VIII. 6. Groß Ossig Krs. Militsch K\*** — Das Steinkreuz in Groß Ossig ist schon in der „Geschichte und Statistik des Militsch-Trachenberger Kreises“ (1847), Seite 187 angegeben. Es ist ein kleines Kreuz und steht am Eingange des Dorfes an einem Bretterzaun zur linken Seite dort, wo der Weg von Buckolowe einmündet. Der Querbalken ist 65 cm lang und damit 10 cm länger als das locker in der Erde stehende senkrechte Stück. Die Durchschnittsdicke des Granitsteines beträgt 13½ cm. Das Kreuz soll zur Erinnerung an die Einführung des Bischofsvierdungszehnten aufgerichtet worden sein. (Joseph Gottschalk in „Heimatkalender 1927 für die östlichen Grenzkreise Namslau, Groß-Wartenberg und Militsch und die Kreise Oels und Trebnitz“, Seite 98 f.)

**VIII. 7. Korsz Krs. Militsch K\*** — Das Steinkreuz ist schon in der „Geschichte und Statistik des Militsch-Trachenberger Kreises“ (1847), Seite 183 erwähnt. Es steht an der Chaussee am Eingange des Dorfes, etwa 100 Meter von der Horlebrücke entfernt und zwar von Trachenberg aus auf der rechten Seite der Straße, unmittelbar Schreters Gasthaus gegenüber. Das Kreuz ist bis zum Querbalken verschüttet und ragt nur noch 62 cm über den Erdboden hinaus; 25 cm auf der einen und 30 cm auf der andern Seite beträgt die Höhe des Querbalkens, der 105 cm lang ist. Schon die Tatsache, daß dieses Steinkreuz so sehr verschüttet ist, kann auf sein hohes Alter hindeuten; denn während es ursprünglich auf gleicher Linie mit der Straße stand, wurde diese im Laufe der Jahrhunderte allmählich erhöht und so der feststehende Granitstein immer mehr verschüttet. (Joseph Gottschalk in „Heimatkalender 1927 für die östlichen Grenzkreise Namslau, Groß-Wartenberg und Militsch und die Kreise Oels und Trebnitz“, Seite 100/101.)

a VIII. 10. **Sulau Krs. Militsch** 2 K\* — Am Schlachtberg bei Sulau stehen zwei steinerne Kreuze. Sage bei K. M. S., Seite 151, Nr. 201.

IX. 1. **Bärwalde Krs. Münsterberg** K\* — M.: Kreuz mit eingemeißelter Sichel. Zwei Getreidemäher sollen sich im Streit erschlagen haben. Das Kreuz ist aus Sandstein und steht an einer Kreuzung der Straße nach Hertwigswalde.

IX. 9. **Waldneudorf Krs. Münsterberg** K\* — Das Kreuz wurde in die Außenwand der Kirche eingemauert.

X. 3. **Gülchen Krs. Namslau** K\* — Im Garten des Gastwirtes Morawa steht ein Sühnekreuz.

XI. 2. **Camöse Krs. Neumarkt** K\* — Sandsteinkreuz (ungefähr 90 cm hoch) links vom Haupteingang zum Kirchhof.

XI. 10. **Kostenblut Krs. Neumarkt** 2 K\* — M.: Kreuz mit eingemeißeltem Schwert an der Straßenkreuzung, ein zweites Steinkreuz am Kirchhofseingang.

XI. 11. **Leuthen Krs. Neumarkt** K\* — Das Kreuz befindet sich über der Kirchtür. Ein Kelch ist eingraviert. Unter der Herrschaft des Grafen Hohenthal wurde die Kirche den Calvinisten übergeben. Zum Zeichen, daß nun das Abendmahl hier in beiderlei Gestalt gereicht würde, setzte man das Kreuz.

XI. 13. **Ober Mois Krs. Neumarkt** K\* — Das Kreuz ist in die Kirchhofsmauer eingefügt. Urkundlich ist darüber folgendes bekannt: Ein Ortsbewohner hatte den Peter Hoffmann (nach 1400) erschlagen. Der Mörder flüchtete zunächst vor der Blutrache, einigte sich aber mit den Angehörigen des Ermordeten auf eine bestimmte Summe. Der Mörder reichte das Geld über das offene Grab, und die Angehörigen reichten ihm über das Grab die Hand des Toten als Zeichen der Versöhnung. Der Mörder ließ die „tote Hand“ ins offene Grab fallen und mußte dann der Kirche dreißig Pfund Wachs opfern und eine Wallfahrt nach Rom und zurück zum Hl. Blute nach Wilsnack unternehmen. Die Reise sollte spätestens in der Marterwoche beginnen. An der Stelle der Tat mußte er das Kreuz setzen lassen.

XI. 20. **Schmellwitz Krs. Neumarkt** K\* — M.: Eine Armbrust ist eingemeißelt. Das Kreuz in die Kirchhofsmauer eingelassen.

XI. 23. **Viehau Krs. Neumarkt** K\* — In das Kreuz ist ein Messer eingemeißelt.

XII. 8. **Rothwaltersdorf Krs. Neurode** K\* — Das Kreuz wurde zum Gedenken an den Schloßbrand von 1646, wobei 115 Personen das Leben verloren, errichtet.

XIII. 7. **Karschau Krs. Nimptsch** S\* — (Fr. 1): Ein Stein, der dem um 1900 erschossenen Wachtmeister Karwath aus Prauß an der Stelle des Unglücks bei Karschau gesetzt wurde.

XIII. 10. **Nimptsch** K\* — Großer, 17.7.1929, V. A.: Am Südausgange des Städtchens Nimptsch steht am Westrande der Chaussee ein Steinkreuz, auf dem eine Axt noch schwach erkennbar ist. Der Stein

wurde zum Andenken an die Mordtat eines Zimmergesellen errichtet, der den Meister erschlug, weil dieser die Ehre seiner Braut antastete. Näheres in Illig: „Das Nimptscher Land im Blütenkranz der Sage“, Seite 3; oder bei K. M. S., Seite 129.

**a XIII. 12. Pudigau-Klein-Jeseritz Krs. Nimptsch S\*** — Lehrer August Gabriel (Fr. 1): Für einen am 17. 10. 1910 vom Wagen überfahrenen Gastwirt hat der Straßenwärter einen Stein gesetzt, der nur das Datum des Unglücksfalles zeigt.

**XIV. 2. Baruthe Krs. Oels S\*** — Lehrer Paul Heinze (Fr. 1): Denkstein (Findling mit Inschrift) an der Stelle des Mordes. Es handelt sich um einen durch Wilderer erschossenen Förster.

**XIV. 5. Großgraben Krs. Oels S\*** — Hauptlehrer und Kantor Fritz Dorn (Fr. 1): In unserem Walde ist vor Jahren ein Förster an Herzschlag gestorben; an der Unglücksstelle steht ein Stein mit den Anfangsbuchstaben des Namens „R. M.“, sowie das Datum.

**XIV. 8. Lampersdorf Krs. Oels K\*** — „Sagen aus Stadt und Kreis Brieg“, von Paul Fräger, Brieg 1922, Seite 50, Nr. 59: „Westlich von Lampersdorf befindet sich das „Pestkreuz“. In seiner Nähe liegt ein Massengrab von Leuten, die an der Pest gestorben sind. Bei diesem Massengrab soll ein kupferner Sarg mit silbernen und goldenen Geräten liegen. In manchen Nächten sieht man über der Stelle ein Irrlicht tanzen. Kommt man jedoch am Tage hin, so ist sie nie wieder zu finden. Außerdem rutscht der Sarg alle Jahre 7 Ellen tiefer in die Erde, so daß man ihn nie wird heben können.“

**XIV. 15. Vogelgesang Krs. Oels K\*** — M.: Auf dem Kreuz ist die Gestalt des Heilands eingemeißelt und von Worten umrahmt, die auf den Mord Bezug haben. Das Kreuz steht am Waldwege von Sadewitz an der alten Heerstraße von Breslau nach Krakau, auf der Grenzmark zwischen den städtischen und herzoglichen Grundstücken. Es ragt fast zwei Meter über den Sandboden hervor. Einige Leute nennen es Pestkreuz. Nach anderen hat dort ein Brudermord stattgefunden, nach einer dritten Lesart hat an dieser Stelle ein Gutsbesitzer eine Magd erdrosselt.

**XIV. 16. Zülzendorf Krs. Oels K\*** — M.: Kreuz am Ortseingange.

**XV. 2. Brosewitz Krs. Ohlau K\*** — Das Kreuz steht am Abhange einer Anhöhe. Kreuzchen sind eingemeißelt.

**XV. 5. Haltauf Krs. Ohlau K\*** — Am Kilometerstein 21,5 steht ein Sühnekreuz.

**XV. 11. Laskowitz Krs. Ohlau K\*** — Das Kreuz steht am Ende des Dorfes.

**XV. 15. Ohlau S\*** — Lehrer Udo Hübner (Fr. 1): Im Oderwalde steht ein Stein zur Erinnerung an einen Förster, der von einem Wilddieb erschossen wurde.

**XV. 16. Peisterwitz Krs. Ohlau S\*** — Konrektor Max Kundke (Fr. 1): Es ist vor Jarzelinten an der Stelle, wo ein Förster von Wilddieben er-

erschossen worden ist, im Walde ein Stein gesetzt und der Weg nach dem Namen des Försters (Klette) „Klettenlinie“ genannt worden.

**a XV. 17. Steindorf Krs. Ohlau Bäu\*** — Hauptlehrer Felix Freudiger (Fr. 1): Für einen erschossenen Wilddieb ritzte man an der Stelle in eine Kiefer ein Kreuzzeichen ein. Am Todestage fand man diese Kiefer häufig von Verwandten mit einem Strauß geschmückt.

**XV. 18. Wansen Krs. Ohlau B\*** — Ein Bildstock steht auf der sogenannten „Barachau“. Er wurde 1929 wiederhergestellt (restauriert).

**XV. 19. Würben Krs. Ohlau 7K\*** — Im Würbener Park sind sieben Kreuze aus der Umgegend gesammelt.

**XVI. 1. Dreißighuben Krs. Reichenbach S\*** — Nach einer Nachricht aus der „Schlesischen Zeitung“ vom 13. Oktober 1910 soll der verwitterte Stein von Dreißighuben mit der Jahreszahl 1323 kein Gedenkkreuz, sondern ein Grenzstein sein. Er soll die Grenze des geistlichen Gebietes bezeichnen haben; denn Dreißighuben gehörte früher unter den Dom von Breslau.

**XVI. 3. Ernsdorf-Reichenbach Krs. Reichenbach K\*** — Das Kreuz steht in der Nähe des Friedhofes an der Kunststraße nach Dreißighuben. Der rechte Arm ist abgebrochen.

**XVI. 6. Güttmannsdorf Krs. Reichenbach S\*** — Lehrer Fritz Eisermann (Fr. 1): Ein Stein mit dem Namen des Verunglückten und mit dem Unglücksdatum steht bei unserem Dorfe.

**XVI. 8. Hennersdorf Krs. Reichenbach K\*** — Das Kreuz ist um 1840 in die Südwand des Spritzenhauses eingemauert worden.

**XVI. 9. Kaschbach Krs. Reichenbach K\*** — Am Fuße der ersten Höhen, die über Kaschbach zur Hohen Eule führen, auf einem jähem Abhang, der ein langes Feld begrenzt, steht ein Kreuz. Sage um dieses Kreuz bei K. M. S., Seite 113.

**XVI. 10. Költschen Krs. Reichenbach K\*** — Das Kreuz steht gegenüber vom Dominium.

**XVI. 11. Langenbielau Krs. Reichenbach E\*** — (Fr. 1): Erinnerungskreuze werden Marterln genannt.

**XVI. 13. Markersdorf Krs. Reichenbach E\*** — (Fr. 1): Erinnerungszeichen aus dem Jahre 1907.

**XVI. 14. Mellendorf Krs. Reichenbach K\*** — Ein Mann soll an der Stelle, wo das Kreuz steht, überfahren worden sein.

**XVI. 15. Mengelsdorf Krs. Reichenbach E\*** — (Fr. 1): Erinnerungszeichen aus dem Jahre 1905.

**XVI. 16. Ober Langseifersdorf Krs. Reichenbach K\*** — Ein Bräutigam soll die Braut nach der Kirche erstochen haben.

**XVI. 17. Peilau Krs. Reichenbach K\*** — M.: Auf dem Peilauer Kreuz ist ein menschlicher Kopf dargestellt, auf den gerade eine Keule niedersaust. Nach der Sage sollen sich dort zwei Fuhrleute mit ihren Wagendeichseln gegenseitig erschlagen haben.

**XVI. 19. Pfaffendorf Krs. Reichenbach K\*** — Kurz hinter Pfaffendorf auf Költschen zu haben sich zwei Mägde mit Sicheln umgebracht.

**a XVI. 20. Reichenbach** 2 K\* — 1) 1920, im Stifftswalde bei Reichenbach (Fr. 1). 2) Ein Steinkreuz auf der Straße, die von Reichenbach nach Dreißigshuben führt, links am Wege. Soll an die Ermordung von zwei Husaren im 30jährigen Krieg erinnern (nach K. M. S.).

**XVI. 21. Schlaupitz Krs. Reichenbach** K\* — Wo das Kreuz steht, soll ein Fleischer ermordet worden sein.

**XVI. 22. Steinkunzendorf Krs. Reichenbach** K\* — Das Kreuz steht links vom Kirchhofeingange.

**XVII. 1. Altenburg Krs. Schweidnitz** K\* — Ein Granitkreuz am Dorfausgange.

**XVII. 2. Alt Jauernick Krs. Schweidnitz** 3 K\* — M.: Mit eingemeißeltem Dolch auf dem Kirchplatz. Zwei Frauen sollen sich mit Haarnadeln erdolcht haben.

**XVII. 4. Bögendorf Krs. Schweidnitz** 7 K\* — 7 Kreuze nebeneinander.

**XVII. 6. Bunzelwitz Krs. Schweidnitz** 3 K\* — M.: Drei Kreuze, im Dorf an der Straßenkreuzung. Zwei mit eingemeißeltem Schwert, auf einem Kreuz „Striemen“ ähnlich einer Harpune. Hellmich erklärt sie als Schleifspuren, um Steinstaub für Sympathiekuren zu gewinnen. Zwischen beiden Kreuzen befindet sich ein Stein, der die Gestalt und die Höhe der Längsachse eines Kreuzes hat. Hellmich folgert aus der Ähnlichkeit dieses Steines mit den Längsbalken, daß der Stein auch ein Kreuz darstellte, dem die Kopf- und Querbalken abgeschlagen wurden. Nach Ansicht Mosts muß dieser Stein eine andere Bedeutung haben, da sich an den Seiten Abbruchstellen der Querbalken nicht entdecken lassen. Auch befindet sich kurz unterhalb des oberen Endes auf allen vier Seiten je ein regelmäßiges vierkantiges Loch, das ungefähr 3 bis 4 cm tief in den Stein hereingetrieben ist. Über den Sinn dieser Vorrichtung vermag Most keine Auskunft zu geben.

**XVII. 7. Eckersdorf Krs. Schweidnitz** K\* — M.: Kreuz mit Dolch.

**XVII. 8. Freiburg Krs. Schweidnitz** K\* — M.: Kreuz am Ortseingang.

**XVII. 10. Gräditz (Kgl.) Krs. Schweidnitz** 4 K\* — M.: Ein Kreuz auf dem Kirchplatz, als Prellstein an der Wegegabelung, ein 2. auf der Wiese an der Peile, Besetzung Jung.

**XVII. 12. Grunau Krs. Schweidnitz** 4 K\* — M.: Ein Kreuz an der Straßenkreuzung und nach K. M. S., Seite 101 3 Kreuze an der Straße von Weizenrodau nach Grunau.

**XVII. 13. Guhlau Krs. Schweidnitz** K\* — Kreuz mit geschweiften Armen (wie das Eiserne Kreuz).

**XVII. 14. Hohenposeritz Krs. Schweidnitz** K\* — M.: Kreuz mit eingemeißeltem Schwert an der Ostseite des Friedhofes.

**XVII. 15. Hohgiersdorf Krs. Schweidnitz** 2 K\* — M.: Der Längsbalken des einen Kreuzes ist oberhalb der Führung verbreitert und läuft nach oben spitz zu. In das so entstandene Fünfeck ist eine Vertiefung eingelassen, die genügend Raum bietet, eine Christusfigur oder ein Marien-

bild aufzunehmen. Übergang vom Sühnkreuz zum Marterl. Das andere Kreuz mit Beil.

**a XVII. 16. Ingramsdorf Krs. Schweidnitz K\*** — Das Kreuz steht auf dem Friedhof. Vielleicht kann man es in Verbindung bringen mit der auf dem Sühnaltar der Kirche befindlichen Inschrift: „Anno 1589 den 17. Februar ist Martin von Hoff-Schmorbein in seinem 18. Jahre von David von Borwitz auf Dirswitz in der Behausung des Hans von Romnitz zu Ausche entleibt worden; diese Tat wurde vor den durchlauchten Fürsten und Herrn Friedrich Herzog in Schlesien zu Liegnitz und Brieg als dem Landesfürsten gebracht; der Täter gab die Zusage, den Brüdern Christof Siegmund und George von Hoff-Schmorbein und den Blutsverwandten dadurch eine Genugtuung zu leisten, daß er eine Summe Geldes zum Besten des Gotteshauses und zur Errichtung eines Epitaphiums bewilligte und auch erlegte. Es wurde hierauf sowohl in der Kirche zu Ingramsdorf, als auch zu Weichenau dieses Epitaphium zu einem Gedächtnisse und zur Zierde der Kirche erbaut.“

**XVII. 20. Leutmannsdorf Krs. Schweidnitz 2K\*** — Stilisiertes Kreuz aus Stein auf einem Feldwege mit der Inschrift: „An dieser Stelle wurde am 3.10.1896 der 10 Jahre alte Alfred Güttler von einem 13jährigen Schulknaben ermordet.“ Der „Tote Junge“ genannt.

**XVII. 28. Protschkenhain Krs. Schweidnitz 3K\*** — Drei Steinkreuze vor dem Dorfe.

**XVII. 29. Puschkau Krs. Schweidnitz K\*** — M.: Kreuz mit Schwert.

**XVII. 32. Rogau-Rosenau Krs. Schweidnitz 3K\*** — 3 Kreuze in der Kirchhofsmauer.

**XVII. 33. Roth-Kirschdorf Krs. Schweidnitz K\*** — Das Kreuz befindet sich am Wegrande hinter Roth-Kirschdorf an der Kunststraße nach Schweidnitz.

**XVII. 34. Schmellwitz Krs. Schweidnitz K\*** — Eine Armbrust ist eingemeißelt.

**XVII. 35. Schweidnitz E\*** — (Fr. 1): Erinnerungszeichen werden Marterl genannt. — K\* M.: Schweidnitzer Kreuz auf dem Margaretenplatze. Die beiden Seitenarme fehlen, aus den beiderseitigen Abbruchstellen kann man schließen, daß der Stein einst zwei Seitenarme hatte. Granitstein. „I. T. 1347“ eingemeißelt. Sage von dem unschuldig hingerichteten Hofnarr Jakob Tau. Sage bei K. M. S., Seite 100. — S\* Lehrer Henke (Fr. 1): Stein mit Inschrift auf den Grunauer Wiesen (Mord). — T\* Lehrer Henke (Fr. 1): Militärschießstände, eine Holztafel, Blitzschlag.

**XVII. 36. Seiferdau Krs. Schweidnitz 2K\*** — M.: Kreuz auf dem Kirchplatz.

**XVII. 37. Stäubchen Krs. Schweidnitz K\*** — M.: In Stäubchen wurde zur Zeit des 30jährigen Krieges auf dem Rückzuge von den Kaiserlichen eine Kriegskasse vergraben. Als Wächter über den Schatz wurde ein Jude bestellt, der sich dort eine Schutzhütte baute. Herumziehende Soldaten, die von dem Schatze hörten, erschlugen den Juden, vermochten

aber nichts zu finden. Zur Erinnerung an diese Tat wurde ein Kreuz gesetzt, das heute noch die Bezeichnung „Der tote Jude“ trägt.

**a XVII. 39. Ströbel Krs. Schweidnitz** K\* — M.: Das Sühnekreuz hat die Form des Eisernen Kreuzes.

**XVII. 41. Weizenrodau Krs. Schweidnitz** 8 K\* — M.: 8 Kreuze in die Kirchhofsmauer eingelassen. Sollen auf das Wüten einer pestartigen Krankheit zurückgehen.

**XVIII. 2. Gaffron Krs. Steinau** S\* — Kantor Pisnak (Fr. 1): 1845 ist ein Gedenkstein für einen Förster gesetzt worden.

**XVIII. 7. Rädliß Krs. Steinau** K\* — Liegnitzer Tageblatt, 9. 7. 1929: „Unmittelbar an der sogenannten „Roten Brücke“, die über den „Kalten Bach“ im Zuge der Chaussee Neudorf—Steinau führt, steht neben dem Straßendamm auf der Wiese ein altes Sühnekreuz. Es soll, wie der Volksmund erzählt, vor rund 200 Jahren dort zur Erinnerung an die Ermordung eines Müllers aufgestellt worden sein. Das Kreuz besteht aus dem hier selten vorkommenden Syenit. Im Laufe der Jahre ist es tief in den Boden eingesunken. Zahlen und Inschrift sind verwittert und unleserlich. Bei den Regulierungsarbeiten an dem „Kalten Bach“ ist der ausgehobene Sand nun so hoch aufgeschüttet worden, daß der Stein fast verschwunden ist.“

**XIX. 1. Arnsdorf Krs. Strehlen** K\* — M.: Kreuz mit Armbrust.

**XIX. 5. Gurtsch Krs. Strehlen** K\* — An dem Kreuz sind beide Seitenarme abgeschlagen.

**XIX. 7. Kuschlau Krs. Strehlen** 2 K\* — „Heimatblätter für den Kreis Strehlen/Schl.“ vom 2. Juni 1923: Die Sage von den beiden „Kreuzsteinen“, die an der Stelle stehen, wo in den Feldweg von Strehlen nach Gurtsch die von Kuschlau kommende Obstallee einmündet. Die „Kreuzsteine“ sollen die Stelle bezeichnen, an der ein großer Goldschatz in einem unterirdischen Gewölbe verborgen sein soll. Nur alle hundert Jahre einmal öffnet sich auf kurze Zeit der Zugang zu ihm. Wer ihn findet, macht sein Glück, — es sei denn, daß er es sich nicht selbst durch eigne Schuld verscherzt. Es wird erzählt, daß einst vor vielen Jahren ein Knecht namens Pätzold mit seiner Frau auf dem Heimweg von Kuschlau nach Gurtsch in später Nachtstunde an den Kreuzsteinen vorbeikam. Da ihn plötzlich eine große Müdigkeit überkam, setzte er sich auf einen von ihnen, um etwas auszuruhen, während seine Frau langsam weiterging. Als er sich zur Seite wandte, gewahrte er zu seiner Verwunderung ein Loch in der Erde mit Stufen, die wie in einen Keller hinabführten. Obgleich er den Weg ganz genau kannte, konnte er sich nicht erinnern, es je vorher gesehen zu haben. Er stieg daher vorsichtig in die Erdöffnung hinab und gelangte in ein Gewölbe, in dem ganze Reihen großer Töpfe standen, die bis oben an mit Goldstücken gefüllt waren. Sein Staunen wurde noch größer, als ein zwerghaftes Männchen, dem sieben Hündchen folgten, auf ihn zutrat und zu ihm sagte: „Pätzold, du bist ein braver Kerl, du darfst dir zwei Töpfe voll Gold mitnehmen: einen für dich und einen für die

Armen. Nur mußt du sie ganz allein und ohne ein Wort dabei zu sprechen, nach Hause schaffen; und darfst du niemandem diese Stelle verraten, sonst geht es dir schlecht!“ Der Knecht ließ sich das nicht zweimal sagen, sondern suchte sich die beiden größten Töpfe aus und trug sie mit einiger Anstrengung nach oben. Obwohl er ein großer, kräftiger Mann war, vermochte er doch nicht, beide Töpfe gleichzeitig fortzubringen; aber er wollte auch keinen von ihnen vorläufig zurücklassen, weil er befürchtete, bei seiner Rückkehr ihn nicht mehr vorzufinden. Er wartete eine Weile, und da vom Zwerg mit den sieben Hündchen nichts mehr zu merken war, rief er laut hinter seiner Frau her. Kaum aber erklang seine Stimme, so verschwanden im Nu die beiden Goldtöpfe, und auch von dem unterirdischen Gewölbe war keine Spur mehr zu entdecken. Vor Schreck setzte sich Pätzold auf einen der Steine, und so traf ihn seine Frau an, die auf sein Rufen hin umgekehrt war. Fieberfrost schüttelte seinen Körper, und nur mit Mühe brachte sie ihn nach Hause. Er verfiel in eine schwere Krankheit, während der er beständig von den Goldtöpfen und von dem Männchen mit den sieben Hündchen phantasierte. Schon am dritten Tage nach dem nächtlichen Erlebnis starb er. Bei den Kreuzsteinen ist seit kurzer Zeit eine Feldziegelei in Betrieb. Da die hundert Jahre bald um sein müssen, besteht Aussicht, durch sie den verborgenen Schatz zu heben. (Durch C. Liebich von Fr. Steiner, Kuschlau, und von anderen.)

**a XIX. 12. Strehlen Bäu\*** — Die „Kreuzzeiche“ am Wege von Strehlen nach dem Rummelsberge. In den „Heimatblättern für den Kreis Strehlen Schl.“ vom 14. Juli 1923 sind folgende Sagen über die Kreuzzeiche aufgezeichnet. Die erste berichtet, wie die Kreuzzeiche ihre eigenartige Gestalt erhielt. Walter Neumann, Strehlen: „In meiner Familie hat sich die Überlieferung erhalten, daß die sonderbare Form der Kreuzzeiche in Zusammenhang mit der Ermordung einer meiner Vorfahren steht. Es handelt sich um den Großvater meiner Großmutter, der um 1700 in Schreibendorf geboren wurde und später in Kunern, Kreis Münsterberg, Bauer war. Er hieß Kreuzmann. Als er einst mit einer Fuhr Getreide auf dem Wege nach Strehlen war, wurde er von Räufern überfallen und erschlagen. Die Pferde kehrten ohne ihren Herrn zurück. Da machte sich der Sohn des Ermordeten, mein Urgroßvater, auf, ihn zu suchen. Er fand seine Leiche am Wege unter einer jungen Eiche liegen. Um sich die Stelle zu merken und zugleich zum Gedächtnis an die Mordtat, spaltete er das Eichenstämmchen und zog durch die Öffnung einen Seitenzweig. Die durchschlungenen Reiser wuchsen weiter, so entstand die eigenartige Gestalt der Kreuzzeiche.“ — Eine zweite Sage erzählt von einem anderen Unglück an der Kreuzzeiche (Durch Oskar Dittrich von Fr. Moche, Strehlen): „Bei der Kreuzzeiche verunglückte einst ein reicher Herr. Er stürzte in den schmalen Graben, der hier vorbeiführt, und brach das Genick. Sein Geist ging in der Mittagsstunde um und verursachte ein schreckenerregendes Geräusch. Die Frau des Verunglückten ließ einen Pastor kommen, der ihn verbannen sollte. Er fuhr mit einem Wagen bis in die Nähe der Kreuzzeiche

und ging dann allein auf das Gespenst zu. Dieses stellte drei Fragen, die der Geistliche richtig beantwortete. Da schrumpfte es zu einem kleinen Käfer zusammen, den der Geisterbanner in einer Flasche einfing und unter der Kreuzeiche vergrub. Als er zu seinem Wagen zurückkam, sah er bleich und gealtert aus. Er sagte zum Kutscher: „Fahren Sie eilends heim. Einen habe ich verbannt, einen zweiten verbanne ich nicht mehr.“

**a XIX. 13. Töppendorf Krs. Strehlen K\*** — Am Rummelsberg, unweit der „Sammelbirke“ erhebt sich das „Zigeunerkreuz“, wo angeblich Zigeuner ermordet wurden.

**XX. 1. Bockau Krs. Striegau 2 K\*** — Zwei Granitkreuze, das erste 1 m, das zweite 1½ m hoch.

**XX. 2. Gräben Krs. Striegau B\*** — Der Bildstock steht an der Hauptstraße nach Günthersdorf.

**XX. 5. Gutschdorf Krs. Striegau K\*** — M.: Kreuz mit drei einge-meißelten Wagenrädern. Ein Fuhrmann soll hier erschlagen worden sein. Ein Querarm ist abgebrochen.

**XX. 6. Järischau Krs. Striegau 2 K\*** — 1) M.: Kreuz in die Kirchhofsmauer eingelassen. Sage von dem verschmähten Liebhaber, der nach der Trauung das Brautpaar erdolcht hat. An der Stelle steht jetzt das Kreuz. Brautpaare vermeiden es heute noch, durch die große Kirchhofspforte am Kreuz vorbeizugehen. — 2) Das zweite Kreuz ist ebenfalls in die Kirchhofsmauer eingelassen. (Striegauer „Heimatblätter“, 1933, Nr. 6.)

**XX. 9. Neuhofer Krs. Striegau K\*** — Striegauer „Heimatblätter“, Juni 1933: Das Neuhofer Kreuz steht am Weicherauer Wege, an der Metschkau-Neuhofer Grenze. Der Rest des Werkblocks ist in Dreiecksform deutlich erkennbar.

**XX. 10. Ossig Krs. Striegau K\*** — Verstümmeltes Steinkreuz an der Hauptlandstraße Ossig—Rauske bei Kilometerstein 8,8. Die „steinerner Nase“ genannt.

**XX. 11. Puschkau Krs. Striegau T\*** — Es ist in den letzten Jahren eine Gedenktafel für den ermordeten Nachtwächter an der Mordstelle angebracht worden.

**XX. 12. Rauske Krs. Striegau 3 K\*** — M.: 2 Kreuze, die nur mit ihrem oberen Teil aus der Erde hervorlugen (aus Aberglauben die Kreuze vergraben). Ein Steinkreuz mit Beil in die Kirchhofsmauer eingelassen.

**XX. 13. Sasterhausen Krs. Striegau K\*** — M.: Kreuz mit Beil.

**XX. 14. Stanowitz Krs. Striegau K\*** — Striegauer „Heimatblätter“, Juni 1933: Das Stanowitz Sühnekreuz ist in der Nähe der Einfahrt in den sog. Oberhof des Dominiums in die Mauer eingelassen. Die deutsche Übersetzung des darüber vorhandenen Schriftstückes lautet: „Daher wollen wir Beatrix, Herzogin von Schlesien und Herrin von Fürstenberg, daß sämtlichen Nachfolgern Christi, an die die vorliegende Schrift als Beweis kommen wird, bekannt sei, daß Konrad von Langinberc, einstiger Stanowitz Müller, durch Konrad, den ehemaligen Vorsteher des Zedlitzer Hofes, des Lebens beraubt worden ist. Für die Ermordung dieses Mannes aber hat Bruder

Günther, jetziger Kommendator, der Frau, den Kindern und restlichen Blutsverwandten des Erschlagenen ein angemessenes und schickliches Sühnegeld, das durch den Rat erprobter Männer bestimmt wurde, festgesetzt. Die Frau aber, Kinder und die näheren Verwandten, die beim Vergleich dabei gewesen sind, und das Sühnegeld angenommen haben, begreiflicherweise 12 Mark, sind mit ihren Namen verzeichnet . . ., die Schwester-männer von dessen Frau, die Namen der Söhne des Getöteten . . ., die Namen der Töchter . . . Außerdem haben 1½ Mark der Diener des Erschlagenen für seine Verletzung, der Chirurg, der ihn wieder hergestellt hat, ebenfalls 1 Mark bekommen. Gleichweise ist zum Zeichen des Vergleichs über dem Totschlagsorte ein Kreuz errichtet worden. Sämtliche Genannte haben nach Zustandekommen des Vergleichs im Gericht vor dem Vogt und den Schöffen jeder Handlung, die aus Gründen des Totschlags begangen werden könnte, entsagt, indem sie sich für den vorteilhaften Vergleich bedankten. Damit nicht einer den oben niedergeschriebenen Vergleich zu brechen Miene mache, haben wir beschlossen, daß er in diese mit unserem Siegel und den Siegeln des Bruders Günther, des Kommendators und der Bürger zu Striegau bestärkten Urkunde einverleibt wurde. Als Zeugen des Sühnevertrages sind aufgezeichnet . . . und sehr viele andere vertrauenswürdige Leute. Gefertigt durch die Hand Conrads, des Rektors der Striegauer Schulen. Gegeben am 5. Dezember im Jahre des Herrn 1305.“ Es ist fraglich, ob die Stelle, wo sich heute jenes Sühnekreuz befindet, tatsächlich der „Totschlagsort“ ist, von dem die vorstehende Urkunde spricht. Da das Kreuz in die Mauer eingelassen ist, ist es wahrscheinlich, daß es ursprünglich irgendwo anders stand und erst später an seine jetzige Stelle gebracht worden ist.

**a XX. 15. Striegau 2 K\*** — Nach den Striegauer „Heimatblättern“. Juni 1933, soll von den beiden Striegauer Sühnekreuzen das eine seit längerer Zeit im Garten des Museums für Kunstgewerbe und Altertümer in Breslau stehen. Ein Querbalken ist abgeschlagen. Ehedem hatte es in der sog. Haidauer Vorstadt (Haidauerstraße) seinen Platz. Als Schmuck zeigt jenes aus Sandstein gearbeitete Kreuz ein Messer und ein Beil. Neuerdings ist es auch gelungen, im ersten Striegauer Stadtbuch, das im Breslauer Staatsarchiv aufbewahrt wird (Reg. 40 I. 2 k.), einen schriftlichen Sühnevertrag zu finden, der auf eines der beiden Striegauer Kreuze sich beziehen muß. Dieser Vertrag stammt aus dem Jahre 1418. Dort heißt es, daß ein gewisser „Petir Pezeler totschiag begangen hat an Jacob Gältschiln dem kursener (Kürschner)“ und die Strafe dieser Bluttat darin bestand, daß der Mörder eine Geldsumme zahlte und jenes Sühnekreuz errichtete.

**XX. 16. Weicherau Krs. Striegau K\*** — M.: Das Kreuz ist in die Kirchofsmauer eingesetzt. Es war vorher zerbrochen.

**XXI. 11. Paschkerwitz Krs. Trebnitz K\*** — Das Kreuz hat Hammerform. Es ist ein sogenanntes Antonius- oder Schächerkreuz.

**XXI. 12. Skarsine Krs. Trebnitz K\*** — Sühnekreuz zwischen Skarsine und Lossen.

**a XXII. 1. Bärdsdorf Krs. Waldenburg K\*** — Sandsteinkreuz vor dem Kirchhof.

**XXII. 8. Ober Adelsbach Krs. Waldenburg K\*** — Sandsteinkreuz am Rande einer Wiese nördlich von Ober Adelsbach.

**XXII. 12. Waldenburg K\*** — M.: Das Kreuz in Waldenburg ist nur in seiner linken Hälfte aus dem Werkblock herausgearbeitet worden; die rechte geht in den noch unbehauenen Stein über. Es steht in der Nähe vom Schuckmann-Schacht.

**XXIII. 1. Groß Sürchen Krs. Wohlau K\*** — Am Dorfausgange nach dem Dorfe Loßwitz zu rechter Hand auf dem Felde steht ein Sühnekreuz. Es ist 50 cm hoch und ebenso breit, aus gewöhnlichem Feldstein, plump und schmucklos hergestellt. Der Volksmund weiß von dem Kreuze zu erzählen, daß ein Bauer aus Groß Sürchen an der Stelle, wo es steht, von einem Viehhändler erschlagen worden ist. (Lehrer Werner, Wohlau, in Nr. 3 der „Heimatblätter des Kreises Wohlau“, 1. Jg., 1921.)

**XXIII. 2. Groß-Strenz Krs. Wohlau B\*, K\*** — Pfarrer Richard Mager (Fr. 1): Es besteht hier ein Bildstock und ein Sühnkreuz, letzteres aus Feldsteinen an einer Böschung an der Stelle des Unglücks. Ersterer seit 1740, letzteres seit 1912.

#### b) Regierungsbezirk Liegnitz.

**b I. 4. Gräbel Krs. Bolkenhain K\*** — Nach Kutzer in „Schlesien“. Jg. 7, Seite 11: In die Kirchhofsmauer sind mehrere Kreuze eingelassen. Ein Dolch ist eingeritzt.

**I. 11. Wederau Krs. Bolkenhain K\*** — Ein rotes Sandsteinkreuz steht links vom Eingange zum Kirchhof.

**II. 1. Alt Jäschwitz Krs. Bunzlau 2 K\*** — Die beiden Sühnekreuze stehen am südlichen Dorfeingang an der Straße nach Neu Warthau.

**II. 2. Altöls Krs. Bunzlau S\*** — Lehrer Fritz Hinke (Fr. 1): „Der Blitzstein“; 1834 wurde eine Person vom Blitz erschlagen. Der Stein ist an der Stelle des Unglücks aufgestellt worden.

**II. 3. Alt Warthau Krs. Bunzlau 3 K\*** — 1) Südlich der Försterei Warthau in der Sauerkirschenallee auf dem Wege nach Neu Warthau, rechts am Drahtzaun. Axtzeichen und vorn noch lesbare Inschrift eingemeißelt. 2) Auf der Landstraße nach Bunzlau zwischen Kilometerstein 5,4 und 5,5. Messerzeichen eingraviert. Das Kreuz ist umgefallen und überrast. 3) Am Wege von Alt Warthau nach Berg Warthau, wo das Anschlußgleis das Gehölz verläßt. Das Kreuz ist geneigt und auffallend groß.

**II. 7. Groß Hartmannsdorf Krs. Bunzlau K\*** — An der Brücke in der Nähe der katholischen Kirche und der Schule.

**II. 8. Groß Krauschen Krs. Bunzlau K\*** — An einer Straßenkreuzung (Eichenallee mit der Hauptstraße Bunzlau—Thomaswaldau) steht ein Sandsteinkreuz, in das ein Schwert eingemeißelt ist. Ein Seitenarm ist abgeschlagen.

**b II. 11. Herzogswaldau Krs. Bunzlau 2 K\*** — Zwei Kreuze stehen gegenüber der Brauerei.

**II. 15. Ottendorf Krs. Bunzlau 2 K\*** — 1) Kreuz an der Straße Ottendorf—Gießmannsdorf als Chausseestein, weiß gekalkt. 2) Kreuz gegenüber der katholischen Kirche.

**II. 17. Roter Berg (Kolonie) Krs. Bunzlau K\*** — Ein Seitenarm ist von dem Kreuz abgebrochen. Verschiedene Zeichen sind eingeritzt: ein Schwert mit Parierstange, 2 Kreuze und die Jahreszahl 1815. Das Kreuz ist knapp 1 m hoch und steht am Waldrande. Im Volksmunde wird es der „Schneiderstein“ genannt; das Schwert wird auch als Schere gedeutet. Nach Gocke, Thomaswaldau im „Heimatbuch des Kreises Bunzlau“ (1925), Seite 417 ist dieses Kreuz keinesfalls erst 1815 gesetzt worden. Die Zahl soll eine spätere Zutat sein.

**II. 19. Seifersdorf Krs. Bunzlau 2 K\*** — Die beiden Kreuze liegen zu beiden Seiten des großen Kruzifixes auf dem Kirchhof.

**II. 21. Thiergarten Krs. Bunzlau K\*** — Ein Seitenarm des Kreuzes, das am Zaun des Schulhauses steht, ist durch Verwitterung abgefallen.

**II. 22. Thommendorf Krs. Bunzlau S\*** — Lehrer Robert Mattausch (Fr. 1): Hier werden die Erinnerungszeichen Mordsteine genannt. Der letzte Stein dieser Art wurde 1917 aufgestellt.

**II. 24. Tschirne Krs. Bunzlau K\*** — Zwei Lanzen spitzen sind in das Kreuz am Gerichtskretscham eingeritzt.

**II. 26. Waldau Krs. Bunzlau K\*** — Das Kreuz steht am Außenweg des Schloßparkes in der Nähe der Schloßbrauerei. Ein Spieß ist eingemeißelt. Ein Junker von Rechenberg soll im Duell erstochen worden sein.

**II. 27. Warthau Krs. Bunzlau K\*** — Das Kreuz steht auf der Straße Berg Warthau nach Alt Jäschwitz und trägt eine nachträglich angebrachte Inschrift.

**III. 1. Beuthen a. d. O. Krs. Freystadt 5 K\*** — M.: 5 Sandsteinkreuze wurden zum Bau des kath. Kirchturms verwandt, wobei, um die schon behauenen Steine als Eckquadern gebrauchen zu können, die überstehenden Längsbalken fein säuberlich abgemeißelt wurden. In das erste Kreuz ist ein Grabscheit eingemeißelt, das zweite ist ohne Gravierung, in das dritte ist ein Schwert, in das vierte eine Lanze und in das fünfte ein Messer eingraviert.

**III. 3. Brunzelwaldau Krs. Freystadt K\*** — Das Kreuz steht an einer Wegscheide und wird als Wegweiser benutzt. Es trägt jetzt die Aufschrift: „Nach Freystadt“.

**III. 6. Großenbohräu Krs. Freystadt K\*** — Ein Kreuz steht am Gutseingange im Niederdorfe.

**III. 9. Langhermsdorf Krs. Freystadt K\*** — Das Kreuz steht rechts am Eingange zum Kirchhof.

**III. 10. Liebenzig Krs. Freystadt S\*** — Stein an der Hauptstraße Liebenzig—Lippen—Petruschke.

**b III. 13. Niebusch Krs. Freystadt K\*** — Kantor Helmut Eichner (Fr. 1): Das Kreuz wird „Toter Mann“ genannt.

**III. 16. Scheibau Krs. Freystadt K\*** — Das Kreuz steht ungefähr 60 m hinter dem Dorfe am Weg nach Langheinersdorf.

**IV. 1. Altwasser Krs. Glogau S\*** — Kantor Paul Menzel (Hochkirch Krs. Glogau) (Fr. 1): Denkstein im Park zu Altwasser zur Erinnerung an das Unglück, da ein Bruder aus Versehen den andern erschöß.

**IV. 3. Groß Kauer Krs. Glogau B\*** — Der Bildstock steht auf dem Kirchhofe.

**IV. 4. Großgörlitz Krs. Glogau K\*** — Lehrer H. Steinwender (Fr. 1): Im Dorf ein Sühnekreuz mit Schwert. Es stand an der Unglücksstelle, ist aber beim Bau der katholischen Friedhofsmauer mit eingebaut worden. Größe: 138 × 60 × 14 cm.

**IV. 9. Kuttlau Krs. Glogau K\*** — M.: Kreuz mit Beil in der Kirchhofsmauer.

**V. 1. Arnsdorf Krs. Görlitz 2 K\*** — Zwei Granitkreuze — 10 m von einander entfernt — auf dem Friedhofe. In das größere ist ein Kreuzchen eingemeißelt.

**V. 2. Borda Krs. Görlitz K\*** — An der Wegegabelung nach Reichenbach. Ein Schwert ist eingemeißelt.

**V. 3. Gersdorf Krs. Görlitz S\*** — Lehrer Karl Seidemann (Fr. 1): Gedenkstein an der Grenze, ungefähr von 1724; wurde an der Stelle des Unglücks aufgestellt.

**V. 5. Görlitz K\*** — Kreuz an der Peterskirche. — S\* Stein am Weinberge.

**V. 9. Kohlfurt Krs. Görlitz B\*** — Das „Kapellenmännel“.

**V. 12. Mengelsdorf Krs. Görlitz K\*** — Ein Granitkreuz steht am Dorfeingange. Ein Schwert ist eingemeißelt.

**VI. 3. Armenruh Krs. Goldberg-Haynau K\*** — Sandsteinkreuz mit Inschrift an der Straße nach Petersdorf.

**VI. 5. Brockendorf Krs. Goldberg-Haynau 3 K\*** — 3 Sandsteinkreuze in der Kirchhofsmauer. In das eine Kreuz ist ein Schwert eingemeißelt. — B\* Ein Bildstock steht vor dem Kirchhofeingange.

**VI. 6. Goldberg Krs. Goldberg-Haynau 3 K\*** — Grosser 17. 7. 1929, V. A.: „Nördlich von Goldberg stehen an der Grenze zwischen Wald und Wiese drei verwitterte Steinkreuze; ihr Vorhandensein vor 60 Jahren wird bezeugt. Soweit ich mich erinnere (ich sah sie vor 25 bis 30 Jahren), ist noch je eine Sense schwach zu erkennen. Drei Lohngärtner sollen sich dort, wohl in der Trunkenheit, mit Sensen gegenseitig „erhackt“ haben. Sage im „Eulengebirgsfreund“, 3. Jg., Seite 20.

**VI. 15. Reischt Krs. Goldberg-Haynau K\*** — Das Kreuz steht an der Straße gegenüber der Schule.

**VI. 20. Wolfsdorf Krs. Goldberg-Haynau K\*** — Das Kreuz steht an der Dorstraße.

**b VII. 8. Reppersdorf Krs. Grünberg K\*** — Man gravierte das Monogramm Christi und ein Kreuz in das Kreuz ein.

**VII. 9. Schlabrendorf Krs. Grünberg E\*** — (Fr. 1): Hügel von Stein.

**VIII. 3. Arnsdorf Krs. Hirschberg 2 K\*** — 2 Sandsteinkreuze sind in die Kirchlhofsmauer eingelassen. Auf dem ersten ist eine Armbrust, auf dem zweiten ein Dolch und daneben zwei Fuß- oder Schuhsohlen eingemeißelt.

**VIII. 4. Boberröhrsdorf Krs. Hirschberg K\*** — M.: Sandsteinkreuz mit der Jahreszahl 1511.

**VIII. 5. Buchwald Krs. Hirschberg K\*** — Sühnekreuz auf dem Wege von Buchwald durch die Drehhäuser nach Schmiedeberg. Ein Messer ist eingeritzt.

**VIII. 6. Erdmannsdorf Krs. Hirschberg K\*** — Kutzer in „Schlesien“, 1913/14, Seite 10 f.: Kreuz mit eingemeißeltem Schwert und der Jahreszahl 1586.

**VIII. 7. Glausnitz i. Rsgbe. Krs. Hirschberg K\*** — Das Kreuz steht am „Nonnenteiche“. Es hat Hammerform (sogenanntes Antonius- oder Schächerkreuz). Ein Beil ist eingemeißelt.

**VIII. 10. Lomnitz i. Rsgbe. Krs. Hirschberg 2 K\*** — 1) Kutzer in „Schlesien“, 1913/14, Seite 10 f.: In das Kreuz ist ein Schwert eingemeißelt. Ein Handwerksbursche erstach den andern. 2) In das zweite Kreuz ist eine Schere eingemeißelt. Beide Kreuze stehen beim Dominium.

**VIII. 11. Märzdorf Krs. Hirschberg K\*** — Das Kreuz steht an der Dorfstraße. Ein Schwert ist eingemeißelt.

**VIII. 16. Stonsdorf Krs. Hirschberg K\*** — M.: In das Kreuz ist ein Spieß und eine Schere eingemeißelt. Nach einer von Sturm im „Eulengebirgsfreund“, Jg. 3, Seite 20 aufgezeichneten Sage handelt es sich um eine Schafschere. Zwei Weiber sollen auf dem Heimweg vom Schafscheren bei Hofe in Streit geraten und eins von dem andern mit einer solchen Schere erstochen worden sein.

**VIII. 17. Straupitz Krs. Hirschberg K\*** — Jahreszahl 1813 eingemeißelt.

**VIII. 19. Voigtsdorf Krs. Hirschberg 2 K\*, S\*** — Lehrer H. Teller (Fr. 1): Im Dorfe sind zwei alte Steinkreuze. Dolch eingemeißelt. Am Wege nach Kaiserswaldau wurde ein Stein für Verunglückte gesetzt.

**IX. 5. Drehna Krs. Hoyerswerda K\*** — Ein Granitkreuz mit eingemeißeltem Schwert steht vor dem Dorfe.

**IX. 6. Frauendorf Krs. Hoyerswerda K\*** — Im Dorfe steht ein Sandsteinkreuz mit eingemeißeltem Schwert an der Straße nach Lindenau.

**IX. 9. Guteborn Krs. Hoyerswerda K\*** — Am Ausgange des Dorfes steht ein Sandsteinkreuz. Das eingemeißelte Zeichen ist schon sehr un- deutlich. Es wird ein Schwert gewesen sein.

**IX. 12. Hosena Krs. Hoyerswerda K\*** — Auf der Dorfau vor der Gedenkeiche steht ein Granitkreuz mit eingemeißeltem Schwert. Es ist über 1 m hoch. — Bäu\* Gedenkeiche auf der Dorfau.

**b IX. 14. Kotten Krs. Hoyerswerda B\*** — Der Bildstock wird „Totes Mädchen“ (wendisch „morwa holcka“) genannt. Dieser Bildstock wurde im Jahre 1894 anstelle einer Holzsäule mit einem Christusbilde gesetzt, die ein früherer Lehrer von Kotten, Johann Scholze, am Anfang des vorigen Jahrhunderts mit wendischer Inschrift aufgerichtet hatte. In deutscher Übersetzung lautet sie: „Einst zur Gevatterin erküest, Hab mit dem Leben ich's gebüßt.“ Der Bildstock steht am Wege nach Cunnewitz, links im Walde, etwa 10 Minuten von Kotten entfernt. An ihn knüpft sich folgende Sage aus der Zeit nach dem 30jährigen Kriege: Der Erbrichter und Schenke Jakob Scholze in Cunnewitz galt als der reichste Mann in der ganzen Wittichenauer und Crostwitzer Kirchfahrt. Er hatte mit seiner Frau ein einziges Kind. Das Mädchen war seine ganze Freude, und für es war ihm nichts zu teuer. Für seine Tochter ließ er in Bautzen bei einem Goldschmied einen Haarschmuck anfertigen: zwölf Dukaten mit Henkeln versehen, waren an einem grünen Bande in das Haargeflecht gewunden, so daß der Schmuck leuchtete wie ein grüner Kranz mit zwölf goldenen Rosen. An einem Sommersonnabende hatte der Vater den Haarschmuck aus Bautzen mitgebracht; denn für den Sonntag war das Mädchen zum Erbrichter nach Kotten zur Patenschaft geladen. Sonntags nach der Vesper sammelten sich die jungen Freundinnen des Mädchens im Cunnewitzer Schulzenhause, um den neuen Schmuck zu bewundern und die junge Patin als Druschka anzukleiden. An demselben Sonntage war auch ein böhmischer Bettler ins Dori gekommen, ein verabschiedeter Soldat, der öfter die wendischen Dörfer durchstreifte; denn er bekam überall ein reichliches Stück Brot und ein gutes Stück Geld. Als die Jungfrau in ihrem Schmucke sich unten in der Schankstube ihren Eltern vorstellte, erblickte jener böhmische Bettler die Dukaten im Haargeflecht, die seine Habgier weit mehr reizten, als die dreifache Talerreihe, die die Patin nach wendischer Sitte um den Hals trug. Am Nachmittage begab sich das Mädchen, von einer Dienstmagd begleitet, von Cunnewitz nach Kotten, eine Wegstrecke von einer halben Stunde. Als sie auf Kottener Flur bei Nowacks Bank anlangte, bemerkte sie, daß sie das Patengeschenk vergessen hatte. Deshalb schickte sie die Magd zurück nach Cunnewitz, es zu holen. „Du wirst mich wohl noch unterwegs antreffen“, sagte sie, „sicher aber im Kindtaufhause“. Als sie weitergehend zu Sarinks Feld kam, hörte sie am Wege in den Sträuchern ein ängstliches Stöhnen und Hilferufen in deutscher Sprache. Sie trat näher und sah im Graben den böhmischen Bettler liegen, der scheinbar von einer plötzlichen Krankheit befallen war. Als sie sich bückte, um ihm die Hände zu reichen und aus dem Graben zu helfen, zog der Bursche sie zu sich herab und würgte sie solange, bis sie tot war. Er riß ihr schnell die Talerkette vom Halse, und weil er die Dukaten nicht sogleich aus dem Haargeflecht loslösen konnte, schnitt er ihr den Kopf ab und steckte ihn in seinen Sack. Dann begab er sich tiefer in den Wald, löste die Goldstücke aus den Haaren, warf den Kopf in die Büsche und entfloh nach Böhmen. Indessen war

die Dienstmagd in Kotten im Kindtaufhause angekommen und bekam Sorge, daß die Gvatterin solange auf sich warten ließ. Sie lief nach Cunnewitz zum Erbrichter, der die Vermißte suchen ließ. Man fand den Leichnam im Straßengraben, den Kopf bald nachher im Moose des Waldes. Das deutsche und wendische Volk betrachtet den Ort der Schauerat als geweiht und bewahrt diesem Mädchen ein dauerndes Ehrengedächtnis. Denn so oft die Prozession von Wittichenau nach Rosenthal geht, oder so oft die wendischen Landleute von Crostwitz und St. Marienstern nach Wittichenau zum Kirchfeste wallfahrten, überhaupt jeder sonst Vorübergehende, bricht, wenn er an den Ort des Todes gekommen, einen kleinen Zweig ab, legt ihn ehrfurchtvoll an der Mordstelle nieder und betet ein stilles Vaterunser dabei. Durch den Reisigwurf entsteht ein gewaltiger Reisighaufen, der von Zeit zu Zeit verbrannt wird. Aber ein neuer Haufen entsteht immer wieder. (Nach einem Bericht von F. Sieber in der Beilage zum „Neuen Görlitzer Anzeiger“: „Die Heimat“, Nr. 38, 1931.)

**b IX. 16. Lippen Krs. Hoyerswerda K\*** — Lehrer Kurt Warmer (Fr. 1): „Wir haben im Orte ein Sühnekreuz aus der Zeit vor ungefähr 750 Jahren. Ein Beil und die Jahreszahl 1156 (?) ist eingemeißelt. Das Kreuz steht an der Dorfstraße gegenüber der Schule.“

**IX. 17. Litschen Krs. Hoyerswerda K\*** — Am Dorfeingange steht ein Granitkreuz.

**IX. 18. Lohsa Krs. Hoyerswerda 2K\*** — In die äußere Kirchhofsmauer sind zwei Granitkreuze eingelassen.

**IX. 19. Merzdorf Krs. Hoyerswerda K\*** — In das Kreuz ist ein Schwert eingemeißelt; es steht nahe der Kirche.

**IX. 21. Neustadt Krs. Hoyerswerda 3K\*** — Die drei Kreuze stehen in der Nähe der Mühle.

**IX. 23. Rauden Krs. Hoyerswerda E\*** — Lehrer Erich Hartmann (Fr. 1): „Früher (1876) wurden an der Unglücksstelle Steine gesetzt, benannt nach dem Namen des Verunglückten.“

**IX. 25. Ruhland Krs. Hoyerswerda K\*** — Das sogenannte „Tatzenkreuz“ nahe der Kirche.

**IX. 29. Sprewitz Krs. Hoyerswerda K\*** — Ein Granitkreuz steht in der Nähe der Kirche. Es ist ungefähr  $\frac{1}{2}$  m hoch.

**IX. 33. Wartha Krs. Hoyerswerda K\*** — Der rechte Seitenarm ist abgeschlagen.

**IX. 34. Weissig Krs. Hoyerswerda K\*** — Ein Granitkreuz mit eingemeißeltem Schwert steht im Walde.

**IX. 35. Weißkollm Krs. Hoyerswerda K\*** — Kreuz mit zwei Querbalken.

**IX. 36. Wiednitz O/L. Krs. Hoyerswerda K\*** — „Hoyerswerdaer Nachrichten“, 25. 7. 1929: „Da wo sich am Südennde des Dorfes der Weg nach Grüngräbschen (Sachsen) mit einem Feldwege gabelt, steht an einem Graben still und grau, inmitten blühenden Laubkrautes, ein schlichtes Granitkreuz. Es ragt, mit gelben Flechten bewachsen, etwa  $\frac{1}{2}$  m aus

dem Erdboden hervor und scheint durch das Laub der Eichen und Eschen anklagend zum Himmel zu schauen. Nur wenige Dörfiler kennen den verschwiegenen Standort und niemand von den wenigen weiß eigentlich genau, warum es dort steht. Man erzählt sich, daß dort ein Franzose erschlagen und begraben sein soll. Es läßt sich aber nirgends nachweisen. Eine andere Erklärung ist wahrscheinlich.“

**b X. 4. Hennersdorf Krs. Jauer K\*** — Der „lange Stein“ genannt. Verstümmeltes Steinkreuz am Wege, der von Hennersdorf nach Schlaup führt. Vom Ursprung dieses Denkmals erzählt die Sage: „Eine Hennersdorfer Magd war in Schlaup „zum Lichten“, zum Spinnen bei Licht, gewesen. Auf dem Rückwege, den sie zu nächtlicher Stunde antrat, wollte sie ihr Bräutigam mit einem der landesüblichen derben Scherze erschrecken. Er wollte „scheechen“. Darum legte er sich, mit einem mit dem Futter nach außen gekehrten schwarzen Schafspelz bekleidet, auf die Lauer und kroch beim Herannahen seines Schatzes auf allen vieren brummend und fauchend über den Weg. Aber die Magd ließ sich von dem Ungeheuer nicht den Weg versperren und ging unerschrocken auf die Spukgestalt los. Als das Ungetüm auf ihren Zuruf nicht weichen wollte, schlug sie herzlich mit dem „Rockenstock“ darauf ein. Der „Rockenstock“ aber war eine nicht ungefährliche Waffe, ein auf einem Klotz befestigter Stecken, auf dessen zugespitzten Oberende der sogenannte „hohle Rockenteil“ gesteckt wurde. Einer der von derber Hand geführten Schläge traf den unglücklichen Schalk tödlich. Zu spät erkannte das furchtlose Mädchen, daß unter dem gespensterhaften Wesen ein Mensch von Fleisch und Blut steckte und daß sie ihren Liebsten mit eigener Hand erschlagen hatte. Nach der Sitte der Zeit ließ sie an der Unglücksstelle ein Kreuz errichten.“ Aus „Jauersche Fürstentumsblätter“, 11. 12. 1932.

**X. 5. Hermannsdorf Krs. Jauer K\*** — „Jauersche Fürstentumsblätter“, 5. April 1931: Neben dem Eingang zur Kirche an der Westseite des Friedhofes steht ein altes Steinkreuz. Ein Richtschwert ist eingemeißelt. Dazu erzählt der Volksmund, daß hier in früher Zeit die Richtstätte gewesen sei.

**X. 7. Jauer K\*** — M.: An dem Kreuz sind vier stehengebliebene Sektoren. Eingraviert: ein Dolch, ein Beil, ein Dreschflegel.

**X. 11. Peterwitz Krs. Jauer B\*** — „Dreiheiligenhäuschen“. — K\* Im Garten von Nr. 21 steht ein Sandsteinkreuz am Straßenzaune.

**X. 15. Seckerwitz Krs. Jauer 2K\*** — „Jauersche Fürstentumsblätter“, 3. Jg., Nr. 10, Seite 247: „Unweit des „Zollhäusels“ an der Striegauer Straße, am Grenzpunkte der Semmelwitz- und Seckerwitzter Äcker, stehen zwei alte, schon tief in die Grabenböschung gesunkene Steinkreuze, zwei „Sühnekreuze“, die „Sündersteine“. Der Volksmund erzählt, daß hier zwei Knechte miteinander in heftigen Streit gerieten und im Zorn sich gegenseitig mit den Erntegabeln erstochen haben.“

**XI. 1. Albendorf Krs. Landeshut K\*** — In das Sühnekreuz ist die Jahreszahl 1715 und ein Schwert eingemeißelt. Das Kreuz steht im Oberdorf in der Nähe der Mühle. (Heimatkalender von Landeshut, 1927, Seite 67.)

**b XI. 3. Buchwald Krs. Landeshut K\*** — Am Bober steht ein Sandsteinkreuz, das ungefähr 1 m hoch ist.

**XI. 5. Gaablau Krs. Landeshut 2 K\*** — Heimatkalender von Landeshut, 1927, Seite 67: 2 Kreuze an der Brücke zur Kirche.

**XI. 6. Görtelsdorf Krs. Landeshut 2 K\*** — 1) Kreuz in den Kohlteichen (K. I, Seite 500, Nr. 531). 2) Kreuz an der westlichen Seite des Gerichtskretschams ins Mauerwerk eingelassen. Es ist aus Sandstein und ungefähr 1 m hoch.

**XI. 7. Grüssau Krs. Landeshut 2 K\*** — 1) Lehrer Kunick, Landeshut, in „Heimatkalender von Landeshut“, 1927, Seite 67: In Grüssau an der Straße Grüssau—Friedland im Garten neben der Schmiede. 2) F. Neumann in „Wir Schlesier“ vom 1. Februar 1924: In der Nähe des Klosters Grüssau fand man dort, wo wegen eines Neubaus das Steinkreuz versetzt werden mußte, ein Skelett mit einem österreichischen Kürass. Nach der am unteren Teile des Steines angebrachten Jahreszahl zu urteilen, handelt es sich in diesem Falle um ein Offiziersgrab aus dem 7 jährigen Kriege.

**XI. 8. Hartmannsdorf Krs. Landeshut K\*** — An der Straße Landeshut—Freiburg gegenüber dem Gerichtskretscham (Heimatkalender von Landeshut, 1927).

**XI. 10. Hermsdorf grüss. Krs. Landeshut K\*** — Ein Sandsteinkreuz an der Straße Landeshut—Schömberg zwischen Stein 4,5 und 4,6 rechts, inmitten einer kleinen Wiese hinter einer ehemaligen Sandgrube. Mordzeichen: Schwert (Heimatkalender von Landeshut, 1927, S. 66 f.).

**XI. 16. Neuen Krs. Landeshut K\*** — Gegenüber dem Gerichtskretscham bei der Schmiede im Garten (Heimatkalender von Landeshut, 1927).

**XI. 17. Pfaffendorf Krs. Landeshut K\*** — Im Oberdorf am Wege zum Kretscham (Heimatkalender von Landeshut, 1927).

**XI. 20. Schreibendorf Krs. Landeshut K\*** — Bei Schreibendorf, links seitwärts der „alten Straße“ von Landeshut nach Schreibendorf, 600 Meter vor dem Bahnübergang (Heimatkalender von Landeshut, 1927, S. 67). Nach „Wir Schlesier“, Jg. 1924, S. 97 sind Messer und Gabel eingemeißelt. Hier soll nach der Chronik ein Fleischer aus Landeshut einen Schäfer erstochen haben.

**XI. 21. Trautliebendorf Krs. Landeshut K\*** — Sandsteinkreuz, ungefähr 1 m hoch. In der Nähe der Kirche im Garten der Fleischerei (Heimatkalender von Landeshut, 1927, S. 67).

**XI. 23. Wittgendorf Krs. Landeshut K\*** — Sandsteinkreuz im Garten vor dem Gerichtskretscham.

**XII. 2. Bertelsdorf Krs. Lauban K\*** — Kreuz auf einem Sandsteinblock in der Nähe der Hauptstraße nach Langenöls.

**XII. 5. Kath. Hennersdorf Krs. Lauban K\*, B\*** — M.: Ein Sühnekreuz im Walde. Davor ein Holzhaufen. Heißt „Toter Mann“, fast jeder Vorübergehende opfert der armen Seele einen Ast, tut er es nicht, rächt sich der Geist. Außerdem im Dorfe ein Bildstock.

**b XII. 8. Marklissa Krs. Lauban K\*** — In das Sühnekreuz ist ein Schwert eingemeißelt.

**XIII. 1. Alt Läst Krs. Liegnitz K\*** — Am Spritzenhaus in Alt Läst steht ein Steinkreuz, von dem folgende Sage geht: Vor vielen Jahren sind des Weges zwei Schwarzviehhändler daher gekommen, die miteinander in Streit gerieten. Erst Worte, dann Taten. Sie schlugen mit ihren schweren Knüppeln aufeinander. Da trifft der eine den anderen so unglücklich auf den Kopf, daß dieser hinfällt und seinen Geist aufgibt. Der andere kommt vors Gericht. Dort wird er verurteilt, zur Sühne des Mordes an der Stelle der Untat dieses Steinkreuz setzen zu lassen. Andere behaupten, daß es zwei Zimmerleute gewesen seien. Das Mordinstrument war ein Stock, der auf dem Steinkreuz zur Warnung für andere abgebildet wurde (Nach K. Nordheim: Sagen aus Stadt und Landkreis Liegnitz, Parchwitz 1922).

**XIII. 3. Bienowitz Krs. Liegnitz K\*** — In das Kreuz ist ein Schwert eingemeißelt.

**XIII. 4. Campern Krs. Liegnitz K\*** — Das Bild des Heilands ist in das Kreuz eingemeißelt. Im Volksmunde wird das Kreuz „Pestkreuz“ genannt (Nach „Wir Schlesier“ vom 1. 2. 1924).

**XIII. 6. Heidau Krs. Liegnitz K\*** — In das Kreuz ist ein Schwert eingemeißelt.

**XIII. 9. Jakobsdorf Krs. Liegnitz K\*** — An der Wegegabel Liegnitz—Waldau—Boberau steht heut noch ein altes verwittertes Steinkreuz am Wege. Früher sollen es sieben gewesen sein, aber die anderen sechs sind nach und nach weggekommen. Der Volksmund erzählt, daß sich dort einst sieben Brüder mit Dreschilegeln erschlagen haben sollen. Diese Sage ist auch in Waldau bekannt (Nach K. Nordheim: Sagen aus Stadt und Landkreis Liegnitz, Parchwitz 1922).

**XIII. 16. Merschwitz Krs. Liegnitz K\*** — Wer auf dem alten, jetzt wenig mehr benutzten Wege von Merschwitz nach Lampersdorf geht, sieht kurz vor dem letzten Dorte zur linken Hand in einer Waldecke ein uraltes, schon arg verwittertes Steinkreuz. Von diesem gehen mehrere Sagen. In Merschwitz erzählt man, daß sich an dieser Stelle zwei Lohngärtner, die von der Mahd heimgingen, mit ihren Sensen getötet hätten. Das soll an einem Johannestage geschehen sein. Darum hört man in dieser Nacht noch manchmal einen großen Lärm (G. Schwalm, Merschwitz). In Herrndorf will man wissen, daß sich dort zwei Schwarzviehhändler um 15 Pfennige erschlagen haben (W. Linke, Leschwitz); in Bielwiese: Ein Lohngärtner und ein Schwarzviehhändler (Nach K. Nordheim: Sagen aus Stadt und Landkreis Liegnitz, Parchwitz 1922).

**XIII. 17. Mertschütz Krs. Liegnitz K\*** — Das Kreuz, in das ein Schwert eingemeißelt ist, steht auf dem Schulhof.

**XIII. 26. Poselwitz Krs. Liegnitz K\*** — In die äußere Kirchhofsmauer ist ein Sandsteinkreuz eingelassen.

**b XIII. 30. Wangten Krs. Liegnitz 2 K\*** — In die Wangtener Kirchhofmauer sind zwei Steinkreuze eingemauert, eins beim Mittagstore, das andere beim Mitternachtstore. Schon sehr verwittert, zeigt das erste eine Zeichnung, die wohl eine Armbrust darstellen soll, das andere einen Speer. Dieses letzte Kreuz war in meiner Jugend in seinem Schafte bedeutend länger. Als aber das Klauenflügelsche Erbbegräbnis gebaut wurde, mußte etwa  $\frac{1}{2}$  m abgeschlagen werden. Das südliche soll früher an einem Feldwege gestanden haben, wie mein sel. Vater von alten Leuten gehört haben will — auf Groß Läßwitz zu. Über das andere ließ sich nichts mehr ermitteln (Nach K. Nordheim: Sagen aus Stadt und Landkreis Liegnitz, Parchwitz 1922).

**XIV. 3. Braunau a. B. Krs. Löwenberg K\*** — Gabel eingemeißelt; ein Knecht hat den andern erstochen.

**XIV. 4. Deutmansdorf Krs. Löwenberg K\*** — M.: Der Steinmetz ließ in den vier Winkeln, die durch Quer- und Längsachse gebildet werden, Sektoren stehen, entfernte den inneren Teil jedes Sektors, so daß vier Kreisringe entstanden, die die Achsenkreuzung des Steines kranzartig umgeben. Ein Schwert ist eingemeißelt. Das Kreuz steht am Wege nach Plagwitz und ist aus Sandstein.

**XIV. 5. Flachenseiffen Krs. Löwenberg 2 K\*** — Auf dem Wege nach Langenau stehen 2 Sandsteinkreuze; in das größere ist ein Schwert, in das kleinere ein Dolch eingemeißelt.

**XIV. 6. Friedeberg a. Qu. Krs. Löwenberg 2 S\*** — Isergebirgszeitung (Friedeberg a. Qu., Nr. 114, 21. Sept. 1929): „Steinkreuze am Wege“: Auf der Chaussee von Friedeberg a. Qu. nach Greiffenberg, kurz hinter der Wieser Ziegelei, nicht weit vom Schotterwerk, entdeckte ich, linker Hand nach Greiffenberg, an der Chaussee einen obeliskförmigen, etwa  $\frac{3}{4}$  m hohen Sandstein. Die Aufschrift des Steines lautet: „Denkmal: Schnell und plötzlich endigte hier am 3. April 1876 — (oder 1826, die Jahreszahl ist unleserlich) — sein Leben der Junggeselle Karl August Rückert, Joh. Gottlieb Rückerts Schank- u. Gastwirt in Alt-Gebhardsdorf, ältester Sohn, in einem Alter von 19 Jahren durch Überschlagen seines mit Getreide beladenen Wagens. Sterblicher! Du gehst vorbei und weißt nicht wie und wo dein Ende sey. Seinem Andenken! gewidmet von 3 guten Freunden. I. D. Schulze, Schuitze zu Neu-Gebhardsdorf, E. Kloster, Leibjäger bei B. v. Frankenb. geb. zu Esterwalde. Gottl. Pohl, Getreidehändler, Alt-Gebhardsdorf.“ Auf der Rückseite des Steines folgende Inschrift: „Er ist nicht mehr / Im schönsten Frühling seines Lebens / Ereilte ihn die Grabesruh / Und alle Klagen / alle Tränen sind vergebens / Ein frischer Hügel deckt ihn zu. / Des Wagens Last war tödend ihn zur Erden / Die Straße muß sein Sterbebette werden.“ — 200 m weiter an der Hauptstraße zwischen den Kilometersteinen steht ein niedriger Sandstein mit Inschrift: „M. G. Kindler / Aus Aschitzau, Krs. Bunzlau / Verunglückte durch Überfahren / Den 12. Okt. 1875“. Auf der Rückseite dieses Gedenksteins befindet sich ein kleines (etwa 20 cm) aufgelegtes Kreuz.

**b XIV. 8. Giehren Krs. Löwenberg Bäu\*** — Lehrerin Ruth Angermann (Fr. 1): Rinde der Fichte, wo das Unglück geschah, wird in Kreuzform ausgeschnitten.

**XIV. 11. Greiffenberg Krs. Löwenberg 2 K\*** — Lehrer und Archivordner O. Ehrig (Fr. 1): Am Wege nach Krummöls stehen nebeneinander zwei alte steinerne Kreuze.

**XIV. 13. Hartliebsdorf Krs. Löwenberg K\*** — Steinkreuz mit armartig gebogenen Stützen und voller Inschrift befindet sich auf dem Wege von Deutmansdorf nach dem Bahnhofe Hartliebsdorf. Die Vorderseite enthält auf einer etwas vertieften, geglätteten Fläche auf weißem Farbgrunde folgende schwarze Inschrift: „Am 2. Juni 1601 wurde die Braut Mar. Ros. Wetzel auf dem Wege zur Trauung mit Ignatz Gabriel von ihrem ehemaligen Bräutigam erstochen. Der Täter entkam.“ Diese Inschrift ist im Jahre 1883 anstelle der alten ganz unkenntlichen Zeichen auf Grund älterer Überlieferungen (aus der Bunzlauer Chronik von 1813) angebracht worden. Das Kreuz hat also ein Alter von mehr als dreihundert Jahren. (Aus „Der Eulengebirgsfreund“, 1. März 1910.)

**XIV. 16. Krummöls Krs. Löwenberg K\*** — Im Dorf steht am Ufer des Oelsebaches ein Sandsteinkreuz, das ungefähr  $\frac{1}{2}$  m hoch ist.

**XIV. 23. Querbach Krs. Löwenberg T\*** — Lehrer Otto Müller (Fr. 1): Holztafeln mit Inschrift werden als Erinnerungszeichen gesetzt, z. B. bei „Millersch Tudé“, bei „Tschircha Tud“.

**XIV. 24. Rabishau Krs. Löwenberg K\*** — Isergebirgszeitung, 12. 10. 1929: Eine halbe Stunde Weges von Rabishau auf der Straße durch den Wald nach Birngrütz befindet sich rechter Hand am Ausgange des Waldes ein Steinkreuz, das an einen an dieser Stelle begangenen Mord erinnert. Die Inschrift lautet: „Am 28. Januar 1882, früh in der 6ten Stunde, starb hier durch ruchlose Mörderhand bei einem Gang zum Bahnhof der Butterhändler Franz Menzel aus Birngrütz im Alter von 55 Jahren. Dieses Denkmal ist errichtet von seiner tieftrauernden Gattin Josepha Menzel, geb. Kluge und trauernden Tochter Caroline Menzel.“

**XIV. 25. Schiefer Krs. Löwenberg B\*** — Bildstock von 1672 am Wege zwischen Kleinröhrsdorf und Schiefer.

**XIV. 26. Schmotteiffen Krs. Löwenberg 2 K\*** — 1) Besonderheit: Ein Sühnekreuz mit erhaben gearbeiteten Abzeichen (Schwert). Im Jahre 1809 wurde die Magd des Kantors dort ermordet. 2) Längere Inschrift auch auf den Seiten des Längsbalkens; Jahreszahl 1731. Abgebildet in „Schlesien“, 7. Jg., Seite 13.

**XIV. 28. Tschischdorf Krs. Löwenberg K\*** — An der Hauptlandstraße Hirschberg—Lähn. Jahreszahl 1511 ist eingemeißelt. Urkunde über das Steinkreuz vorhanden. Nach einem alten Ratsbeschluß (Löwenberger Ratsprotokollbuch) mußte der Mörder neben andern Strafen am Orte des Totschlages ein steinernes Kreuz aufrichten.

**XIV. 31. Waltersdorf Krs. Löwenberg K\*** — Eine Armbrust ist eingemeißelt.

**b XV. 4. Hintereck Krs. Lüben K\*** — In das Sühnekreuz ist eine Armbrust eingemeißelt.

**XV. 15. Sirgwitz Krs. Lüben K\*** — M.: Kreuz mit eingemeißeltem Bogen.

**XVI. 2. Boxberg Krs. Rothenburg K\*** — Am Wege nach Kringelsdorf steht ein Granitkreuz mit eingemeißeltem Schwert.

**XVI. 3. Förstgen Krs. Rothenburg K\*** — An der Dorfstraße in Förstgen steht ein Sühnekreuz, in das eine Armbrust eingemeißelt ist.

**XVI. 5. Klitten Krs. Rothenburg K\*** — Ein großes Granitkreuz steht an der Straße nach Creba.

**XVI. 6. Kollm Krs. Rothenburg K\*** — Das Kollmer Kreuz ist in die Kirchhofsmauer eingelassen. Ein Radkreuz ist eingemeißelt.

**XVI. 7. Mochholz Krs. Rothenburg E\*** — Lehrer Gerhard Bittrich (Fr. 1): Die Erinnerungszeichen werden mit dem Namen bezeichnet, z. B. „Beim Rubel“.

**XVI. 10. Niederseifersdorf Krs. Rothenburg K\*** — An der Friedhofsmauer. Schwert eingemeißelt.

**XVI. 11. Niesky O/L. Krs. Rothenburg K\*** — Rektor Johannes Schmidt (Fr. 1): „Toter Mann“ genannt. Auf der einen Seite Jahreszahl 1721 und Kreuz, auf der andern Seite Beil und eine durch Verwitterung unleserlich gewordene Inschrift eingraviert. Nach F. Sieber in „Die Heimat“, 1931, Seite 151 erschlug hier ein Zimmermann einen Garnaufkäufer mit der Axt, weil er bei ihm Geld vermutete; doch soll er nur 23 Pfennig erbeutet haben.

**XVI. 12. Rengersdorf Krs. Rothenburg S\*** — Denkstein zur Erinnerung an die Ermordung eines Postillons aus Waldau O/L. und die Beraubung der Fahrpost Görlitz—Niesky—Muskau 1805 in der Nähe von Rengersdorf. Der Mörder wurde später ergriffen und hingerichtet. Der Stein wird „Toter Postillon“ genannt. Steine werden davor gesammelt. Kreuz und Posthorn sind eingraviert und die Inschrift: „Johann Christian Lachmann, Postdilion, Ermord. den 9. Septem Ano 1805.“ („Die Heimat“, 1931, Seite 71.)

**XVI. 15. Sänitz Krs. Rothenburg E\*** — Hauptlehrer Kurt Woischke (Fr. 1): Ein Denkmal: „Am toten Mielscher“.

**XVI. 17. Sproitz Krs. Rothenburg K\*** — Ein Schwert ist eingemeißelt.

**XVI. 21. Uhmansdorf Krs. Rothenburg Bäu\*** — Gedenkeiche.

**XVI. 22. Ullersdorf Krs. Rothenburg K\*** — An der Kirche steht ein Granitkreuz mit eingemeißeltem Schwert.

**XVI. 24. Weißkeissel Krs. Rothenburg K\*** — Ein Granitkreuz (ungefähr  $\frac{3}{4}$  m hoch) steht in der Nähe der Schule.

**XVII. 2. Dittersbach Krs. Sagan K\*** — Rechts am Eingangstor des Dorikirchhofes an der äußeren Friedhofsmauer steht ein altes Sühnekreuz aus Sandstein.

**b XVII. 4. Eisenberg Krs. Sagan K\*** — An der katholischen Kirche ist ein Steinkreuz in die Außenseite der Kirchenmauer hinter dem Hochaltar eingemauert worden.

**XVII. 5. Freiwaldau Krs. Sagan K\*** — „Wir Schlesier“, 1. Februar 1924, F. Neumann, Seite 97: Ein Sühnekreuz mit der Jahreszahl 1647.

**XVII. 7. Kottwitz Krs. Sagan K\*** — Vor der Kirchhofspforte steht ein großes Sühnekreuz.

**XVII. 8. Küpper Krs. Sagan 2 K\*** — Am sogenannten „Totenwege“ stehen zwei Steinkreuze.

**XVII. 9. Luthen Krs. Sagan 2 K\*** — An der Kirchhofsmauer stehen 2 Sühnekreuze.

**XVII. 12. Mellendorf Krs. Sagan E\*** — (Fr. 1): Säule.

**XVII. 15. Neuhaus Krs. Sagan K\*** — Im Herzoglich Saganer Forstrevier Neuhaus am Wege nach Lorendorf steht ein Sühnekreuz aus grobbehauenen Sandstein mit der Inschrift: „S. W. 1768. 16. Novbr.“ Dem Volksmunde nach wurde hier Samuel Weise oder auch Samuel Wenzel tot aufgefunden, andere sagen toteschlagen. Erzählt wird heute noch die Sage: Ein Zauberer habe sämtliche Ottern aus der Heide hier zusammenzaubern wollen, habe dabei aber einen Fehler gemacht und sei an dieser Stelle von den Ottern erbiten worden. Aus „Der Eulengebirgsfreund“, 4. Jg., 1911, Seite 13.

**XVII. 16. Nieder Hartmannsdorf Krs. Sagan K\*** — An der äußeren Kirchhofsmauer unmittelbar an der Hauptlandstraße erinnert ein altes verwittertes Kreuz an ein historisches Ereignis. An dieser Stelle stürzte im Jahre 1472 am 15. Juli Herzog Hans II. von Sagan mit seinem Pferde, als er in wildem Ritte von Sagan nach Priebus jagte, um seinen von ihm im Turm der Burg zu Priebus gefangen gesetzten Bruder Balthasar zu befreien; es war vergebens, der Gefangene hatte den furchtbaren Kampf mit dem Hungertode bereits ausgekämpft. In neuerer Zeit hat der Leinsverwalter Graf Hatzfeldt bei diesem Stein eine Inschrift anbringen lassen, die auf die Bedeutung des Males aufmerksam macht. (Aus „Der Eulengebirgsfreund“, 4. Jg., 1911, Seite 13.)

**XVIII. 2. Berbisdorf Krs. Schönau 2 K\*** — 1) Das Kreuz steht am unteren Ende des Dorfes in einem Gartengrundstück. Ein Dolch und die Jahreszahl 1625 ist eingemeißelt. Hier gerieten zwei Handwerksburschen wegen einer „Quarkschnitte“ in Streit. (Nach Kutzer in „Schlesien“, 7. Jg., Seite 10 f.) 2) Das zweite Kreuz steht am Wege zu einer Kapelle.

**XVIII. 4. Kammerswaldau Krs. Schönau 2 K\*** — 1) Von dem ersten Kreuz ist ein Seitenarm abgebrochen und ein Dolch ist eingemeißelt. 2) In das zweite ist ein Schwert eingemeißelt. Beide Kreuze sind aus Sandstein und in die Kirchhofsmauer eingelassen.

**XVIII. 6. Kreuzwiese Krs. Schönau K\*** — Das Kreuz steht am Ochsenkopfe bei Kupferberg. Ein Beil ist eingegraben. Ein Fleischer-geselle soll den andern erschlagen haben. („Eulengebirgsfreund“ vom 1. 3. 1910.)

**b XVIII. 7. Kupferberg Krs. Schönau K\*** — Ein Sandsteinkreuz mit der Inschrift „Memento“.

**XVIII. 8. Ludwigsdorf Krs. Schönau 4K\*** — In ein Kreuz ist ein Dolch eingemeißelt und ein Seitenarm abgebrochen. 3 Kreuze stehen am Kirchhof. Ein Sandsteinkreuz ist in den Kirchturm eingemeißelt.

**XIX. 1. Alt-Gabel Krs. Sprottau K\*** — Ein Sandsteinkreuz ist in die Mauer eingelassen.

**XIX. 5. Küpper Krs. Sprottau K\*** — Am Dorfende steht ein Sühnekreuz.

**XIX. 9. Schadendorf Krs. Sprottau S\*** — Lehrer Otto Dehmel (Fr. 1): Im Dorf steht an der Straße ein Denkstein vom Jahre 1887.

**XIX. 11. Waltersdorf Krs. Sprottau K\*** — Ein großes Sühnekreuz steht in der Nähe der Schmiede.

---

## Schlesisches Schrifttum als Ausdruck schlesischer Stammesart.

Von Hans Heckel.

Wer den Versuch unternimmt, im Schrifttum eines Stammes oder einer Landschaft bestimmte, diesem begrenzten Sondergebiete, eben diesem Menschenschlage wesenseigene Züge aufzuzeigen, kommt nicht herum um die Pflicht, sich darüber Rechenschaft abzulegen, wie weit die Lösung einer solchen Aufgabe heute überhaupt schon im Bereiche der Möglichkeit liege. Denn das steht wohl außer Zweifel, daß der gegenwärtige Stand der Forschung eine einwandfreie und eindeutige Beantwortung solcher Fragen noch nicht erlaubt. Zwar über die grundsätzliche Berechtigung einer landschaftlich und stammestümlich orientierten Literaturgeschichtsschreibung ist wohl nicht mehr zu streiten, nachdem Josef Nadlers großes vierbändiges Werk den von seinem Lehrer August Sauer in seiner Prager Rektoratsrede von 1907 „Literaturgeschichte und Volkskunde“ als programmatische Forderung ausgesprochenen Gedanken in größtem Ausmaße in die Tat umgesetzt und damit die Möglichkeit solchen Vorgehens erwiesen hat. Wohl aber ist nun — und zwar gerade in Auswirkung von Nadlers bahnbrechender Leistung — die ganze Problematik des Zusammenhangs von dichterischem Schaffen mit Stamm und Landschaft erst in ihrem vollen Ernst und ihrer ganzen Schwere zum Bewußtsein gekommen; und wenn Nadler selbst dank

seiner staunenswerten intuitiven Gabe in kühnem Anlauf seinen gewaltigen Stoff meisterte, so ist nun die theoretische Besinnung nachgefolgt und die Diskussion über die methodischen Grundlagen hat eingesetzt<sup>1)</sup>. Gerade in Berücksichtigung der noch so vielfach ungeklärten methodischen Lage hat der Verfasser in dem ersten Bande seiner „Geschichte der deutschen Literatur in Schlesien“ von 1929 noch darauf verzichtet, eine wesensmäßige Beziehung zwischen schlesischem Schrifttum und schlesischem Stammescharakter in dem Maße aufweisen zu wollen, wie es vielleicht von manchem erwartet worden ist; er hofft in dem abschließenden Kapitel des noch ausstehenden zweiten Bandes von der dann vollständig vorliegenden Gesamtdarstellung aus zu einer einigermaßen gesicherten Beantwortung dieser Frage zu kommen. Inzwischen möge man den vorliegenden Aufsatz als kleine Vorstudie dazu betrachten<sup>2)</sup>.

Die erste und unerläßliche Voraussetzung für unser Vorhaben scheint mir die Einsicht zu sein, daß alles Stammestum und die in ihm sich offenbarende Wesenseigentümlichkeit nichts schlechthin Festes und Bleibendes ist, vielmehr ein aus verschiedenen Ursachen erwachsenes Ergebnis geschichtlicher Entwicklung, das aber eben als solches auch sich wieder wandeln, ja auch wieder ganz verschwinden kann, wenn nämlich die grundlegenden Voraussetzungen, die es entstehen ließen, wieder andere werden oder wohl gar ganz in Fortfall kommen. Damit werden keineswegs jene Größen gelehnet, auf denen nach Nadler alles Stammestum beruht. Es sei im Gegenteil als selbstverständlich und keines besonderen Beweises

<sup>1)</sup> Ich nenne vor allem die Aufsätze von Hermann Gumbel: „Das Elsaß als ‚geistige‘ Landschaft“, im Elsaß-Lothringer Jahrbuch 7, 1928; „Dichtung und Volkstum“, in dem Sammelwerk „Philosophie der Literaturwissenschaft“, hg. von Emil Ermatinger, Berlin 1930; „Das Schwäbische in der schwäbischen Dichtung“, Deutsche Vierteljahrsschrift IX (1931), 504 ff. und von Franz Koch, „Stammeskundliche Literaturgeschichte“, Deutsche Vierteljahrsschrift VIII (1930), 143 ff.

<sup>2)</sup> In dem an weitere Kreise sich wendenden Aufsätze „Die Stammesart des Schlesiers in seinem Schrifttum“ („Schlesisches Jahrbuch für deutsche Kulturarbeit im gesamt-schlesischen Raume, 4. Jahrgang, Breslau 1931) bin ich bereits auf die Gesichtspunkte eingegangen, die mir für die Herausbildung und Entwicklung des schlesischen Stammescharakters besonders bedeutsam erscheinen. Etwa gleichzeitig hat Werner Milch von einem Sonderproblem aus zur Erfassung der schlesischen Eigenart in der Literatur des Landes vorzudringen versucht („Schlesische Sonderart im deutschen Schrifttum“, Zeitschrift für Deutschkunde 1931, 566 ff.).

bedürftig vorausgesetzt, daß stammestümliche Besonderheiten sich nur herausbilden können, wenn eine größere Menschengemeinschaft in einem bestimmten Raume zur Ruhe gekommen, wenn sie seßhaft geworden ist, so daß einmal die Mischung und Verteilung der mannigfachen Erbanlagen, also das, was man als Bluterbe zu bezeichnen pflegt, eine gewisse Ausgeglichenheit und Beharrlichkeit erreicht hat, andererseits die Eigentümlichkeit der Landschaft, also ihre Gliederung, ihre Bodenform, ihr Klima usw. auf das Seelentum der Bewohner in greifbarer Weise einzuwirken vermag. Es wäre nun aufs innigste zu begrüßen, wenn die neuerdings zu so großer Bedeutsamkeit gelangte Rassenforschung bereits in der Lage wäre, für eine Untersuchung der Geistesentwicklung der deutschen Stämme gesicherte und ausreichende Grundlagen zu liefern. Aber bis dahin scheint doch wohl noch ein weiter Weg zu sein. Schlägt man z. B. Hans Günthers verbreitete „Rassenkunde des deutschen Volkes“ nach, so erhält man zwar manchen wertvollen Aufschluß über die rassische Zusammensetzung der einzelnen Stämme; man kann sich daraus vielleicht auch ein ungefähres Bild ihrer seelischen Eigenart machen — der geschichtliche Werdegang des deutschen Volkes in rassischer Hinsicht aber ist bisher nur in so großen und allgemeinen Zügen erschlossen, daß der Gewinn für die mit zahllosen Einzeltatsachen arbeitende Literaturwissenschaft nur sehr gering ist.

Und doch ist gerade dies ein Punkt von ungemeiner Wichtigkeit. Denn nicht nur die Stämme, sondern auch die umfassenderen Einheiten der Völker sind ja doch nicht allein bedingt durch die ihnen gleichsam an der Wiege als Mitgift mitgegebene Verschiedenheit der Erbanlagen, sondern sie sind nicht minder Ergebnisse der geschichtlichen Entwicklung. Erst im Laufe von Jahrhunderten haben Einwirkungen verschiedenster Art — und hierunter sind nicht nur die durch Rassenmischungen bedingten Veränderungen der Erbmasse zu verstehen, sondern nicht minder politische und kulturelle Schicksale — sie zu den mannigfach von einander abweichenden Stammes- und Völkerindividuen ausgebildet, als die sie uns heute entgegentreten. Daher wäre es gefährlich und irreführend, von solchen aus dem heutigen Befunde gewonnenen Vorstellungen von Stammesbesonderheiten — die sich der Beobachtung natürlich ohne weiteres erschließen und deren Erforschung eine der wichtigsten Aufgaben der Volkskunde ist — auszugehen und etwa die ältere geistige Entwicklung auf

Verschiedenheiten solcher Art begründen, aus ihnen Normen und Gesetzlichkeiten ableiten zu wollen. Die heutigen Stammestümer sind fast ausnahmslos verhältnismäßig junge Gebilde. Nur wenige wie die Friesen und Niedersachsen haben durch die Jahrhunderte ihr nordisches Blut im wesentlichen rein bewahrt, so daß wir auch im allgemeinen ihre bezeichnenden Wesenszüge von den ältesten Zeiten bis heute als unverändert ansetzen dürfen. Für die überwiegende Mehrzahl der deutschen Stämme aber gilt ähnliches in keiner Weise, weder für die keltisch und romanisch gemischten des Westens und Südens noch gar für die „Neustämme“ östlich der Elbe, die erst im hellen Lichte der Geschichte aus den verschiedensten deutschen und slavischen Elementen zu neuen selbständigen und eigentümlichen Gebilden zusammengewachsen sind. So kann beispielsweise für Schlesien naturgemäß vor dem Zeitalter der Reformation etwa von einer nach irgend einer Richtung hin ausgeprägten stammesmäßigen Sonderart unter gar keinen Umständen die Rede sein.

Ist nun schon die Ausbildung des ursprünglichen Stammestums ganz stark mitbedingt durch die geschichtliche Entwicklung, in unserm Falle durch den Vorgang der Germanisation des deutschen Ostens, so ist vollends die weitere Ausgestaltung und Umbildung, Aufspaltung und Differenzierung eines einmal zu individueller Ausprägung gelangten Stammestums, auch wohl das Zusammenwachsen zweier bisher gesonderter Stammestümer zu einer neuen Einheit ganz und gar abhängig von dem geschichtlichen Schicksal der betreffenden Stammesgemeinschaften. Ich will im folgenden nur einige Möglichkeiten anführen, wie sie gerade für die Entwicklung des schlesischen Volksstammes Bedeutung gewonnen haben. Da wären denn etwa zu nennen die Zugehörigkeit zu einer bestimmten staatlichen und damit für gewöhnlich auch kulturellen Gemeinschaft, der Übergang an eine andere politische Macht und dadurch bedingt die Umschaltung auf einen andern Kulturmittelpunkt, die Aufteilung eines bisher unter einheitlichen Bedingungen stehenden Gebietes unter mehrere in ihrer Wesensart, ja womöglich in ihrem herrschenden Volkstum, gegensätzliche Staaten, die Angliederung fremder Landesteile an ein vordem in stammesmäßiger Hinsicht einheitliches Ganzes, die konfessionelle Verschiedenheit der Stammesglieder, aber auch ein über gelegentliche Einwanderung einzelner Persönlichkeiten und Familien hinausgehender Zustrom andersstämmigen Blutes — eine

Liste, die sich leicht vermehren ließe. All solche Vorgänge oder Zustände wirken sich natürlich im Sinne weitgehender Umbildung und Differenzierung eines einmal gegebenen Stammescharakters aus; sie lassen jedenfalls deutlich erkennen, daß unter den stammesbildenden Kräften dem geschichtlichen Schicksal eine ungemein entscheidende Rolle zukommt, die der von Blut und Boden an Bedeutsamkeit kaum nachsteht. Als ursprüngliche Stammesanlage wäre dann nur anzusprechen, was durch alle Wandlungen hindurch und unter den verschiedensten geschichtlichen Bedingungen sich unverändert erhalten hat und immer wieder von neuem maßgebend hervortritt; wobei denn obendrein nicht vergessen werden darf, daß auch solche „Uranlagen“ doch letzten Endes immer wieder eine durch den geschichtlichen Ablauf einmal geschaffene Lage als Bedingung ihres Entstehens voraussetzen. So ist denn wohl unverkennbar, daß Stammestum keine ein für allemal gegebene feste Größe bedeutet, sondern ein unter den verschiedensten Einwirkungen sich unablässig Wandelndes und Umbildendes, das nur durch bewußte Einengung der Betrachtung auf einen begrenzten Zeitraum gleichsam greifbare Formen annehmen kann. Nur im geschichtlichen Werden vermag sich die Besonderheit schlesischer Stammesart und ihre Beziehung zum jeweiligen Schrifttum der Zeit zu offenbaren, wobei die gegenwärtige Lage nur als flüchtige Übergangserscheinung im Rahmen eines unendlichen Ablaufs zu verstehen ist.

Die Einsicht in die oft grundlegenden Veränderungen, denen ein stammestümliches Gefüge durch geschichtliche Vorgänge mannigfaltiger Art fortwährend ausgesetzt bleibt, wird gewiß zur Vorsicht mahnen und manchen vorschnellen und willkürlichen Konstruktionen einen Riegel vorschieben. Immerhin bleiben der Gefahren und Fehlerquellen noch genug, zumal wo es sich um die Betrachtung der einzelnen Persönlichkeit handelt. Allerdings wird die Besorgnis vor falscher Einschätzung der seelischen Eigentümlichkeit der Stammesart im Hinblick auf unsere besondere Aufgabe wohl nur dann ernstlich begründet sein, wenn Persönlichkeiten von Format zur Erörterung stehen, die das Gesamtbild des geistigen Lebens der Landschaft um wesentliche und eigentümliche Züge bereichern. Dann kann unter Umständen der gedanklichen Kraft, dem schöpferischen Genie eines Dichters eine Veränderung und Weiterbildung des ursprünglichen Stammescharakters zugeschrieben werden — und die

Fähigkeit zu solcher Bereicherung der geistigen und seelischen Möglichkeiten einer Stammesgemeinschaft wird dem großen und reichen Individuum ja wohl unbedingt zugestanden werden müssen —, die zutreffender auf das Hinzutreten fremder zu heimischer Art zurückzuführen wäre. Wo fremdes Blut in größerem Ausmaße in ein geschlossenes Stammestum einströmt, wird die dadurch bewirkte Umformung der Wesensart dem Auge des Betrachters schwerlich entgehen. Das unmerkliche Hin- und Herfluten Einzelner andererseits, wie es zwischen den verschiedenen Landschaften ja niemals ganz aussetzt und das gewiß fortwährend unmerkliche Verschiebungen und Veränderungen des ursprünglichen Stammestums bedingen muß, wird so lange unberücksichtigt bleiben dürfen, als nicht eine ausgeprägte und scharfgeschnittene Persönlichkeit von ungewohnter Artung wegweisend und gestaltend in die Lebensform ihrer Umgebung eingreift. Hier aber ist bei führenden Gestalten des geistigen Lebens die Gefahr folgenschwerer Fehltritte über die Anlagen der Bevölkerung natürlich besonders groß. Denn nirgends wohl führt der Mangel möglichst umfassender Kenntnis der Ahnenreihe leichter zu falscher Beurteilung der Stammeszugehörigkeit. Der Grundstock der Bevölkerung, der angesessene Bauer, ist ja wohl im allgemeinen der angestammten Scholle treu geblieben, zumal in früheren Jahrhunderten, als die heutige Freizügigkeit noch nicht bestand und auch noch nicht ein reichentwickeltes Verkehrswesen rasches und müheloses Wechseln des Wohnsitzes ermöglichte. Gerade die Träger des geistigen Lebens gehörten indes von jeher in ihrer Mehrzahl dieser Schicht nicht an. Standen sie beispielsweise in einem akademischen Berufe, als Geistliche, Schulmänner oder juristisch geschulte Beamte, so haben sie nicht selten fern ihrer Heimat gewirkt. In solchen Fällen wird man ja noch Bescheid wissen und entsprechend urteilen können. Aber vielleicht war schon der Vater oder ein entfernterer Vorfahr als Kaufmann oder Gelehrter in der Welt herumgekommen; er hatte vielleicht aus der Fremde seine Frau heimgeführt oder war, selbst aus anderem Stamme gebürtig, in der betreffenden Landschaft sesshaft geworden. Es sei ohne weiteres zugegeben, daß der „geistigen Landschaft“, um mit Nadler zu reden, also der geistigen und seelischen Atmosphäre, die der Zugewanderte in seinem neuen Wirkensbereich vorfindet, eine ganz wesentliche und oft maßgebliche Bedeutung zu-

kommt; aber das aus der alten Heimat mitgebrachte Stammes- und Bluterbe bleibt doch immerhin bedeutungsvoll genug und erweist sich nicht selten als geradezu ausschlaggebend. Bereits vor Jahren ist einmal Rudolf Unger, an Nadlers Darstellung anknüpfend, an dieser Stelle dem gleichen Problem an einigen Beispielen aus der Literatur Ostpreußens im 18. Jahrhundert einläßlich nachgegangen<sup>1)</sup>. Ähnlich verbietet beispielsweise — um nur zwei besonders in die Augen springende Fälle zu nennen — die thüringische bzw. ober-sächsische Herkunft der Väter eines Gryphius und Günther, das Neue und Besondere, das mit diesen beiden literarischen Führerpersönlichkeiten in Erscheinung tritt, als eigentümlich schlesisch schlechthin anzusprechen. Andererseits sind diese beiden Männer doch unmöglich aus der Entwicklungsgeschichte des schlesischen Geistes herauszulösen, indem man etwa in ihnen vorzugsweise ein neu hinzutretendes stammfremdes Element wirksam sieht; das Erbe der schlesischen Mütter, das Heranwachsen in einer durchaus schlesischen Umgebung bleibt nicht minder als sehr wichtiger Faktor in Rechnung zu stellen.

Diese beiden Beispiele machen die eigentümlichen Schwierigkeiten bei der Beurteilung solcher gewissermaßen „zwischenstämmiger“ Erscheinungen wohl hinreichend deutlich. Am eindeutigsten ist die Lage ja, wenn ein Schriftsteller noch selbst in anderer Landschaft geboren und erst später nach Schlesien eingewandert ist. Dann wird man erst gar nicht in Versuchung geraten, sein Wesentliches für die neue Heimat in Anspruch zu nehmen, wenn man natürlich auch die geistigen Einflüsse der neuen Umgebung in Rechnung stellen wird. Grundsätzlich aber läßt sich erst dann zuverlässig urteilen, wenn ausreichende Kenntnis der Vorfahren väterlicher- wie mütterlicherseits uns unterrichtet hat, seit wann die Ahnen eines Dichters in Schlesien ansässig waren und woher sie stammten, also welche andere Landschaft oder welche Landschaften ihr Eigentümliches zu dem Erbgut eines literarischen Individuums beige-steuert haben. Nur zu oft aber läßt uns die Familienforschung bei der Beantwortung derartiger Fragen im Stich; sie verfügt ja häufig genug gar nicht über die erforderlichen Unterlagen und hat so gar

<sup>1)</sup> Rudolf Unger, Die Vorbereitung der Romantik in der ostpreußischen Literatur des 18. Jahrhunderts. Betrachtungen zur stammeskundlichen Literaturgeschichte. Mitteilungen der Schles. Gesellsch. für Volksk., XXVI (1925), 60 ff.

nicht die Möglichkeit, zuverlässige Auskunft zu geben. So wohnt den Einzeltatsachen für die stammestümliche Literaturgeschichte nur ein recht begrenzter Erkenntniswert inne, eben weil die Schwierigkeit bei der Beschaffung des für die Beurteilung dieser Zusammenhänge unentbehrlichen Materials allzugroß ist. Bei der Herausarbeitung großer und charakteristischer Linien wie der Feststellung landschaftlicher und stammestümlicher Sonderart im Verlaufe einer jahrhundertelangen Entwicklung werden indes naturgemäß solche Dinge weit weniger ins Gewicht fallen, weil sie das umfassende Gesamtbild doch nur unwesentlich zu verändern vermögen, vorausgesetzt natürlich, daß überhaupt die geistige Struktur des Stammestums eine deutlich erkennbare Eigenart verrät.

Endlich mag im Zusammenhange mit den soeben behandelten Gesichtspunkten — um einen Fall nicht zu übergehen, der uns nicht selten entgegentritt und der in neuerer Zeit begreiflicher Weise immer häufiger wird — noch darauf hingewiesen werden, daß unter den namhaften schlesischen Schriftstellern eine ganze Reihe sogenannter „Zufallsschlesier“ sind; das heißt: die Eltern stammen beide nicht aus Schlesien, der Knabe ist zwar hier zur Welt gekommen, hat aber schon früh seinen Geburtsort mit einem in anderer Landschaft gelegenen Wohnsitze vertauschen müssen, oft schon in kindlichem Alter, also ehe der Geist der Landschaft und des Stammes seine Einwirkung auf die Entwicklung des werdenden geltend machen konnte. Dieser Fall liegt vor z. B. bei Schleiermacher, Häring-Alexis, Spindler, Ernst von Wolzogen. Hier ist für die stammeskundliche Literaturwissenschaft freilich keinerlei Problematik vorhanden; es versteht sich von selbst, daß solche Männer für die Erforschung stammestümlicher Sonderart von vornherein auszuscheiden haben. Und ein Gleiches gilt, vielleicht noch in verstärktem Maße, für Männer, die nur vorübergehend einige Jahre hindurch in einer Landschaft gewirkt haben, besonders wenn sie als reifere Männer hierher kamen, die nicht mehr wesentlich durch die neue Umwelt umgeformt werden konnten.

Sind wir uns so der wesentlichsten Schwierigkeiten bewußt geworden, die es im Auge zu halten gilt, so dürfen wir uns nun wohl an den Versuch wagen, ein Bild davon zu entwerfen, wie der schlesische Stamm sich zu einem Gebilde von unverkennbarer Eigenart entwickelte, wie im Laufe der Zeit immer neue Züge an ihm

sichtbar werden und wie dieser organische Werdeprozeß im Schrifttum des Landes seinen Ausdruck findet. Und wenn uns schließlich als Ergebnis im Schrifttum der Gegenwart das entgegentreten wird, was wir heute als den Stammescharakter des Schlesiens bezeichnen dürfen, so wird nicht minder die veränderte Lage unserer Zeit uns das beginnende Reifen neuer Charakterzüge ahnen lassen, mögen sie vorerst auch nur keimhaft zu erkennen sein.

Als die hauptsächlichsten stammesbildenden Kräfte sind uns Blut, Boden und geschichtliches Schicksal entgegengetreten. Und zwar dürfen wir — natürlich unter Berücksichtigung der oben gemachten Ausführungen über das gegenseitige Verhältnis dieser drei Größen — in den beiden ersten vorzugsweise die grundlegenden, im eigentlichen Sinne zeugenden und stammeschaffenden Kräfte erblicken, wogegen dem geschichtlichen Schicksal vorwiegend die Rolle zukommt, die das Leben dem Einzelindividuum gegenüber spielt, also die des ein schon als solches vorhandenes Stammestum fortwährend umbildenden und verändernden Faktors.

Zunächst das Blut. Hier ist einmal die Eigentümlichkeit des stammesbildenden Vorganges schon dadurch eindeutig gekennzeichnet, daß die Bewohner Schlesiens zu den ostelbischen Neustämmen gehören. Das heißt: der schlesische Stamm ist nicht aus den gleichen geschichtlichen Voraussetzungen zu verstehen wie die Stämme des alten deutschen Westens und Südens, die Alemannen, Schwaben, Franken und Thüringer, die, unmittelbare Abkommen der alten Germanen, ständig mit dem benachbarten spätrömischen, später dem romanischen Kulturkreise in Berührung standen, zum Teil zeitweilig in ihn einbezogen gewesen sind und naturgemäß auch keltisches und romanisches Blut in sich aufgenommen haben, daher denn auch beim Aufbau ihrer eigenen jungen Kultur spätrömisches Erbe in weitestem Ausmaße übernommen und weitergebildet haben. Er ist vielmehr in weit späterer Zeit geworden, in den Jahrhunderten vor dem Ausgange des Mittelalters, ist Ergebnis der Blutmischung zwischen deutschen Einwanderern und jenen Slaven, die nach dem Abzuge der noch während der ersten Jahrhunderte nach Christi Geburt in den ostelbischen Landschaften ansässigen Germanen zur Völkerwanderungszeit sich in diesen Gebieten niedergelassen hatten. Auch bei der in allmählichem Angleichungsprozesse nun zu festen Formen gerinnenden Mischbevölkerung des Ostens mußte es bald

zu stammestümlicher Gliederung und Abstufung kommen: einmal schon durch die Verschiedenheit der beteiligten Volkselemente untereinander sowohl auf deutscher wie auf slavischer Seite; weiter blieb es aber auch nicht gleichgültig, daß in den nördlichen Landstrichen des Ostraums die Kolonisation überwiegend von dem am meisten von römischem Einflusse freigebiebenen der Altstämme, den Niedersachsen, getragen war und sich meist in kriegerischer Auseinandersetzung vollzog, während in den böhmisch-schlesischen Raum, wo die verschiedensten deutschen Stämme an dem großen Germanisationswerke beteiligt waren, die deutschen Siedler von den slavischen Landesfürsten selbst als Bringer einer höheren Kultur gerufen wurden, womit natürlich die Möglichkeit friedlicher Durchdringung und Verschmelzung viel leichter gegeben war.

Es wäre ungemein aufschlußreich, wenn wir uns von dem rassen-geschichtlichen Vermischungsvorgange ein Bild machen könnten, der sich damals hier vollzog. Aber wir wissen nicht einmal mit Sicherheit anzugeben, wie weit die deutschen Einwanderer damals noch die rassische Eigenart der alten Germanen bewahrt hatten, geschweige daß wir etwas darüber auszusagen vermöchten, in welchem Maße die slavischen Bewohner bereits den heutigen Nachkommen ihrer Stammesverwandten glichen. Nur das eine ist sicher, daß auf beiden Seiten das Bild recht mannigfaltig und keineswegs einheitlich war. Die Slaven, die im schlesischen Raume saßen und ihr Blut zu dem neu sich bildenden Volksstamme beisteuerten, waren in der Hauptsache Polen, in einzelnen Gebietsteilen auch Tschechen und Wenden; es ist auch nicht außer acht zu lassen, daß in ihnen im Laufe der Zeit bereits germanisches Blut in vielleicht nicht ganz unbeträchtlicher Menge aufgegangen sein wird — das Blut jener Vandalen nämlich, die einst bei der großen Wanderung ihren Stammesgenossen nicht in ferne Länder gefolgt, sondern zurückgeblieben waren und sich mit den nachdrängenden Slaven vermischt hatten. Über Einzelheiten, vor allem über die mutmaßliche Stärke dieses germanischen Einschlages, läßt sich schlechterdings nicht das Gerinste aussagen <sup>1)</sup>.

<sup>1)</sup> Höchst beachtenswert ist weiter der überraschend starke Einschlag nordischen Blutes gerade bei der Führerschicht Polens zur Zeit der deutschen Wiederbesiedlung. Schon der polnische Reichsgründer Dago-Misika, der älteste der uns bekannten Piasten, war wohl normannischer (warägischer) Abkunft.

Die stammestümliche Zusammensetzung der deutschen Siedler war nicht minder bunt. Die Hauptwelle kam aus den nächstbenachbarten deutschen Landschaften, aus Thüringen und der Mark Meißen; stark vertreten sind auch bayrisch-österreichische Siedler, weiter Hessen und in geringer Zahl Ostfranken und Alemannen. Die früheste Siedlerschicht war wohl rheinfränkischer Herkunft und dürfte mit dem bekannten Zuge mittelfränkischer und niederdeutscher Siedler nach Siebenbürgen um die Mitte des 12. Jahrhunderts in Zusammenhang stehen<sup>1)</sup>. Sie ging aber allmählich in den mitteldeutschen Einwanderern auf, die die große Mehrheit bildeten und dem neuen Volksstamme schließlich das Gepräge gaben.

Wie die Herkunft der ersten Siedler vielfach durch die Eheschließungen der schlesischen Piastenfürsten mit deutschen, vor allem thüringisch-meißnischen und bayrisch-österreichischen Fürstenhäusern entstammenden Prinzessinnen entscheidend mitbedingt war, so haben auch in der Folge noch mehrmals politische oder wirtschaftliche Vorgänge größere Massen deutscher Zuwanderer ins Land gezogen, wodurch freilich nur einzelne deutsche Stammeselemente verstärkt wurden, die in der schlesischen Bevölkerung bereits vertreten waren. So hat nach dem Übergange Schlesiens an die böhmischen Luxemburger im 14. Jahrhundert mit großer Wahrscheinlichkeit ein weiterer Zustrom besonders österreichischer Siedler eingesetzt. Die engen Handelsbeziehungen Breslaus im 15. Jahrhundert zu den blühenden Reichsstädten des Südens, besonders zu Nürnberg, wirkte

---

Und Peter Wlast, der trotz seiner Bezeichnung als „comes Silesiac“ zwar eine beamtete Stellung innehatte, aber mit höchster Machtvollkommenheit ausgestattet war und daher de facto als Vorgänger der schlesischen Piasten gelten kann (er starb 1153), war mit größter Wahrscheinlichkeit von seinem Großvater her ein Sproß unebenbürtiger Nachkommen des norwegischen Reichsgründers Harald Schönhaar. Und endlich scheint auch ein großer Teil der großbäuerlichen Bevölkerung des alten Polen germanischen Stammes gewesen zu sein, so daß sich die Schnelligkeit, mit der diese mit den deutschen Einwanderern verschmolz, zwanglos aus der Verwandtschaft des Blutes erklären würde. Vgl. Fedor von Heydebrand und der Lasa, Peter Wlast und die nordgermanischen Beziehungen der Slaven: Zeitschr. des Vereins für Geschichte Schlesiens, Bd. 61 (1923), S. 247 ff.

<sup>1)</sup> Ich stütze mich hier auf die jüngste Untersuchung zur Besiedlungsfrage: Wolfgang Jungandreas, Beiträge zur Erforschung der Besiedlung Schlesiens und zur Entwicklungsgeschichte der schlesischen Mundart, Breslau 1928 (Heft 17 der Sammlung „Wort und Brauch“, herausgegeben von Theodor Siebs und Max Hippe). — Eine Übersicht über die Gesamtergebnisse auf S. 294 ff.

sich in einer stärkeren fränkischen Einwandererwelle aus. Und endlich wäre hier auch noch die Ansiedlung der wegen ihres evangelischen Glaubens ausgewanderten Tiroler aus dem Zillertal in dem ihrer Alpenheimat einigermaßen verwandten Riesengebirge durch Friedrich Wilhelm III. zu erwähnen, wenn sie auch für die weitere Ausgestaltung des schlesischen Stammestums kaum mehr erhebliche Bedeutung gewonnen haben.

Das vielgestaltige Gemisch deutscher und slavischer Bestandteile, aus dem der schlesische Stamm in der Folge zusammenwuchs, begann sich ziemlich rasch zu klären. Schon am Ausgange des 13. Jahrhunderts darf die schlesische Volksart als vorwiegend deutsch bezeichnet werden. Das hatte verschiedene Ursachen. Die Landesfürsten hielten ihre Hand über die Deutschen, die ihnen als Kulturbringer von Wert waren; sie gaben ihnen weitgehende Freiheiten und ließen ihnen ihr heimisches Recht, wodurch eine reiche Entwicklung gewährleistet war. An Zahl waren sie den Slaven dank des fortwährenden Nachschubs bald erheblich überlegen; um die Jahrhundertwende überwogen die deutschen Städte und Dörfer durchaus. Endlich aber und die Hauptsache: der zähe und zielbewußte Deutsche überragte den leichtsinnigen, sorglosen Slaven an Fleiß und Arbeitswillen turmhoch; er baute für eine gesicherte Zukunft, wo jener nicht über den Tag hinaus dachte. Er hatte längst eine kulturelle Entwicklungshöhe erklommen, mit welcher der Slave sich nicht entfernt messen konnte. Und das kulturell höher stehende Volk setzt sich zuletzt immer durch, wo nicht sein völkischer Lebenswille schon ganz und gar abgestorben ist. Und davon konnte bei diesen tatkräftigen, leistungsfreudigen Einwanderern gar keine Rede sein.

Für den schlesischen Raum ist das aufblühende deutsche Schrifttum ein sehr gewichtiges Zeugnis der deutschen Überlegenheit. Kaum hundert Jahre sind verstrichen, seit die ersten Siedler in größerer Zahl ins Land zogen, und schon haben nicht nur, was weniger zu überraschen braucht, deutsche Mönche, überwiegend Zisterzienser, in ihren zahlreichen Klostergründungen ihr geistliches Lateinschrifttum entwickelt; es blüht auch bereits an den Fürsten- und Adelsitzen Dichtung in deutscher Sprache auf, wie man sie in der alten Heimat übte: Minnesang und ritterliche Verserzählung. Natürlich wäre es verlorene Liebesmüh, in diesen Früherzeugnissen schon

bezeichnende schlesische Stammesmerkmale ausfindig machen zu wollen. Der werdende Stamm war ja vorläufig noch ein unausgeglichenes Mischvolk, die Dichtung selbst aber Übernahme einer in deutschen höfischen Kreisen eifrig gepflegten Standeskunst, die zunächst vor allem die Fürsten und Herren anging. Sie waren Publikum und Auftraggeber der Dichter, und hier und da mag wohl auch der eine oder andere von ihnen sich in dieser ritterlichen Fertigkeit versucht haben, wie jener Herzog Heinrich von Breslau, den die Große Heidelberger Liederhandschrift als Verfasser zweier formvollendeter Minnelieder nennt — eine Angabe, deren Zuverlässigkeit allerdings in jüngster Zeit in Zweifel gezogen worden ist — und der wie auch sein Vater in mehreren zeitgenössischen Quellen als milder und freigebiger Schirmherr der fahrenden Sänger gerühmt wird. Er ist infolge der wiederholten deutschen Heiraten seiner Vorfahren auch schon fast als ein deutscher Fürst zu bezeichnen. Wenn die Dichtung der Zeit natürlich für die Erkenntnis schlesischer Sonderart noch unmöglich ergiebig sein kann, so gewinnt die Sprache doch nun schon langsam landschaftlichen Eigencharakter. Um 1300 etwa ist die Verschmelzung der verschiedenen Mundarten zu einem neuen einheitlichen Gebilde vorwiegend mitteldeutscher Prägung im wesentlichen wohl schon vollzogen. Und im Hinblick auf das jetzt langsam erwachende Eigenbewußtsein des Ostens ist es vielleicht nicht ganz bedeutungslos, daß in der umfangreichen Verserzählung von der Kreuzfahrt des Landgrafen Ludwig von Thüringen gerade thüringische und ostfränkische Helden im Vordergrund stehen, also Angehörige der Stämme, denen an der Besiedlung Schlesiens ein wesentlicher Anteil zufällt. Es ist nun überaus bezeichnend, daß sich zu einer dieser Frühblüte der deutschen schlesischen Dichtung entsprechenden slavischen Literatur auch nicht einmal Ansätze zeigen, weder damals noch später. Ein slavisches Schrifttum hat es in Schlesien nie gegeben, bis es seit einigen Jahrzehnten auf Anstöße von außen hin gewissermaßen künstlich gezüchtet wurde — ein nicht zu übersehendes Anzeichen der wieder erwachten slavischen Aktivität.

Die zweite stammesbildende Größe, der Boden, ist auf seine Wesensverbundenheit mit der Eigenart seiner Bewohner hin heute noch zu wenig unter grundsätzlichen methodischen Gesichtspunkten geprüft worden, als daß man bereits mit gutem Gewissen den Ver-

such wagen könnte, die Sonderzüge des schlesischen Menschen aus dem Wesen seiner Landschaft mit wissenschaftlicher Zuverlässigkeit zu bestimmen<sup>1)</sup>. Es ist hier wie zumeist: gar mancher Zug, den man aus den Besonderheiten eben dieser bestimmten Landschaft zu erklären sich versucht fühlt, begegnet anderwärts wieder unter völlig verschiedenen landschaftlichen Voraussetzungen. So wird etwa die Beobachtung, daß die innerlichen, grüblerischen, „mystischen“ Schlesier vorwiegend den Gebirgsgegenden entstammen, sofort ihrer grundsätzlichen Bedeutung entkleidet, wenn wir ähnliche Neigungen bei Bewohnern der Ebene, wie am Niederrhein oder in Westfalen, antreffen. Daß die äußeren Lebensbedingungen eines Landes nicht ohne Einfluß auf seine Bewohner bleiben können, ist selbstverständlich; in welcher Richtung sie aber auf Lebensform und Seelentum wirken, ist doch wohl zunächst durch die rassische Artung bedingt. Die „geistige Landschaft“ andererseits ist vielmehr als Auswirkung geschichtlicher Vorgänge und kultureller Wachstumsprozesse zu verstehen.

Wir beschränken uns hier darauf, an einige geographische Eigenheiten des schlesischen Raumes zu erinnern, die für das geschichtliche Schicksal des schlesischen Volksstammes nicht ganz ohne Bedeutung geblieben sind. Erstens: die Richtung des beherrschenden Oderstromes weist Schlesien nach Norden hin, während sich das Land durch die Mährische Pforte hinwiederum nach Süden öffnet. So trägt es den Charakter einer Verbindungslandschaft zwischen Norden und Süden, zwischen Norddeutschland und Österreich, und erscheint so schon geographisch geradezu vorbestimmt zu jener kulturellen Vermittlerrolle, die ihm im geistigen Leben wiederholt zugefallen ist. Das Fehlen einer Naturgrenze gegen Osten erleichtert einem unternehmenden Polentum das Eindringen erheblich; ein Gesichtspunkt, der freilich weniger in der Vergangenheit sich ausgewirkt hat als er für die Zukunft ernstliche Bedeutung gewinnen kann. Die schlesische Landschaft, in der sich eine weite, ins Grenzenlose verfließende Ebene mit einer Gebirgslandschaft vorwiegend mittleren Charakters zu einem Ganzen verbindet, scheint

<sup>1)</sup> Eine grundsätzliche Untersuchung der Frage z. B. bei Gumbel, *Dichtung und Volkstum* 62–71; dort auch Hinweise auf verschiedene Arbeiten, die von der Landschaft her dem im Kunstwerk sich offenbarenden Seelentum der Bewohner nahe zu kommen suchen.

für das Seelentum ihrer Bewohner einem ruhigen, harmonischen Gleichmaß besonders günstig. Weiter aber: der gesamtschlesische Raum deckt sich keineswegs mit den Grenzen der heutigen preußischen Provinz. Wie von den deutschen Einwanderern des 12. und 13. Jahrhunderts auch das Gebiet am Südrande des Sudetenwalles, der Nordrand von Böhmen und Mähren, besiedelt wurde, so hat sich unter den gleichen politischen und kulturellen Bedingungen auch beiderseits des Gebirges das gleiche Stammestum ausgebildet. Das Gebirge ist nicht die Grenze, sondern eher die Mittellinie des von Schlesiern bewohnten Gebietes<sup>1)</sup>. Schon in der literarischen Entwicklung der schlesischen Frühzeit spielt dieses sudetendeutsche südschlesische Grenzland eine bemerkenswerte Rolle: die Versnovelle „Der Borte“ des Dietrich von der Glezze und eben jenes Kreuzfahrt-Epos gehören ihm an. Später freilich, mit dem Anfall des schlesischen Hauptblockes an Preußen, sind die Sudeten zur trennenden staatlichen Grenze geworden und haben mit dazu beigetragen, das bisher einheitliche Stammestum aufzulockern und das Zusammengehörigkeitsbewußtsein verkümmern zu lassen.

Für die innere Ausgestaltung und Gliederung des schlesischen Stammes hat sein geschichtliches Schicksal die weitaus größte, ja eine schlechthin entscheidende Bedeutung gewonnen. Sie wird ersichtlich schon bei der Stammesbildung selbst. Bereits in dieser Frühzeit wird durch das verschiedene Verhalten der Breslauer und der Oppeln-Ratiborer Piasten der Grund gelegt für das politisch-kulturelle Schicksal Oberschlesiens, für den um Jahrhunderte verspäteten Anschluß seiner Bewohner an die deutsche Kultur. Die erste deutsche Einwandererwelle hatte sich natürlich über das ganze schlesische Land ergossen. Vielleicht traf sie das von dem alten deutschen Reichsgebiet weiter abliegende Oberschlesien bereits mit minderer Stoßkraft als die unmittelbar benachbarten Landstriche. Aber daß Oberschlesien nicht wie das niederschlesische Bruderland in wenig Jahrzehnten ausgesprochen deutschen Charakter annahm, hat doch andere Gründe. Den folgenreichen Wendepunkt der schlesischen Geschichte brachte bekanntlich das Jahr 1163. Damals wurde unter tätiger Mitwirkung Friedrich Barbarossas das Land

<sup>1)</sup> Ausführlich sind diese Dinge dargelegt in dem Aufsatz von Hermann Aubin, *Geschichtliche Grundlagen der Gemeinsamkeit im gesamtschlesischen Raume*, *Schlesisches Jahrbuch III* (1930/31), S. 70 ff.

von dem polnischen Großherzog Boleslaw IV. den Söhnen seines vertriebenen und in der Verbannung gestorbenen Bruders Wladislaw, Boleslaw und Miseko, als Entschädigung gegeben und unter sie geteilt. Wenn nun auch ihr Oheim als Senior des Piastenhauses dem Namen nach von ihnen als Oberherr anerkannt wurde, so war doch jetzt tatsächlich die Abhängigkeit von Polen weitgehend gelockert und Schlesien deutschem Einflusse geöffnet. Während nun die Breslauer Herzöge, die Nachkommen Boleslaws, und die sich von ihnen abzweigenden Seitenlinien entschiedene Hinneigung zum Deutschtum zeigen — sie vermählen sich in ihrer Mehrzahl mit deutschen Fürstentöchtern, ziehen immer neue Siedler ins Land, pflegen an ihren Höfen die Kunst der deutschen ritterlichen Sänger usw., und die Folge ist das Aufblühen deutscher Kultur und Dichtung —, so haben die oberschlesischen Herren von Oppeln, Ratibor, Teschen und Beuthen sich polnische, masovische, bulgarische, jedenfalls keine deutschen Gattinnen erwählt und sich zunächst als slavische Fürsten gefühlt. Deutschen Ansiedlern legten sie zwar kein Hindernis in den Weg, aber bei der mangelnden Unterstützung von oben versteht man doch ohne weiteres, daß hier der Strom der Einwanderer bald versiegte, ja daß bereits deutsche Landstriche zum großen Teil wieder slavisiert wurden. Um 1300 war ganz Oberschlesien von einer geschlossenen deutschsprechenden Schicht überzogen; auch hier bediente man sich bereits der neuen schlesischen Mundart<sup>1)</sup>. Aber schon nach kurzer Zeit setzt ein allgemeiner Rückgang des Deutschtums ein: die Urkunden zeigen ursprünglich deutsche Namen in slavisch umgebildeter Form, und schließlich behalten nur einzelne deutsche Sprachinseln, wie Schönwald bei Gleiwitz, die unverfälschte Eigenart ihres Volkstums inmitten einer ganz überwiegend slavischen Umgebung. So kann es kaum verwundern, daß zu einer Zeit, da Niederschlesien bereits längst an deutscher Kultur teilhat, ja sein Schrifttum im literarischen Leben Deutschlands eine maßgebende und führende Stellung errungen hat, das eigentliche Oberschlesien von ihr so gut wie völlig unberührt erscheint. Das wurde erst unter der preußischen Herrschaft allmählich anders. Friedrich der Große war bemüht, auch die oberschlesische Bevöl-

<sup>1)</sup> Vgl. Wolfgang Jungandreas, *Oberschlesien, deutsches Land! Zur deutschen Besiedlung Oberschlesiens im Mittelalter: Der Oberschlesier XII* (1930), S. 171 ff.

kerung für die deutsche Kultur zu gewinnen, vor allem durch den Ausbau des Schulwesens, und so beginnen in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts nun auch hier deutsche Schriftsteller in beachtlicher Zahl aufzutreten.

Freilich gilt das Gesagte nur für das „eigentliche“ Oberschlesien, also für die Gebiete der obengenannten piastischen Herzöge. In den Landesteilen dagegen, die nicht unter ihrer Herrschaft standen, entspricht die Entwicklung mehr oder minder der niederschlesischen. Das gilt von dem Breslauer Bischofslande Neiße-Grottkau, das bereits am humanistischen Lateinschrifttum Schlesiens regen und zum Teil sehr gewichtigen Anteil genommen hat. Das gilt für die Gebiete des Fürstentums Brieg, die später zu Oberschlesien geschlagen wurden. Das gilt endlich für jene südwestlichen Landstriche, die zur Zeit der Stammesbildung vorübergehend zu Mähren gehört haben: das spätere Fürstentum Jägerndorf mit den Städten Troppau, Leobschütz und Neustadt; hier hatte die Siedlungspolitik des aus Holstein stammenden Olmützer Bischofs Grafen Bruno von Schaumburg so zahlreiche Deutsche ins Land gezogen, daß sein deutscher Charakter bald endgültig feststand. Hier überall treffen wir schon früh auf Dichtung in deutscher Sprache, teilweise schon in mittelhochdeutscher Zeit, zum mindesten aber im Reformationszeitalter, als sich ein bodenständiges schlesisches Schrifttum herausbildet.

Bestimmend für die einheitliche Formung des jungen schlesischen Stammestums wird die Zugehörigkeit zur böhmischen Krone. Die Wechselbeziehungen zwischen Schlesien und Böhmen waren von jeher sehr rege gewesen, gerade auch unter den deutschen Siedlern, die ja hier wie dort etwa zur gleichen Zeit eingewandert waren und nach ihrer Herkunft sich vielfach so nahe standen. Auch literarisch gibt es manche Berührungen; so hat die böhmische Wolframnachfolge auf den Kreuzfahrtdichter anregend und vorbildgebend gewirkt. Am Ende des 13. und in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts kommt nun auch der politische Anschluß. Die schlesischen Piastenfürstentümer waren durch die fortwährenden Erbteilungen immer zahlreicher, damit aber auch immer kleiner und schwächer geworden. Es lag nahe, an dem mächtigen Nachbarkönigreiche einen Rückhalt zu suchen. Und so unterstellen sich die schlesischen Stammesherrzöge einer nach dem andern der böhmischen

Oberhoheit. Unter Karl IV. treten die letzten in ein Lehnverhältnis zu Böhmen, fällt ihm der Rest des Landes, dessen Herrscher ausstarben, unmittelbar zu. Polen dagegen hatte sich schon 1335 im Vertrage zu Tentschin aller Ansprüche auf Schlesien endgültig entäußert. Und es entscheidet nun über Schlesiens deutsche Zukunft, daß der böhmische König deutscher Reichsfürst war, daß vollends Karl IV. die deutsche Kaiserkrone trug. Und mochte die Mehrheit der böhmischen Bevölkerung slavisch denken und fühlen, die führende Oberschicht des Landes war deutsch. Die kulturelle Hebung seines Landes betrachtete Karl als eine seiner vornehmsten Regentenpflichten und hat viel dafür getan, mag man im übrigen über seine Verdienste um das Reich denken, wie man will. In seiner Hauptstadt Prag gründet er 1348 die erste deutsche Universität, die nun für die schlesischen Geistlichen und Beamten die gegebene Bildungsstätte wird. Nicht minder wichtig wird, daß Petrarca und Rienzo bei ihren wiederholten Besuchen in der kaiserlichen Residenz dem neuen Geist der Frührenaissance den ersten Eingang in Deutschland schaffen. Sie kommen zwar vor allem mit politischen Wünschen zu Karl, aber durch den Umgang mit ihnen werden er selbst wie einflußreiche Persönlichkeiten seiner näheren Umgebung begeisterte Anhänger der neuen humanistischen Bildung. In den Ländern seiner Hausmacht bildet sich so im Laufe seiner Regierung ein durchaus eigentümlicher ostdeutscher Kulturkreis heraus, der nicht nur Böhmen, Mähren und Schlesien umfaßt, sondern auch noch die beiden Lausitzen, Meißen und Brandenburg.

Als Glied dieses ostdeutschen böhmischen Kulturorganismus erwacht Schlesien langsam zum klaren Bewußtsein seiner deutschen Art. Zwar ein bodenständiges deutsches Schrifttum erwächst noch immer nicht, die höfische Dichtung stirbt mit dem Rittertum aus, und die wenigen geistlichen Spiele und Lieder späterer Zeit lassen von landschaftlicher Eigenart noch kaum viel verspüren. Aber eine reiche Lateinliteratur entfaltet sich als Frucht der humanistischen Studien und erreicht dann nach 1500 eine überraschende, auch außerhalb des Landes anerkannte Leistungshöhe. Die Tatsache an und für sich, die aller naturgemäßen Entwicklung zu widersprechen scheint und nur erklärlich wird durch die besonderen Verhältnisse des Koloniallandes, bedeutet für die Ausbildung des schlesischen Stammestums natürlich nicht sonderlich viel. Aber wichtig ist hier,

daß in diesem neulateinischen Schrifttum wiederholt sowohl unterschiedenes Deutschbewußtsein als auch Liebe zur engeren Heimat ganz unmißverständlich zum Ausdruck kommt. Das ist nun mit doppeltem Nachdruck zu werten. Denn die junge Kultur des böhmischen Deutschtums ist ja schon zu Beginn des 15. Jahrhunderts vor dem Ansturm der nationaltschechischen Gegenbewegung der Hussiten zusammengebrochen; die deutschen Professoren und Studenten sind aus Prag fortgezogen und haben sich in der Universität Leipzig einen Ersatz geschaffen. Schlesien aber wehrt die hussitischen Raubzüge standhaft ab und kämpft unter Führung Breslaus das ganze Jahrhundert hindurch um Erhaltung seiner deutschen Art und seines Glaubens. Und seine geistigen Führer, die Humanisten, betonen ihr Deutschtum sowohl den Tschechen gegenüber wie später den bildungsstolzen Italienern, als es Brauch geworden ist, an den Hochschulen Italiens selbst sich die letzten Weihen humanistischer Bildung zu holen. Nun entstehen die ersten humanistischen Schilderungen des heimischen Landes, seiner Bewohner und Sitten, seiner Geschichte. Der schlesische Stamm ist sich seiner selbst bewußt geworden und zugleich auch seiner Zugehörigkeit zum deutschen Volksganzen.

Das 16. Jahrhundert bringt dann den Beginn bodenständiger Dichtung in deutscher Sprache. Zuerst entstehen deutsche Kirchenlieder in größerer Zahl, offenbar hervorgerufen durch die Pflege des Gemeindegesanges bei den Anhängern des neuen Glaubens, dem die Schlesier schon früh in ihrer Mehrzahl zufielen. Am Beginn des nächsten Jahrhunderts weist Schlesien sogar mit Johann Heermann eine überragende Gestalt auf. Das deutsche Schuldrama folgt bald nach; biblische und andere Stücke bedienen sich bei den beliebten bäuerlichen und Landsknechtintermezzi gern der Mundart, schöpfen aus heimischen Lebensverhältnissen, ja führen schon unverkennbar schlesische Gestalten vor. Nach dieser Vorbereitungszeit, die sich noch immer als eine Periode des Lernens und der Nachahmung kennzeichnet, gewinnt Schlesien dann im Barock nicht nur mit überraschender Plötzlichkeit die maßgebende Führung in der deutschen Dichtung, sondern es beginnen nun auch eigentümliche Wesenszüge zutage zu treten, die sich unschwer als Auswirkungen stammestümlicher Kräfte wie politisch-kultureller Sonderchicksale deuten lassen.

Diese Zeit der Ausprägung erster unverkennbarer Sonderzüge im schlesischen Schrifttum kennzeichnet sich deutlich als eine Art Ausgleichungs- und Verschmelzungsvorgang zwischen den vom habsburgischen Wien ausgehenden Einflüssen und Kräften, die man teils schon als stammestümlich bedingt ansprechen kann, die aber zum andern Teil durch die Glaubensgemeinschaft mit dem protestantischen Norddeutschland entbunden wurden. Schon 1526 war Schlesien nach dem Tode des Königs Ludwig II. von Ungarn und Böhmen in der unglücklichen Schlacht von Mohács mit dessen Erbe an die verschwägerten Habsburger gefallen. Damit war eine etwas ungewöhnliche Lage geschaffen, insofern hier ein überwiegend protestantisches Land einem katholischen Herrscher unterstand. Das trat in den ersten Jahrzehnten noch nicht so recht in Erscheinung, da man bei den noch ungeklärten Verhältnissen sich gegenseitig in hohem Maße entgegenkam. Als aber nach dem inneren Wiedererstarken der katholischen Kirche, besonders nach den ersten Erfolgen im dreißigjährigen Kriege, der Kaiser seine Erblande durch die Gegenreformation wieder zum alten Glauben zurückzuführen suchte, kam zutage, daß sich das in Schlesien doch nur in beschränktem Umfange durchführen ließ. Denn in dem größeren Teile des Landes standen zwischen ihm und der Bevölkerung noch die protestantischen Landesfürsten, über deren Rechte sich nicht so ohne weiteres hinweggehen ließ. Und so sind denn auch und gerade im Barock die meisten schlesischen Dichter evangelischen Glaubens. Aber nicht nur das: das große Werk des Martin Opitz, das für ganz Deutschland so folgenreich wurde, nämlich die seit langem in verschiedenen Anläufen erstrebte neue Kunst- und Bildungsdichtung in deutscher Sprache aus dem Geiste der Renaissance, ist aufs stärkste befruchtet von den Kultureinflüssen, die er selbst im calvinistischen Heidelberg empfangen hatte. Die weitere Entwicklung der schlesischen Barockpoesie zeigt denn auch, wie das im geistigen Leben Deutschlands bisher kaum mitzählende östliche Grenzland jetzt bei dem großen Werke des Aufbaus einer deutschen Kunstdichtung geradezu zur Führerin des protestantischen Nordens wird, und ganz uneingeschränkt gilt das jedenfalls für die Landschaften östlich der Elbe. Daß gerade auf kolonialem Boden das Ideal der Zeit, eine Renaissancedichtung in deutscher Sprache, seine Verwirklichung finden konnte, während das alte Land immer wieder

an dieser Aufgabe gescheitert war, erklärt sich leicht: hier, bei einem eben erst zu eigenem geistigen Leben erwachenden Stammestum, waren noch nicht die literarischen Traditionen von Jahrhunderten, die sich dem deutschem Wesen so gegensätzlichen Ideal romanischer Formklarheit hemmend in den Weg stellten; hier konnte man unbekümmert und von keiner Vergangenheit beschwert einen Neubau wagen, als sei vorher nie deutsche Dichtung dagewesen. Die mangelnde Verbundenheit mit Boden und Volkstum erwies sich freilich als die verhängnisvolle Kehrseite dieses stolzen Renaissance-traumes: so mußte diese Dichtung eine reine Angelegenheit der humanistisch Gebildeten werden und blieb dem Volke fremd. Die katholischen Landschaften Deutschlands haben an dieser humanistischen Bildungsdichtung, die von Opitz ausgeht, so gut wie gar keinen Anteil; ihre geistige Entwicklung verläuft vollständig anders. Schlesien zeigt in kleinerem Rahmen genau das gleiche Bild: die rein katholischen Gebiete, auch wenn sie, wie das Neiße Land oder die Grafschaft Glatz, schon längst am deutschen Geistesleben tätig teilgenommen hatten, treten in diesem Zeitraum durchaus zurück.

Andererseits ist es aber nur natürlich, daß auch diese ihrem Wesen nach protestantische schlesische Barockdichtung von Wien her, als dem politischen und kulturellen Mittelpunkte der habsburgischen Ländermasse, in hohem Grade beeindruckt werden mußte. Hierbei ist zu berücksichtigen, daß in diesem geschichtlichen Zeitpunkt von Wien aus nicht so sehr österreichisches Stammestum nach Schlesien herüberwirkte als vielmehr kulturelle Einflüsse des katholischen Abendlandes überhaupt, dessen Hauptstütze ja damals Habsburg war. Die schlesische Barockdichtung zeigt bei näherer Betrachtung nicht wenige Züge, die in der politischen Verbundenheit mit Wien eine ungezwungene Erklärung finden. Ohne das Beispiel des Ordensdramas der Jesuiten sind viele Besonderheiten im dramatischen Schaffen der Gryphius, Lohenstein und besonders Hallmann (der ja schließlich auch zum Katholizismus übertrat) schwer zu verstehen. Neben zahlreichen stilistischen und motivischen Einzelheiten ist die äußerlich prunkvolle Ausgestaltung des Ganzen, sind insbesondere die prächtigen Bilder und Aufzüge der sogenannten Reyen zweifellos auf dieses Vorbild zurückzuführen; ebenso die ausgesprochene Vorliebe für das christliche Märtyrerdrama. Das zunehmende Eindringen opernhafter Elemente in die

Tragödie ist wohl auch nicht ohne Zusammenhang mit der Kunstpflege am Wiener Hofe. Und ähnlich entspricht Hofmannswaldaus marineske Lyrik aufs beste dem italienisierenden Geschmack der höfischen Wiener Gesellschaft, wenn wohl diese gesamteuropäische Modeerscheinung auch ohne das Eingang gefunden hätte. Durch solche gegenseitige Durchdringung gegensätzlicher Kulturinflüsse erweist sich die schlesische Barockdichtung als eine Art Kulturfuge zwischen dem evangelischen Norden und dem katholischen Süden und erscheint vielleicht als der bezeichnendste literarische Ausdruck des ganzen Zeitalters. Schlesien verbindet damals wie eine Brücke das geistige Leben Österreichs mit dem des Reiches und gewinnt dadurch erhöhte Bedeutung.

Jedoch nicht nur in dieser höfisch-aristokratischen Bildungsdichtung des Barock wird das Nebeneinander zweier sonst nur gegensätzlicher und sich ausschließender Kulturkreise und ihre gegenseitige Befruchtung erkennbar, sondern auch nicht minder im Schrifttum der barocken Mystik. Nun ist freilich dieses an sich nicht aus der Verbindung mit Österreich abzuleiten; die Wurzeln liegen schon tiefer. Nicht daß ich eine geheimnisvolle mystische Seelenanlage „des“ Schlesiens hier zur Erklärung ins Feld führen möchte, wie das gegenwärtig gern geschieht; dazu tritt eine geradezu gegensätzliche rationalistische geistige Haltung doch vielfach gar zu ausgeprägt hervor. Aber daß unter den mannigfachen und vielfach einander widerstrebenden seelischen Kräften verschiedenster Herkunft, die das schlesische Stammestum geformt haben, nicht wenige waren, die im geeigneten Augenblicke einem Hervorbrechen mystischen Seelentums besonders günstig sein mußten, ist hinwiederum auch nicht zu leugnen. Die deutschen Siedler kamen zum großen Teil gerade aus den mitteldeutschen Landschaften, die in jener Zeit die Hauptträger der alten deutschen Mystik waren, aus Thüringen und Ostfranken. Das starke Hervortreten der Zisterzienserklöster, die übrigens fast durchweg thüringische Gründungen waren, in der Zeit des sich bildenden Stammestums schuf für die Übermittlung der bernhardinischen Brautmystik an das junge Volkstum die denkbar günstigsten Voraussetzungen. Und endlich war auch den Slaven, die in ihm aufgingen, eine dumpfe, ahnungsvoll träumende Religiosität als uraltes Erbe zu eigen. So kann es nicht überraschen, daß schon in vorreformatorischer Zeit in dem stammverwandten

Böhmen sich religiöse Sonderbestrebungen regen, daß hier am frühesten der Kampf um die deutsche Bibel entbrennt — auch der Hussitismus liegt auf derselben Linie und wäre ohne das Hineintragen national-tschechischer Tendenzen nicht minder eine Angelegenheit der böhmischen Deutschen geworden —, daß vollends die Aufnahme der reformatorischen Gedankenwelt in Schlesien und der Lausitz zu einer diesen Landschaften eigentümlichen Sonderentwicklung in religiösen Dingen führt, zu einem Auftreten zahlreicher Schwärmer, Geisterseher und Weltuntergangspropheten, die namentlich im 16. Jahrhundert für diese Gegenden typisch sind, aber noch das ganze Barock hindurch sich immer von neuem zeigen. Dabei ist wesentlich, daß nicht das Auftreten einer einzelnen großen Persönlichkeit, etwa Schwenckfelds, diesen Aufruhr hervorruft, sondern es tritt ganz allgemein eine ausgesprochen sektiererische Neigung zutage, ein Aufbegehren grüblerischer, verinnerlichter Frömmigkeit gegen die lutherische Orthodoxie. Und das ganze Volk hat daran teil: Bauern und Edelleute, Handwerker und Gelehrte. Gewiß haben die sozialen Zustände dabei eine gewichtige Rolle gespielt; aber die waren anderwärts nicht sehr verschieden, und so muß man wohl zur Erklärung der schlesisch-lausitzischen Schwarmgeisterei jener Tage einen besonderen Stammeszug in Rechnung stellen, der nur nicht verallgemeinert werden darf. Diese besondere Seelenanlage verbindet sich dann an der Schwelle des Barock in den Gedankenbauten der Lausitzer Weigel und Böhme mit mittelalterlich-neuplatonischem Erbe und der Naturphilosophie der Renaissance, vorab des Paracelsus, zu jenem eigentümlichen Weltbild, das für das Schrifttum der barocken Mystik die Grundlage abgibt<sup>1)</sup>.

Nun aber ist das für die besondere geistesgeschichtliche Situation des schlesischen Barock Bezeichnende, daß diese protestantisch-naturphilosophische Mystik, die schon in hohem Maße als eigenschlesisch gelten kann, zwanglos eine Verbindung eingeht mit dem Gedankengut der neukatholischen spanischen Mystik, die von zwei Seiten her nach Schlesien einströmen konnte: von Holland, das damals das Zentrum der mystischen Welt und gewissermaßen

<sup>1)</sup> Eingehende Darstellung dieser Entwicklung bei W. E. Peuckert, *Das Leben Jakob Böhmes*, Jena 1924, und *Die Rosenkretzer*, Jena 1928. — Für das Problem der barocken Mystik in Schlesien ungemein wertvoll: Karl Viëtor, *Probleme der deutschen Barockliteratur*, Leipzig 1928 (Von deutscher Poeterey, Band 3).

der geistige Umladeplatz für ihr Gedankengut war, und zu dem natürlich auch die schlesischen Mystiker enge Beziehungen unterhielten, und eben von Österreich her. Nicht erst bei dem Konvertiten Angelus Silesius, dessen beiden mystischen Hauptwerke die großen Beispiele sind für solche Vereinigung katholischer und protestantischer Frömmigkeitselemente zu einer übergreifenden Einheit, auch schon früher bei einzelnen protestantischen Mystikern wie Frankenberg oder Czepko von Reigersfeld läßt sich die Einwirkung gedanklicher Motive der spanischen Mystik gewahren. Darf man nun auch sagen, daß das Überwinden konfessioneller Besonderheit, die Betonung des ursprünglichen Glaubenserlebnisses statt der unterscheidenden Glaubensinhalte schon im Wesen der Mystik selbst liegt, so zeigt sich doch nichtsdestoweniger auch hier wieder jenes gegenseitige Sichdurchdringen verschiedener und gegensätzlicher geistiger Haltungen, wie es als Folge seiner politischen und kulturellen Zwischenstellung für das Schlesien jener Zeit charakteristisch ist.

Diese schlesische Barockkultur, deren Eigenart, wie wir gesehen haben, in so wesentlichen Zügen durch die Verbundenheit mit dem habsburgischen Österreich bedingt ist, stirbt nun in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts allmählich ab. Dies ist nicht weiter überraschend, da ja in ganz Deutschland der Übergang vom Barock zur Aufklärung längst im vollen Gange war. In der Tat ist ja auch in Schlesien schon während der letzten österreichischen Zeit der Beginn dieses Prozesses unverkennbar. Befremden freilich muß, daß das Land nun plötzlich im geistigen Leben Deutschlands völlig in den Hintergrund tritt, daß es an der großartigen literarischen Entwicklung, die zu dem Gipfelpunkte der Weimarer Klassik führt, so ohne jeden Anteil bleibt. Für diese auffallende Erscheinung ist der Übergang des schlesischen Hauptgebietes an Preußen durch die Schlesischen Kriege doch wohl stärker in Rechnung zu stellen, als Nadler wahr haben will, zumal dadurch das bisher einheitliche Stammestum ohne Frage eine bedenkliche Auflockerung erfährt, wovon noch zu handeln sein wird. Freilich löst diese Einsicht das Rätsel noch längst nicht. Man sollte doch eigentlich erwarten, daß der Anfall an das norddeutsche protestantische Preußen gerade in Schlesien, das selbst unter der österreichischen Herrschaft einen engen Zusammenhang mit dem norddeutschen Geistesleben zu wahren gewußt hatte, nur ein um so reicheres Aufblühen von Wissenschaft

und Dichtung zur Folge gehabt hätte. Man halte sich vor Augen, daß die schlesischen Protestanten Friedrich den Großen begeistert als Befreier von dem Joche der Gegenreformation begrüßten, wie das auch in den in die Tausende gehenden Übertritten unmittelbar nach dem Besitzwechsel zum Ausdruck kommt. Es sei weiter daran erinnert, daß Schlesien in Christian Wolff der Aufklärung einen ihrer führenden Geistesmänner geschenkt hatte, wenn auch Halle und Marburg die Stätten seines Wirkens wurden. Trotz alledem: die kulturelle Umschaltung von Wien auf Berlin trägt vorerst keine irgend nennenswerten Früchte im geistigen Leben. Im Gegenteil: dasselbe Land, das kurz zuvor noch eine so weit in die Zukunft weisende, durchaus eigenwüchsige Dichterpersönlichkeit erzeugt hatte, wie Christian Günther, den ersten Persönlichkeits- und Erlebnisdichter — es hat im ganzen weiteren Verlaufe des 18. Jahrhunderts keinen einzigen Dichter von einigem Rang mehr hervorzubringen vermocht. Selbst Lessings mehrjähriger Aufenthalt in Breslau hat so gut wie gar keine Folgen für das geistige Leben gezeitigt. So kann man nicht umhin, in diesen Dingen die Folgen des jähen geistigen Klimawechsels zu sehen. Mochte der Schlesier sich dem neuen Herrn noch so sehr im Herzen verbunden fühlen, mochte aus dieser Empfindung in wenig Jahrzehnten schon ein preußisches Staatsbewußtsein reifen von einer Stärke, wie es den Habsburgern nie gelungen war, ein österreichisches zu erzeugen: die bis in die Ursprünge zurückreichende Blutsgemeinschaft mit dem böhmischen Deutschtum, die lange und folgenreiche Kulturverbundenheit mit Habsburg waren nicht durch bloßen Willensakt von heute auf morgen zu beseitigen. Was von der Vergangenheit her im schlesischen Wesen sich noch auszuwirken suchte, konnte nicht mehr zu rechter Entfaltung kommen, und die von dem neuen Staatswesen ausgehenden Kräfte brauchten erst ihre Zeit, bis sie den neugewonnenen Volkstamm durchdrungen hatten. Noch manches Einzelne kam hinzu. Schlesien, eben noch das höchstwichtige geistige Verbindungsglied zwischen Wien und dem Reiche, war dem reindeutschen Preußen gegenüber in die Stellung des abgelegenen Grenzlandes zurückgesunken. Die neue Hauptstadt Berlin konnte damals Wien gegenüber trotz der kurzen Blüte unter dem ersten Preußenkönige für die neue Provinz in geistiger Hinsicht noch in keiner Weise etwas bedeuten. Und auch die französisch-klassizistische Geistigkeit, wie sie dann

unter dem großen Friedrich das preußische Geistesleben bestimmte, hat in Schlesien keine schöpferischen Kräfte zu wecken vermocht<sup>1)</sup>.

Zum vollen Bewußtsein seiner Schicksalsgemeinschaft mit Preußen gelangt Schlesien erst durch die Notzeit von 1806—1813. Für den auf seine ostelbischen Besitzungen beschränkten Staat gewinnt das Land mit einem Schlage ganz lebenswichtige Bedeutung. Seine Hauptstadt wird der letzte Platz, wo sich die Abwehrkräfte des preußischen Staates sammeln und die befreiende Tat in Angriff nehmen können. Von hier erläßt der König seinen Aufruf „An mein Volk“, von Schlesien nimmt der große Befreiungskampf seinen Ausgang. Das Land sieht sich dem neuen Staatsgefüge auf Gedeih und Verderb verbunden, und es wächst nun auch in kultureller Beziehung mit ihm zu einer organischen Einheit zusammen. Von nun ab ist Berlin auch für Schlesien der geistige Mittelpunkt, ist es Vorbild für Sitte und Lebenshaltung. Und ebenso ist nunmehr Schlesien aus dem preußischen Geistesleben nicht mehr wegzudenken, trägt es aus seiner eigenen Kraft zu dessen weiterer Ausgestaltung und Bereicherung bei. Der Schlesier hört auf, wie bisher unter seinem „Vaterland“ die engbegrenzte Heimatprovinz zu verstehen. Die neue Universität Breslau hilft durch regen Austausch namhafter Gelehrter Schlesien wieder enger mit dem Geistesleben des übrigen Deutschland zusammenzuschließen. Der schlesischen Dichtung des 19. Jahrhunderts vollends gibt die geistige Umstellung ein ganz neues Gesicht. Von den Tagen der späten Romantik an, in denen die dämonische Künstlerpersönlichkeit des Berliner Kammergerichtsrats Hoffmann unter den schlesischen Erzählern eine so begeisterte Nachfolge wie sonst nirgends — ich nenne nur die Brüder Contessa, Weisflog, den jungen Sallet —, haben die gegenseitig befruchtenden Beziehungen zu Berlin nicht mehr aufgehört. Wenn ich hier auf Holtei hinweise, der unter anderm der Mitschöpfer des Berliner Volksstückes geworden ist, und später in der Zeit des Naturalismus auf Gerhart Hauptmann, der diese Literaturbewegung in der nunmehrigen Reichshauptstadt zum Siege führte, so darum, weil hier gerade zwei so ausgesprochen schlesische Persönlichkeiten für das Berliner Theater- und Literaturleben Bedeutung gewonnen haben. Aber im Grunde

---

<sup>1)</sup> Vgl. hierzu auch: W. E. Peuckert, Schlesien und das Reich: Schlesische Monatshefte, 7. Jahrgang (1930), S. 349 ff.

läßt sich fast überall in der Folgezeit die nunmehr endlich erreichte kulturelle Verbundenheit Schlesiens mit dem preußischen Staate und seiner Hauptstadt beobachten. Immer wieder haben Schlesier von Berlin aus in das deutsche Geistesleben eingegriffen. Und es wird sogar das geflügelte Scherzwort möglich, der echte Berliner stamme eigentlich aus Breslau.

Indessen bleibt bei alledem Schlesien auch weiterhin seiner alten Sendung getreu, Vermittler und Ausgleich zu sein zwischen Nord und Süd, zwischen preußischer und österreichischer Volksart. Der größte Dichter des schlesischen Volksstammes ist auch in dieser Hinsicht sein bezeichnendster Vertreter. Wenn Eichendorff in seiner Person das vorbildlich strenge Pflichtbewußtsein des preußischen Beamten vereint mit der milderen, weicheren Wesensart, wie sie dem österreichischem Menschen eignet, wenn er einerseits den Ausgang des Deutschen Ordens in Preußen dramatisch behandelt und sich in einer umfangreichen Denkschrift für die Wiederherstellung der Marienburg einsetzt, andererseits in seinen Erzählungen wie in seiner Lyrik so manches Mal den Stimmungszauber der österreichischen Donaulandschaft poetisch verklärt, wenn seine Persönlichkeit vor allem geprägt erscheint durch die übergreifende Gemeinschaft des ostmitteldeutschen katholischen Adels, dessen Standesgeist ja noch im Dienste Habsburgs erwachsen war, wenn ihn mannigfache persönliche und Familienbeziehungen mit Österreich verbinden: — so erscheint er durch alle diese Züge als sinnbildlicher Vertreter des schlesischen Volksstammes überhaupt, der ja gleichsam die verbindende Brücke bildet von dem ostdeutschen Menschentum an der Ostsee zu dem am Donaustrande<sup>1)</sup>. Und gerade in der Gegenwart, da sich Schlesien berufen sieht zu Halt und Stütze des unter fremder Herrschaft um Erhaltung seiner völkischen Eigenart ringenden östlichen Deutschtums außerhalb der

<sup>1)</sup> Gerade in diesem Zusammenhange mag darauf hingewiesen werden, daß auch Eichendorffs jüngerer Standesgenosse Moritz Graf von Strachwitz, eine der stärksten dichterischen Begabungen Schlesiens, eine ganz ähnliche Stellung einnimmt. Der Vater war österreichischer Rittmeister, und auf die Verwandtschaft seiner Wesensart mit dem Österreichertum macht sein Biograph A. K. T. Tielöw eigens aufmerksam. (Die Dichtung des Grafen Moritz von Strachwitz, Berlin 1902, S. 4. Anm. 3.) So stark bei ihm glühende Vaterlandsliebe und Sinn für die deutsche Vergangenheit ausgeprägt sind, einen ausgesprochen preußischen Zug wird man vergebens suchen.

Reichsgrenzen, erwächst ihm aus dieser Besonderheit geradezu eine neue große geschichtliche Aufgabe für die Zukunft.

Eichendorffs Heimat war Schloß Lubowitz bei Ratibor. So bedeutet er den ruhmvollen Eintritt Oberschlesiens in die große Dichtung. Mag für die Erkenntnis seines Wesens die ständische Gemeinschaft des ostdeutschen Adels vielleicht noch wichtiger sein als seine ober-schlesische Sonderart, auf jeden Fall gewinnt seither Oberschlesien immer mehr sein eigenes Gesicht und schafft sich sein eigenwüchsiges Schrifttum aus dem Erlebnis von Blut und Landschaft. Richard Spiller von Hauenschild ist wohl der erste ober-schlesische Schriftsteller, bei dem das Gefühl für das Eigentümliche ober-schlesischen Wesens durchbricht. Mit dem glänzenden industriellen Aufschwunge des Landes geht ein in seiner weiteren Entwicklung geradezu überraschendes Aufblühen einheimischer Dichtung Hand in Hand. Für diese ist es ungemein bezeichnend, daß sie einmal durchaus deutsches Fühlen verrät — und hierin darf man wohl eine Folge der preußischen Kulturarbeit in Oberschlesien sehen —, zugleich aber in ganz starkem Grade die eigene Stammesart betont. Dieses ober-schlesische Volkstum weicht in manchem Betracht von dem übrigen schlesischen ab; nicht einmal die harte, nicht selten mit wasserpölnischen Brocken durchsetzte Sprache läßt sich in den Begriff der schlesischen Mundart organisch einfügen. Der deutschbewußte Oberschlesier ist zwar das jüngste Reis am Stamme des Schlesiertums, aber von stark hervortretender Eigenart; und er trägt durch die ihm innewohnende Problemfülle noch reiche Zukunftsmöglichkeiten für seine geistige Entwicklung in sich. Das erklärt sich zwanglos aus den besonderen Verhältnissen, die hier zu berücksichtigen sind: der starken Blutmischung in dem deutsch-pölnischen Grenzgebiet, dem Fehlen einer alten deutschen Kulturtradition, der eigenartigen Struktur des Landes mit ihrem dichtbevölkerten Bergwerks- und Industriegebiet inmitten einer noch ganz bäuerlichen, von ausgedehnten Waldungen durchzogenen Umgebung, weiter dem sozialen Schicksal der Bevölkerung, die in ihrer Masse jahrhundertlang einer kleinen mächtigen Grundherrnschicht hörig war und daher zwischen gedrücktem Untertanentum und ungezügelmtem Freiheitsdrang noch nicht immer die rechte Mitte zu finden vermag, endlich dem fast geschlossen katholischen Bekenntnis Oberschlesiens. So kommt der ober-schlesischen Dichtung der Arndt,

Köhler, Fitzek, Hayduk usw. im schlesischen Schrifttum der Gegenwart eine eigentümlich grundsätzliche Bedeutung zu. Den deutschen Brüdern gegenüber wirbt sie um Beachtung und Verständnis ihrer namentlich dem Westdeutschen nicht immer leicht zugänglichen Stammesart, zugleich aber führt sie mit Nachdruck den Kampf um ihr Deutschtum, wie er ihr durch die Folgen des Weltkrieges und durch die Losreißung reicher Gebietsteile von dem beehrlichen polnischen Nachbarn gewaltsam aufgezwungen ist.

Wie sich die oberschlesische Gegenwartsliteratur als ausgesprochene Grenzlanddichtung darstellt, die ihren Lebensnerv von dem Willen zur Behauptung ihrer völkischen und stammestümlichen Art empfängt, so nicht minder die Dichtung jener Sudetenschlesier, die nach den schlesischen Kriegen bei Österreich verblieben und nach dem Weltkriege an die Tschechoslovakei gefallen sind. Hier ist kein Unterschied zu machen zwischen den Einwohnern des ehemaligen Österreichisch-Schlesien im engeren Sinne und denen jener Landstriche südlich des Sudetenwalles, die schon unter der Monarchie unmittelbar zu Böhmen bzw. Mähren gehörten. Sie alle sind stammestümlich gar nicht zu trennen, und auch ihr politisches und kulturelles Schicksal war in den Jahrhunderten der habsburgischen Herrschaft ganz das gleiche. Die Zugehörigkeit zu verschiedenen österreichischen Kronländern spielt also keine Rolle. Gemeinsam war ihnen vor allem die folgenreiche Trennung von den nördlichen Stammesbrüdern, als diese an Preußen fielen. Während diese nun im Laufe der Zeit mit ihrem neuen Staatswesen auch geistig verschmolzen, blieb das Antlitz der Sudetenschlesier auch weiterhin nach dem Donaubecken, nach Wien gerichtet. Die Wesenszüge der Angehörigen des österreichischen Kulturkreises mußten sich immer deutlicher bei ihnen ausprägen, und Sprache und Haltung, Sitte und Lebensführung zumal der Gebildeten zeigen heute noch unverkennbar, daß ihr Wesen von Wien her geformt ist. Solches Auseinanderstreben der beiden nun politisch getrennten Gruppen des schlesischen Stammes nach verschiedener Richtung mußte bald auch im Schrifttum seinen Ausdruck finden. So erscheint etwa der namhafteste schlesische Dichter aus dem österreichischen Anteil im 19. Jahrhundert, Christian Freiherr von Zedlitz, in seiner ganzen Geistigkeit nach Wien zugeordnet und fügt sich in den Rahmen der österreichischen Geistesgeschichte zwanglos ein, während die

mit seinen preußischen Stammesgenossen gemeinsamen Züge keineswegs mehr beherrschend hervortreten. Wäre diese Entwicklung weitergegangen, so hätte sie nach längeren Zeiträumen mit großer Wahrscheinlichkeit zu endgültiger Aufspaltung des ursprünglich einheitlichen schlesischen Stammestums geführt. Der Ausgang des Weltkrieges hat ihr Halt geboten und sie sogar in gewissem Sinne wieder rückläufig gemacht. Das nunmehr einem slavischen Staatswesen eingegliederte sudetenschlesische Volkstum sah sich des bisherigen kulturellen Rückhalts an Wien beraubt. Damit war seine Eigenart, ja sein Deutschtum aufs schwerste bedroht. Wollte es sich nicht selbst aufgeben, so mußte es den Gedanken der gesamt-schlesischen Stammesgemeinschaft in den Vordergrund rücken und sie stärker als bisher pflegen, statt wie bisher das politisch Trennende zu betonen. So zeigt das sudetenschlesische Schrifttum der Hohlbaum, Leutelt, Witte, Hadina den Willen zur kulturellen Einheit mit dem Reiche, und dem Gedanken der Pflege und Bewußterhaltung der gemeinsamen Stammesart mit dem reichsdeutschen Schlesiertum ist die Einrichtung der alljährlich wiederkehrenden Schlesischen Kulturwochen entsprungen<sup>1)</sup>.

An dieser Stelle ist denn auch noch ein Wort zu sagen über die vierte und letzte Untergruppe des schlesischen Stammes, die Bewohner der östlichen Oberlausitz. Das Land ist zwar erst 1815 der preußischen Provinz angegliedert worden. Aber mit den Oberlausitzern ist der schlesischen Stammesgemeinschaft keineswegs ein Fremdkörper einverleibt worden. Wie die alte deutsche Siedlerbevölkerung dieser Gebiete sich in ihrer stammestümlichen Zusammensetzung kaum unterschied von den nach Schlesien zuwandernden Deutschen — nur daß die obersächsisch-thüringischen Elemente bei ihr noch stärker überwogen —, so hat die Lausitz auch bis zum Prager Frieden von 1635, durch den sie an Kursachsen fiel, mit

---

<sup>1)</sup> Die grundsätzliche Bedeutung und Eigentümlichkeit des heutigen sudeten-deutschen wie oberschlesischen Schrifttums tritt unmißverständlich hervor in dem Aufsätze Josef Naders, Die schlesische Dichtung der Gegenwart, Schlesisches Jahrbuch III (1930/31), S. 88 ff. — Die neueste Darstellung des deutschen Schrifttums in Böhmen und Mähren berücksichtigt eingehend die stammestümliche Abkunft der einzelnen Schriftsteller: Josef Mühlberger, Die Dichtung der Sudeten-deutschen in den letzten fünfzig Jahren, Kassel-Wilhelmshöhe 1929 (Ostmittel-deutsche Bücherei).

Schlesien unter der gemeinsamen böhmischen und später habsburgischen Herrschaft die gleiche politische und kulturelle Entwicklung geteilt. Bis zur Trennung aber hatten sich die gleichen wesentlichen Stammeszüge natürlich längst ausgebildet, und namentlich beim Hervorbrechen des mystischen Schwärmertums im 16. Jahrhundert erscheinen die Lausitz und das benachbarte protestantische Niederschlesien geradezu als geistige Einheit. Der Lausitzer Jakob Böhme ist der wahre geistige Vater der mystischen Dichtung des schlesischen Barock. So können wir in der Angliederung der Oberlausitz an Schlesien nur den Hinzutritt eng verwandten Stammes tums sehen.

Diese kurze Übersicht über die blutmäßigen Grundlagen wie über die geschichtliche Entwicklung des schlesischen Menschen setzt uns nun in die Lage, eine ungefähre Beantwortung der Frage zu wagen, welche eigentümlich „schlesischen“ Wesenszüge sich in seinem Schrifttum widerspiegeln. Das Bild, das sich aus einer Vergleichung verschiedener namhafter dichterischer Einzelgestalten ergeben hätte, wäre vielleicht zu widersprechend ausgefallen, als daß sich daraus ein festumrissener Stammescharakter hätte ablesen lassen. Aber das oft überraschende Nebeneinander weit auseinander liegender, ja gegensätzlicher seelischer Anlagen, nicht selten sogar in demselben Menschen, wird sofort verständlich, ja erscheint stammestümlich bedingt, sobald wir uns erinnern, aus welcher verschiedenartigen Quellen diese Menschenart zusammengefloßen ist. Einer der feinsinnigsten schlesischen Schriftsteller der Gegenwart und gründlichsten Kenner schlesischen Wesens, Hermann Stehr, hebt bei einer Charakteristik seiner Landsleute mit besonderem Nachdruck hervor, „daß in jedes schlesischen Einzelmenschen Eigenart sich alle diese Stämme und Rassen durcheinander zu tummeln scheinen, aus denen im Laufe der Jahrhunderte die Bevölkerung meines Heimatlandes zusammen gemischt worden ist“<sup>1)</sup>.

Wir haben im Laufe unserer Darlegungen wiederholt Gelegenheit gehabt, hinzuweisen auf die eigentliche Mittlerstellung des Landes zwischen nord- und süddeutscher Wesensart, wie sie uns immer wieder in der Geschichte des schlesischen Geistes entgegentritt.

<sup>1)</sup> In dem Aufsätze „Der Schlesier“: Die schlesischen Bücher Bd. 1, heraus gegeben von Paul Barsch, Schweidnitz 1914, S. 1 ff.

Wenn sie uns gleichermaßen durch die natürlichen Gegebenheiten des Landes wie durch die besonderen politischen und kulturellen Schicksale des schlesischen Stammes bedingt erschien, so läßt sie sich nicht minder zwanglos erklären aus der grundlegenden Vielheit der Ursprungselemente, als Ergebnis eines Ausgleichungsvorganges des Gegensätzlichen, das einem verstehenden Angleichen an die verschiedenen Seiten deutschen Wesens günstiger sein muß als einem schroffen Betonen ausschließender Sonderart. Diese selbe Vielheit aber erklärt ebenso, daß auf diesem Boden verschiedengerichtete und sich ausschließende Gemüts- und Geistesanlagen zu reicher Entfaltung kommen konnten, die bei einem nach seiner Herkunft einheitlichen Stammestum sich niemals so nebeneinander hätten entwickeln können.

Das auffallendste und bezeichnendste Beispiel solcher schlesischen Doppelheit ist das durch die ganze neuere schlesische Geistesgeschichte zu verfolgende Auftreten der gegensätzlichen Typen des Mystikers und des Rationalisten bzw. Realisten. Nadler ist wohl der erste gewesen, der die grundsätzliche Bedeutung dieses Nebeneinander gesehen hat. Er sieht übrigens in ihm einen charakteristischen Zug des ostdeutschen Menschen überhaupt; dies hat aber kaum etwas Überraschendes, da ja die grundlegenden stammesbildenden Vorgänge in den deutschen Ostlandschaften überall mehr oder weniger die gleichen gewesen sind. Es ist vielleicht nicht überflüssig, noch eigens darauf hinzuweisen, daß mit der hier gemeinten, mystischen Seelenhaltung, die in Schlesien so häufig anzutreffen ist — und zwar, wie schon einmal angedeutet, besonders, wenn auch durchaus nicht ausschließlich, bei den Bewohnern der Oberlausitz und der angrenzenden niederschlesischen Gebiete — keineswegs die in der mittelalterlichen und barocken Mystik vorherrschenden Begriffsinhalte verknüpft zu sein brauchen. Mystische Veranlagung kann sich der jeweiligen geistigen Lage der Zeit entsprechend recht verschieden äußern; es sei hier in oft geübter Erweiterung des ursprünglichen Begriffs darunter ganz allgemein verstanden die Neigung zu einer grüblerischen, gefühlsbetonten Frömmigkeit mit vielfach stark eigenbrüderlichem, individualistischem Charakter, die sich daher auch nicht immer den Glaubenssätzen des maßgebenden Kirchentums anpassen mag und öfters in recht schroffen Gegensatz zu diesem getreten ist. In andern Fällen gelingt die Übereinstimmung mit

dem Kirchenglauben ohne große Schwierigkeit. Wesentlich ist die in Gott und Seele verwurzelte Weltsicht gegenüber einem Weltbild des Verstandes und der Zwecke.

Der Kräfte, die gerade in Schlesien für das Hervortreten solcher seelischer Haltung förderlich waren, ist bereits an früherer Stelle gedacht worden. Und ebenso wurde darauf hingewiesen, daß dieser mystische Typus im umfassenden Gesamtbilde des Schlesiens seine Ergänzung findet durch einen völlig gegensätzlichen: nüchtern, verständig, phantasiearm, in der Dichtung mit fast einseitig entwickeltem Sinn für romanische Formklarheit und mit deutlicher Verkümmern der Gefühlskräfte. Nicht die mystische Anlage an sich, sondern erst ihr Widerstreit und Ausgleich mit ihrem Gegenpol macht die Eigentümlichkeit schlesischen Wesens aus. In Jakob Böhme, dem grüblerischen Theosophen, und in Martin Opitz, dem verstandesklaren Begründer formvollendeter Kunst- und Bildungsdichtung, treten zu Beginn des Barock erstmalig diese beiden gegensätzlichen Seiten schlesischer Stammesart rein und unmißverständlich auseinander. Bis auf den heutigen Tag währt das Ringen zwischen den Gegenspielern. Und je nach dem Zuge der Zeit neigt sich die Wage auf die eine oder andere Seite. Im vernunftstolzen Aufklärungsjahrhundert, in Zeiten naturwissenschaftlicher Weltansicht scheint der mystische Typus oft völlig ausgestorben; die letzten Jahrzehnte zeigen ihn wieder in ständigem Vordringen.

Vielleicht noch eindringlicher als bei Männern, die mit so ausgesprochener Einseitigkeit wie Böhme und Opitz die eine oder andere schlesische Grundhaltung verkörpern, offenbart sich diese schlesische Doppelheit bei den Verbindungsgliedern und Übergangserscheinungen mannigfaltigster Art zwischen den Extremen. Einmal bedingt ja doch Meisterschaft der Form keineswegs Unempfänglichkeit für die Probleme religiösen Erlebens; das wird innerhalb der großen Zeit schlesischer Dichtung besonders deutlich etwa an Gryphius, der in seiner religiösen Lyrik oft schon in unmittelbarer Nachbarschaft der eigentlichen Mystik steht und gerade von dieser Seite her zu den persönlichen Zügen gelangt, die den heutigen Menschen an ihm in einem Zeitalter vorwiegend gesellschaftlich-konventioneller Poesie so fesseln, oder an den tiefinnerlichen religiösen Dichtungen des in formaler Hinsicht so virtuosen Könners Christian Günther. Wenn aber gar ein Mann, dem die Verkündi-

gung seines religiösen Erlebnisses das erste und wichtigste ist, dafür die rationale Sprache und Form der kunstreichen Opitzischen Renaissancepoesie wählt, so wird solches Zusammentreten zweier an sich gegensätzlicher Verhaltensweisen natürlich noch erheblich bedeutungsvoller. Gerade von der auffallenden Tatsache aus, daß ein Czepko gleichzeitig Anhänger Böhmens und Schüler Opitzens ist, gelangt ja Werner Milch zur Formulierung dessen, was er als das eigentlich schlesische Problem zu erkennen glaubt. Wenn er aber gerade den Versuch, das mystische Erlebnis in dichterische Gestalt zu bannen, mit der Formel umschreibt: Unvereinbares vereinbar zu machen, so dürfte er doch damit das Wesentliche nicht treffen, ganz abgesehen davon, daß hier nur eine Äußerung schlesischen Wesens angepackt ist. Die bildhafte Ausdrucksweise, wie sie großer Dichtung verstattet ist, mit ihrer mehr gefühlsmäßig ahnungsvollen als begrifflich folgernden Art der Gedankenverbindung dürfte sich sogar zur Aussprache solcher seelischen Geheimnisse ganz besonders eignen, die in der Sprache der Begriffe allerdings im eigentlichsten Sinne „unsagbar“ sind. Und so ist es wohl nicht die Tatsache der dichterischen Gestaltung an sich, die Czepkos Sinnsprüche so häufig dem ihnen zugrundeliegenden seelischen Gehalt unangemessen erscheinen läßt, als vielmehr dies, daß er sich der rationalen Sprache der Opitzzeit bedient und insofern freilich Unvereinbares vereinbar zu machen sucht. Denn es ist doch wohl gar nicht zu leugnen, daß Czepkos jüngerem Landsmann Scheffler in seinem „Cherubinischen Wandersmann“ dank seiner größeren Bildkraft und Ausdrucksmächtigkeit, aber auch durch den Verzicht auf letzte begriffliche Verdeutlichung, vielfach dichterische Formulierungen gelungen sind, welche die mystischen Kernfragen in ihrer ganzen Tiefe und Unergründlichkeit ahnen lassen. Dabei zeigt sich Scheffler von dem literarischen Zeitgeschmack nicht minder stark berührt als Czepko, und seine „Heilige Seelenlust“, diese liebenswürdigste poetische Formung der alten „Brautmystik“ im schlesischen Bereiche, bedient sich sogar so ausgiebig der neuen kunstvollen Stilmittel des Hochbarock, daß man in ihr ein geistliches Gegenstück zu Hofmannswaldau hat sehen dürfen. Den rein mystischen Typus haben wir in der ganz irrationalen und alogischen Dichtung des ekstatischen Visionärs Kuhlmann, die gleichsam nur stammelt und jedenfalls aus der vorwiegend intellek-

tuellen Barocksphäre dermaßen heraustritt, daß ein „Verständnis“ im Begriffsinne ausgeschlossen ist und sie über zweieinhalb Jahrhunderte hinweg dem Expressionismus der ersten Nachkriegsjahre die Hand zu reichen scheint.

Die alten Inhalte mystischer Weltanschauung schienen vollständig verschüttet durch die Versuche einer neuen Zeit, die Welt rein durch die selbstherrlich gewordene Vernunft zu begreifen: die Aufklärung im 18. Jahrhundert, im 19. die Philosophie Hegels, die naturwissenschaftliche Weltdeutung aus Kraft und Stoff. Es ist aber keineswegs von ungefähr, wenn gerade im schlesisch-lausitzischen Raume jetzt, in offenbarem Zusammenhange mit der Romantik, aufs neue eine Wendung zu metaphysischer Lebensauffassung bemerkbar wird: bei dem Lausitzer Philosophen Fechner, bei seinem Landsmann Leopold Schefer, bei dem Neißer Friedrich von Sallet. Die Romantiker hatten Böhme und Angelus Silesius der Vergessenheit entrissen, bei Fichte, bei Schleiermacher fanden sich urverwandte Gedankengänge ausgesprochen, auch Hegel hatte seiner Bewunderung des alten Meisters unumwunden Ausdruck gegeben. Trotzdem wäre es vielleicht noch etwas voreilig, jetzt schon von unmittelbaren Zusammenhängen der Schlesier des 19. Jahrhunderts mit der alten Mystik zu sprechen; die Forschung hat hier noch viel zu klären. Der vielseitige Anreger Hegel läßt sich auch hier zur Not heranziehen. Deutlich wird jedenfalls das Bemühen, die sittlichen Grundgedanken des Christentums im freieren Geiste der wissenschaftlichen Erkenntnisse der eigenen Zeit auszudeuten und umzubilden, unverkennbar der bewußte und betonte Abstand von allem kirchlich geformten Christentum in Schefers „Laienbrevier“ oder Sallets „Laienevangelium“. Aber wenn nun die ganze Natur göttlich beseelt wird, wenn ein Leben im Einklange mit dieser Gottnatur als Grundforderung aller Sittlichkeit erscheint, wenn diese ganze Weltanschauung im Gefühl innigster Allverbundenheit ihre tiefste Wurzel hat: was ist das anderes als Geist vom Geiste der alten Mystik, als ein Wiederaufleben halb vergessenen Stammeserbes in völlig gewandelter geistiger Umwelt?

Vollends im Beginn des 20. Jahrhunderts brechen die alten Quellen mit verdoppelter Kraft wieder auf. Und nicht zufällig springen sie am reichsten dort, wo die Verbundenheit mit Boden und Stammestum am stärksten zutage tritt. Mitten im Umkreise

der naturalistisch-materialistischen Widerwelt erwacht in den Wegebereitern der älteren Generation, in Karl Hauptmann und Hermann Stehr, das neue und doch so uralt schlesische Lebensgefühl, im unablässigen grüblerischen Ringen um einen tieferen Sinn dieses aus der Fülle naturwissenschaftlicher Erkenntnis geschaffenen Weltbildes, aus dem inbrünstigen Bemühen, hinter das Oberflächenbild der Sinnenwelt vorzustößen zum wahren Wesen der Dinge, zum eigentlichen Sein, zu Gott, in dem Leben und Tod Eines werden. Der Geist, das Denken muß immer wieder in die Irre gehen, aber der demütig schauenden Seele öffnet sich das letzte Geheimnis. In Stehrs „Heiligenhof“, in seinem lyrischen „Lebensbuch“ hat seine Erkenntnis ihre bisher reinste Form gefunden. Der Bedeutendste des jüngeren Geschlechts, der Striegauer Hans Christoph Kaergel, ist in seinen Romanen von Stehr ausgegangen, in dem Gedichtband „Die Spiegelbrücke“ des Oberschlesiers Willibald Köhler sehen wir uns oft überrascht vor alten mystischen Gesichtern, und der tragische Konflikt des ehemaligen katholischen Priesters Joseph Wittig mit seiner Kirche hat zuletzt seine Wurzeln in dem bohrenden Grübeln über Fragen, wie sie so manchem Schlesier schon vor Jahrhunderten am Herzen lagen.

Auch Gerhart Hauptmann darf in diesem Zusammenhange nicht außer acht gelassen werden. Hier liegt allerdings ein Fall nicht gewöhnlicher Art vor. Der mystischen Gruppe ist natürlich der Mann unmöglich zuzurechnen, der vom Naturalismus ausgeht und zeitweilig sein maßgebender Vertreter gewesen ist, dessen Werk nirgends in metaphysischem Grunde wurzelt, der weit mehr als Schilderer einer tatsächlichen Wirklichkeit denn als grübelnder Sinndeuter rätselhafter Daseinszusammenhänge erscheint, mag auch in seiner Welt den unbewußt-instinktiven und nicht den eigentlich rationalen Kräften die entscheidende Wirksamkeit zukommen<sup>1)</sup>. Auch eine eindeutige Entwicklung von naturwissenschaftlichem Positivismus zu verinnerlichter Wesensschau wie bei seinem Bruder Karl wird sich bei ihm kaum aufzeigen lassen. Doch bei alledem ist gar nicht zu verkennen, wie das für ihn maßgebende Weltbild

---

<sup>1)</sup> Vgl. Friedrich Hecht, Gerhart Hauptmann: Festschrift für Theodor Siebs, herausgegeben von Walther Steller, Breslau 1933 (Heft 67 der Germanistischen Abhandlungen), S. 355 ff.

immer wieder gestört erscheint durch gegensätzliche Züge, die sich gleicherweise aus unbewußtem Stammeserbe wie aus herrnhutischen Einflüssen erklären lassen, die ihn in seiner Jugendzeit trafen; und man kann es kaum verstehen, daß Nadler zur Erklärung des scheinbar richtungslosen Zickzackkurses seiner Entwicklung die „schlesische Doppellinie des Rationalen und Irrationalen“ als unsichtbaren Richtungsweiser heranzieht, wenn er auch die irrationale Seite fast überstark betont. Am stärksten ist diese ausgeprägt in dem Glashüttenmärchen „Und Pippa tanzt“ und dem Roman „Der Narr in Christo Emanuel Quint“. Der Roman zeigt ein ganz erstaunliches Einfühlungsvermögen in die Art des religiösen schlesischen Menschen von wesentlich mystischer Veranlagung; aber selbst dieses Werk, das Hauptmann dem „Mystischen“ aufgeschlossener zeigt als irgend ein anderes, entläßt den Leser nicht mit klarer eindeutiger Stellungnahme, sondern mit ungewisser Frage, und so bleibt von der Haltung des Dichters selbst bestenfalls der zwiespältige Eindruck einer gewissen Skepsis, die zwar ihrer selbst nicht ganz sicher zu sein scheint und von der entscheidenden Wesensfrage des schlesischen Menschen stark genug angerührt wird, um nicht teilnahmslos an ihr vorübergehen zu können, die aber zur Bejahung die Kraft nicht findet.

Endlich muß doch auch angemerkt werden, daß von der schwärmerischen Gefühlsreligiosität des Schlesiens her ein bezeichnendes Licht fällt auf die gerade in unserer Landschaft so auffallenden inhaltlichen wie sprachlichen Übersteigerungen und Ausschweifungen des Hochbarock, auf die in ihnen sich kundgebende Abkehr von der Nüchternheit und dem Maße Opitzens. Schaltet man die religiösen Inhalte aus und deutet man die zugrundeliegende Naturanlage als Neigung zu rauschhaftem Überschwang, so ließe sich verstehen, wie in einer immer mehr verweltlichenden Zeit — und das ist ja das ausgehende Barock — eine übermächtige Zeitmode eben in Schlesien derart absonderliche Erscheinungen zeitigen konnte. Dann würde die Dramatik der Lohenstein und Genossen sich darstellen als Umsetzung der ihrer religiösen Antriebe beraubten ekstatischen oder triebhaften Gefühlswallungen ins Weltliche und Sinnliche, und selbst Hofmannswaldau, so nahe dieser virtuose Formkünstler nach dieser Seite hin wieder Opitz steht, böte die Möglichkeit einer Deutung von hier aus; sieht ja

doch Günther Müller<sup>1)</sup> in einem Gefühlserlebnis, dem unersättlichen ewigkeitssüchtigen erotischen Verlangen bei klarster Einsicht in die Vergänglichkeit aller Lust den tragenden Grund seines Schaffens. Die maßgebende Einwirkung des marinesken Modegeschmacks soll damit in keiner Weise in Abrede gestellt werden; nur verlöre die marineske Dichtung Schlesiens so den Zug des Fremdartigen, rein von außen Aufgepfropften, der ihr sonst unter dem Gesichtspunkte stammestümlich bedingter Eigenart unleugbar anhaftet. Schwieriger allerdings wäre wohl der Nachweis, daß der Hang zu Rausch und schwelgerischer Üppigkeit auch außerhalb ihrer für schlesische Dichtung kennzeichnend sei.

Der Gegenpol des schwärmerischen Gefühlsmenschen, der klare, nüchterne, realistische Verstandesmensch, bedarf zur Erkenntnis seiner Bedeutung für das schlesische Schrifttum eines ähnlichen Eingehens auf Einzelercheinungen nicht. Denn dieser Typus gibt begreiflicherweise dem Betrachter kaum je schwierige Rätsel zu lösen. Sein eigentliches Wirkungsgebiet ist seiner ganzen Art nach das praktische Leben, und nur in poesiearmen, rationalistischen Zeiten pflegt er auch in der Literatur vorzuherrschen. Wenn auch sein Wesen dem im eigentlichen Sinne Künstlerischen ferner steht, so vermag er doch neben zahllosen Durchschnittsreimern unter günstigen Umständen auch Persönlichkeiten hervorzubringen, die wahren Dichtertum zum mindesten nahekommen. Und die geradezu grundsätzliche Bedeutsamkeit dieser Menschenart für das Geistesleben des Ostens wird kaum angezweifelt werden können, wenn man sieht, wie der im Guten wie im Schlimmen so ungemein folgenreiche Versuch Opitzens, aus rein vernunftgemäßen Erwägungen und in Anlehnung an anerkannte Vorbilder, aber ohne Gefühl für die Stimme des Blutes, für die organisch gewachsenen Überlieferungen des eigenen Volkstums ein für ganz Deutschland maßgebendes und verpflichtendes Schrifttum zu schaffen, seine fast genau entsprechenden Seitenstücke in dem Lebenswerk zweier anderer ostdeutscher Literaturreformatoren hat: des Ostpreußen Gottsched und des Lausitzers Lessing. Auch Gustav Freytag, so viel stärker bei ihm entsprechend der ganzen Geisteshaltung seiner

<sup>1)</sup> Günther Müller, Geschichte des deutschen Liedes vom Zeitalter des Barock bis zur Gegenwart, München 1925, S. 98 ff.

Zeit der Sinn für die Vergangenheit seines Volkes wie seines Stammes ausgeprägt erscheint, offenbart doch deutlich seine innere Wesensverwandtschaft mit jenen, wenn er in seiner einst berühmten „Technik des Dramas“ organisches Leben in starre Regeln und Schemata zwingen will, die er aus berühmten Mustern ableitet. Und nicht minder möchte ich den im Tiefsten unkünstlerischen politischen Tendenzpoeten und handfesten Theaterpraktiker Laube zu dieser Gruppe rechnen. Wie stark selbst Gerhart Hauptmann mit der einen Seite seines Wesens der gleichen Art angehört, wurde bereits oben angedeutet.

Es ist ungemein bezeichnend, daß Freytag in seiner berühmten Charakteristik seiner Landsleute<sup>1)</sup> die so wesentliche Neigung zu religiöser Grübeleien überhaupt nicht sieht. Dabei zeugt im übrigen gerade diese Stelle von liebevoller Versenkung in die Stammesart und weiß sie treffend und sachkundig zu erfassen. Das Schlesiervolk sei „von gutmütiger Art, heiterem Sinn, genügsam, höflich und gastfrei, eifrig und unternehmungslustig, arbeitsam wie alle Deutschen, aber nicht vorzugsweise dauerhaft und sorgfältig; von einer unübertrefflichen Schwungkraft; aber ohne gewichtigen Ernst, behende und reichlich in Worten, aber nicht ebenso eilig bei der Tat, mit einem weichen Gemüt, sehr geneigt, Fremdes anzuerkennen und auf sich wirken zu lassen, und doch mit nüchternem Urteil, welches ihnen die Gefahr verringerte, das eigene Wesen aufzuopfern; beim Genuß heiterer und poetischer als die meisten andern Stämme, aber in seinem idealen Leben vielleicht ohne die Größe gewaltiger Volksnaturen“.

Dieses Bild des schlesischen Menschen, das ein Gang durch das schlesische Schrifttum der Gegenwart und jüngsten Vergangenheit auf Schritt und Tritt bestätigt, ist aus der Vereinigung mannigfacher und recht verschieden gearteter Ursprungselemente unschwer zu erklären. Im schlesischen Stamme paart sich deutscher Arbeitswille und deutsche Unternehmungslust mit slavischer Sorglosigkeit und Leichtlebigkeit; und ein weiteres slavisches Erbe, die Empfänglichkeit und Weichheit des Gemütes, hat noch obendrein eine

<sup>1)</sup> In den „Bildern aus der deutschen Vergangenheit“. Zweiter Band, erste Abteilung: Vom Mittelalter zur Neuzeit. 5. Besiedelung des Ostens: Schlesien. — Stehr stellt umgekehrt in dem oben angeführten Aufsätze den „mystischen Zug“ am Schlesier stark heraus.

Verstärkung erfahren durch die jahrhundertelange Kulturgemeinschaft mit dem Volkstum Österreichs, das bei einer ungewöhnlich hochentwickelten Geistigkeit doch der ehernen Willensenergie im großen und ganzen entschieden ermangelt. Die Gutmütigkeit und Herzenshöflichkeit des „gemittlichen Schläsingers“ steigert sich nicht selten zu offener Rührseligkeit. Hier, wo ein wesentlicher Zug des Volkscharakters vorliegt, der aus allzu empfänglichem Gemüte stammt, ist das abschätzig Werturteil „kitschig“ um so weniger am Platze, als auch Schriftsteller von Rang von ihm keineswegs frei sind. In seiner edelsten Gestalt offenbart sich das schlesische Gemüt in dem lyrischen Werke Eichendorffs. Bei Freytag, Holtei und so manchem andern typisch schlesischen Autor begegnen immer wieder Stellen von dick aufgetragener Sentimentalität. Vollends schlesische Mundartdichtung, wo sie nicht einfach erheitern und belustigen will, ist gar nicht zu denken ohne diesen Wesenszug, der sie so auffallend von der Mundartdichtung wohl der meisten deutschen Stämme unterscheidet. Wenn die schlesische Mundart liebevoll und zärtlich wird, geschieht es immer mit einem Untertone von Rührseligkeit.

Holteis berühmtes „Suste nischt ack heem!“ ist ebenso bezeichnend für diese schlesische Sentimentalität wie für die vielberufene Heimatliebe des Schlesiens. Die Liebe zur Scholle und im weiteren Sinne zur heimischen Landschaft, zu Menschen gleicher Wesensart für den Schlesier als besondere Eigentümlichkeit in Anspruch nehmen zu wollen, wäre wohl anmaßend; sie ist im Grunde jedem Deutschen eigen, der nicht durch die moderne Großstadtkultur enturzelt ist. Wohl aber durfte das auffallende Nebeneinander solcher Heimatverbundenheit mit einem unbezähmbaren Drange in die Ferne, mit der lockenden Begierde nach der „schönen Fremde“ — wie Eichendorff einmal so bezeichnend sagt —, nach dem Abenteuer verschiedenlich als ein echt schlesischer Zug ausgesprochen werden, der seit den Tagen der Humanisten immer wieder begegnet. Man denke an den vielumgetriebenen Kunstzigeuner Holtei, den es doch immer wieder nach der Heimat zog und der erst Ruhe fand, als er in seiner Geburtsstadt Breslau die letzten Lebensjahre zubringen durfte, so daß er auch in dieser Hinsicht wie ein Symbol wirkt; und auch in Eichendorffs „Taugenichts“, der mit Recht als wesentlich schlesische Gestalt empfunden wird, wohnen innigste

Heimatliebe und schweifende Fernsehnsucht dicht nebeneinander. Ob dieser Zug für den Durchschnittsschlesier ganz allgemein als kennzeichnend gelten darf, bleibt dennoch mehr als fraglich. Jedenfalls aber würde er in der mannigfachen Blutmischung des schlesischen Stammes ebenso seine einleuchtende Erklärung finden können wie die Neigung, auch fremder und abweichender Art Verständnis und Anerkennung entgegenzubringen. Die beiden genannten Gestalten zeigen auch recht anschaulich jenen leichten, weltfrohen Sinn, von dem Freytag spricht: „ohne gewichtigen Ernst, nicht immer dauerhaft und sorgfältig“.

Mit all diesem hängt eine weitere nicht unwesentliche Eigenheit des Volkscharakters eng zusammen: das Streben nach Harmonie und Ausgleich, das Sowohl-als-auch, das Zurückschrecken vor harten und schroffen Entscheidungen. Eine gewisse nachgiebige, schmiegsame Weichheit ist dem schlesischen Menschen unbedingt eigen, und sie spiegelt sich auch wider in den Gestalten seiner Dichter. Wohin wir immer blicken in unserer Literatur, bei Eichendorff oder Freytag und Holtei, bei den Brüdern Hauptmann oder Stehr: kaum je treffen wir auf einen gewaltigen Willensmenschen, dessen unbeugsame Energie unter Einsatz der letzten Kräfte alle ihm entgegenstehenden Hindernisse aus dem Wege räumt, hingegen auf eine lange Reihe von Gestalten, die der Kraft zum entschiedenen Handeln ermangeln, oft gerade infolge ihrer Gemütsweichheit und Liebenswürdigkeit. Es ist doch höchst auffallend, daß die dem Schaffen eines Gerhart Hauptmann etwa zugrundeliegende Lebensanschauung die ist von der Bedingtheit alles Handelns durch innere und äußere Einflüsse der verschiedensten Art, durch Bluterbe und Umwelt usw., nicht aber durch unverbrüchliches Festhalten an einer als unbedingt gültig anerkannten sittlichen Überzeugung; daß wohl der von instinkt-mäßigen Impulsen und der Macht äußerer Umstände Getriebene, nicht aber der zielstrebig Wollende, sein Schicksal aus eigener Macht Bestimmende in seiner Welt eine Stätte hat. Es gibt kaum ein Wort in der schlesischen Dichtung, daß diese mehr instinkt-haft-lässige Art des Schlesiens blitzartiger und schärfer beleuchtet als jenes, das Gerhart Hauptmann einmal seinen Fuhrmann Henschel sagen läßt: „Schlecht bin ich gewurn, bloß ich kann nischt dafiere. Ich bin halt ebens asu nei getapert.“ Von tiefer Innerlichkeit

und allem Menschlichen verstehend geöffnet, so ist der Schlesier. Aber wer einen eisernen Willensmenschen in ihm sucht, der verkennt seine Art. Vielleicht nirgend zeigt sich so auffallend eine innere Verbundenheit mit noch östlicherem Menschentum. Freytag hat schon recht, wenn er sagt, der Schlesier ermangele der „Größe gewaltiger Volksnaturen“. Und unwillkürlich drängt sich hier das Bild des Niedersachsen oder Friesen auf als Gegenbeispiel des willensmäßig eindeutig gerichteten, in seinem Handeln stets unbeirrbar sein Ziel verfolgenden rein nordischen Menschen. Man halte etwa die für ostfriesische Stammesart so ungemein bezeichnende Verserzählung vom Herrenmenschen „Tjark Allena“ von Focke Hoissen-Müller († 1856) neben die Schöpfungen zeitgenössischer Schlesier.

Ich bin mir wohl bewußt, daß diese Vorstellung des gemühtiefen und liebenswürdigen Schlesiers vor allem gewonnen ist aus der Literatur der neueren Zeit, zumal des 19. und 20. Jahrhunderts. Das brutale, rücksichtslose Gewaltmenschentum, das uns in so manchem greuelreichen Barockdrama entgegentritt, stimmt damit natürlich in keiner Weise zusammen. Aber ich halte es nicht für wahrscheinlich, daß selbst in jener rauheren Zeit solche Gestalten wirklich einem verwandten Zuge im Wesen des damaligen Schlesiers entsprochen haben, sondern ich möchte vielmehr annehmen, daß sie als rein verstandesmäßig konstruierte Gebilde aufzufassen sind, zurückzuführen einmal auf die Ästhetik der Zeit, die ja für die Tragödie fast zwangsläufig den Tyrannen als den „bösen“ Gegenspieler forderte, sodann aber auf die bedrohliche Nähe des türkischen Reiches, die dem Dichter die Verwendung des Despotentypus nur allzu nahe legte.

Noch mag zum Schlusse einer kleinen Schwäche des Schlesiers gedacht werden, die Freytag nur leise andeutet: „Reichlich in Worten“ ist der Schlesier nicht nur im Hinblick auf seine als Ganzes durchaus imponierende poetische Leistung. Sondern wo er sich behaglich gehen läßt, da artet die ihm mit dem Österreicher gemeinsame Gabe des gewandten Plauderns wirklich oft zur Geschwätzigkeit aus. Wem fielen nicht hier des Urschlesiers Holtei liebenswürdig-redselige Romane ein, die ohne diese Untugend sicherlich noch heute sich einer ganz anderen Wertschätzung erfreuen würden! Und die Freude an der poetischen Verklärung aller

möglichen frohen und ernsten Begebenheiten des Alltagslebens ist zwar humanistisches Erbe, aber wohl nirgends so wie in Schlesien allgemeiner, zäh festgehaltener Brauch geworden. Schon Opitz, der in diesem Punkte wahrlich selber zur Genüge gesündigt hat, führt darüber Klage, welch ausschweifende Formen die Gelegenheitsdichterei in seiner Heimat angenommen habe. Von der Lyrik des Barock ist mancher dicke Band so gut wie ausschließlich mit solchen seelisch belanglosen Reimereien angefüllt. Als die Preußen ins Land kamen, spotteten sie über diese wunderliche Ausartung des schlesischen Dranges zur Poesie, und noch weit bis ins 18. Jahrhundert hinein wird in den „Poetischen Nachrufen“ angesehenere schlesischer Zeitschriften dem alten Brauche geopfert.

So sehen wir, wie im Schrifttum des schlesischen Stammes eine Reihe von Wesenszügen zum Ausdruck kommen, die wir gleicherweise als Ergebnisse seiner blutmäßigen Zusammensetzung und der in der Natur der Landschaft liegenden Vorbedingungen wie seines geschichtlichen Werdens, seines politischen und kulturellen Schicksals ansprechen dürfen. Es sei aber nochmals mit Nachdruck betont, daß alles Stammestum nur innerhalb eines begrenzten Zeitraumes wirklich greifbare Züge annimmt, daß es sich wie ein lebendiger Organismus unablässig und häufig entscheidend verändert. Was heute sich als kennzeichnende und unterscheidende Wesenseigentümlichkeit des schlesischen Menschen darstellt, kann morgen schon unter der Einwirkung übermächtigen Geschehens einen grundlegenden Wandel erfahren haben. Es sei nur an die tiefgreifende und in langwierigem Umbildungsprozeße erfolgte Veränderung des schlesischen Geistes bei der Umschaltung von der österreichischen auf die preußische Staatsgemeinschaft als Beispiel erinnert. Und so mag denn zum Schlusse noch der Hinweis auf einen Punkt verstattet sein, in dem, wie uns scheint, der Beginn einer einschneidenden Wandlung sich ankündigt.

Als einen wesentlich schlesischen Zug neben andern haben wir die große Weichheit und Empfänglichkeit des Gemütes erkannt, in der einmal jene charakteristische Neigung zur Rührseligkeit wurzelt, die aber weiterhin zu mitfühlendem Verstehenwollen menschlicher Schwächen, wie zu weitgehendem Einfühlungsvermögen in fremde Art führt. Wir sahen sie bedingt zunächst durch den slavischen Einschlag, dann aber auch durch die lange Verbundenheit

mit Österreich. Der Rassenforscher wird vielleicht die in der Landschaft schon stärker ins Auge fallende Vermischung nordischen Blutes mit ostischem dafür verantwortlich machen. Niemand wird bestreiten wollen, daß auf diesen Wesenszug gerade die menschlich liebenswerten Züge des Schlesiertums zurückzuführen sind. Auf der andern Seite ist aber gar nicht zu verkennen, daß in ihm auch die große Schwäche des schlesischen Menschen liegt. Wo es darauf ankommt, sich selbst und seine Art gegen fremde Einflüsse siegreich zu behaupten, muß solche Nachgiebigkeit und Beeinflussbarkeit des Charakters ernstlich verhängnisvoll werden. Durch die geschichtliche Lage des Augenblicks ist eine Gefahr solcher Art offensichtlich in unmittelbare Nähe gerückt. Der Schlesier sieht sich heute aus der verhältnismäßigen Ruhe und Geborgenheit der letzten Jahrhunderte herausgerissen und in die vorderste Kampffront gedrängt. Durch den unglücklichen Ausgang des Weltkrieges hat die schon seit geraumer Zeit wiedererwachte nationale Aktivität des Slaventums neue Antriebe erhalten; heute schon ist kaum mehr verborgen, daß nicht nur restlose Einschmelzung der entrissenen deutschen Gebiete in die große slavische Kulturgemeinschaft, sondern auch die Gewinnung weiterer deutscher Landstriche das letzte Ziel ist, und hier weiß sich das Grenzland Schlesien vor allen andern gefährdet. Nun aber sehen wir, daß, wie einst Schlesien die Wiege der deutschen Erhebung gegen die napoleonische Herrschaft wurde, in seinem Schrifttum der Nachkriegszeit starke Abwehrkräfte sich regen, unbedingter Wille zur Bewahrung der stammestümlichen und völkischen Eigenart sich kundtut. Nicht minder hat das schlesische Schrifttum, namentlich in den am meisten bedrohten Grenzgebieten, den über politische Grenzen hinausgreifenden Gedanken der großen verbindenden Stammes- und Kulturgemeinschaft schon vielfach mit warmen Verstehen erfaßt und sich als seinen berufenen Träger begriffen. Hält man sich weiter noch die planmäßige Erziehung zu politischer Willensbildung vor Augen, durch welche die heutige nationalsozialistische Regierung alle Volksgenossen zu verantwortungsbewußten Deutschen zu machen bestrebt ist, so darf man wohl mit Zuversicht die Erwartung hegen, daß der harte Kampf, den das Schlesiertum an seinen Grenzen um seine deutsche Art zu führen hat, und der ihm aller Voraussicht nach auch noch für lange

Zeit auferlegt bleiben dürfte, ihm jene stählerne Tatkraft und Härte des Willens erwachsen läßt, die zu nationaler Selbstbehauptung an solcher Stelle nottut. Dann wird es auch der großen geschichtlichen Aufgabe gewachsen sein, die ihm für die gegenwärtige und kommende Zeit vom Schicksal gestellt ist: die kulturelle Brücke zu bilden zu den stammverwandten benachbarten Auslandsdeutschen, wie es dereinst die Brücke von Österreich zum Reiche war.

---

## Schlesische Wappensagen.

Von Paul Knötel.

Schlesien besitzt in den Büchern von R. Kühnau vorbildliche Sagensammlungen. So reich der in ihnen mit dem größten Fleiß zusammengetragene Stoff ist, so kann er doch selbstverständlich nicht restlos erschöpfend sein, abgesehen davon, daß immer wieder neue Sagenbildungen entstehen und auch in der Zukunft entstehen werden. Deshalb werden auch Nachträge zu den bisherigen Sammlungen notwendig werden. Einen solchen will der folgende Aufsatz liefern. Kühnau hat zwar mehrfach Sagen gebracht, die an Stadtwappen anknüpfen, dagegen fallen bei ihm mit wenigen Ausnahmen Wappensagen adliger Geschlechter aus.

Auch hierin eine auch nur annähernde Vollständigkeit zu erzielen, wäre ebenfalls unmöglich. Dazu hätte die Durcharbeitung einer ungeheuer umfangreichen Literaturgattung gehört, die hauptsächlich dem 17. und 18. Jahrhundert entstammt, nämlich die damals so beliebten Drucke von Leichenpredigten, Gratulationen bei Geburten und Hochzeiten adliger Geschlechter und ähnliches. So erwähnt Sinapius in seinen Schlesischen Curiositäten (I. Bd., S. 1038), daß er die Stammsage der Hundt von Alten-Grottkau der Leichenpredigt eines Pfarrers Gottfried Gerlach von 1708 verdanke. Der Ertrag einer sorgfältigen Durchforschung dieses Literaturzweiges würde aber wenig der großen Mühe entsprechen, indem er kaum neue Sagentypen neben den hier behandelten ergeben würde. Die Hauptquelle ist das eben angeführte Werk des Sinapius, dessen

zwei Bände 1720 und 1728 in Leipzig erschienen sind. Neben Lucae, Henelius, Naso u. a. haben ihm für die Wappensagen hauptsächlich zwei polnische Historiker als Quellen gedient: Paprocius de Glogol, geboren 1550, gestorben im Beginne des 17. Jahrhunderts, und der diesem Jahrhundert angehörende Dominikaner Okolski. Mehrfach weist Sinapius auch auf die Praxis Heraldico - mystica des Abraham Hermann hin. Dieser war lutherischer Pfarrer in Massel (Kreis Trebnitz) und gab das Werk 1699 heraus (Druckort Brieg). Sein Sohn und zugleich Nachfolger in seinem Pfarramte Leonhard David Hermann, der bekannte Begründer der schlesischen Vorgeschichtswissenschaft, schrieb eine Fortsetzung dazu, die 1724 in Jauer herauskam, und ließ 1726 in Bautzen und Görlitz eine Neuauflage des Werkes seines Vaters erscheinen <sup>1)</sup>.

Die Durchsicht eines Wappenwerkes wird in dem Betrachter unwillkürlich mehr als einmal die Frage auftauchen lassen, warum denn das oder jenes Wappenbild seiner Zeit gewählt worden ist. Leicht beantwortet sie sich, wenn auch nicht in allen Fällen, bei Körperschaften verschiedener Art, wozu wir auch die Städte und Landgemeinden rechnen, soweit sie überhaupt Wappen führen. Denn eine ganze Reihe besonders letzterer sind noch nicht zu der Entwicklung von Wappen aus Siegeln oder Stempeln gelangt. Aber auch bei diesen läßt sich die Bildwahl meist erklären. Anders bei den Geschlechtswappen, wobei natürlich die des Adels an erster Stelle stehen. Nur die sogenannten redenden Wappen bilden eine Ausnahme, insofern das Wappenbild direkt oder indirekt auf den Namen Bezug nimmt, z. B. der Hund im Wappen der Hundt von Alten - Grottkau, das Rad der Reder und das Schaf der Schaffgotsche <sup>2)</sup>. Wenn sonst gewisse Bilder (Adler, Löwe z. B.) hundertfach vorkommen, so spielt dabei sicher die Mode eine große Rolle; ebenso sicher verstecken sich aber dahinter auch gewisse Abhängigkeiten verschiedener Art, die festzustellen wohl nur in wenigen Fällen gelingen wird. Wo so die Geschichte die Antwort auf die Frage schuldig bleibt, warum das oder jenes Wappenbild, diese oder jene Schildteilung gewählt wurde, tritt die Sage ergänzend ein.

<sup>1)</sup> Vergl. R. Nitschkes Lebensschilderung L. D. Hermanns in der Zeitschrift d. Vereins f. Gesch. Schles. 46. Bd. 1912, S. 90 ff., über den dritten Band S. 107 f.

<sup>2)</sup> Natürlich auch bei Städtewappen: Hirsch (Hirschberg), Falke (Falkenberg), Ziegenkopf (Ziegenhals) u. a.

Es ist ja verständlich, daß sie sich, besonders gegenüber seltneren und auffallenden Bildern, gleichsam von selbst aufdrängen mußte. Mündlich überliefert war ihre Fassung natürlich kurz und einfach. Wenn das nun bei vielen Wappensagen, die uns Schriftsteller neuerer Zeit mitteilen, nicht der Fall ist, so ergibt sich daraus, daß sie selbst oder ihre Gewährsmänner schon an ihnen gearbeitet, ja sie vielleicht erfunden haben. So ist es natürlich schwer, festzustellen, was wirklich altes Sagengut ist. Dazu dürften mindestens in sehr vielen Fällen die an redende Wappen angeknüpften Sagen gehören. Sie berühren sich aufs engste mit den reinen Namensagen, bei denen eine Beziehung auf das Wappen wegfällt. Falsch wäre es allerdings, ihnen ein sehr hohes Alter zuzusprechen, aber in ihrer ungewollten Naivität sind sie doch echt volkstümlich. Als Karl IV. einst einer großen Gefahr entgangen war, vor der er durch den Ahnherrn der Glaubitze gewarnt worden war, soll er gesagt haben: Glaub itz (jetzt), und daher erhielt das Geschlecht seinen Namen<sup>1)</sup>! Ebenso kindlich ist die Ableitung des Namens Metternich. Dem Kaiser (Heinrich II.) wurde einst ein Brief in die Hände gespielt, der ihn vor seinem Hauptmann der Leibwache namens Metter warnte, als ob er Böses gegen ihn im Schilde führe; er aber sagte: „Metter nicht“, und vertraute ihm mit Recht weiter. Je ein Mitglied der Adelsfamilien Riedesel, Gebattel und Aufseß waren beim Einzuge Christi in Jerusalem anwesend; der eine brachte ihm den Esel, der zweite gab den Sattel und der dritte half dem Heiland aufsteigen. Das Schachbrett im Wappen der Prittwitz wurde Veranlassung, diesen Namen davon abzuleiten, als ob er ursprünglich Brettwitz gelautet habe; die Schaffgotsche stammen von einem Schäfer, die Schindel von einem Schindelmacher, die Jeser von einem Müller ab (Helmschmuck des Schaffgotschwappens ein Schaf, Wappen der Schindel drei Schindeln, der Jeser ein Rad)<sup>2)</sup>. Sehr häufig finden sich solche Wappensagen als Erklärung von Stadtnamen, wie etwa bei Ratibor (Rad ich borg [!] — im Wappen ein halbes Rad) oder Ottmachau (Otto, mach auf! — ein Turm mit offenem Tore). Daß Münsterberg früher Mondsternberg geheißen habe, sollen Mond und

<sup>1)</sup> Sinap. I, S 401

<sup>2)</sup> Die entsprechenden Sagen sind im zweiten Teile des Aufsatzes enthalten. Das gilt auch für die weiterhin angezogenen Sagen.

Stern im Wappen beweisen, obwohl sie auf mehreren mittelalterlichen Siegeln der Stadt über dem Stadtbilde fehlen<sup>1)</sup>.

Wirklich älteres Sagenut dürften manche Erzählungen von besonderen Beweisen von Tapferkeit und anderen ritterlichen Eigenschaften sein. Ferner einzelne märchenhafte Züge, wie etwa, daß der Ahnherr der Wrochems von einer Nixe in Schwanengestalt in ihr unterirdisches Reich entführt worden sei. An die zahlreichen Märchen, in denen ein armes Menschenkind zu hohen Ehren kommt, einen Prinzen oder eine Prinzessin freit, erinnern manche Sagen, die wie die eben berührten der Schaffgotsch, Schindel und Jeser ein solches geadelt werden lassen, auch ohne daß, wie in zwei dieser Fälle der Namen Veranlassung dazu gegeben hat. Zu den Sagen, die ein berühmtes Geschlecht aus niederer Hütte hervorgehen lassen, gehört auch die bekannte Stammsage der Piasten<sup>2)</sup>. Wie auf dem Gesamtgebiete der Sagenkunde geben sich einzelne Wappensagen als Wandersagen zu erkennen, die zu uns gekommen und an einzelnen Geschlechtern wegen der gleichen oder ähnlichen Wappen oder Namen hängen geblieben sind. So ist die bekannte Guelfensage von den neun oder zwölf Brüdern, die als Hunde ertränkt werden sollten, auf die Hundt von Alten-Grottkau übertragen worden. Eine andere Welfensage erzählt, daß Heinrich der Löwe im heiligen Lande einen Löwen, der mit einem Drachen oder einer Schlange unglücklich kämpfte, gerettet habe und daß dieser ihm dann in aller Treue gefolgt sei, eine Sage, die auch mehrfach als Ballade behandelt worden ist, z. B. auch in der Bunzlauer Monatsschrift von 1781 (8. Jahrg. S. 355 f.) unter der Überschrift: Der dankbare Löwe<sup>3)</sup>. Diese Sage kehrt bei der oberschlesischen Familie von Pelchrzim wieder. Die Thielau haben als Helmzier einen Raben mit einem Ringe im Schnabel, die Thirota führen ihn im Schilde. Daran knüpft die in den Grundzügen

<sup>1)</sup> Ebenso soll die alte preußische und polnische Familie Morstein ursprünglich Mondstern geheißten haben, weil sie einen Halbmond und Stern im Wappen hat (Graeße, Geschlechts-, Namen- und Wappensagen des Adels deutscher Nation, Dresden 1876, S. 107).

<sup>2)</sup> Vgl. L. Schulte, Die älteste polnische Nationalsage (Zeitschr. d. Vereins f. Gesch. Schles. 49. Bd. 1915, S. 91 ff.).

<sup>3)</sup> Ganz aus dem nüchternen, moralisierenden Geiste der damaligen Zeit heraus lautet der Schluß:

O Menschen, laßt euch doch durch die Geschichte rühren,  
Und lernt die Dankbarkeit selbst von den wilden Tieren.

gleiche Sage an, daß ein von einem Raben gestohlener Ring einen Pagen in den Verdacht des Diebstahls gebracht habe. Nur der Ausgang ist verschieden. Während in der schlesischen Sage der Page durch die Entdeckung des Vogeldiebes von schwerer Strafe befreit wird, läßt der Merseburger Bischof Thilo von Throta ihn, ehe der wirkliche Dieb entdeckt wird, hinrichten und nimmt den Raben in sein Wappen auf. Gerade dieser Zug spricht für das höhere Alter dieser Version. Die Übertragung auf die Thielaus dürfte dadurch gefördert worden sein, daß der Bischof Thilo hieß. Übrigens wird die in den Provinzialblättern mitgeteilte Fassung der schlesischen Sage erst der Zeit der Romantik um 1800 herum angehören, wie der lautenspielende Edelknabe, vor allem aber der sentimentale Schluß verrät, daß er die Prinzessin Bertha (auch dieser Name ist für die Romantik bezeichnend) küssen darf. Die Art der Wanderung solcher Sagen und ihr Haftenbleiben an einer Stelle oder Familie wird sich in den allermeisten Fällen nicht feststellen lassen. Eine Mutmaßung darüber mag bei dem Geschlechte der Kalkreuth gestattet sein. Ihr Wappen sind zwei, zu Kreuz gestellte Renten (Kalkrenten oder Ofengabeln), also ein redendes Gebilde. Namen und Wappen ließen auf die Kalkreuth die Geschichte übertragen werden, die uns allen aus Schillers „Gang nach dem Eisenhammer“ bekannt ist. Sie ist als Predigtexempel auch in der Handschrift des Franziskaners Nikolaus von Kosel enthalten, und so liegt die Vermutung nahe, daß sie durch Predigten in unserem Lande bekannt wurde, und so schließlich zur Übertragung auf die genannte Familie führte. Diese Übertragung müßte dann allerdings schon im Mittelalter erfolgt sein, da die Handschrift des Nikolaus von Kosel aus den Jahren 1416/17 stammt, und damit hätten wir hier eine der ältesten Wappensagen Schlesiens vor uns.

Eine Abwandlung des Wappens derer von Reibnitz ist kulturgeschichtlich von Interesse; die daran geknüpften Sagen gehören allerdings wohl zu dem jüngeren Sagentyp, zu dessen Behandlung ich gleich übergehe. Auf dem Wappenschild des 1449 verstorbenen Diprand von Reibnitz in der Elisabethkirche in Breslau fand sich zwischen den dem Geschlechte sonst eigentümlichen zwei roten Querbalken in silbernem Felde das Wort *lieb*. Buchstaben oder ganze Worte in Wappen sind überhaupt selten; in unserem Falle aber gibt das Wort zu erkennen, daß selbst noch im 15. Jahrhun-

dert die Heraldik etwas Lebendiges, durch feste, unabänderliche Dogmen noch nicht Eingeschränktes war. In einem Aufsatz stellt P. Bretschneider eine Anzahl Beispiele zusammen, wie das Wort amor im 13. und 14. Jahrhundert an Mantelbrustbändern, Gürteln und sonstwo, auch in Wappen vorkommt, ein paar Mal dahinter das Wort vincit<sup>1)</sup>. Das bekannte Bild des Minnesängers Heinrich von Pressela in der Heidelberger Minnesängerhandschrift zeigt die einzelnen Buchstaben des Wortes amor zwischen Feldern mit dem schlesischen Adler auf dem Lendner und den Pferddecken des Herzogs verteilt. Mit Recht sieht der Verfasser des Aufsatzes darin „eine Huldigung an die . . . eben abklingende höfische Sitte des Minnedienstes.“ Ein Spätling dürfte das Reibnitzsche Lieb sein, bezeichnenderweise deutsch zu einer Zeit, wo die Muttersprache auch in den Inschriften immer mehr zur Geltung kommt<sup>2)</sup>. Das kurze Wörtchen hat zu mehreren Sagen Veranlassung gegeben. Merkwürdigerweise knüpft eine Überlieferung an ein Ereignis aus dem Jahre 1636 an, das also rund 200 Jahre nach dem einzigen Erscheinen des Wörtchens liegt. Doch steht das nicht vereinzelt da. So hätten z. B. die Zedlitze die Schnalle in ihrem Wappen erst einem Familienmitgliede zu verdanken, das bei der Belagerung von Wien durch die Türken im Jahre 1529 gefangen genommen worden war. Und dabei führten die Zedlitze die Schnalle schon seit mehreren Jahrhunderten im Wappen!

In dieser Sage treffen wir auf eine Jahreszahl. Die echte Sage ist zeitlos, wie das Märchen mit seinem oft gebrauchten Eingange: Es war einmal. Demgemäß muß in dieser Erzählung ein bewußter Einfluß sich geltend gemacht haben, ein Einfluß, der darauf ausging, die von uns als sagenhaft angesehene, aber als geschichtlich geglaubte Begebenheit, die bis dahin gleichsam in der Luft schwebte, chronologisch einzuordnen, wie es ja auch mit wirklichen Ereignissen geschah, für die eine feste Zeitangabe versagte. Es lag das in der

---

<sup>1)</sup> P. Bretschneider, Studien und Bemerkungen über epigraphische und heraldische Denkmäler Schlesiens (Zeitschr. d. Vereins f. Gesch. Schles., 65 Bd. 1931, S. 258 ff.).

<sup>2)</sup> Bretschneider weist am Schluß seiner Ausführung auf das Wappen der Zackreiß v. Marklkoven in Bayern hin, in dem ein Balken ebenfalls das Wort lieb enthält. Eine Angabe des Alters fehlt leider in der von ihm angeführten Quelle (a. a. O. S. 260).

ganzen Zeitrichtung begründet, die mit dem Humanismus einsetzte und nun eigentlich überhaupt erst eine pragmatische Geschichtsschreibung ermöglichte. Bei allem Kritizismus, der ihr eigen ist, führte sie aber doch aus der Vergangenheit noch sehr viel Sagen- gut mit. Das einzuordnen machte manche Schwierigkeit, aber diese überwand man oft nur allzuleicht, indem man es der Phantasie überließ, Brücken zwischen Geschichtlichem und Sagenhaftem zu bauen. Wenn man dies für erlaubt hielt, so lag es nahe, schließlich der Phantasie die Zügel schießen zu lassen und einfach zu dichten, wo die Tatsachen versagten, vielleicht daß man sich zunächst kaum bewußt war, daß dann eigentlich Betrug vorlag, ebenso wie man ja im Mittelalter nichts darin gefunden hatte, an Stelle verloren gegangener Urkunden neue herzustellen und dabei mehr als einmal den Inhalt mit erst später erworbenen Rechten zu erweitern. Der Typus eines solchen Schriftstellers ist der bekannte polnische Geschichtsschreiber Johannes Dlugosz (1415—1480). Ihm das Bewußtsein seiner zahlreichen Erfindungen abzusprechen, ist allerdings unmöglich; wir müssen ihn schon einen Fälscher nennen. Völlig in den Schatten gestellt wird er aber durch Abraham Hosemann (1561—1617)<sup>1)</sup>, der schlesische Adelsfamilien und Städte mit Geschichten beglückt hat, deren älteste Teile gänzlich seiner freien Phantasie entsprungen sind, einer allerdings nicht allzureichen Phantasie, insofern er verschiedenen Städten die gleiche Urgeschichte aufoktroiyert hat. Diese Erfindungen eines Dlugosz, Hosemann und anderer sind aus ihren Schriften auch in weitere Kreise gedrun- gen, und indem sie z. T. bis in das letzte Jahrhundert als geschichtliche Tatsachen geglaubt wurden, für uns Sagen- gut geworden und greifen damit auch in das Gebiet der Wappensagen hinüber, da die Fälscher ja mehrfach gerade an die Wappenbilder anknüpften, besonders wenn diese redend waren. In dieses Kapitel gehört auch die Erfindung von Wappen für geschichtliche wie sagenhafte Gestalten. Es sei auch hier wieder an Dlugosz erinnert, der u. a. den von ihm erfundenen Breslauer Bischöfen wie auch den älteren geschichtlichen Wappen gibt. Die Herausgeber von Wappenbüchern trugen auch kein Bedenken biblischen Gestalten, wie Adam und Eva, Christus, den

<sup>1)</sup> C. Grünhagen, Abraham Hosemann, der schlesische Lügenschmied. Zeitschrift d. Vereins f. Gesch. Schles., 18. Bd. 1884, S. 229 ff.

hl. drei Königen u. a. Wappen beizulegen. Dabei spielte die Spekulation auf die liebe menschliche Eitelkeit eine führende Rolle; mußten die Stadtobrigkeiten und die Adelsfamilien nicht mit Recht stolz darauf sein, daß ihre Ursprünge in uralte Zeiten zurückreichen, mit berühmten Persönlichkeiten in Verbindung gestanden haben sollten! So etwa die Frankenberge, die von dem „tapferen messenischen General Aristomenes“ abstammen sollten. Hier waren die drei Ziegeln und der Fuchs das Verbindungsglied, da Aristomenes nach der sagenhaften Überlieferung aus einer gemauerten Grube, in die er als Gefangener geworfen worden war, sich dadurch befreite, daß er drei Ziegeln ausbrach und dadurch ein Loch vergrößerte, durch das ein Fuchs verschwunden war. Meines Erachtens brauchen wir hier keinen bewußten Betrug anzunehmen; es ist wie in zahlreichen anderen Fällen vielmehr irrehende wissenschaftliche Kombination. Wir hören bei Sinapius und seinen Vorlagen mehrfach den Ausdruck vermutlich, so z. B. bezüglich der Schwanenköpfe im Wappen der Niebelschütze, daß diese nämlich „schon im vorigen Jahrtausend in britannischen Kriegsdiensten gestanden, da bekannt, daß diese Könige das Schwanenbild geführt und denen, die sich ritterlich gehalten, in ihr Wappenschild verehrt“. Andererseits lag es im Geiste des Barocks, zu allegorischen Erklärungen zu greifen, wie wenn Sinapius von den Promnitz sagt, daß der Ahnherr vermutlich „durch unerschrockene Tapferkeit, womit er anderen, mitten unter den feindlichen Pfeilen als ein hellstrahlender Stern vorgeleuchtet,“ den Pfeil mit den Sternen ins Wappen erhalten habe. Oft genug mag das Wahrscheinlich oder Mutmaßlich in Vergessenheit geraten und so das einst damit Verbundene zur gern geglaubten Stamm- oder Wappensage geworden sein.

Charakteristisch für diese Zeit ist auch der Umstand, daß die meisten Wappensagen von der Verleihung des Wappens durch irgendeinen Fürsten zu berichten wissen, während doch der Stolz des Uradels gerade darin besteht, es aus eigener Machtvollkommenheit angenommen zu haben. Aber gerade das Renaissance- und Barockzeitalter sah in ungeheurem Ausmaße die Verleihung des Adels und damit von Wappen und zugleich die Wappenbesserungen alter Familien durch die Fürsten und ihre Beauftragten. Kein Wunder, daß man das auf uralte Vergangenheit übertrug und besonders berühmte Fürsten aus ihr mit einzelnen Adelsgeschlechtern in Ver-

bindung brachte, zurück bis zu Armin, der z. B. den Schönaichs Namen und Wappen verlieh<sup>1)</sup>. Wenn mehrfach der deutsche König Heinrich I. in schlesischen Wappensagen erscheint, so dürfte dafür wohl allein Hosemann verantwortlich zu machen sein. Bezüglich der Reichenbache bemerkt Sinapius (I, S. 206), daß sich die Erzählung der Verleihung ihres Wappens durch den Kaiser (!) Heinrich den Vogeler an ihren Ahnherrn in den Personalien des 1715 gestorbenen Heinrich von Reichenbach auf Peterwitz im Ölseschen finde, entnommen aus dem Manuskripte des Abraham Hosemann. Wie wenig dieser seine Phantasie anstrenge, sehen wir daraus, daß die Namensage des Geschlechts und der Stadt Reichenbach dieselbe ist, nämlich von dem großen ungarischen Schatze, der in einem Bache gefunden worden sein soll. Als Wappenverleiher treten uns ferner Karl der Große, Friedrich Barbarossa, Karl IV., Heinrich I. von Schlesien und die polnischen Könige Boleslaus Chrobry und merkwürdigerweise Boleslaus Krzywousty mehrfach entgegen<sup>2)</sup>. Sehr häufig kommt die Lilie in Ein- und Mehrzahl als Wappenfigur vor, ohne daß sich natürlich ihre Wahl im einzelnen erklären ließe. Bekannt ist das Lilienwappen Frankreichs, genauer der französischen Könige. Pseudowissenschaftliche Kombination ist sicher die auch für mehrere schlesische Adelsfamilien bezeugte Zurückführung ihrer Lilienwappen auf Verleihung durch fränkische oder französische Könige. Übrigens werden auch die Lilien des Breslauer Bistumswappens auf Frankreich zurückgeführt und zwar schon in der dem Ende des 14. Jahrhunderts angehörenden *Cronica principum Polonie*<sup>3)</sup>. Gern wird die Verleihung des Wappens durch einen Fürsten als Akt der Dankbarkeit für eine Rettung aus Lebensgefahr dargestellt. Höchst naiv sind die Erzählungen, wie irgendein befestigter Ort durch einen klugen Kopf dadurch vor der durch Hunger fast erzwungenen Übergabe gerettet wurde, daß man den Feinden noch vorhandene reiche Lebens-

<sup>1)</sup> In Lohensteins Heldenroman „Großmüthiger Feldherr Arminius“ schlägt Marbod eine große Anzahl schles. Edelleute zu Rittern (z. B. Seydlitze, Prittwitz, Rohrs, Zedlitze u. a.) [1. Bd., S. 1143].

<sup>2)</sup> Tatsächlich ist Karl IV. der Schöpfer des Briefadels (E. Gritzner, Heraldik in Grundriß der Geschichtswissenschaft, 1. Bd., S. 380).

<sup>3)</sup> P. Bretschneider, „Das Breslauer Bistumswappen“ in der Zeitschrift d. Vereins f. Gesch. Schles., 50. Bd., S. 237; L. Schulte, Kleine Schriften (Darstellung und Quellen z. schles. Geschichte, 23. Bd.) S. 29 f.

mittel vortäuschte, so daß sie abzogen, wie in den Wappensagen der Haugwitz, Pritzelwitz und Sack und der Stadt Ziegenhals.

Neben den Wappenverleihungen durch einzelne Herrscher findet sich auch die zeitliche Festlegung durch bestimmte Kriege, vor allem mit den Ungarn, Mongolen und Mauren. Die Ungarn, die auch den Mongolen z. T. gleichzusetzen sind, werden wohl auch zusammen mit Heinrich I. Hosemann verdankt. Auf Kämpfe mit diesen beiden Völkern werden die von einigen Familien im Wappen geführten ungarischen oder tatarischen Mützen zurückgeführt. Durch die bekannte mittelalterliche Gleichsetzung von Mauren und Mohren werden in einigen Fällen Neger erklärt, so auch die Negerinnen im Wappen der Loeben und Prittwitz. Das sechzehnte und siebzehnte Jahrhundert war die Zeit der Kämpfe des Hauses Habsburg gegen die Türken, die Ungläubigen. Da Schlesien selbst von der Türkengefahr bedroht war, als sie zweimal Wien belagerten, so lag es nahe, daß die Kämpfe mit den ebenfalls das Christentum bedrängenden Ungläubigen der Vergangenheit in verschiedenen Wappensagen ihren Niederschlag fanden.

Im Vorhergehenden glaube ich die Haupttypen der schlesischen Wappensagen geschildert zu haben. Auf den folgenden Seiten gebe ich in kürzester Fassung eine größere Zahl dieser Sagen in alphabetischer Reihenfolge der Namen der Adelsfamilien und der Städte. Die Wappenbeschreibung beschränkt sich meist auf die Teile des Wappens, die für die daran geknüpfte Sage von Belang sind.

### Adelsfamilien

**Bauer.** Wappen: Längsgeteilter schwarzweißer Schild mit Lilien; Helmschmuck ein Mann mit zwei schwarzweißen Fahnen. Der Ahnherr namens Bonar erhält vom französischen Könige das Wappen, weil er im Kriege gegen die Engländer und Schotten zwei Fahnen in diesen Farben eroberte (Sinap. I, S. 240 nach Okolski).

**Bitowski von Bitowa.** Wappen: Herz, aus dem zwiefaches Feuer sprüht. Der Ahnherr, ein Slawonier, erhielt das Wappen, weil er am französischen Hofe einen jungen Prinzen von Zypern, der sich um eine Prinzessin bewarb, mit dieser zusammenführte (Sinap. I, S. 267 nach Paprocus).

**Blücher.** Wappen: Zwei silberne Schlüssel in rotem Schilde. Der Ahnherr verteidigte eine Kapelle gegen heidnische Wenden und überreichte deren Schlüssel auf seinem blutbespritzten Schilde Heinrich dem Löwen oder Borwin von Mecklenburg. Er erhielt dafür das Wappen und den Namen Bleudiger (= Blutiger), woraus dann Blücher wurde (Graesse, Geschlechts-, Namen- und Wappensagen des Adels deutscher Nation, S. 16).

Borenski. Wappen: Burg mit zwei Türmen. Der Urahn verteidigte das Schloß Kosel gegen die Feinde und erhielt dafür die Burg als Wappenbild (Sinap. I, S. 282 nach Paprocius).

Bose. Als Helmzier eine umgekehrte ungarische Mütze. Der Ahnherr zeichnete sich 933 in der Ungarnschlacht aus (Sinap. II, S. 542).

Brauchitsch. Wappen: Schwarzer Hirsch mit roten Geweihen. Der Ahnherr ergreift einen fliehenden Hirsch bei den Geweihen und bricht eines ab (Sinap. I, S. 292 f.).

Danewitz. Wappen: Ein Arm, dessen Hand einen Eberkopf am Unterkiefer hält. Wahrscheinlich erwischte der Ahnherr ein Wildschwein am Unterkiefer und schlug ihm den Kopf ab (Sinap. I, S. 326).

Debschütz. Wappen: Grünes Seeblatt in weißem Felde. Als ein slawisches Heer an einen Fluß kommt und nicht weiß, wie es ihn überschreiten soll, reitet ein Oberster hinein, findet eine Furt und bringt eine Seeblume zurück. Der König gibt sie ihm ins Wappen [Sinap. I, S. 326] <sup>1)</sup>.

Demritz. Wappen: Goldener Halbmond und Stern im blauen Felde. In einem Kriege der Polen gegen die Heiden beschlich ein tapferer Krieger eine feindliche Wache bei Mondschein und nahm sie gefangen (Sinap. I, S. 332).

Frankenberg. Wappen: Drei rote Ziegeln in gelbem Felde, als Helmschmuck ein Fuchs. Die Familie stammt von dem tapferen messenischen General Aristomenes, der um 354 v. Chr. gelebt und von den Spartanern gefangen genommen und in eine gemauerte Grube geworfen wurde, damit er dort verhungere. Ein Fuchs, der durch ein enges Loch eingedrungen, veranlaßte ihn, drei Ziegeln herauszubrechen und sich so zu befreien (Sinap. I, S. 29 nach Henelius Silesiographia renovata, 2. T. S. 355 und Hermann, Praxis heraldica, 2. Teil).

Gellhorn. Wappen: In einem Schrägbalken drei Hörner. Ums Jahr 931 unter Kaiser Heinrich I. soll im Wenden- oder Ungarnkriege ein Jäger, als er von einer Anhöhe aus das Regiment seines Kriegsobersten weichen sah, ins Horn gestoßen haben, so daß es von neuem angriff und den Feind schlug (Sinap. I, S. 386).

Geralowski. Wappen: Ein kopfloser schwarzer Adler in weißem Felde. In einem Streite um die väterlichen Güter tötete ein Bruder den anderen und mußte deshalb zur Strafe den Adler ohne Kopf im Schilde führen (Sinap. I, S. 389 nach Okolski).

Hangwitz. Wappen: Schwarzer Widderkopf in rotem Felde. Der Ahnherr verteidigte ein ihm von dem heidnischen markomannischen Könige anvertrautes Schloß. Schließlich stellte sich aber der Hunger ein, und es war nur noch ein Widder zur Nahrung da. Diesen ließ der Verteidiger schlachten, bestrich mit seinem Blute eine Anzahl Ochsenhäute und hängte sie zum Trocknen über die Mauer heraus. Da glaubten die Feinde, die Besatzung hätte noch genug Nahrungsmittel, und zogen ab (Sinap. I, S. 438. Eine Namenssage siehe bei E. Graf Haugwitz, Geschichte der Familie H., Leipzig 1910, S. 3).

<sup>1)</sup> Siehe weiterhin unter Stosch. Dieselbe Sage wird auch von den Kaunitz berichtet (Graesse, a. a. O. S. 76).

Heyde. Helmzier eine rote tatarische Mütze. Der Ahnherr hatte aus der Mongolenschlacht den Kopf eines vornehmen Tataren mitgebracht (Sinap. I, S. 409).

Hundt von Alten-Grottkau. Wappen: Weißer Hund in blauem Felde, Helmschmuck: neun rote Nelken. Die Familie stammt von dem uralten hochgräflichen Geschlecht der Guelfen. Als die Ahnherrin mit neun Knaben niedergekommen war, sollte eine Dienerin diese ersäufen. Auf dem Wege trifft sie der Bischof Bruno und fragt sie, was sie verdeckt trüge. Sie antwortet, es seien Guelfen (Hunde). Als der Bischof diese sehen will, wird die Lüge offenbar. Er zieht die neun Knaben auf, die die Ahnherren des Geschlechtes wurden (Sinap. I, S. 479 f. nach der Leichenpredigt des Pfarrers Gottfried Gerlach von 1708). Dieselbe Sage wird von der Familie Woitmole oder Weytmille erzählt (Sinap. I, S. 1038). Ebenso von einer namenlosen Adelsfamilie im Schweidnitzer Weichbilde von 1510 (A. Meyer, Das Neunkindermärchen in Schlesien, Mitteilg. d. schles. Ges. f. Volksk. 5. Bd., IX. Heft, S. 72 ff. Vgl. auch Kühnau, Oberschles. Sagen gesch. Art, S. 340 f.).

Jeser. Wappen: ein Mühlrad. Als die Slawen in Mähren eindrangten, flohen die meisten Einwohner, nur ein Müller blieb zurück und bewillkommnete sie. Dafür erhielt er von ihrem Fürsten den Adel und das Mühlrad als Wappen.— Der Ahnherr war so stark, daß er ein Mühlrad im Laufe aufhielt (Sinap. I, S. 491).

Kalkreuth. Wappen: Zwei gekreuzte Ofengabeln oder Reuten (Kalkreuten). Der Urahn kommt in den falschen Verdacht, ein Liebesverhältnis zu der Königin zu haben. Deren Gemahl befiehlt, den ersten, den er von den Bedienten der Königin zu einem Kalkofen schicken werde, in diesen hineinzuworfen und sandte den vermeintlichen Liebhaber der Königin dorthin. Dieser aber verweilte sich in seiner Frömmigkeit in einer Kirche im Gebet, und so trifft den Verleumder, der nachschauen will, ob der Befehl des Königs vollzogen ist, der Verbrennungstod (Sinap. I, 494)<sup>1)</sup>.

Kobyłka. Wappen: Halber Mohr mit weißer Binde um den Leib in blauem Felde. Der Ahnherr, ein slawischer Krieger, besiegt in einem Kriege des Königs von Sardinien mit Korsika einen Mohren im Zweikampfe (Sinap. II, S. 734 nach Paprocius).

Köckritz. Wappen: Drei gelbe Lilien in einem blau und weiß gespaltenen Schilde. Ein Vorfahr zeichnete sich in fränkischen (= französischen) Diensten aus und erhielt dafür den Schild mit den fränkischen Lilien, und sein Name wurde in Keckeriß verwandelt, weil er keck in die Feinde gerissen (Geschichte des Geschlechts von K., Breslau 1895, S. 1 f.).

Kostka. Wappen: In blauem Felde goldenes Hufeisen mit Kreuz. Die Feinde des Kreuzes Christi hatten 990 auf einem Berge eine feste Stellung inne und forderten ihre Gegner unter Boleslaus Chrobry höhnisch zum Zweikampfe heraus. Da versieht ein Soldat mit Namen Accipitrin (accipiter = Habicht) sein

<sup>1)</sup> Literatur über diese Sage, die aus Schillers „Gang nach dem Eisenhammer“ allgemein bekannt ist, findet sich bei Klapper, Mittelalterliche Wandererzählungen in Oberschlesien (Mitteilg. d. schles. Gesellsch. f. Volksk. 24. Bd., S. 85, Anmerkg. 1. — Der Gang zum Kalkofen als Predigtexempel, S. 89 f.).

Pferd mit starken Hufeisen, reitet den Berg hinauf und kämpft siegreich (Sinap. I, S. 530 f.).

**Krawarz.** Wappen: Pfeil und Bogen <sup>1)</sup>. Ein Kuhhirt rettet ein Edelfräulein vor einem Bären, indem er diesen im letzten Augenblicke niederschießt. Er erhielt die Hand der Dame. Ihre Nachkommen behielten den Namen Krawarz (= Kuhhirt) bei und nahmen Pfeil und Bogen in ihr Wappen auf (Kühnau, Ober-schles. Sagen gesch. Art, S. 393 ff.).

**Kreckwitz.** Wappen: Drei mit den Köpfen zusammenstoßende weiße Fische in blauem Felde. Drei Brüdern gelang es, eine mit Wasser umgebene Festung zu ersteigen und zu erobern (Sinap. I, S. 549).

**Larisch.** Wappen: Zwei eisenfarbene krumme Messer (Sicheln) mit goldenem Griff in rotem Felde. Dem Könige Boleslaus verkündet auf seinem Zuge gegen Böhmen ein Mann namens Larissa, der gerade zwei Pflugeisen zum Schmiede trug, den künftigen Sieg. Der König nimmt ihn mit sich; er beschleicht des Nachts das feindliche Lager und treibt die Pferde weg. — Piast gibt dem Ahnherrn drei Messer ins Wappen, weil er Gärten angelegt hat (Sinap. II, S. 363 f. nach Okolski und Paprocus).

**Lassota.** Wappen: Ein zu Pfahl gestelltes Pfahleisen <sup>2)</sup>. Ein Mann von ungemeiner Stärke am mährischen Hofe namens Saul wird von einem anderen am kaiserlichen Hofe beschimpft. Er riß deshalb seinem Gegner das Obermaul so herunter, daß zu beiden Seiten der große Schnauzbart herunterhing und steckte ihn auf die Pfeilspitze. Diese beiden Bilder erhielt er dafür vom Könige ins Wappen (Sinap. I, S. 578 nach Paprocus).

**Lestwitz oder Leßwitz.** Wappen: Helmzier knieendes geharnischtes Bein, am Schenkel abgeschnitten und blutspritzend. Der Ahnherr, ein Rittmeister, dessen Vater ein Kesselschmied namens Nowina war, erhielt das Wappen 1121 vom Könige Boleslaus Krzywousty. Er war im Kriege gegen die Russen mit diesem gefangen und mit ihm zusammengeschiedet worden. Indem er sich selbst seinen Fuß abhieb, gab er dem Könige die Möglichkeit zu entfliehen (Sinap. I, S. 587 nach Okolski).

**Lidlau.** Wappen: In blauem Felde drei silberne Schlüssel, als Helmschmuck ein sitzender Fuchs, auf dessen Kopf drei Hahnenfedern. Als Kaiser Friedrich II. Halle 1187 (!) belagerte, steckten die Bürger zum Hohn viele Federn an Stangen auf die Mauer. Matthias von Lidlau pflanzte als erster die Fahne auf die erstiegenen Mauern und erhielt dafür die Federn ins Wappen (Sinap. I, S. 596).

**Löben.** Wappen: Quergeteilter Schild, unten ein weißrotes Schach, oben in weißem Felde eine Mohrin mit weißroter Stirnbinde. Ein Mann der Leibwache der Mohrenkönigin Pelusa, Daniel Lost oder Loß, gewann ihr ein Spiel

<sup>1)</sup> Nach Blažek, Der abgestorbene Adel der Provinz Schlesien 1. Bd., S. 57 führte das Geschlecht in rotem Felde ein zu Pfahl gestelltes silbernes Wurf-eisen; auf Tafel 42 ist aber eine zweitürmige silberne Burg in Rot als Wappen abgebildet.

<sup>2)</sup> Mit einiger Phantasie kann das Wappenbild als ein Schnurrbart (mit Pfeilspitze) gedeutet werden.

Schach mit Einsatz des Lebens ab und wurde 733 von ihr in ihrer Residenz Meroc zum Ritter geschlagen — nach anderer Sage wäre der Ahnherr in diesem Jahre in die Hände der Ungläubigen gefallen und hätte mit der Königin um seinen Kopf Schach spielen müssen (Sinap. I, S. 603 f.).

Lys. Wappen: In blauem Felde zwischen zwei goldenen Lilien ein aufrecht stehendes Schwert. Die Familie stammt von dem Bruder der Jungfrau von Orleans und erhielt außer den französischen Lilien deren Schwert ins Wappen (Sinap. II, S. 796).

Monteverques<sup>1)</sup>. Wappen: Ein Schloß mit offener Pforte, darunter ein rennender Wolf. Als ein Mitglied des Geschlechts in seinem Zimmer beschäftigt war, kam durch die offene Tür ein Wolf hereingerannt, ergriff ein Bund Briefe und lief wieder fort. Alles eilt aus dem Haus dem Raubtier nach. Kaum waren sie aus dem Hause, als dieses zusammenstürzte (Sinap. I, S. 221).

Moschewski von Morawerzina. Wappen: Zwei zerbrochene Schlittenkufen oder zwei eiserne Griffe und zwischen ihnen ein Schwert. Der Ahnherr namens Cholewa hatte 921 eine besondere Art von Schlitten erfunden. Aus Ärger wegen Mißlingens eines Fahrversuchs zerschlug er den Schlitten und erhielt die Kufen ins Wappen. Nach anderer Version führt die Familie das zweite Wappen, weil der Ahnherr, ein Zimmermann, unter Boleslaus Chrobry dessen Heere bei der Verfolgung der Feinde mit diesen Werkzeugen einen Weg durch einen dichten Wald gebahnt hatte (Sinap. I, S. 650 nach Okolski).

Pelchrzim. Wappen: Ein halber Löwe über einer Mauer. Ein polnischer oder portugiesischer Pilger sah in Afrika einen Löwen mit einem Drachen kämpfen und tötete den Drachen. Voll Dankbarkeit folgte ihm der Löwe überall hin nach (Sinap. II, S. 860 nach Okolski).

Pfeil. Wappen: Zwei gekreuzte Bärenatzen. Der Ahnherr rettete 1220 Herzog Heinrich I. von Schlesien vor einem Bären (Graefé, a. a. O. S. 117). Nach Kühnau, Mittelschles. Sagen gesch. Art, S. 132, war der Retter der Leibschütz Friedrich.

Piotrowski. Wappen: In rotem Felde ein Schweinskopf, dessen Unterkiefer ein blaugekleideter Arm hält; auf dem Helme eine Jungfrau. Als 1148 den Herzog von Siradien ein Wildschwein bedrängte, schwang sich der Ahnherr auf dieses, brach ihm das Untermaul und hieb ihm den Kopf ab. Dafür erhielt er vom Herzog das Wappen; die Jungfrau ist das Bild seiner Geliebten (Sinap. II, S. 865 f.).

Posadowsky. Wappen: Ein zweimal gebrochener blauer Balken in silbernem Felde. Der Ahnherr besiegte in Gegenwart seines Herzogs einen riesenmäßigen deutschen Helden und erhielt dafür ein umgekehrtes M (= magnus, magnanimus) oder zwei V (= virtute victor) ins Wappen (Hermann, Praxeos heraldico-mysticae 3. pars, unter Posadowski, S. 3. nach Dlugoß).

<sup>1)</sup> Ludwig von Lopus, Freiherr von M., Erbherr auf Domanze, Poseritz etc. war von 1641—1650 Kommandant von Liegnitz, später von Glogau, wo er 1669 starb. Er wurde in der Franziskanerkirche beigesetzt. Sein Figurengrabstein ist jetzt im Kunstgewerbemuseum zu Breslau. Der Tote steht auf einem Wolfe, der ein Papier im Rachen hält.

**Praschma.** Wappen: Ein Hirschgeweih in blauem Felde. Der Ahnherr zeigte in uralten Zeiten unter den heidnischen Regenten seinem Fürsten einen Weg durch einen großen Morast, indem er einem Hirsche folgte; er schwang sich auf diesen und hieb ihm den Kopf ab. Dafür erhielt er das Wappen mit dem Hirschgeweih (Sinap. I, S. 94; Weltzel, Gesch. d. edlen freiherrl. u. gräfl. Geschlechts v. Pr., S. 8f.).

**Prittwitz.** Wappen: Der Schild ist schwarz-gelb geschacht, als Helmzier eine armlose halbe Mohrin mit gelber Kopfbinde, auf dem Gesicht einige rote Blutstropfen. Ein slawischer Soldat namens Holub (= Täuber, Columbus) wird im mauretanischen Kriege von einer „mohrischen“ Prinzessin zum Schachspiele aufgefordert. Er gewinnt und schlägt ihr mit dem Schachbrett auf den Kopf, so daß sie blutet. Darauf verleiht ihm der König das Wappen und den Namen Brettwitz (weil er witzig aufs Brettspiel war). Nach „Bielscius, einem polnischen Skribenten“, wäre die Prinzessin eine Tochter des mohrischen Königs von Granada gewesen (Sinap. I, S. 730 — „Über den Namen und das Wappen der schles. Familie v. Prittwitz“ Schles. Prov.-Bl. neue Folge, 3. Bd., S. 210 ff.).

**Pritzelwitz.** Wappen: In rotem Schilde ein Eselskopf, Helmzier ursprünglich eine wachsende Ziege. In der 1022 von den Heiden belagerten slawonischen Festung Eczech herrschte Hungersnot; um die Feinde zu täuschen, ließ der Anführer Stawisz eine Ziege und einen Esel schlachten und mit deren Blut Ochsenhäute bestreichen, die er wie zum Trocknen über die Mauer heraushängte. Infolgedessen zogen die Heiden ab, da sie glaubten, daß noch genügend Lebensmittel vorhanden wären (Sinap. I, S. 736 nach Okolski).

**Reder.** Wappen: Weißes Rad in blauem Felde. Ein tapferer Soldat rettet seinen König in einem umstürzenden Wagen, indem er diesen trotz der Stärke der durchgehenden Pferde aufhält (Sinap. I, S. 121).

**Reibnitz.** Wappen: Zwei rote Querbalken in silbernem Felde. Auf dem Wappenschilde des 1449 verstorbenen Diprand von Reibnitz, früher in der Elisabethkirche in Breslau, stand zwischen den Querbalken das Wort lieb. Gerade an dieses ganz vereinzelte Vorkommen knüpfen mehrere Sagen an. Der Ahnherr deckte in einer Schlacht seinen Fürsten mit seinem Leibe und empfing zwei Schwertwunden. Der Fürst schlug ihn zum Ritter und verlieh ihm das Wappen mit dem Worte lieb (Paul Frhr. v. Reibnitz, Geschichte der Herren und Freiherren v. R., Berlin 1901, S. 4). — Der Ahnherr heiratet die Tochter eines Herzogs von Glogau aus Liebe (nach einem Kalender, dessen Titel verloren ist)<sup>1)</sup>.

<sup>1)</sup> Dieser Sage liegt die Tatsache zu Grunde, daß die Tochter Anna Ursula des Albrecht von Reibnitz-Rathen 1636 den Herzog Heinrich Wenzel von Münsterberg-Öls heiratete. Sie wurde 1637 zur Herzogin von Bernstadt erhoben. Nach einer sagenhaften Überlieferung, die der märkische Dichter Hesekiel in einer Ballade verherrlicht hat, habe sie ihren Gemahl, trotzdem sie ihn liebte, nicht eher heiraten wollen, ehe sie nicht durch ihre Erhebung zur Herzogin, die dann auch vor der Vermählung erfolgte, ihm ebenbürtig wäre, damit nicht das edle Blut der Piasten verunreinigt würde (siehe die Gesch. d. Geschlechts S 54 u. 58, Graebe, a. a. O. S. 130).

**Rogoyski von Rogoschnick.** Wappen: Ein Hirsch mit weißem Gurt um den Leib. Der Ahnherr fängt, um seine Schnelligkeit zu beweisen, mit einem Gurt einen fliehenden Hirsch, schwingt sich auf ihn und bringt ihn seinem noch heidnischen Fürsten (Sinap. I, S. 767).

**Rohr.** Wappen: Sechs Ziegeln in folgender Stellung  Ein kaiserlicher Hauptmann erstürmt um 1100 als erster eine türkische Festung in Kroatien und reißt die ersten Ziegeln aus der Mauer heraus. Er erhielt die Ziegeln so ins Wappen, wie sie herausgefallen waren (Sinap. I, S. 764).

**Sack.** Wappen: Vier weiße Säcke in rotem Felde, als Helmzier eine mit Rosen gekrönte Mohrin. Ein deutscher Soldat, der unter einem Könige von Spanien gegen die Mohren focht, erbeutete bei eingetretenem Nahrungsmangel Säcke mit Lebensmitteln (Sinap. I, S. 789 f.).

**Salisch.** Wappen: In einem längsgeteilten Schilde ein halber Flug und ein halbes Hirschgeweih. Boleslaus Chrobry gibt dem Ahnherrn dieses Wappen weil er einem laufenden Hirsch ein Horn abgebrochen und eines fliegenden Adlers Flügel gelähmt hatte (Sinap. I, S. 794 f.).

**Schaffgotsch.** Wappen: Vier rote Balken in weißem Felde, Helmzier ein Baum, vor dem ein Schaf steht. Unter anderen Rittern, die Karl IV. zugezogen waren, als er Adolf von Nassau in Erfurt belagerte, befand sich auch Gotsche Schof. Als ihm der Kaiser wegen bewiesener Tapferkeit die Hand reichen wollte, wischte er seine blutige Hand an seinem blanken Panzer ab, so daß vier rote Streifen von vier Fingern darauf zu sehen waren (Joh. Tralles, Mausoleum Schaff-Gotschianum, Leipzig 1621, S. 4). Zwei Abwandlungen dieser Sage bei Graefe, a. a. O., S. 142 f., und Schaetzke, Schles. Burgen und Schlösser, S. 232. Danach war der Ahnherr ein Schäfer, der mit Friedrich Barbarossa ins heilige Land gezogen war.

**Scheliha.** Wappen: Silberner Halbmond in rotem Felde. Der Ahnherr holt bei Mondschein eine Wache aus dem feindlichen Lager und bringt sie zum Fürsten Lesco dem Schwarzen, der dann die Feinde schlägt (Sinap. I, S. 809 nach Okolski).

**Schimonski.** Wappen: Gestürztes Schwert zwischen zwei abgewendeten silbernen Halbmonden in rotem Felde. Dieselbe Sage wie bei Scheliha (Sinap. I, S. 819 nach Okolski).

**Schindel.** Wappen: Drei weiße Schindeln in rotem Felde. „Laut mündlicher Relation“ soll ein Kaiser sich auf der Jagd verirrt haben und im Walde zu einem Schindelmacher gekommen sein, der ihn wieder zu den Seinen führte (Sinap. I, S. 820 f.).

**Schönaich.** Wappen: Eichenkranz mit roten Bändern in gelbem Felde. Der Ahnherr lag nach der Schlacht im Teutoburger Walde verwundet unter einer Eiche. Ein Anführer (oder Armin selbst) flicht einen Kranz aus Eichenblättern, krönt ihn damit und sagt: „So sollst du von nun an Schönaich heißen.“ (Klopsch, Gesch. d. Geschlechts v. Sch., 2. Heft, S. 1).

**Schweinichen.** Wappen: Weißes Schwein in rotem Felde. Biwoy, ein Sohn von Ludiwoy, bringt 716 ein riesenhaftes Wildschwein vor die Fürstin Libussa und tötet es vor ihren Augen. Er erhält die Hand ihrer Schwester

Kascha und das Wappen (C. v Schweinichen, Zur Gesch. des Geschlechts derer von Schw., Breslau 1904, S. 3 nach einer novellistisch behandelten Sage in Staré Pověsti České [alte böhmische Sagen] von A. Jirasek). Eine bildliche Darstellung der Sage in einem Gemälde, das in der genannten Familiengeschichte veröffentlicht worden ist. Es stammt seinem Charakter nach aus dem 18. Jahrhundert, nicht wie in dem Texte gesagt ist, aus dem Ende des 15. oder Anfang des 16. Jhs.

Senitz. Wappen: Ein geflügelter Karpfen. Einen solchen fing im Gardasee bei Brescia ein „heldenmütiger curieuser polnischer Soldat“, der unter den alten heidnischen Fürsten gegen die Römer focht (Sinap. I, S. 891 nach Paprocius).

Seydlitz. Wappen: Drei rote Fische in silbernem Felde; Helmzier zwei Büffelhörner, zwischen denen zwei übers Kreuz gelegte Fahnen. Um 931 haben drei Brüder aus dieser Familie gefischt, als sie von Feinden überfallen wurden. Sie siegten aber und eroberten zwei Fahnen (Sinap. I, S. 880). — Die Slowaken oder Wenden kamen unter ihrem heidnischen Könige an einen breiten und ungestümen Fluß. Als sie, von den Feinden verfolgt, auf jeden Fall hinüber mußten, fanden drei Brüder, Seidlitzer genannt, einen Durchgang. Sie wurden dafür geadelt, und jeder erhielt ein Wappen mit je einem Fisch. Sie baten aber darum, alle drei Fische in ihrem Wappen führen zu dürfen, und erhielten ein Diplom darüber (Bunzlauische Monatsschrift, 8. Jahrg. 1781, S. 116 ff.).

Skopp. Wappen: Schwarzer Löwe mit rotem Kopf und roten Pranken in gelbem Felde. In der Mongolenschlacht waren alle Mitglieder der Familie gefallen bis auf zwei, die den Orden der Franziskaner und Dominikaner angehörten. Diese wurden ihrer Ordensgelübde entbunden und setzten das Geschlecht fort, zogen aber zum Andenken an ihren früheren geistlichen Stand dem roten Löwen ihres bisherigen Wappens eine schwarze und braune Kutte an (Sinap. I, S. 903).

Skrbenski. Wappen: Ein schwarzer Pfahl in silbernem Felde. Der Ahnherr wies in Markomannenkriege einem mährischen Heer einen sicheren Weg durch einen Morast (Hermann, Praxeos heraldico-mysticae 3. pars unter Skrbenski, S. 2).

Stollberg. Ein schwarzer Hirsch in gelbem Felde. Otto von Columna, ein römischer Ritter, der 566 am Harze saß, erhielt wegen seiner Heldentaten von Justinus II. die hohe Würde eines Grafen von Stollberg und das Wappen, nachdem er dem Kaiser einen Hirsch als Wildpret verehrt hatte (Sinap. II, S. 242).

Stosch. Wappen: Zwei über einander geschlungene silberne Nymphäenzweige in rotem Felde. Der Ahnherr führte eine Reiterschar durch einen Sumpf in den Rücken der Böhmen und verschaffte so den Deutschen den Sieg. Im Sumpfe hob er mit dem Schwerte Nymphäenzweige heraus und schmückte seinen Helm damit (Sinap. I, S. 943).

Stössel. Wappen: Ein Mohrenkopf. Dieses Wappen erhielt der Ahnherr wegen seiner Tapferkeit im Mohrenkriege von Friedrich Barbarossa oder einem Könige von Portugal, weil er einem Mohren im Zweikampfe den Kopf abgeschlagen hatte (Sinap. I, S. 939).

Thielau. Wappen: Ein Baum mit zwei Ästen; Helmzier: ein Rabe mit einem Ring im Schnabel. Ein Edelknabe Karl von Th. liebte die Tochter eines Liegnitzer Herzogs. Dieser schenkte ihr einst einen Ring, der aber verloren

ging und trotz allen Suchens nicht wiedergefunden werden konnte. Der Fürst, der glaubte, Th. habe ihn als Liebeszeichen erhalten, ließ ihn gefangen setzen. Nach einigen Tagen fand ein anderer Edelknabe den Ring in einem Rabennest auf einem hohen Baume. Der Fürst gab nun Karl v. Th. das Wappen und erlaubte ihm, seine Tochter zu küssen<sup>1)</sup>. (Schles. Provinzialbl. neue Folge, 3. Bd. S. 543). Ein ähnliches Wappen (einen Raben im Schilde und als Helmzier zwei Arme, die einen Ring halten) führen die Throta. Bischof Thilo von Throta (1466—1514) soll einen Pagen als vermeintlichen Ringdieb haben hinrichten lassen, ehe der Raub durch den Raben entdeckt wurde (Graeße, a. a. O. S. 169).

Tschammer. Wappen: In längsgeteiltem Schilde rechts rotes Geweih in silbernem, links ein Büffelhorn in rotem Felde. Als König Boleslaus Krzywousty verschiedenen Herren seinen Tiergarten zeigt, nimmt einer von diesen einen Büffelochsen, der ihn anläuft, bei den Hörnern und bezwingt ihn (Sinap. I, S. 983 nach Okolski und Cromer, Hist. Pol. liber 26).

Tschirsky. Wappen: Schwarzer Büffelkopf mit goldenem Ringe in der Nase in rotem Felde. Der Stammvater war ein Kohlenbrenner. Als er merkte, daß während seiner Abwesenheit ein wilder Stier in seine Hütte drang und seine Vorräte aufzehrete, lauerte er ihm einst auf, faßte ihn bei den Hörnern, zog ihm durch die Nase einen Ast und führte ihn daran zum Könige (Sinap. I, S. 1000 nach Okolski und Paprotius<sup>1)</sup>).

Üchtritz. Wappen: Zwei gekreuzte goldene Schlüssel in silber- und blaugespaltenem Felde. Der Ahnherr verteidigte eine Festung, deren Schlüssel er hatte, mit Erfolg gegen die Franken und erhielt dafür das Wappen (Sinap. I, S. 1004 f.).

Wrochem. Wappen: Ein von drei Rosen begleiteter blauer Querstrom; Helmzier ein Schwan. Der Ahnherr wurde als Kind von einer Nixe in Schwanengestalt in ihren unterirdischen Palast entführt. Wegen seiner großen Sehnsucht nach seiner Heimat entließ sie ihn wieder und gab ihm drei Rosen mit. An deren Erhaltung ist das Bestehen des Geschlechts geknüpft (Graeße, a. a. O. S. 183).

Würben (Wrbna). Wappen: Goldener Querbalken, darüber und darunter je drei goldene Lilien in blauem Felde. Der Stammvater erhielt vom Kaiser die drei Lilien oben, vom französischen Könige unten ins Wappen (Sinap. II, S. 275, Graeße, a. a. O. S. 182 f.).

Zedlitz. Wappen: Silberne Schnalle mit zerbrochenem Dorn in rotem Felde. Das Wappen zeugt von der Heldentat eines deutschen „Urhebers vandalischer oder slawonischer Extraktion“, der so tapfer gefochten, daß ihm der Dorn am Degengurt zersprang (Sinap. I, S. 1046). — Der Kaiser verlieh einem Z. das Wappen, der ihn aus den Händen der Feinde dadurch befreite, daß er die Gurtschnalle des Purpurmantels zerbrach, so daß nur dieser in den Händen der Feinde blieb. — Bei der Belagerung Wiens durch die Türken im Jahre 1529 wurde ein Junker v. Z. gefangen genommen und vor den Großvezier Ibrahim gebracht. Keiner vermochte ihm die schwere Rüstung abzunehmen, bis der Junker, nachdem man ihm das Leben zugesichert, zwei Schnallen zeigte, die den Harnisch

<sup>1)</sup> Dieselbe Sage bei den Grafen von Pernstein in Mähren (Graeße, a. a. O. S. 116).

zusammenhielten. Nach seiner Freilassung nahm er eine Schnalle in sein Wappen auf (Graeße, a. a. O. S. 190)<sup>1)</sup>.

### Städte

Friedland (bei Waldenburg). Wappen: Stadtmauer mit zwei Türmen, im offenen Tor ein Igel. Die Stadt soll früher Iglau geheißen haben (Kühnau, Mittelschles. Sagen geschichtlicher Art, S. 89f.).

Glatz. Wappen: Silberner Löwe mit zwei Schwänzen in rotem Felde. König Ottokar II. von Böhmen verlieh der Stadt einen silbernen Löwen in rotem Felde. Als das von seinem Hofmaler gemalte Wappen in Glatz ankam, stellte es sich zur Betrübnis der Stadtväter heraus, daß der Löwe keinen Schwanz hatte, da dieser auf dem Transporte abgerieben worden war. Als sie nun den König baten, diesen Übelstand beseitigen zu lassen, verlieh er ihnen einen Löwen mit zwei Schwänzen (Vierteljahrsschrift f. Gesch. u. Heimatkunde d. Grafschaft Glatz, 8. Jahrg, S. 189). Nach Graeße (a. a. O. S. 18) hätte aus ähnlicher Veranlassung Friedrich Barbarossa dem Königreich Böhmen den doppelschwänzigen Löwen als Wappen verliehen.

Gleiwitz. Wappen: Für die folgende Sage kommt nur der mittlere Teil: ein weißer Turm mit der auf einem Halbmonde schwebenden Jungfrau Maria in Betracht. Das überladene Wappen war der Stadt 1629 durch Kaiser Ferdinand II. verliehen worden. Als sie von den Schweden oder Mansfeldern belagert und von den Bürgern und Frauen tapfer verteidigt wurde, erschien über Gleiwitz die Gottesmutter und schützte es mit ihrem Mantel (Über die Entwicklung der Sage vgl. O. Völkel, Die Dänen vor Gleiwitz im Gleiwitzer Jahrbuch 1927, S. 127 ff.). Auf Tafel I und X ältere bildliche Darstellungen der Sage, ersteres Bild auch bei W. E. Peuckert, Schles. Sagen, zwischen S. 16 u. 17.

Greiffenberg. Wappen: Ein Greif, der mit den Vorderkrallen einen geharnischten Ritter gepackt hält. In Bezug auf die Stadt wird dieselbe Sage wie von der benachbarten Burg Greiffenstein erzählt, wonach ein Schäfer Gottsche Schof einen alten Greif und seine Jungen tötete und dafür die Hand einer Fürstentochter erhielt (Gödsche, Schles. Historien-, Sagen- und Legendenschatz, S. 223 ff.; Schaetzke, Schles. Burgen und Schlösser<sup>2-3</sup>, S. 176 f.).

Hirschberg. Wappen: Ein Hirsch mit einem Kleeblatt im Maule. Boleslaus Chrobry oder Herzog Bolko hat die Stadt an der Stelle gegründet, wo er einen Hirsch geschossen hatte, der mit einem eben abgebrochenen Zweige in die Höhe gesprungen war.<sup>4)</sup>

<sup>1)</sup> Der Held dieser Sage war Christoph v. Zedlitz († 1533), dessen Gefangenschaft der Löwenberger Arzt Tobias Kober 1607 zum Gegenstand eines Dramas genommen hat (H. Palm, Die älteste Probe schles. Volksdialekts im Drama, Schles. Provinzialbl., neue Folge 6 Bd. [1867] S. 7 ff.). Vgl. auch G. Werther, Quellen der schles. Mundart bis Holtei in den Mitteilg. d. schles. Gesellsch. f. Volksk., 26 Bd. S. 154 f. Über das Wappen der Zedlitz vgl.: Eberhard Frhr. v. Zedlitz und Neukirch, Die Zedlitze und ihre Heimat, Glatz 1925, S. 11 ff. Der Verfasser schließt sich der Lisztschen Runentheorie an. So kann es zu neuer Sagenbildung kommen.

Hoyerswerda. Wappen: Drei Bäume. Die Stadt erhielt drei grüne Eichen in das Wappen zum Andenken daran, daß ihr Erbauer Howoran 1003 seinen nackten an eine Eiche gebundenen und von vielen Pfeilen verwundeten Herrn, den Fürsten Jaromir, rettete (S. G. Frentzeln, *Histor. Schauplatz oder Chronike und Beschreibung der . . . Stadt und Herrschaft Hoyerswerda, Leipzig u. Budissin 1744, S. 3 ff.*). Auf dem früheren Hochaltar der Stadtkirche, der nach Geyerswalde gekommen war, befand sich ein Bild des von Pfeilen durchbohrten Jaromir, d. h. eine Darstellung des hl. Sebastian, die auf jenen gedeutet wurde und mit Veranlassung zu der Sage gegeben hat.

Hundsfeld. Wappen: Ein sitzender Hund. Nach einer blutigen Schlacht (1109) bleiben so viele Leichen liegen, daß die Hunde kommen und sie verzehren. — Friedrich der Große hat dort eine Schlacht geschlagen, so erzählte 1907 ein Mann aus Patschkau. Er wußte nicht genau, ob damals eine Hundekälte gewesen oder ob es Hunde auf dem Felde gehabt habe (Kühnau, *Breslauer Sagen, S. 176 f. und 213*).

Kosel. Wappen: Drei Bocksköpfe. Die Walachen trieben an dieser Stelle viele Böcke und Schafe auf. — Die Stadt ist von den drei Brüdern Koziol (Koziol = Bock) gegründet worden, die dort ihr Raubschloß hatten. Sie wurden gefangen genommen und aus einem Turmfenster herabgestürzt (Kühnau, *Oberschles. Sagen geschichtl. Art, S. 77 f.*).

Lähn. Wappen: Ein Baum (Birke). Der Ort hieß früher Birkenau, weil ihn Herzog Heinrich 1214 als Fischerdorf auf einem mit Birken bestandenen Platze angelegt hatte (H. Saurma, *Wappenbuch der schles. Städte u. Städtel, Sp. 153*).

Löwenberg. Wappen: In dem längsgeteilten Schilde rechts ein roter Löwe in silbernem Felde, links ein rot-weiß-schwarz geschachter Adler in goldenem Felde, ursprünglich nur ein Löwe allein oder in einer Burg. Der Ort erhielt von Heinrich III. seinen Namen und sein Wappen, weil er dort auf einer Jagd drei junge Löwen gefunden hatte (Gödsche, a. a. O. S. 165).

Münsterberg. Wappen: Über einer Stadtansicht (Kirchliches Gebäude zwischen zwei Türmen auf einem Berge) ein Halbmond und Stern. Die Stadt hat früher Mondsternberg geheißen und erhielt diesen Namen, weil deutsche Kolonisten Heinrich I., als er die Polen bekriegte, dort in mond- und sternenheller Nacht einen Weg zeigten, der ihm ermöglichte, diesen in den Rücken zu fallen und sie zu besiegen (Erfindung von Abraham Hosemann — vgl. F. Hartmann, *Geschichte der Stadt M., S. 6*).

Ottmachau. Wappen: Ein Turm mit offenem Tore. Ein Ritter ruft seinem Bruder Otto zu: „Otto, mach auf!“, als er auf der Flucht am Tor der Burg ankam, oder als er gefangen in ihr lag (Triest, *Topographisches Handbuch von Oberschlesien, S. 1206*).

Primkenau. Wappen: Eine Burg, vor deren Tor ein Schild mit einem Hirsch steht (Wappen der Proskau). Ein Hirsch oder Elentier soll sich zu dem Stadtvieh gesellt haben und mit ihm auch in das Städtchen getrieben worden sein (Der Heimatbote, *Kalender f. d. nördl. Kreise Niederschles., 1. Jahrg. 1922, S. 60*).

Ratibor. Wappen: In gespaltenem Schilde rechts ein halber Adler, links ein halbes Rad, beide weiß in rotem Felde. Wo heut Ratibor steht, erhoben

sich einst nur ein paar Fischerhütten und eine Schmiede. In ihr borgt sich ein durchreisender Fürst, weil ein Rad an seinem Wagen zerbrochen war, ein Rad (Rad ich borg'!), zieht aber weiter, ohne es zu bezahlen. Daher wurde er Radborger genannt (Volkstümliche Ortsnamendeutung, Der Oberschlesier, 13. Jahrg. 1931, S. 547).

**Strehlen.** Wappen: Ein die Initialen des Stadtnamens (strzela = Pfeil) durchbohrender, aufrecht stehender Pfeil. Eine junge Fürstentochter gelobt dort ein Kloster zu erbauen, wo ein von ihr abgeschossener Pfeil niederfalle. — Die Stadt war ursprünglich ein Nonnenkloster. Die erste Äbtissin soll Herzog Bolko gebeten haben, dabei eine Stadt erbauen zu dürfen, die so groß werden solle, wie weit sie mit einem Pfeile schießen könne (Kühnau, Mittelschles. Sagen gesch. Art, S. 41 f.).

**Trachenberg.** Wappen: Ein Berg, hinter dem ein Drache mit Vorder- und Hinterteil sichtbar ist (ursprünglich ein Turm, durch dessen Tor ein Drache hindurchkriecht. Dort wo jetzt die evangelische Kirche steht, soll ein Nest großer Schlangen gefunden worden sein (Kühnau, a. a. O., S. 56). Vgl. auch P. Bretschneider, Zur Gründungsgeschichte der Stadt Tr. in den Schles. Geschichtsblättern 1909 Nr. 1 S. 9 ff., wo S. 11, Anm. 2 die Literatur über diese Sage verzeichnet ist.

**Wohlau.** Wappen: Ein Ochse (von woł = Ochse). Die Stadt wurde dort gegründet, wo man entlaufene Ochsen wiederfand. — Man wollte die Stadt an einer anderen Stelle bauen und hatte dort schon das Bauholz niedergelegt. Aber ein wilder Ochse ließ es verschwinden, und als man das Holz wiederfand, beschloß man dort die Stadt zu gründen. Der Name aber rührt daher, weil das wilde Tier Wulla oder Wohla gebrüllt habe. (Eine Variante bei Kühnau, Mittelschles. Sagen geschichtl. Art, S. 160 ff.).

**Ziegenhals.** Wappen: Ein Ziegenkopf. Die Stadt wurde einst belagert und war infolge Aushungerung der Übergabe nahe. Da hüllte sich ein Bürger in das Fell eines Ziegenbockes und zeigte sich, laut meckernd, bald hier, bald dort den Feinden (Hussiten, Mongolen oder Schweden) auf der Stadtmauer. Da diese nun glaubten, die Stadt habe noch genug Vorrat an Ziegen, zogen sie ab (P. Kutzer, Hat Ziegenhals früher Goldeneckstein geheißen? In: Oberschlesien 12. Jahrg. 1913/14, S. 354 f.).

## Schlesische Narrenhäusel und Warnbilder

Von Paul Knötel.

In seinem Aufsätze über Schlesische Strafrechtsaltertümer (Mitteilungen, 33. Bd. S. 89) glaubt Hellmich in der käfigartigen Bekrönung der bekannten Staupsäule in Breslau das öfters in Gerichtsakten erwähnte „Narrenhäuslein“ erblicken zu sollen. Nun aber berichtet Nikolaus Pol in seinen Breslauer Jahrbüchern, daß am

14. November 1575 am Fischmarkt der Grund zum „Narrenkätterlin oder Häuslin“ gelegt worden sei<sup>1)</sup>. Schon aus dieser Zeitangabe erweist sich die Bezugnahme auf die Staupsäule als irrig. Der Fischmarkt lag vor der Westseite des Rathauses, und vor dessen südwestlicher Ecke erhob sich das Narrenhäusel, wie es uns auch ältere Abbildungen zeigen, z. B. ein Kupferstich von Werner, der in einer Nachbildung auch der Topographischen Chronik von Breslau von Menzel (1. Bd.) und der Geschichte von Breslau von Weiß beigegeben ist. Danach war es ein mit einer Kuppel bekröntes rundes Bauwerk nach Art eines Vogelbauers, durch dessen Gitter seine Insassen der Öffentlichkeit sichtbar waren. Solche Narrenhäusel hießen auch Dreh- oder Drillhäuschen, „da man (sie) die Kinder als in einem Narrenspiel herumdrehen läßt.“<sup>2)</sup> Ob das auch für den Breslauer Bau galt, scheint mir zweifelhaft. Nach der Abbildung dürfte er dazu doch zu groß und massiv gewesen sein. Seiner Bestimmung nach sollte es „vor böse Buben und Nachtraben“ dienen oder für Leute, die andere auf diebische Weise betrogen hätten<sup>3)</sup>. Zum ersten Male wurde es am 1. März 1576 benützt, indem damals drei Stunden lang zwei Feuermauerkehrer, ein Kleinbinder und ein Bäckerknecht dem Spotte der Menge preisgegeben wurden. Sie hatten während der hohen Messe Karten gespielt und waren darüber (wohl in handgreiflichen) Streit geraten<sup>4)</sup>. Am 6. März 1586 wurden nach Pol zwei Branntweinbrenner ins Narrenhäusel gesteckt, weil sie unter der Predigt Branntwein verkauft und einen Goldschmiedejungen „zu Tode gesäuft“ hatten.

Auch in Glogau gab es ein solches Narrenhäusel. Über dieses berichtet der gereimte Lobspruch dieser Stadt vom Ende des 16. Jahrhunderts folgendes:

Darfür (vor den Fleischbänken) man vorzeitten darbei sahe stahn  
 Hart an der Ecke auf dem plan  
 Das narrenheusen, in welchs man sperrt ein  
 Die so Ergerlich vnd gottlose warn im Schein (Schreien?)

<sup>1)</sup> 4. Bd. S. 78.

<sup>2)</sup> Grimm, Wörterbuch, unter Narrenhaus.

<sup>3)</sup> Pol, a. a. O. und Menzel, Topograph. Chron., 1. Bd. S. 138 f. Nach Grimm auch für diebische Leute.

<sup>4)</sup> Menzel u. Pol a. a. O. Nach Grimm waren Kleinbinder Böttcher, die nur kleine (mit Reifen) gebundene Holzarbeit machten, im Gegensatz zu den Großbindern.

Mit vnzucht, Schweren und fluchen  
 Ohn Vrsach haderten vnd buchten<sup>1)</sup>,  
 Vnd was der Laster waren mehr,  
 Dardurch man gott erzürnte sehr,  
 Welches man eingerissen zu dieser Frist,  
 Weil die Justiz bei der stadt verloschen ist<sup>2)</sup>.

Das Häuschen stand an der Ecke des Ringes bei den Fleischbänken, also auf der Ostseite desselben. Nach Minsberg (Geschichte der Stadt und Festung Groß-Glogau, 2. Bd. S. 47) wäre es ein Drehhäuschen gewesen; die Eingesperreten seien beim schnellen Herumdrehen, vom Schwindel ergriffen, besinnungslos niedergefallen und oft nur mit Mühe wieder ins Leben zurückgerufen worden. Eine Quelle dafür gibt er nicht an, und es bleibt damit zweifelhaft, ob das Gesagte für Glogau zutrifft, oder ob der Verfasser nur eine allgemeine Mitteilung über solche Narrenhäusel auf diese Stadt übertragen hat.

Im Anschluß an diese Ausführungen möchte ich hier noch auf ein anderes, gleichfalls verschwundenes Strafrechtsaltertum aus Glogau hinweisen. Seinerzeit erzählte mir der hochbetagte Musiklehrer Büttner, dessen Jugendzeit noch in den Anfang des 19. Jahrhunderts vor die Säkularisation von 1810 zurückreichte, daß an der Mittelsäule des großen Flures der Domvikarie eine Tafel befestigt gewesen sei, die auf einem Block eine Hand und darüber ein Beil gezeigt und die Unterschrift getragen habe: geistliches Gericht<sup>3)</sup>. Es mag diese Mitteilung als Ergänzung zu dem Aufsätze von K. Olbrich, Das Warnbild und die abgehauene Hand in Zobten (Mitteilg. 26. Bd. S. 205 ff.) dienen. Dieses Gemälde zeigt ein ganz ähnliches Bild mit der Inschrift: „Sieh an das Beil und die Hand, hütt' dich vor dieser Schand“ in der Art, daß die Worte Beil und Hand rebusartig durch die entsprechenden Bilder vertreten werden. Warnbildartig war ja auch die Glogauer Tafel, aber durch die Inschrift erhält sie doch einen anderen Charakter, indem sie eben nur die Stätte des Gerichts angibt. Durch dies Bild sollte das Ganze nur recht sinnfällig werden, ganz nach der bis ins Mittelalter zurück-

<sup>1)</sup> buchen = schlagen, stoßen (Grimm W.)

<sup>2)</sup> Wissensch. Beilage z. Jahresber. d. Kathol. Gymn. zu Glogau 1865, S. 8, Vers 449—458.

<sup>3)</sup> Die alte Vikarie dient jetzt als Schulgebäude der Domgemeinde; der Flur ist verbaut.

reichenden Weise, die im Gegensatze zur bürokratischen Nüchternheit bloßer Inschriften diese gern durch Bilder zu illustrieren liebte, wie z. B. auf Siegeln und Hauszeichen.

Dagegen, daß das Zobtener Bild, entsprechend dem Glogauer, gleichsam amtlichen Charakter getragen habe, spricht neben der Jahreszahl 1769, wo es diese Strafe in Preußen gar nicht mehr gab, die rebusartige Spielerei der Inschrift. Auf die richtige Erklärung führen uns zwei Mitteilungen über gleichartige Bilder (abgehauene Hand und Beil), die sich noch in der ersten Hälfte des vergangenen Jahrhunderts in den Ratskellern von Winzig und Deutsch-Wartenberg befanden<sup>1)</sup>. Ersteres trug die Inschrift:

Hier ist Freiheit und Fürstlich Recht!  
 Das muß ich (?) halten Herr und Knecht,  
 Seinen Trunk thun in Fried' und Ruh  
 Und alle Händel vermeiden thun,  
 Sonst muß er leiden diese Pein —  
 Verwirkt wohl möchte das Leben auch sein.

In Deutsch-Wartenberg lautete die Unterschrift kurz:

Wer hier fängt Händel an,  
 Sol eine Hand verloren han.

Hält man dazu den zweiten Spruch am oberen Rande des Zobtener Bildes: „Wer Gott lästert und Frieden bricht, soll dieser Straf entgehen nicht“, so wird man zweifellos annehmen müssen, daß dieses einst im Ratskeller der Stadt Zobten hing. In Wirklichkeit konnte die angedrohte Strafe die Radaubröder in den Ratskellern gar nicht treffen, die z. B. schon im 16. Jahrhundert in Breslau und Glogau mit Ausstellung im Narrenhäusel davongekommen wären. Es handelt sich in allen drei Fällen nur um das spielerische Fortleben einer alten Rechtssitte, durch das sich die Besucher der Ratskeller sicher nicht haben abhalten lassen, Meinungsverschiedenheiten recht lebhaft auszutragen, unter Umständen nicht nur mit Worten.

<sup>1)</sup> Schles. Prov.-Bl., neue Folge, 3. Bd. 1864, S. 170 u. 418. Leider fehlen Angaben über das Alter der Bilder.

## Redensarten, Sprüche und Sprichwörter aus Alt-Reichenau in Schlesien.

Ein Beitrag zum schlesischen Wörterbuch.

Von Georg Scharf.

Die Anregung, Redensarten und Sprichwörter meiner Heimatmundart zu sammeln, empfang ich im Kreise meiner Angehörigen. In lebhafter Unterhaltung bedient sich der Schlesier gern fester Wendungen, von denen es ja eine unbeschreiblich große Anzahl gibt. Ich bringe nur solche Sprichwörter und Redensarten, die mir aus der lebendigen Sprache von Alt-Reichenau im Kreise Landeshut bekannt sind. Es sind zumeist Wendungen, die Karl Rother in seinen „Schlesischen Sprichwörtern und Redensarten“ nicht hat, oder die eine von ihnen abweichende Bedeutung zeigen. Für die letzteren Fälle verweise ich stets auf Rother: die zuge setzte Nummer bezeichnet die Seite, der Buchstabe die Reihe in Rother's Sammlung. Neben der Bedeutung ist mir die lautgetreue Wiedergabe besonders wichtig. Ich verwende die Lautschrift von Th. Siebs, niedergelegt in: Lautstand und Schreibung der schlesischen Mundarten. Mitteilungen d. Schles. Gesellsch. f. Volkskunde, Band XVII, S. 1—18, 1915. Der Akut ' bezeichnet bei einzelnen Wörtern den Wortakzent, in mehrgliedrigen Wendungen den Satzton. Für mancherlei wertvolle Ratschläge und Anregungen sage ich Herrn Geheimrat Siebs an dieser Stelle Dank. Hier sei auch meiner Mutter, die mir durch Vorsprechen einzelner Wendungen hinsichtlich der Festlegung der genauen Lautwerte und des Satztones verdienstvolle, unermüdliche Hilfe leistete, in Dankbarkeit gedacht.

**A** abbrechen, s. schreiben. — ā bē tsē tsínka, | dī juna di štínka, | dī mádl dī rícha | nō fáfərmintskíhla. a b c Zinken, | die Jungen, die stinken, | die Mädcl, die riechen | nach Pfefferminzküchlein. Kindervers. (Roth. 260<sup>a</sup>). — abends, ōms kərn di hékxa

aus, | dō kērt ma a fēgō naus A. kehren die Hexen aus, | da kehrt man den Segen hinaus. Man soll abends nicht ausfegen! — Abend-suppe, s. Brot. — abfordern, ópfōðarn Kinder holen sich zur Schule ab. — abgeföhstüct, dō if\_a šun ópgfōristikt da ist er schon a., d. h. abgewiesen, abgefertigt. — abgehen, s. Holländer. — Abraham, ábraham unt lót, | dī hótā fīch gēbót, | ábraham nōm an knītl, | hīp lóta uw\_a tsīpl. A. und Lot, | die hatten sich gebadet, | A. nahm einen Knüttel, | hieb Loten auf den Zipfel (= penis). Scherzvers, von größeren Kindern gebraucht. — ábrahám | šlacht a lám, | šlacht a šwáin, | dō gīts nai. A. | schlacht' ein Lamm, | schlacht' ein Schwein, | da geht's hinein. Kinderverschen, bei jeder Silbe tippt man sich mit dem Zeigefinger auf Stirn (A-), Nase (-bra-) und Mund (-ham). — abscheulich, s. Himmel. — abschneiden, s. Ränftlein. — achtzehn, dos gīd\_iməʳ achtsa dī bésta das geht immer a. die besten, d. h. schnell hintereinander. — achtzehnhundertsiebzig, s. als. — Achtzig Taler-Pferd, s. Arsch. — adelig, a is ódlich, dō hōd\_a a šworts löch er ist a., da hat er ein schwarzes Loch (After ist gemeint); scherzhafte Auszeichnung des Adels, vgl. das „blaue Blut“. — adieu, atjē berlín! a. Berlin! scherzhafter Abschiedsgruß. — Affe, s. Schnadaffe. — Affenfett, ófafet sehr geläufig für „ungarisches Schweinefett“. — Afrika, s. Amerika. — Ägypten, əs ränd\_ibr ejiptn es regnet über Ä., d. h. es gibt Prügel. Gelegentlich auch als Entgegnung auf die Frage, ob es regnet, gebraucht, nämlich, wenn es nicht regnet. — Alb, s. Gänse. — alle machen ólə mača = sterben. ich duchtə šun, an hénə machtə olə ich dachte schon, eine Henne machte alle. Gewöhnlich sagt man: əs macht olə mid\_əʳ es macht alle mit ihr. — əs macht óle es macht alle, es geht zu Ende, auch: mit dem Leben. — Als wir 1870 sind nach Fránkreich einmarschiert, | hat Napóleon mit Petróleum sich die Stiewln eigəschmiert, | und der Kútscher auf dem Bóck | schiə vor Lachn in dem Rock, | und die Damn in dem Wagō | konntn əs Stinkō nich(t) vertragen. Variante des Soldatenliedes „Als wir . . .“, hat die Juste, die Bewußte, mir ein Butterbrot aufgeschmiert . . .“ Dieses stammt (nach Mitteilg. von Herrn Geheimrat Siebs) aus Berlin. — alt, auf die Frage: wī ált bīstn? wie alt bist du denn? antwortet man: „fīmwuntswántsič, mit tsomstəʳ wórtsl!“ fünfundzwanzig mitsamt der Wurzel! (Roth. 111<sup>b</sup>). — wī ált fái mērn ēpklīch?

wie alt sind wir denn eigentlich? d. h. wie spät ist es? — ich wā hoitə nimə alt wān ich werde heute nicht mehr alt werden, ich werde bald zu Bett gehen. — Amerika, amérika, áwrika, núfrika! A., Afrika, hinaufrücken! beim letzten Worte schlägt man einen andern leicht mit der Hand unter die Nase, um sie hinaufzurücken. — amerikanisch, a hōdəs amerikānšə gətsopl er hat das amerikanische Gezappel; wenn jemand mit heftigen Gebärden spricht. — Amputation, ai amputsión nama in A., in Behandlung nehmen. — Amt, a kimt fu ómtswējn er kommt von Amtes wegen; 1) er verlangt etwas in amtlicher Eigenschaft, 2) er verlangt energisch. — anfangen, dō fent bai dam dər tågəšt ō da fängt bei dem der Tag erst an! nämlich abends. — angeschissen, a kimt šun wīdərəgəšisa er kommt schon wieder a., er kommt ungelegen. — Angst, aúšt ims ločh krija A. ums Loch kriegen, A. bekommen. — aúšt ims komlöl (chamisol = Hemd) krija Angst ums Kamisol kriegen, Angst bekommen. — Angst, s. schreiben. — ängstigen, enst dičh ok fachtə! Ängstige dich doch sachte! Immer erst abwarten. — ankreetsch, ōkritš sain leicht reizbar; aber nur zur Bezeichnung der vorübergehenden Stimmung gebraucht! (Roth. 242<sup>a</sup>, 350<sup>a</sup>). — Anna, ána bána rúmplbök, | šték a ōš ai a úwatöp! A., Birnen, Rumpelbock, | steck den Arsch in den Ofentopf! Spottvers auf den Namen Anna. — Anno dazumal ano dótsuməl damals. — Anno, áno hōdai a frúpər gəfotst! A. hat in den Pflorfer gefurzt. Um den kleinen Kindern den Lutscher zu verekeln. (Anno, ein Hund.) — anpacken, ōpaka = überfallen; dotə hon fi fil ōgəpakt dort (an dieser Stelle) sind viele überfallen worden. — anpassen, s. Karwenade. — ansagen, s. aufsagen. — ansehen, s. Arsch. — Anton, ántön | šmērdə brátwön, | dos mər kin tsər karms fön. A. schmiert den Brettwagen, daß wir können zur Kirmes fahren. Spottvers auf den Namen Anton. — Äpfel, epl unt nīsə — undə ōš fül rīsə! Ä. und Nüsse — und den Arsch voll Risse! Scherzhafte Antwort auf die Frage, was es zu Weihnachten für Geschenke gibt. — Äpfelsack, fičh baim éplakə krija sich beim Ä. kriegen = sich zanken oder prügeln (Roth. 432<sup>b</sup>). — Apothekerlampe, s. Licht. — April, s. Januar. — Aprilochse! apríluksə! ruft man dem zu, der auf den Aprilscherz hereinfällt. — à propos, wens tsum apópó kimt wenn es zum à p. (zur Entscheidung)

kommt. — arbeiten, a arbaid<sub>u</sub>a ai a drék unt wīdər raus er arbeitet ihn in den Dreck und wieder heraus, der Fleißige übertrifft den Faulen bei weitem. — ärgern, dan arjərt di flījə q̄ dər wánt den ärgert die Fliege an der Wand, er ärgert sich über jede Kleinigkeit. — Arsch, n q̄š hon wī a achtsichtq̄lärfär einen A. haben wie ein 80-Taler-Pferd, sehr großes Gesäß (Roth 71<sup>a</sup>). — n q̄š hon wī a fər̄tlkarbla einen Arsch haben wie ein Viertelkörblein, sehr großes Gesäß (ist ein ganz geläufiges Maß, ein Korb von ca. 45—50 cm Höhe und ca. 45 cm Durchmesser). — sets diçh uw<sub>u</sub>a q̄š, wū di mutər hártsijn (Herzig P.N.) fqs, dōfn bráut wq̄r! Setz' dich auf den Arsch, wo die Mutter Herzigen saß, da sie eine Braut war! Mahnung an unruhige Kinder, sich endlich hinzusetzen. — durj<sub>u</sub>a q̄š is lánə gut durch den Arsch ist es lange gut, sagt man, wenn jemand über die Qualität des Essens klagt. — mún! im q̄š is düstər! im Arsche ist's düster! Ablehnende Antwort, im Sinne von „Ich werde mich hüten und . . .“ (Roth. 72<sup>a</sup>). — a reš fiçh holb<sub>u</sub>a q̄š wek er reißt sich halb den Arsch weg, er ist überfleißig. — dī fā içh mər nē mim q̄š q̄ die seh' ich mir nicht mit dem Arsche an, ich verachte sie tief. — fiçh a q̄š áitunka sich den Arsch eintunken, 1) bei einem Unternehmen Unglück haben, 2) wenn ein lediges Mädchen Mutter wird. — fiçh mim nakta q̄š tsúdeka sich mit dem nackten Arsch, d. h. mit nichts zudecken; so arm sein, daß es nicht zu einem Deckbett reicht. — q̄ dam wulu fə fiçh ólə a q̄š wiša! an dem wollen sie sich alle den Arsch wischen! An einem körperlich oder geistig Behinderten wollen alle ihre Launen auslassen. — Arsch, s. Anna, Äpfel, danken, Finger, Fleisch, hängen, Hemd, Himmel, Katze, lecken, Luther, Maul, stinken, wehtun. — Arschkrücke, s. Zahnücke. — Arschloch, s. Braut, Buxtehude, Fresse, Herz, Hinaus, Maul. — Artillerief Feuer, atlərifoioər ein Schnaps: Kümmel oder Pfefferminz. — aufbinden, s. Rute. — aufbürden, s. Rute. — auf-fahren = aufgehen, s. Tüte. — aufhocken, em úfhuka jem. a., ihn mit Worten angreifen. — aufpassen, s. Schießhund. — auf-rührig, úfriřfiçh macha a. machen, aufmerksam machen, daß unangenehme Folgen entstehen, z. B. macht man das Vieh „úfriřfiçh“, wenn man Futter vor die Stalltür wirft, das Vieh fängt dann an zu brüllen. — auf-(an-)sagen, di wachə úřfqn, d. w. q̄fqn die Wache a., d. h. jem. die Meinung gründlich sagen. — aufsperrn,

brauchst ju blöf<sub>as</sub> maul úfšpa<sub>n</sub>! brauchst ja bloß das Maul a.! sei nicht schüchtern! — Augen, auga wī a pō<sup>r</sup> šúkneplan A. wie ein paar Schuhknöpflein; schwarze, funkelnde Augen. — di auga lain grīsē<sup>r</sup> wī dē<sup>r</sup> hól<sub>s</sub> die Augen sind größer wie der Hals, Kinder wollen viel mehr haben, als sie bewältigen können. — Augen, s. Maul, Monatskaninchen. — August, s. Mai. — August, august štišwants | karōlīnē pútsmē<sup>r</sup>šlōch A. Stehschwanz | Karoline Putz mir das Loch. Scherzhafte Verlobungsanzeige. — ausbeißen, aúsbēsa d. i. auszanken. Neben beißen (baisa) ist eine alte ē-Form erhalten: bēsa, allerdings mit anderer (obiger) Bedeutung. Nicht mit pētsa beizen zu verwechseln! (Das Wort „ausbēsa“ ist im Aussterben.) — ausgebacken, a is nōch nē aúsgābaka er ist noch nicht a., d. h. er hat noch nicht ausgeschlafen. — ausläuten, s. Säue. — ausmöblieren, s. Magen. — ausspannen, om besta wē<sup>r</sup>š, dē<sup>r</sup> libē gōt špont a aú<sub>s</sub> unt šlīg<sub>n</sub> əs gəšárē im a kōp! Am besten wäre es, der liebe Gott spannte ihn aus und schlug ihm das Geschirr um den Kopf! Der Tod möge ihn bald erlösen! (Roth. 120). — Auszählvers, úf dā lapa bānkē | hót<sub>s</sub> a grūs gəštānkē, | wā<sup>r</sup>š tsum ašta rúč<sub>h</sub>, | aus dam krúč<sub>s</sub>. | wā dē hōt gəšīsa, | wát<sub>s</sub> om besta wīsa, | ích<sub>h</sub> ōdē<sup>r</sup> dú, | dos šwain wošt dú! Auf der langen Banke | gab es ein großes Gestanke, | wer es zum ersten roch, | aus dem kroch's. | Wer da hat geschissen, | wird's am besten wissen, | ich oder du, | das Schwein warst du! — ausstehen, a hot n kōts aústsustīn er hatte einen Katz (?) auszustehen, er mußte vieles dulden. Gern ironisch verwendet. — Auswerbeni(n)ge, di aúswermljē ist die Rede des Hochzeitbitters vor der Trauung, er bittet darin um Eintritt für den Bräutigam. (Zum Lautwandel: Zunächst Assimilation des Labials b an den Nasal n: auswerumnige, sodann Dissimilation des n zu l.)

**B** backen, Eine Gesellschaft ist unschlüssig, was man tun soll; da fragt jemand: „na, wos mách<sub>h</sub> me<sup>r</sup>?“ (na, was machen wir?); darauf sagt ein anderer: „bák mē<sup>r</sup> . . . ōdē<sup>r</sup> fras mē<sup>r</sup> a tēg<sub>as</sub>afú?“ (backen wir, oder fressen wir den Teig so?). Die zweite Wendung ist eine scherzhafte Ergänzung der ersten. — dof<sub>is</sub> ju šlimē<sup>r</sup> ols wen a klenē<sup>r</sup> mōn bēkt das ist ja schlimmer als wenn ein kleiner Mann bäckt, sagt man, wenn jemand beim Rauchen viel Qualm macht. — Bäcker, wā<sup>m</sup> gukt dē<sup>r</sup> bekē<sup>r</sup> ai a bākūwa? | wen a dīnē wē<sup>r</sup>, dō gukt a ráus! Warum guckt der B. in den Backofen? |

Wenn er darin wäre, da guckte er heraus! Rätsel. — Backpfeife, kon fain, ich gā dərn bakfaifə, dos dər dər kúp ims röt gīt, (es) kann sein, ich gebe dir eine B., daß dir der Kopf ums Rad geht (daß der Kopf sich dreht). — Backpfeife, s. Langotius. — Bademutter, di bōdəmutər gīd\_aitrōn die B. geht eintragen, sagt man, wenn die Hebamme zu einer Entbindung geht (weil sie ein Kind in die Familie trägt?). — Balken, s. regnet. — Bär, s. Berge, Gesicht. — Barchent, pórčha raisa B. reißen, laut Winde gehen lassen. — Barfüßige, s. hōt bórpsə dō es hat B. da, vor Kindern und Jugendlichen spricht man nicht über alles (Roth. 186<sup>a</sup>). — barmherzig, dō fīts ich bormhártsiēh | unt wárke katún | hī fīts ich bormhártsiēh | drái wučha bis ff<sup>r</sup> wučha | kriē ich ken lún. Da sitz ich barmherzig | und wirke Kattun, | hier sitz ich barmherzig, | 3 Wochen bis 4 Wochen | krieg' ich keinen Lohn. Vers beim Handweben. — Bart, s. Ziegen-. — Bauch, n bauch hon wī a trōnijər šústər einen B. haben wie ein tragender Schuster, vom Essen einen starken Leib bekommen. — Bauch, s. weh tun. — Bauer, hált pauər! əs fárt šest! Halt B.! Das Pferd schießt! „Warte einen Augenblick!“ (Roth. 44<sup>a</sup>). — Bauerarsch, s. Gesicht. — Bautzen, s. Hunde. — begehren, s. darum. — behauen, s. Buckel. — Beine, s. krumm, Magdalene, Marie. — beleidigen, s. Katze. — bellen, a balt wī a kētahunt er bellt wie ein Kettenhund, wenn jemand einen bösen, bellenden Husten hat. — beniesen, a muš bənifa er mußte es b., d. h. das eben Gesagte wird in Erfüllung gehen. — Benjamin, bénjumen, | di hōfa bren, | gīp mər\_a grešla, | ich wá dər šə leša. Benjamin, | die Hosen brennen, | gib mir ein Gröschlein, | ich werd' dir sie löschen. Spottvers auf den Namen B. (Roth. 203<sup>a</sup>). — Berge, tswišər tswē bərja brumd\_a bār!? Zwischen zwei B. brummt ein Bär!? — a fots. Ein Furz. Rätsel. — Bergmann, ich bīn a bárkmōn, pak diēh bai dr wómpə! Ich bin ein B., (ich) pack dich bei der Wampe! Mit diesem Satz charakterisiert man die rauflustigen Bergleute, die früher oft zur Kirmes ins Dorf kamen und Händel anfangen. — Berlin, s. adieu. — beschissen, s. Magdalene. — Besen, s. leckerfetzig. — besoffen, bəfufa wīn štáuplaulə besoffen wie eine Staupsäule. — bəfufa wīn timplkrētə besoffen wie eine Tümpelkröte, völlig betrunken. — šə kriēht n bəfufna mōn sie kriegt einen (dauernd) besoffenen Mann, sagt man von einem

Mädchen, dessen Schürze dauernd naß ist. — Besuch, s. Katze. — Bett, s. schreiben. — Bettzipfel, s. Wernickel. — Bieder (PN.), s. Laden-Bieder. — Biegen, mər mača jits ai em bijn wék wir machen jetzt in einem B. weg, d. h. flott hintereinander, ohne Pause. — Bildung, a böt fainə bilduŋk bai a éčħarndlan gəhöt er hat seine B. bei den Eichhörnlein gehabt, d. h. im Kuhstall, eine Bildung, auf die man sich nichts einbilden darf. — binden, ičħ bint mər(undər)a knia tsoma ich binde mir's unter den Knien zusammen, es ist mir ganz gleichgültig. — Birne, s. Scheißhüttenbirne. — Bissen, di bīsa ais maul tsēln die B. ins Maul zählen, beim Essen zuschauen. — Bitterklee, s. Ziegenbock. — blasen, a blēst n bīfə ais horn er bläst ihm böse ins Horn, er stimmt ihm zu. — Blasen, s. regnen. — Blatt, s. schießen. — Blatter, s. Luther. — bläulich, s. Himmel. — Bleistift, uw(ə) bláištift špuka auf den B. spucken, Drohung, eine höhere Gewalt (Eltern, Lehrer) von dem Ungehorsam in Kenntnis zu setzen. — Blinder, dos fit ju a blindər mitər krikə das sieht ja ein B. mit der Krücke, das ist doch ganz einfach und klar (Roth. 59<sup>b</sup>). — Blitz, n plits ai a ŋš gān einen B. in den Arsch geben, Kindern einen Klaps auf den Hintern geben. — blitzen, əs plitst es blitzt, der Rockschlitz steht offen. — dikə plitsa dick blitzen, ein Mädchen schwängern (plitsa = coire). — Blum Robert, dō bistə dəʳšusa wī rōbərət blúm da bist du erschossen wie R. B., d. h. du bist völlig erledigt. — Blut, s. Liebeskraut. — bluten, s. Finger. — Bock, a štartst wī a bók er stürzt wie ein B., in torkelnden, hastenden Schritten vorwärtslaufen. — a tsīt rim wī dəʳ bók im harpstə er zieht herum wie der Bock im Herbst, ein Mann, der sich mit vielen Mädchen einläßt. — Bock, s. geharnischt, Karl, Ziegenfleisch. — bocken, s. wie gesagt. — Bockseiche, fauf bókfēħə! sauf B.! sagt man zu dem Anspruchsvollen. — Bockseiche, s. Schafscheiße. — Bodenstroh, s. dumm. — Bogen-sätzen, ai bögnfētsa in B., d. h. in langen Sprüngen, sehr eilig, z. B. auch bei starkem Durchfall: əs giŋg(ə)ai b. — Böhmengeige, s. hauen. — Bohnen, s. Erbsen. — Bohngel, a būniĵl ein Junge, der gelegentlich unfolgsam ist. — Bonze, do(ŋ)if(ə) bōntšə das ist ein B. (der sozialdemokr. Partei). — borgen, bórja macht fórja, wīdər(ə)gān macht fauər(ə)lān B. macht Sorgen, Wiedergeben macht Sauersehen (Roth. 416<sup>b</sup>). — böse, s. Gesicht, Wind. — brr, s. Ko-

lonne. — Braut, bráud\_unt broitjum gín tsufoma, | létša fičh tsu tíšə, | ása gabrótnə fišə, | nímť dər broitjum əs šnúptičhla raus, | wíšť dər braud\_əs qšlöčh aus B. und Bräutigam gehen zusammen, | setzen sich zu Tische, | essen gebratene Fische, | nimmt der Bräutigam das Schnupftüchlein heraus, | wischt der Braut das Arschloch aus. Kinderlied, auf die Melodie der Sommersonntaglieder gesungen. — Braut, s. Arsch. — Bremen, s. ich hab mich ergeben. — Bräutigam, s. Braut. — Brettleinschinder, s. Tischlermeister. — Brettradber, brátrobər fōn B. fahren, Kinderspiel: eines läuft auf den Händen, ein anderes hält dessen Füße gleichsam als Radberdeichseln. — Brettradber, s. hineinfahren. — Brettwagen, s. Anton. — Brezel, dof\_īs mər\_an práťsl das ist mir eine B., ein Rätsel. — Brocke, s. Fips. — Brot, əs təklijə brūd\_unt di ómťsupə das tägliche B. und die Abendsuppe, etwas Alltägliches (abends gibt es Milchsuppe), z. B. häufiger Besuch. — əs təklijə brūd\_unt dər fəspərkworť das tägliche Brot und der Vesperquark, etwas Alltägliches (die Vesperschnitten werden meist mit Quark bestrichen), z. B. überhäufiger Besuch. — Brot, s. Ohrfeige, tanzen. — Brotsack, na, dō wats tág\_ĩm brűťsakə! Na, da wird es Tag im B.; Ausruf = jetzt sehe ich mit einem Male ganz klar in der Angelegenheit (es kommt Licht in den Brotbeutel!). — Brotwinsel, n ələ brűťwinfl eine alte B., scherzhaft für Geige (wohl mit Bezug auf die Bettelmusikanten, die, auf einer quietschenden Geige spielend, um Brot fechten). — brűllən, s. Gell, Leu. — Brunst, im brómstə ľain im (in der) B. sein, sehr wütend und kampflustig wie der brűnftige Hirsch. — brutalisch, a porťqłšəs (protqłšəs) dńk ein brutalisches Ding, schnippisches junges Mädchen. — Buch, a šprĩčť gants nōgm búčhə er spricht ganz nach dem Buche, d. h. er spricht Hochsprache (Roth. 171<sup>a</sup>). — Buckel, a pűkl bəhaun den B. behauen, verleumden, schlecht machen (Roth. 179<sup>a</sup>). — Bumme = Bombe, dō šlō dočh anə búmə nai! Da schlage doch eine B. hinein! Hole es der Teufel! (mit búmə bezeichnet man einen umfangreichen dicken Körper, z. B. eine große Birne, Pflaume, Rübe, auch eine dicke Frau). — Bumestube, s. Pumperleinstube. — Buscheule, n ələ pű\_oiłə eine alte B., häßliches altes Weib. — Buschmutter, di pűšmutarń rauchə, dō wats šń die Buschmuttern rauchen, da wird es schön, der Nebel hebt sich vom Walde. — Buttern,

s. Waschen. — Butternäpflein, s. Gottlieb. — Büttner, *dər bitnər wərð ai štrófə foln!* [warum den? weil a əs glúksšōf nē fartíçh hōt!] der B. wird in Strafe fallen! warum denn? weil er das Glücksschaff nicht fertig hat, so sagt man beim Aufstoßen, die Erklärung natürlich nur dann, wenn die Frage „warum?“ gestellt wird. — Buxtehude, *nō bukstəhūdə ai di kwórkmilə, wū di hundə mid a ōšleçharn baln.* Nach B. in die Quarkmühle, wo die Hunde mit den Arschlöchern bellen. Scherzhafte Antwort auf die Frage „wohin gehst du?“.

**C** Christian, *kristiän əə'kuçə* Ch. Eierkuchen. Der Vorname Ch. scheint lächerlich, man fügt im Scherz den lächerlichen Zunamen „Eierk.“ hinzu. — Christus, s. Jesus Christus. — Corde-benediktenkraut, *kordəbənədíktnkraut* scherzhaft für eine Einreibe gebraucht.

**D** Dämelsack, *mim dēmlfakə gəšlōn fain* mit dem D. geschlagen sein: 1) dumm sein; 2) verdattert, im Augenblick dumm sein (Roth. 1<sup>a</sup>). — danken, *dī kriçhts (nē) amōl mim ōšə gədaukt* die kriegt es (nicht) einmal mit dem Arsch gedankt = ihr wird einmal Gutes mit Bösem vergolten werden. — Darm, s. Elisabeth. — darum, *dārum, dārum kóm içh hēr, | dāf içh ainən tánts bəgēr; | tántst mit mīr, tántst mit mīr! | içh hōr a šinəs fāndla fir.* D., darum komm ich her, | daß ich einen Tanz begehrt; | tanzt mit mir, t. m. m.! | ich hab' ein schönes Pfännlein (vulva) vor. (Ausgelassene, freche Mädchen sprechen diese Verse und drehen dazu die Daumen der gefalteten Hände. Bemerkenswert die Form *hōr a hab' ein*, um die Vokale *hō, a* unmittelbar hintereinander zu vermeiden, schiebt sich ein *r* als Verbindungslaut ein.) — Decke, s. Marie. — dehnen, s. Rippen. — delikat, *dof is wos tēlə wos kātəs* das ist etwas delikates, ein feines Essen. — dengeln, *tepln* = schikanieren; mit „dengeln“ bezeichnet man sonst das Schärfe der Sense; die abgenutzte Schneide wird mit einem Spitzhammer auf einem Eisenblock wieder dünn und scharf geklopft; s. a. teufeln. — dick, s. Weps. — Ding, *gút dam diə!* gut dem Dinge! Ausruf der Anerkennung. — Ding, s. Mai. — Dohnenstrich, *uw a dūnštrīçh gin* auf den D. gehen, d. h. ein Mann geht aus und sucht sich ein Mädchen, um seinen Liebesdurst, auch sexuell, zu befriedigen. Dohnenstrich = Vogelfang. — Donner, s. polnisch. — donnern, *əs gīt, dos dūnərt unt hāçlt* es geht, daß

es donnert und hagelt, es geht sehr laut zu, Türen werden zu-  
geworfen u. ä. — Dorf, s. polnisch. — dran, a is drō wī hampls  
tsijə er ist d. wie Hampels Ziege, er muß daran glauben und da-  
für einstehen. — drauf, drufə haln wī mim šwärtə d. halten wie  
mit dem Schwerte, mit Ausdauer reden, sich nicht aus dem Kon-  
zept bringen lassen. — Dreck, frast drék, dō wān oich die tsēnə  
nē fādrič! Freßt D., da werden euch die Zähne nicht federig!  
wenn die Kinder dauernd um Essen bitten. — lich drék auf a auga  
nōtša sich Dreck aus den Augen natschen, sehr weinen. — a hōd a  
letsta drek gəšisa er hat den letzten Dreck geschissen, d. h. er  
wird bald sterben. — dos gīd ols wen ma a drek mit páitša šlēt  
Das geht, als wenn man den Dreck mit Peitschen schlägt (wenn  
die Musik zu schnell gespielt wird) (Roth. 161<sup>a</sup>). — Dreck,  
s. arbeitet, hinschmeißen, Made. — Drehdichherum, an drēdič-  
rim mača einen D. machen, einen Tanz riskieren. — drei,  
dī wārn ju drai króitsə mača, wen a widər náuf is Die werden  
d. Kreuze machen, wenn er wieder hinaus ist (hinter dem un-  
willkommenen Besuch) (Roth. 383<sup>a</sup>). — drei, s. eins. — dreißig,  
ēs gilt dráisič unts andr a holp šók! Eins gilt d. und das andere  
ein halb Schock. (Beide sind gleich gut oder schlecht.) — drei-  
viertel, draifatl ibərš tsíjalöch, | (und) wéns wat šlōn, dō tsēl(st)  
anöch! d. über's Ziegenloch, | (und) wenn's wird schlagen, da  
zähl(st du) hernach. Scherzhafte Antwort auf die Frage „wie spät?“  
(Roth. 189<sup>b</sup>). — draifatl ibər a hófadekl, | wéns wat šlōn, dō wákl  
de' klepl! Dreiviertel über den Hosendeckel, | wenns wird schlagen,  
da wackelt der Klöppel. Scherzhafte Antwort auf die Frage, wie  
spät es ist (Roth. 189<sup>b</sup>). — Drogerist, drögeríst . . . pof uf, dos  
dič mai fát nē frist! D.! Paß auf, daß dich mein Pferd nicht  
frißt! Neue Redensart, seitdem eine Drogerie im Orte ist. —  
ducken, s. Schlucken. — Duckunter machen, dukúndər mača  
nachgeben. — Dudelsack, s. Himmel. — dumm, wār dán fər tum  
kēft, dār gipt əs geld umfústə aus wer den für d. kauft, der gibt  
das Geld umsonst aus, er ist schlauer als man denkt; im gleichen  
Sinne wird auch unrichtig gesagt: wār dán fər tum fər kēft, . . .  
verkauft. — sintlich tum lain sündhaft dumm sein. — tum wī  
bōdnstrū dumm wie Bodenstroh (fälschlich aus Bohnenstroh) (Roth.  
142<sup>a</sup>). — tum wī pol'tsáišaisə dumm wie Polizeischiße (die Polizei  
gilt als besonders dumm). — tum wī šifəršaisə dumm wie Schiffer-

scheiße. — dümmer, timər wī fālōmōna kōtsə d. wie Salomonen Katze (Roth. 142<sup>a</sup>). — Dummsdorf, a is nē fu tumsdrf er ist nicht von D., er ist nicht dumm. — Durchmarsch, s. Prosit. — dürr, darə mērə raita lōn dürre Mähre reiten lassen, Neckerei: man schiebt einem Nichtsahnenden einen Besenstiel zwischen die Beine und hebt ihn damit hoch. — Dürrlender, a rēnər dār-lendər ein reiner D., magerer Mensch. Vgl. tūplēndər Doppelender, Kalb mit doppelten Lenden, sehr stark im Fleisch. — düster, s. Arsch. — duzen, əs kēndə miç wul dūtsa es könnte mich wohl d., ich könnte das Essen nicht zwingen.

**E** eccehōmisch, eksəhōmiš tsichtijn e. züchtigen, d. h. mit tüchtiger Prügel bestrafen (von ecce homo!) — Ei, s. Jungferneilein. — Eichhörnlein, s. Bildung. — Eier, s. Niepel. — Eierkuchen, s. Christian. — eierlebig (?), éər'lēbiç tūn dummschüchternes, langweiliges Benehmen (aus Eierlegendig von dem Gebaren der legenden Henne?). — Eierschalen, a hōt nōç di éəršqln im di ūrn hēba er hat noch die E. um die Ohren hängen, spricht man von Jugendlichen. — eigen, s. Töpflein. — Eile, ailə mit wailə kimdau ai də štöt! E. mit Weile kommt auch in die Stadt! Immer langsam! — einfädeln, fiç wofáifādln sich etwas e., d. h. ausdenken und darauf beharren. — eingedreht, awingáigədrēt lain ein wenig e. sein, ein bißchen dumm. — einig, dō ifəs raich wīdərčēniç da ist das Reich wieder e., sie sind wieder versöhnt. — einpfarren, fiç aí(p)foyn sich e., sich eingewöhnen. — eins, ains, twai, drai, fiər, | pōmərántsa šest mai mūrmltiər. e., zwei, drei, vier, | Pomeranzen schießt mein Murmeltier. Anfang eines Auszählverses, Schluß unbekannt. — einsacken, fiç áifaka lōn sich e., sich übertölpeln lassen. — eintragen, s. Bademutter. — eintunken, s. Arsch. — Eisen, fər dan is blōs glīnd aifa unt mīštēnə für den ist bloß glühend E. und Mühlsteine, denn er macht alles entzwei. — Eitunke, s. Rehpumpe. — Elfböhmer, a gukt wī a klenər (junər) ifbīmər er gukt wie ein kleiner (junger) E. Dieses Wort scheint eine drastische Übertreibung von „Zehnböhmer“ (= 1, — *M*) zu sein, oder Verdrehung des Vogelnamens? — Elisabeth, élifabet macht klīslān fet, | macht pápə worm, fífə əléndər dorm. E. macht Klößlein fett, | macht Papp (Brei) warm, sie ist ein elender Darm. Spottvers auf „Elisabeth“. — eng, s. Welt. — Engel, s. singen. — Engelein, di

éwærlan špīln mīd\_a die E. spielen mit ihnen, sagt man von den kleinen Kindern, wenn sie im Schlafe lächeln. — englisch, s. lang-englisch. — Erbsen, árpsa, línfa, bún, bun, bun! E., Linsen, Bohnen, B., B. Antwort auf die Frage, was man gern ißt, aber nur dann, wenn man wirklich diese Hülsenfrüchte gern ißt. — Erdbirnen, s. Karl. — erfahren, s. wissen. — Ich hab' mich ergeben, ičh hāp mičh ergēbm | mitəʳ woʳšt ai dəʳ hant, | dō rant ičh bis nōch brēmen, | im hemdə bīn ičh gerant. Ich h. m. erg. | mit der Wurst in der Hand, | da rannte ich bis nach Bremen, | im Hemde bin ich gerannt. Scherzhafte Umdichtung. — erwachsen, əs drwekst ols es erwächst alles, d. h. es wächst aus, wächst zu sehr und keimt (es steht schlecht, wenn die Feldfrüchte auswachsen). — erwarten, a kōns nē drwōta er kann es nicht e., ist ungeduldig (Roth. 5<sup>a</sup>). — Esel, ēfl, gāml, gīmpl, šwain! konstə nē fərnīmftičh fain?! E., Gamel, Gimpel, Schwein! Kannst du nicht vernünftig sein?! Redensart, bei heftigem Zanken gebraucht. — dər ēfl kimt raus der Esel kommt heraus, die Haare werden grau. — dan hōt dr ēfl q̄ a prēlštēn gəšisa den hat der Esel an den Prellstein geschissen, er ist ein geringwertiger Mensch (Roth. 262<sup>a</sup>). — estimieren, estimīrn = mit Bitten oder Fragen quälen. — ewig, əs gīt tsū wī im éwija lāba es geht zu wie im ewigen Leben, es geht sehr laut zu. — ewig-tälsch, éwichtēš Verdrehung von evangelisch.

**F** Farbe, fórbə bəken F. bekennen, die Wahrheit sagen (Roth. 229<sup>a</sup>). — fasten, s. Ringelrosenkasten. — faul, s. Fische, Paul. — fauzen, enə náifautsa eine hinein (ins Gesicht) f., eine Ohrfeige geben. — Februar, s. Januar. — Feder, s. schreiben. — Federkretscham, ai a fādə'krātšum gīn in den F., d. h. zu Bett gehen (Roth. 60<sup>b</sup>). — Feilecke, a fitst uf dəʳ félekə er sitzt auf der F., d. h. er sitzt so unsicher, daß er gleich stürzen kann. — Fenster, s. Liebe. — Ferdinand, fərnant wil wōšt hon! Fernand will Wurst haben! Ein kleiner Junge mit Namen F. verlangte vor dem Schlafengehen immer Wurst mit obigen Worten, seitdem neckt man damit alle männlichen Personen namens F. — Fett, fai fet dəʳtsūnə gān sein F. dazu geben, seine Meinung dazu sagen. — a hōt fai fet wék er hat sein Fett weg, er hat seine Strafe bekommen (Roth. 311<sup>b</sup>). — fett, s. Krähe. — Feuer, s. Mistpfütze. — Feuerscheiße, di galopīrndə foiaʳšaisə die ga-

loppierende F., Diarrhöe. — Feuerspritze, s. Landwehr. — Fichte, di gina mitnandər hinər di krumə fiçtə die gingen miteinander hinter die krumme F., ein Pärchen ging abseits von der Gesellschaft, um seine Liebe zu befriedigen. — Fiduz, ken fedūts hon keinen F. (lat. fiducia), keine Lust haben (Roth. 195<sup>b</sup>). — Finger, nut nut nut — dər finər blut, | štek a ai a qš, do wa't a gut Nut, n., n., der F. blutet, | steck ihn in den Arsch, da wird er gut! — ma štekt n a fivər ai a qš, dō lacht fiçs tūt! man steckt ihm den Finger in den Arsch, da lacht es sich tot! Antwort auf die Frage, wie ein Schwein getötet wird. — Finger, s. schneiden. — Fink, di finək rütšt, s wa't gōštiçh wān. Die Finke rutscht, es wird garstig werden, der Ruf des Buchfinken „pink pink“ kündigt schlechtes Wetter (Roth. 196). — Fips, listə fips, dō hūstn brokə! Siehst du, F., da hast du eine Brocke! Ausruf der Schadenfreude, wenn jemand zurechtgewiesen wird (Roth. 348<sup>b</sup>). — Fisch, (dos fein) faulə fišə! (das sind) faule Fische! d. h. bloße Lügen (Roth. 192<sup>a</sup>). — Fleck, nē, maçt oij ok ken flək ais hemdə! nein, macht euch doch keinen F. ins Hemd! Unwilliger Ausruf = es ist ja nicht so schlimm! — Fleisch, auf den Wunsch nach F. antwortet man im Scherz oder Ärger: graif dr q a ós, dō hūstə flēš! Greif dir an den Arsch, da hast du F. (Roth. 90<sup>b</sup>, 91<sup>a</sup>). — Fleisch, s. Ochse. — Fleischerhund, s. fressen. — Fliege, di flija fain ju rēn nārš, əs wat wul wos kúma. Die Fliegen sind ja rein närrisch, es wird wohl was kommen, d. h. wenn die Fliegen stechlustig sind, ist ein Gewitter in Aussicht (Roth. 19<sup>b</sup>). — Fliege, s. ärgern. — Fliegenluder, di flijalūdər fain ju hoitə afū gröp, mər warn nōg a gəwītər krija. Die F. sind ja heute so grob, wir werden noch ein Gewitter kriegen. — flink, finək wī an šúkbařštə f. wie eine Schuhbürste, schnell, behende; geschickt beim Ringkampf. — Flinte, s. polnisch. — Floh, s. Jule. — fluchen, fluçha wī a lańtskneçt f. wie ein Landsknecht = gräblich fluchen. — fluschen, fluša wī a tēpərwaip f. wie ein Töpferweib, mit breitem Munde grinsen. — fortmachen, fō'tmaçha f. beim Tanz mit den ausgestreckten Armen Schwung holen, damit man in den Takt hineinkommt — sich fortmachen, fiçh fútmaçha sterben. — Fotze, dos póst wī di fotsə uw a gunächtöp! Das paßt wie die F. auf den gute Nacht-Topf! Freudiger Ausruf, wenn etwas paßt. — jēmanda tsər fótšə maçha jemanden zur Fotze, lächerlich machen

(Roth. 264<sup>a</sup>). — Fotze, s. Herz, Maler. — fragen, muš amōl froin! Mušt sie einmal f.! Frage nur! (Roth. 392<sup>a</sup>). — fragen, s. wissen. — Frankreich, s. als. — Franz, s. reißen. — Frau, nu hé, frau béarn! Nun da, F. Beer! (Beer béar PN.) Ausruf des Erstaunens. — Frauvolk, a réndlich fraufulk dər kent ma om wiš-hōdər ein reinliches F. (Frauenzimmer) erkennt man am Wischhader. — frech, frech wi ami f. wie ami (frz. ami). — Fresante, an(ə) frasántə macha eine F. machen, ein großes Essen geben. F. gebildet aus fressen und roman. Endung -ante. — Fresse, a hōdn frasə wī a jucht nəs (juchta) qšlöch er hat eine F. wie ein juchtenes (juchten) Arschloch, er hat ein gutes Mundwerk. — a hōdn frasə wīn fōtsə Er hat eine Fresse wie eine Fotze, großer, feuchter Mund. — a hōdn frasə wī a ausgefōrnər (tsə'fōrnər) hemšuk Er hat eine Fresse wie ein ausgefahrener Hemmschuh, mißgestalteter, großer Mund (Roth. 209<sup>b</sup>). — fičh di frasə tsə'slōn sich die Fresse zerschlagen, d. h. über etwas schimpfen, was einen nichts angeht. — Fresse, s. schippen, Schwertfresse, zerren. — fressen, frasa wī a hunrijər flēsər hunt f. wie ein hungriger Fleischerhund, viel und gierig essen. — frasa, šaisa, sáčhtə gīn, dos konst ant grōde nōch fressen, scheißen, sachte gehen, das kannst du etwa grade noch, du taugst nicht zur Arbeit. — fressen, s. Hals, Scheundrescher. — dam misa lə wōs tsum frása aigəgān hon dem müssen sie etwas zum Fressen eingegeben haben, er läßt nicht von dem Mädchen, deren Familie hat ihm wohl etwas eingegeben. — Freißgevattern, frásgefotar n heißen die nächsten Angehörigen der Taufpaten, die zum Schmaus kommen. — Freißkasper, dof\_īf\_a ríchtijər fráskospər das ist ein richtiger F., ein Nimmersatt. — freundlich, s. tückisch. — Fritz, fistə, fritsə, wek fum ritsə! | fistə nē a šutsmōn štin? . . . Siehst du, Fritze, weg vom Ritze! | Siehst du nicht den Schutzmann stehen? Melodie: Trio der „Parade der Zinnsoldaten“. — Froschfotze, tsə wī frōšfotsə zäh wie F., zähes Fleisch u. dgl. — Frösche, s. Hilpritschen. — fruchten, əs frúcht nē, əs f. ništ es fruchtet nicht, es f. nichts, d. h. es hat keinen Erfolg, z. B. Prügel. — Frühstück, s. Prosit. — Furchten, tsum fórchta fə'jōn zum F. verjagen. — dər lipstə gīt mitə tsum f. f. der Liebste geht mit . . . — mər wan wos də'tsəl n tsum f. f. wir werden etwas erzählen . . . — Furz, a hōdn fōts im kupə und n štēn im qšlā er hat einen F. im

Kopfe und einen Stein im Arsch, d. h. er ist närrisch. — „ī<sup>r</sup> mādl, wīstər wqs?“ — „na?“ — „əs fil a fōts fum dachə!“ Ihr Mädcl, wißt ihr etwas? — Na? — Es fiel ein Furz vom Dache. Damit führt man neugierige Mädchen an (Roth. 174<sup>a</sup>). — a drēnərt rim wi də<sup>r</sup> fōts ai də<sup>r</sup> latərnə er drehnert herum wie der Furz in der Laterne, zwecklos und träge hin- und hergehen, um sich vor Arbeit zu drücken. — olə tswē šrītə drai fātsə! Alle 2 Schritte 3 Fürze! sagt man, wenn jemand übermäßige Winde gehen läßt. — Furz, s. Jungfernfürzlein, Muhme. — Furzenpratzelt, fōtsapratslt ein Mann namens Patzelt litt sehr an Blähungen und tat sich keinen Zwang an, daher erhielt er den Namen F. (Das eingeschobene r erklärt sich wohl als Einfluß von prasseln.) — füttern, s. lang-englisch.

**G** Gabeldeichsel, dō konstə ai də<sup>r</sup> gōbldeksl gīn da kannst du in der G. gehen, d. h. da kannst du tüchtig arbeiten. (In der Gabeldeichsel zieht das einspannige Pferd.) — Gamel, s. Esel. — Gänse, di gēnlə prīln, də<sup>r</sup> olp rēndims haus die G. brüllen, der Alb rennt ums Haus, sagt man, wenn abends die Gänse laut werden. — Gänse, s. Luder, Pläne, schiepern. — Gänsefurz, ünə dūnə dīsa | N. N. hōt gāsīsa | ünə dūnə dōts | kwīnta kwānta gēnləfōts. . . . . | N. N. hat geschissen | . . . . . | . . . Gänsefurz. Dieser Spruch wird von Kindern auch als Auszählvers benutzt. — gänsern, genfarn dauernd Wasser trinken — Gardine, s. schwedisch. — garstig, gōstīch tūn g. tun, häßliche Laute von sich geben (z. B. Stöhnen; Jaulen und Heulen des Hundes; klägliches Schreien). — garstig, s. gefallen. — Gasse, s. Zinkenbärberlein. — gebacken, nīm fə, wī fə gəbāka fain nimm sie, wie sie g. sind, d. h. ohne Rücksicht zugreifen. — a gīnk, wī a gəbāka wq<sup>r</sup> er ging wie er gebacken war, d. h. wie er gerade angezogen war. — gebacken, s. weich. — Gebersdorf, a īs nē fu gābəršdorf! er ist nicht von (= aus) G., er schenkt nicht gern (G. scherzhafte ON.-Bildung). — Gebot, dōf īf əf əlftə gəbōt: tūə rēcht, šōiə nīmānt, unt wos nē dāine īs, dōs nīm mītə! Das ist das elfte G.: Tue recht, scheue niemand, und was nicht dein ist, das nimm mit! (Scherz.) (Roth. 273<sup>b</sup>). — gebraten, s. Teufel. — Geburt, s. Maria. — gedone, gədōnə līja g. liegen, nach reichlichem Essen bewegungslos daliegen. — gefährlich, gəfərlich tūn g. tun, ängstlich sein. — gefallen, wams gəfēlt, kīmts nē gōstīch fīər!

Wem es gefällt, kommt es nicht garstig vor! „Diplomatische“ Antwort, wenn man, nach seiner Ansicht über etwas gefragt, dieses dem Frager nicht verleiden will. — gefressen, dan hō ich gēfrása den habe ich g., den kann ich nicht leiden. — gefriert, afū kalt gēfrīrēts nē! so kalt g. es nicht! erst abwarten, so schlimm wird es nicht (es ist nicht so kalt, daß es schon gefriert). — gefunden, s. gesucht. — gehangen, wen lich enēr gəhāna hōt, dō fērt di sēlā tsum ōŷā naus. Wenn sich einer g. hat, da fährt die Seele zum Arsch hinaus. — Gehängter, dof<sub>is</sub> ja a gāns gəhētār das ist ja ein ganz G., Gerissener. — geharnischter, a fid<sub>aus</sub> wī a gəhanštār bōk er sieht aus wie ein g. Bock, in zu enge Kleider gezwängt. — Geheie, mach och kē gəhāiə draus! mach doch kein G. daraus! Spotte nicht! Meist braucht man diese Wendung, wenn kirchliche oder religiöse Dinge belacht werden (Roth. 263<sup>b</sup>, 288<sup>b</sup>). — geigen, s. Morgen. — Geld, du denkst wul, mī<sup>r</sup> feld<sub>as</sub> geld<sub>aufm</sub> ōŷā? du denkst wohl, mir fällt das G. aus dem Arsch?! Du denkst wohl, ich verdiene ohne Arbeit! — Gell, a priltā en gōl ai a andarn er brüllte einen G. (Gall) in den andern, d. h. er schrie laut und ununterbrochen (von Kindern); in en gōl < en gōl liegt Assimilation des n an g > n vor. Zu gōl Gall vgl. Nachtigall. — Gelüst, dər gəlist šmest a ō olā wéndā ō der G. schmeißt ihn an alle Wände an, er weiß sich vor Gelüst nicht zu helfen. — gelüstig, s. Zinken. — Gemähre, mach ok kē gəmārə! mach doch kein G.! sei nicht albern! — Gemüt, och, a hōd a gut gəmitə, | wen a šest, dō lécht a mite. Ach, er hat ein gutes G., | wenn er scheidet, da seicht er mit. Spottvers, mit dem man sich über die Gutmütigkeit eines andern lustig macht. — Genick, s. Karl. — Genie, a fəriktaşānī ein verrücktes G., d. i. ein lustiger Mensch; nē lūa fəriktaşānī nein so ein verrücktes G. — Georg, jėork sėklabauch G. Säckleinbauch, Scherz auf den Namen Georg. — Georglein, jorjla kworjla G. Quarglein; Spott auf den Namen Georg. — gerade, dō is kē štėka grōdā da ist kein Stecken g., es geht drunter und drüber. — Gericht, s. Pilze. — gesackten, əf<sub>is</sub> gəfakta fūl es ist g. voll, gedrängt voll. — geschehen, s kōn gəšān! es kann g.! Antwort auf die Einladung zum Wiederkommen (veraltet). — Geschenk, s. niesen. — geschissen, s. schisch-schisch. — geschnitten, (ich mūf<sub>ošt</sub> fān,) wī a wat gəšnīta fain (ich muß erst sehen,)

wie er wird g., gelaunt sein. — gesegene, s. Gott. — Gesicht, a gəfíchtə wī a ausgəplítstər paúərōš ein G. wie ein ausgeblitzter Bauerarsch, dickes rotes Gesicht (Roth. 71<sup>a</sup>). — a macht a gəfíchtə wī a gəprijltər bār er macht ein Gesicht wie geprügelter Bär, ein verbissenes Gesicht. — a macht a gəfíchtə wī tsán mailn bīfər wək er macht ein Gesicht wie zehn Meilen böser Weg; schiefer Ausdruck, gemeint ist, er macht ein G., als ob er zehn Meilen schlechten Weges zu gehen hätte. — a macht a gəfíchtə, ols wen n dr wēsə fə'hāgít wēf er macht ein Gesicht, als ob ihm der Weizen verhagelt wäre, plötzlich ein betroffenes, böses Gesicht machen. — Gestank, na, dō wa'd\_a šinər gəštānk ráuskuma! na, da wird ein schöner G. herauskommen, sagt man, wenn unsaubere Verhältnisse oder Geschäfte entdeckt werden. — gesucht, dī hon fičh gəfúcht un gəfúnda die haben sich g. und gefunden, sie passen gut zusammen. — getötet, dā is gətít der ist g., der hat genug, er hat den kürzeren gezogen (vgl. röter ritər; töten kommt sonst nicht vor) — getroffen, gút gətrofa, bēnə atswē | unt tsum flika gítš nímē. Gut getroffen, Beine entzwei, | und zum Flicken geht's nicht mehr. So rufen die Kinder, wenn der andere beim Werfen sie nicht trifft. — getrommelt, gədrumlt fül g. voll, ganz voll, zum Platzen voll (es schwebt wohl das straffe Trommelfell vor, wenn etwas so voll ist, daß seine Wandung platzen könnte). — Gewisse, fə'rš gəwístə né für das G. nicht, es steht nicht fest. — Gewitter, s. Fliegenluder, Maria. — Gezappel, s. amerikanisch. — Gezeuge, s. Leute. — Gimpel, s. Esel. — Glimfeder, ai di glímfēder šnaida in die G. schneiden, wenn man einen Fingernagel zu weit abschneidet, schneidet man in die G. — Glocke, q̄ di grūsə glókə hēnə an die große G. hängen, etwas gleich weiter erzählen u. a. Leuten, die es gerade nicht erfahren sollen (entstellt aus „an die große G. schlagen“, der Türmer schlug, wenn er ein Feuer wahrnahm, an die große Glocke der Turmuhr). — Glücksschaff, s. Büttner. — Gold, i'r faid\_aus güldə gəbaut. i'r faid\_aus sīlbər gəbaut. ihr seid aus G. gebaut. ihr seid aus Silber gebaut. Damit drücken die Kinder den Grad der Freude beim Empfang eines Geschenkes aus; wenn sie nichts bekommen, heißt es: i'r faid\_aus šáisə gəbaut ihr seid aus Scheiße gebaut. — Gott, gət wáls! G. walte es! Segensspruch, ehe man etwas beginnt, damit es Erfolg hat. — ō gót fə'rtsai mərš! O Gott ver-

zeihe mir es! Ich habe nicht beleidigen wollen! — götgəfáidərš! Gott gesegne es dir! Essenswunsch. — göt gābr a himl, mit dār<sub>is</sub> tsait fút! G. gebe ihr den Himmel, mit der ist es Zeit fort! (Man ist nicht erschüttert über ihren Tod. Roth. 122<sup>a</sup>). — trēst diçh gót! | di šartə is lewə<sup>r</sup> wī dər rók! Tröst' dich Gott! | Die Schürze ist länger wie der Rock! sagt man beim Schlucken. — trēstiçh göt, mai šots ai dər náisə, | wen içh dər tsu šworts bīn, dō nimdər n waisə! Tröste dich Gott, mein Schatz in der Neiße, | wenn ich dir zu schwarz bin, da nimm dir eine weiße! So sagen die jungen Mädchen im Scherz, wenn sie schlucken müssen. — na dō half göd<sub>a</sub> páks trōn! na, da helfe Gott den Packs tragen! sagt man, wenn einem etwas Schlimmes bevorsteht. — wər gót fə<sup>r</sup>traut | un šést ais kraut, | dam waksa grūšə hētə draus. Wer Gott vertraut | und schießt ins Kraut, | dem wachsen große Häupte draus. (hētə Häupte = Kohlköpfe.) Scherzspruch. — Gottesberg, içh bit diçh im a gótsbark! Ich bitte dich um den G.! (G. ON. bei Waldenburg) inständige Bitte. — Gottlieb, gótlip, | wens putə<sup>r</sup>-napla dóštit. G., | wenn das Butternäpflein dasteht. Spottvers auf den Namen Gottlieb. — ūnə dūnə dísa, | gotlip hót gəšísa, | gótlip wōr<sub>a</sub> lía (oder ālə<sup>r</sup>) mōn, | dār<sub>an</sub> fots nē aústin kōn. . . . . | Gottlieb hat geschissen, | G. war so ein (ein alter) Mann, | der einen Furz nicht ausstehen kann. Spruch, gelegentlich von Kindern als Auszählvers benutzt. — Graben, s. Heil. — Gräfin, di grēwn fotsə fu barókə die G. Fotze von Barocke, eine Dame in städtischer Kleidung und feinen Manieren (barokə entstellt aus Marokko?). — di grēwn potóka Gräfin Potocka = grēwn fotsə fu barókə. — gram, içh bīnə<sup>r</sup> grōm wī dər špinə ō dər wánt ich bin ihr g. wie der Spinne an der Wand; ich kann sie ebenso wenig leiden wie eine Spinne, die sich im Hause befindet. — Gramhals, a grōmhols beim Essen mißgönnischer, unersättlicher Mensch (dazu das Adj. grámhalsig). — grande, grándə ausfān g., d. i. bärbeißig aussehen (franz. grand, -e?). — Gras, a hird<sub>as</sub> grōs waksa unt di mika fotsa er hört das G. wachsen und die Mücken furzen, er ist sehr schlau (ironisch). — gräulich, s. Himmel. — Gröschlein, s. Benjamin. — groß, grūf<sub>unt</sub> gūt maçha groß und gut machen = 1) eine Arbeit sehr gut und sorgfältig verrichten, 2) sehr höflich grüßen. — Grundmann Heinrich, grúntma heinriçh scherzhafte Bezeichnung des Kaffeesatzes. — grün(en)

Donnerstag, fáit gəbāta im an grīna dŏnstiĉh! Seid gebeten um einen g. Donnerstag! Mit diesem im Rezitiv gesungenen Verse bitten die Kinder am Gründonnerstag um eine Gabe. — Grünspan, ausfān wī grīnšpŏn un špūkə aussehen wie G. und Spucke, schlecht, bleich aussehen. — gucken, s. Elfböhmer. — Gunke, di gūnka šrain, s wat gŏštiĉh wān die Gunken schreien, es wird garstig werden. Der Ruf der Unke kündigt Regen. — Gurgelwurps, a gŏrjwŏrps ein Kind, das viel schreit (gurgeln = schreien, wurps = Wurzelstock). — Gurkenzwickler, di gŏrkatswikəʳ Spitzname für die in Liegnitz in Garnison stehenden Soldaten. — Guste, plūdəʳgustə eine Einwohnerin von Alt-Reichenau, Auguste Welz, die ein sehr tätiges, nie ruhendes Mundwerk hatte, erhielt den Spitznamen Pluderguste. Der Name wird auch auf andere übertragen. — gut, s. groß. — Gutenacht-Topf, s. Fotze.

**H** Haare, s. Kinder. — Hab-Dank, ſi hotə ken hŏdānk dəʳfīrə sie hatte keinen H. dafür, sie erntete keinen Dank. — Hafer, s. Schlüssel. — Haferstroh, s. Morgen. — Hagel, ō hágl, pŏt šmīt! O H., Pate Schmied! Ausruf des Staunens, der Bewunderung. — hagelt, s. donnert. — Hahn, s. krähen, regnet. — Haken, əs wat wŏʃuf di hŏka ſetsa es wird etwas auf die H. setzen, etwas zu essen geben. — Haken, s. Teufel. — Häk-lein, a hŏdə hĉkla uf ſi er hat ein H. auf sie, er hat sie gern (auch umgekehrt) (Roth. 378<sup>a</sup>). — der Halbe-Liter-Verein, dəʳ holbəlītəʳfərain Spitzname für den Militärverein. — Halbverfluchter, a kimd im hŏlpfəʳflučta er kommt im H.n. So nennt man den runden steifen Hut. — halbwegs, nū maĉs ok hŏlwĉjə (holwājə)! nun mache es doch h.! schneide nicht zu sehr auf! — Hallo, grūsa halŏ maĉa großen H. machen, Lärm machen mit lautem Rufen usw. — Halmen, s. stark. — Hals, im hŏlfə anīnəʳ frasa im Halse nach hinten fressen, etwas sehr gern und gierig essen. — em uwə hŏls gərŏta einem auf den Hals geraten, anfangen, jemand abgeneigt zu sein. — Hals, s. Augen, würgendig, scheiß. — Handel, s. Schachtel. — Hängemahlzeit, di hĉnə mŏlst letzte Mahlzeit (vor der Abreise) (Roth. 84<sup>b</sup>). — hängen, di hĉnə ſiĉh iməʳfúdom qīə die h. sich immerfort (dauernd) am Arsch, d. h. sie sind dauernd beisammen; meist von Liebes- und Brautleuten. — Hanne, honə, fosə mūt! H., fasse Mut! Damit ermutigt man jemand. — Hannelore, hońfotstŏrə. Verdrehung

von H. — Hans, s. klatsch. — Haube, na, dō waṛn mər ʌmo fán, wī dər mutər di haubə štīt! na, da werden wir einmal sehen, wie der Mutter die H. steht! (wie die H. die Mutter kleidet), so sagt man beim Vergleichen von Gegenständen, die aufeinander oder aneinander passen sollen. — hauen, wen iʃ ʌ hau, dō fər dn gəwīs dər kōp mim q̄lə karafél wenn ich ihn hau, da fährt ihm gewiß der Kopf mit dem Arsch Karussell. — ičh hau dij ʌf wī an bimagajə ich hau dich auf wie eine Böhmengeige, mit dir werde ich leicht fertig (Böhmen = Groschen, Böhmengige = eine Geige, die nur 10 Pf. kostet). — ičh hau dičh ʌf wī an fər faulta kárps ich hau dich auf wie einen verfaulten Kürbis, mit dir werde ich leicht fertig. — haun, doʃ ʌ krēta špait hauen, daß er Kröten speit. — haun, doʃn di móifə undərš lādər heka hauen, daß ihm die Mäuse unters Leder (Haut) hecken, tüchtig prügeln (Roth. 310<sup>a</sup>). — haun, doʃ ʌ ai ken fórčh post hauen, daß er in keinen Sarg paßt — Heimelbein, a hémleben ein schwächlicher oder verkrüppelter Mensch. — (herunter)hauen, s. rote Suppe. — Häupte, s. Gott. — Hausinne, tsər haufinə wun zur H. wohnen, nicht im eigenen Hause, sondern nur als Mieter wohnen. — Häusleinkuh, s. saufen. — Haut, ičh kō(n) mərš dočh nē aus dər haüt šnaida ich kann mir's doch nicht aus der H. schneiden, ich kann nicht Unmögliches möglich machen. — Hechtsuppe, əs tsoit (tsīt) wī héchtʃupə es zieht wie H., Zugwind. — Heil, hail ai a grōba nai! H. in den Graben hinein! Spottgruß an Radfahrer. — heilen, fičh a rika hēln sich den Rücken h. = sich geschäftlich und wirtschaftlich erholen (vgl. die schriftdeutsche Redensart „sich gesund machen“). — heilig, s. Zeiten. — heimhelfen, hémhalfa 1) etwas entzwei machen, 2) den Kranken falsch kurieren. — Heinrich, s. Vogel. — Heirat, di háirət štīd ʌfə die H. steht offen, wenn bei der Frau der hintere Rockschlitz offen steht. — Heller, a hōts helər fər fēničh bətsq̄lt er hat es H. für Pfennig bezahlt, d. h. er hat alles bezahlt, ohne einen H. oder Pfennig abzuhandeln oder schuldig zu bleiben. — Hellerhure, s. heulen. — Hemd, di waṛn noğ ʌs hémde fum q̄fə tsīn die werden ihm noch das H. vom Arsche ziehen, sie werden ihm noch alles wegnehmen. — rīts, bai dər mutər gīd əs hémde atswē, | únt tsum flika gīts nimē. Rietz, bei der Mutter geht das Hemd entzwei, | und zum Flicker geht's

nicht mehr. (In singendem Tonfall zu sprechen). — Hemd, s. Fleck, Kohlsack, schisch-schisch. — Hemdebändlein, s. Reiter. — Hemdeschlitz, s. Landwehr. — Hemmkette, hémkēta jōma(ř)n Hemmketten jammern, sehr jammern. Die H. gehören zum Hemmschuh, einer heute nicht mehr gebrauchten Bremsvorrichtung am Wagen. — Hemmschuh, s. Fresse. — Henne, s. Nest. — Herbst, s. Bock. — hereinkommen, s. Liebe. — Hermann, hármōn, wens rānt, dō must an šárm hōn! H., wenn's regnet, da mußt du einen Schirm haben. Hier erscheint um des Reimes willen die Form hōn, normal lautet sie hon. — hármōn! wilst amōl an púmpe fān? Hermann, willst du mal eine Pumpe (vulva) sehen? Ein junger Mann mit Namen H. war ungerecht zur Alimentenzahlung verurteilt worden; seitdem neckt man Männer namens H. gelegentlich mit dieser Frage. — Herr, s. Schlüssel. — Herrgott, əs wēr\_om besta, dər libə hárgōt nēms tsú fič! es wäre am besten, der liebe H. nähme es zu sich! Ein schwächliches, elendes Kind soll nicht erst alt werden! — herrlich, s. Ziege. — herumfliegen, s. Piasten. — herumsühlen, fič ai dər féčhə rimfiln sich in der Seiche h. = zu lange im Bett liegen. — Herz, hartsa, labər, lunə; | qšlōč, fotse, tsunə (fots unt tsunə) H., Leber, Lunge, | Arschloch, Fotze, Zunge (Furz und Zunge), scherzhaft für gutes Essen. — əs hártse štīd\_ufə das Herz steht offen, so sagt man, wenn man auf dem Rücken liegend die Arme unter dem Kopfe verschränkt. Diese Lage ist für den Schlaf schädlich. — Herzig, s. Arsch. — heulen, a hoilt wī a ōdər wulf er heult wie ein Oderwolf (so sagt man, wenn Kinder beim Weinen heulende, langgezogene Töne von sich geben). — hoiln win ələ hálə'hūrə heulen wie eine alte Hellerhure, laut weinen und schluchzen (wie eine Hure, die für einen Heller zu haben ist). — Hexen, auskehren. — Hieb-Haub, əs gid\_imər híp haúp es geht immer H.-H., so sagt man, wenn zwei Zungenfertige sich zanken (übertragen von der Schlägerei). — Hilfe, tsu hilfə! mainə krīnōlīnə! | dər šātān šitst im fūtər drīnə! Zu H.! meine Krinoline! | Der Satan sitzt im Futter drin! Scherzhafter Hilferuf. — Hilpritschen, hīlprītša fāna unt fréšə fējln! H. fangen und Frösche vögeln! Scherzhaftige Antwort auf die Frage „wohin gehst du?“ (Vgl. hierzu Th. Siebs, Von Henne, Tod und Teufel. Z. f. Volkskd. 1930 II, 1—2 S. 57. — Himmel, dər himl is blōilīč, | di wulka fain grōilīč, | (und)\_aus dasns qfə štīpkts

opšóilich. Der H. ist bläulich, | die Wolken sind gräulich, | (und) aus dessen Arsch stinkt es abscheulich. Scherzverschen. — a fid<sub>u</sub> a himl fərn dúdlfäg<sub>u</sub> ō unt di sunə fərn kúkāsə er sieht den Himmel für einen Dudelsack an und die Sonne für einen Kuhkäse; er ist recht einfältig (Roth. 106<sup>b</sup>). — a fil auf<sub>u</sub>ola hímln er fiel aus allen Himmeln, er war sehr und unangenehm überrascht. — Himmel, s. Gott. — Himmelvaterlein, əs hímlfōtərla šimft das H. schimpft, erzählt man den Kindern, wenn es donnert. — Hinaus in die Ferne | zum šustərgasla naus, | dō tantsa di šustə<sup>r</sup> | tsum štiwlšoftə raus | wā dqs nē tut, | dan šlō ich uw<sub>u</sub>a hut, | dan šlō ich uf di titə, | dos im di nōfə blut . . . . . | zum Schustergäßlein hinaus, | da tanzen die Schuster | zum Stiefelschafte heraus. | Wer das nicht tut, | den schlag' ich auf den Hut, | den schlag ich auf die Tüte (Nase), | daß ihm die Nase blutet. Kinderlied auf die Melodie „Hinaus in die Ferne . . .“. — Hinaus in die Ferne, | im štolə fotst di kŭ, | də<sup>r</sup> tsijabok macht lustich | əs ōš-lōch ūw<sub>u</sub>unt tsū . . . . . | im Stalle furzt die Kuh, | der Ziegenbock macht lustig | das Arschloch auf und zu. Kinderlied auf die Melodie „Hinaus in die Ferne . . .“. — hinausfliegen, s. Liebe. — hineinfahren, dam müf<sub>u</sub>ichs bāl mitə<sup>r</sup> brātrōbə<sup>r</sup> nai-fōn! dem muß ich es (das Essen) bald mit der Brettrader h.; d. h. er ist unersättlich. — hinschmeißen, a šmeš hí wī di fauə a drék er schmeißt es hin wie die Sau den Dreck, er legt etwas unordentlich hin. — Hinterlader, híwərlōdə<sup>r</sup> nennt man die männlichen Homosexuellen. — Hitler, dof<sub>u</sub>if<sub>u</sub>a hítlə<sup>r</sup> das ist ein H., d. h. ein Angehöriger der Nationalsozialist. Deutsch. Arbeiterpartei. — Hobel, blōst mər<sub>u</sub>a húbl! Blast mir den H! Laßt mich in Ruh! — Hobelspan, di húblšpənə misa ošt nōch ründə<sup>r</sup> die Hobelspäne müssen erst noch herunter, er muß erst noch eine bessere Erziehung haben. — Hochzeithund, s. speien. — höhnisch, s. Krücke. — Holländer, a gid<sub>u</sub>op wī a hólendə<sup>r</sup> er geht ab wie ein H., er rennt weg. (Borchardt [Die sprichwörtl. Redensarten, neu hsg. von Gust. Wustmann, Leipzig 1895, S. 230] erklärt: „Die Holländer sind nicht gern Soldaten und kneifen aus; oder mit den sog. Holl.-Schlittschuhen in Verbindung zu bringen?) — Hölle, s. Ofen. — Holze, s. knien. — Holzkammer, s. singen. — Holzweib, s. jagt. — Horn, s. blasen. — Hörnlein, s. Schnecke. — Hosen, di hófa imdrēn die H. umdrehen, zu Stuhl gehen. — Hosen,

s. Benjamin. — Hosendeckel, s. dreiviertel. — Hosenfuzz, s. Niepel. — Hosenkascher, *dər klénə hōfakasər* der kleine H., scherzhafte Bezeichnung für Mittwoch [unter Kascher versteht man den vorderen Verschluß der Männerhose]. Am Mittwoch abend treffen sich die Mädchen und Burschen, allerdings dehnen sie die Zusammenkunft nicht zu lange aus. — *dər grūsə hōfakasər* der große Hosenkascher, so bezeichnet man scherzhaft den Sonnabend. Am Sonnabend abend treffen sich Mädchen und Burchen, die Zusammenkunft dauert mindestens bis Mitternacht, daher der große H. — Hosenwasser, *hōfawosər* schlechtes Getränk. — Hotzenplotz, s. Oppa. — Hucke, *əs wonər n gantsə hūkə* es waren ihrer eine ganze H., Anzahl. — Hühner, s. Ohren. — Hummeln, (*grūsə*) *humln* im *ēs hon* (große) H. um eines (jemand) haben = sich nach jemand sehnen (Roth. 37<sup>a</sup>). — *humeln* = sich sehnen, s. Roth. 305<sup>b</sup>. — Hund, *ausfān wī dər hünd\_ims löçh* aussehen wie der H. ums (Arsch)loch, Kinder, wenn sie Schokolade gegessen haben. — *dos gīt grōdə afū ols wī dər hünt fēçt* das geht gerade so als wenn der Hund seicht, die Furchen sind nicht gerade gezogen, sondern krumm und schief. — *wen ma dan am hündə ai a qš gist, dō prild\_a fir wūçha lauk* wenn man den einem Hunde in den Arsch gießt, da brüllt er vier Wochen lang; vernichtende Kritik an schlechtem Kaffee. — *dam hon wul di hundə a wēk fəršlopt!?* dem haben wohl die Hunde den Weg verschleppt!? sagt man, wenn jemand nicht wiederkommt (Roth. 382<sup>a</sup>). — *dō konstə hundə firn bis baütsn* da kannst du Hunde führen bis Bautzen (ON.), dein Tun wird ohne Erfolg sein (Roth. 272<sup>a</sup>). Diese Redensart geht nach Friedr. Seiler (Deutsche Sprichwörterkunde, München 1922) darauf zurück, daß im Mittelalter Edelleute, die geraubt oder den Landfrieden gebrochen hatten, eine gewisse Strecke weit Hunde tragen mußten. — *ef\_īs mid\_ān bloa hündə fəršijlt* es ist mit einem blauen Hunde versiegelt, es steht schlecht. — Hund, s. Jule, Katze, kriegen, mitgehen, Rindfleisch, winseln. — Hundeschlacke, *di hündəšlakə* verächtliche Bezeichnung des Hundes; der zweite Bestandteil bezieht sich wohl auf den schlenkernden, schlacksigen Trab des Hundes. — Hunger, *a fid\_āus wī hunər\_un toirə tsáit* er sieht aus wie H. und teure Zeit, schlechtes Aussehen. — hungrig, *dōdər\_fōnə is ma wēdər hūnrīçh nō fīt* davon ist man weder h. noch satt, d. h. man ist nicht satt. — Huschweg (?) machen,

hútsək maĉa schnell verschwinden (Roth. 155<sup>a</sup>). — Hutschachtel, s. Mops. — Hutsche, dōlija wī an gəšelərtə hūtsə daliegen wie eine geschellerte H., spöttisch, es liegt jemand auf dem Krankenlager (H. = Kröte). — Hütte, s. mitgehen.

■ incognito, s. im Kunito. — Infanterist, ō dū libr infantrist, | pof.ūf, dos diĉh mai fāt nē frist! O du lieber I., | paß auf, daß dich mein Pferd nicht frißt. Mit diesem Vers verspotteten die (gedienten) Kavalleristen den (gedienten) Fußsoldaten. — inne, fir.únə sain sehr i., d. h. stolz, selbstbewußt oder fromm sein.

■ Jacke, dōf.īšun an álə jakə das ist schon eine alte J. = das ist schon immer so gewesen. — jagen, dos gīd.ols wen dər taiwl əs hūltswaip jōt das geht, als wenn der Teufel das Holzweib jagt, von der Musik, sie ist laut und schnell. — jagen, s. Magd, wie gesagt. — Jahr, s. wissen, Wort. — Januar, jánuār, fébruār, mérts, apríl, | dō kōn ma di mádl fējln afū fil wī ma wil. J., Februar, März, April, | da kann man die Mädcl vögeln soviel wie man will. Scherzvers mit den Monatsnamen; Fortsetzung s. u. Mai. — Jauchenklößlein, jáuchaklislan Klöße mit gekochtem Rindfleisch und Brühe. — Jesus Christus, du wašun noch jēsum kristum (d)ə'kén lan! Du wirst schon noch Jesum Christum erkennen lernen! Du wirst später noch vieles lernen und manches einstecken müssen und wirst einsehen, daß du es vorher besser gehabt hast. — Jesus, oĉh (ō) herjentak! Ausruf des Staunens (von Herr-Jesus-Tag?). — nū mainis máinis (nē nē)! Ausruf des Mitleids und Bedauerns. Entstanden aus „mein Jesus“? — oĉh jēdit okanaia! Ausruf des Bemitleidens, meist Kindern gegenüber gebraucht. (jēdit von Jesus? okanaia dem kindlichen Gestammel nachgebildet?) — Johannes, an dr nāfə des mánəs erkent man dēn johánəs! (Joh. = penis.) Wird immer „fein“ gesprochen. — Jule, jūlə, špūlə, kōtsadrek | best n hundə əs fékla wek. J., Spule, Katzendreck | beißt dem Hunde das Säcklein weg. Scherzverschen auf den Namen Julia. — jūlə mit dər špūlə, | mit dər gántsa walachái. Jule mit der Spule, | mit der ganzen Walachei. Spottvers auf „Julia“. — di jūlə, di hōdn flūg.ō dər pulə . . . Die Jule, die hatte einen Floh an der Pule (vulva) (Polkatext). — Juli, s. Mai. — Junge, jūwə! íóf.amōl əm jūwə, | dos dər jūwə əm jūwə fōt, | dos dər jūwə a hūnt nausjōt! Junge! sage es einmal dem Jungen, | daß der Junge dem Jungen sagt, | daß der Junge

den Hund hinausjagt! Wortspiel (Roth. 381<sup>b</sup>). — Jungen, s. Zinkenbärberlein. — Jungfer, wen an alə jümpfə<sup>r</sup> štarpt, dō setst siĉ pētrus druf unt rēt fə nai. Wenn eine alte J. stirbt, da setzt sich Petrus drauf und reitet sie hinein. — Jungfernei, a jümpfarnēla ein Jungferneilein, d. i. ein blut beflecktes Ei. — Jungfernfürzlein, a jümpfanfatsla ein Wind, der mit wenig Geräusch verbunden ist. — Juni, s. Mai. — Jupe, uf dər júpə saufa auf der J. saufen, auf Kosten anderer trinken (J. = Joppe, Kleidungsstück) (Roth. 101<sup>a</sup>).

**K** Kahl, käl käl éndə<sup>r</sup> diĉ, | du bist fə<sup>r</sup>dunərt lídərlich! Kahl, Kahl, ändere dich, | du bist verdonnert liederlich. So sagt man heute zu flott lebenden jungen Leuten. Kahl war ein Räuberhauptmann, der vor ungefähr 100 Jahren in der Gegend zwischen Landeshut, Bolkenhain und Waldenburg sein Wesen trieb. — Kalb, a kolp mófəs ein K. Mosis (Moses?), ein sehr törichter Mensch; wird auf beiderlei Geschlecht angewandt; wohl verdreht oder mißverstanden aus der Bibel: Tanz der Juden um das goldene Kalb. — Kalb, s. Magd. — Kälberzähne, kélbə,tsənə großkörnige Graupe. — Kalender, kaléndə<sup>r</sup> maĉa K., Krach (Zank) machen, toben, z. B. ein Betrunkener „macht Kalender“. — Kalerke, kalárkə maĉa K. machen, Krach schlagen (= Kalender machen). — kalt, nē, ís dōs kält! dō gəfriə<sup>r</sup>ts ju tšwišə<sup>r</sup> mōn unt wáip! nein, ist das k.! da gefriert es ja zwischen Mann und Weib! (Sehr strenge Kälte!) — uf di kála úfsteln auf die Kalten (Fürze) aufstellen, wenn sich jemand mit angezogenen Beinen hinsetzt (Roth. 74<sup>a</sup>). — kalvinisch, kalfíns maĉa k. machen, närrisch tun. — Kamisol, s. Angst. — Kantor, s. Pastor. — Kappe, uf fáinə kopə nāma auf seine K. nehmen, die Verantwortung übernehmen (Roth. 157<sup>a</sup>). — Kaprice, siĉ koprítsia maĉa sich Kapricen machen, sich schwere Gedanken machen (Roth. 196<sup>b</sup>). — Karl, kórlə . . . hēst (ís) dər bóg<sub>im štölə</sub> Karle heißt (ist) der Bock im Stalle. Spott auf „Karl“. — šnet<sub>a</sub> kórlə wek, šnet<sub>a</sub> kórlə wek! . . . schneidet den Karl weg! . . . Diese Zeile wurde zu einer alten Polka gesungen; mit Karl ist in diesem Zusammenhang das membrum virile gemeint. — ápernakórlə Erdbirnen-(Kartoffel-)Karl. Ein Mann mit Vornamen Karl aß sehr viel Kartoffeln, daher nennt man jeden, der viel Kartoffeln ißt, E.-Karl. — Karlemann, kórləmōn hōts wáip dəršlōn, | mit dər krikə ais gəníkə. K. hat's Weib erschlagen, |

mit der Krücke in's Genicke. Spottvers auf den Namen Karl. — Karoline, mách wī dā dēnst, wī dā wilst, karlīnə, | tsáich məʳ dainə nēmašīnə! Mach wie du denkst, wie du willst, K., | zeig mir deine Nähmaschine! (vulva). Spottvers auf den Namen Karoline. — kótsakarlīnə Katzen-Karoline, so hieß eine alte Jungfer, die sich eine größere Anzahl Katzen hielt. — Karre, dō mustə bál di korə tsīn da mußt du bald (= gar) die K. ziehen, d. h. in einem fort arbeiten. — fiçh di kórə fəʳfōn sich die Karre verfahren, 1) sich den Respekt vergeben, 2) überhaupt etwas tun, was einem schadet (Roth. 341<sup>a</sup>). — Karré, ims koré gīn ums K. gehen = umhertollen, von Kindern, wohl davon, daß die Kinder gern um einen Kreis oder viereckigen Platz herum rennen. — Karriere, fiçh di kujérə fəʳtarba sich die K. verderben. — Kartell, mit jēmanda kodél macha mit jemanden K. machen, d. h. anbändeln. — zu Kartenspiel s. am Ende der Arbeit. — Karussell, s. hauen. — Karwenade, die karwənādn ōposa die K. anpassen = im Zaume halten, von franz. la caronnade = Rippenstück, Kotelett; anscheinend ist diese Bedeutung völlig unbekannt, sonst könnte die Redensart nicht so heißen. — Kasper, dī fain mitnandəʳ wī kóspərunt kórlə die sind miteinander wie K. und Karl, sie sind sehr gute Freunde. — Kasse, die kosə Buckel der Ungesunden. — Kasten, s. Meisekasten. — Katerseiche, s. verbost. — kätleintälsch, kátlatəʳlš Verdrehung von katholisch. — Kattun, s. barmherzig. — Katz, s. auszustehen. — Katze, di kótsə wešich, dō kimt nōçh bəfúçh hoitə die K. wäscht sich, da kommt heute noch Besuch. — „wōs?“ — „di kotsə hōdn ōš und a lóçh nai!“ was? — die Katze hat einen Arsch und ein Loch hinein! Scherzantwort. — auf die Frage „wofiln dó posirt?“ was ist denn da passiert? antwortet man: „di kotsə hōd a húnť bolbirt“ die Katze hat den Hund balbiert. — dō fitstə dó wī di kotsə baim šmēʳnopə da sitzt du da wie die Katze beim Schmiernapfe, d. h. du hast das Nachsehen. — dō konstə dəʳ kótsə ai a ōš guka da kannst du der Katze in den Arsch gucken, da hast du das Nachsehen. — dan kōn kenə kótsə bəʳaidijn den kann keine Katze beleidigen, ihn trifft keine Beleidigung. — Katze, s. dümmer, kaufen, mitgehen, Sechswochen. — Katzendreck, s. Jule, wert. — Kätzlein, di fain wī di kátslan die sind wie die K., d. h. durch Alkoholgenuß recht lebendig und angeregt. —

kaufen, *dödərfirə kōn ičh məʳ ništ kēfa* dafür kann ich mir nichts k., das ist nutzlos; auch im Scherz sagt man so, wenn einem GrüÙe bestellt werden (Roth. 391<sup>a</sup>). — *a kéft nē di kotsə im sakə* er kauft nicht die Katze im Sacke, er überzeugt sich vor der Hochzeit von der Jungfräulichkeit der Braut. — kaufen, s. dumm, Pfeife. — Kegel, s. Petrus. — Kellerstufen, *aigələtə kálərštufa* eingelegte K., Kürbiskompott. — Kettenhund, s. bellen, narren. — Kind, *dam frasa di kindər nōch di hōre fum kupə rundər* dem fressen die Kinder noch die Haare vom Kopfe herunter, er kann die Kinder kaum ernähren, soviel essen sie. — *bai a kindarŋ is nōtša unt lachə olfai em fēkla* bei den Kindern ist Natschen und Lachen alles in einem Säcklein, sie können gleichzeitig lachen und weinen. — *och kindər unt kē fōtər!* Ach Kinder und kein Vater! Ausruf des Staunens. — *špái kint! gədái kint!* Spei Kind! Gedeih Kind! sagt man, wenn ein kleines Kind bricht. — Kind, s. regnet. — Kinderschuhe, *di kindəršūə áustsin* die K. ausziehen, aus der Schule gehen (Roth. 345<sup>a</sup>). — kindisch, s. Zipfel. — Kindischheit, *dam tūn di kintša pusa* dem tun die Kindischheiten Possen, d. h. er benimmt sich dumm. — Kirche, s. Ringelrosenkasten. — Kirchhofsrosen, *bai dər blin šun di kárchhöfsrūfa* bei der blühen schon die K., gemeint sind die roten Wangenflecken der Schwindsüchtigen. — Kirmes, s. Anton. — Kläffergroschlein, *kléfərgrešla* Acker-Täschelkraut, auch Pfennig- oder Hellerkraut (*Thlaspi arvense*). Eine Staude dieser Pflanze gibt man klatschenden Kindern aus Spott zur Belohnung. — klatsch, *klátš, šlūk di muteʳ honfa uwə fak!* k., schlug die Mutter Hansen (den Hans) auf den Sack, spricht man, wenn der Auswurf recht laut aufklatscht (Roth. 155<sup>a</sup>). — Klempnerladen, *dər klémpnər-lōdn* wenn jemand eine Reihe Orden nebeneinander auf der Brust trägt, dann bezeichnet man diese mit „K.“. — Klöppel, s. dreiviertel. — Klößlein, *di klislan weibl. Brust.* — *ai jedər handəa klísla und om špisə a funt fléš* (mecht ich jits hon) in jeder Hand ein Klößlein (eine weibl. Brust) und am SpieÙe (penis) ein Pfund Fleisch, Wunsch des Mannes. — Klößlein, s. Elisabeth, Scheißlein. — Klößleintopf, *a šléd uwəa klíslatōp* er schlägt auf den K., d. h. er spielt auf einem abgedroschenen Klavier. — knien, *di andan knīn olə tsu hūltə* die andern k. alle zu Holze, d. h. sie lassen sich vom Vorgesetzten tyrannisieren. Bildhafte

Wendung für „sich erniedrigen“. — Knie, s. binden. — Kniekehle, s. Magdalene. — Knute, an knutə brüt eine K., d. i. großes Stück Brot. — kochen, wos kóçh mærn hoitə? æs klêne tipla im grúsa! Was k. wir denn heute? Scherzantwort: das kleine Töpflein im großen. — Kohle, nō kólə fōn nach K. fahren, auf dem Schlitten fahren, sitzend, die Beine nach der Seite. — Kohlsack, a hōd⊂a hemdə (q̄) wī a kólfāk er hat ein Hemd (an) wie ein K., so schmutzig. — Kollekte, mid⊂a koléktə maçja mit einer K. machen, oberflächlich drüberhin arbeiten. — dos hon⊂au mid⊂a koléktə gəwoša das haben sie auch mit einer K. gewaschen, es ist zwar gewaschen, aber nicht sauber. — Kolonne, kolonə bŕ Spitzname für Train, Feldbäcker und ähnliche Truppenteile, die nicht als rechte Soldaten betrachtet werden. — kommen, kon sain, dam kímts nōçamól! (es) kann sein, dem kommt es noch einmal! wahrscheinlich bereut er noch einmal. — kommen, s. angeschissen. — Kopf, ma meçhtə n kup hon wī ólfafū grús man möchte einen K. haben wie alles so groß. um sich alles zu merken. — dār⊂is né uw⊂a kup gəfoln der ist nicht auf den Kopf gefallen. — em uw⊂a kóp kuma einem auf den Kopf kommen, Drohung. — Kopf, s. hauen, Raupen, Schnittbank. — Kopfesloden, bei a kupslōda nāma bei den K. nehmen, an den Haaren zausen. — Kopfseil, s. Radber. — Körnlein, ai di kándlan gīn in die K. gehen, die jungen Rüben behacken gehen. — Krähe, húp diçh krōə! Hopp dich, K.! Ausruf, wenn jemand stolpert (Roth. 41<sup>b</sup>). — di krōə wat fét wān die Krähe wird fett werden, es geht bergauf, besser. — di krōə is wīdər fét die Krähe ist wieder fett, es geht wieder gut. — krähen, dō krēt kē hōn dərnōçh da kräht kein Hahn darnach, davon erfährt niemand etwas. — Krämpfe, s. Meerschwein. — krank, dō láid⊂a un is kränk! da liegt er und ist k.! spricht man beim Ausspucken. — a kránka maçja den Kranken machen, sich krank stellen. — Kraut, s. Gott, rein. — Krautverkaufen, rēt mr oçh né fum kraútfərkéfa! Rede mir doch nicht vom K., d. h. rede nicht von Sachen, die du nicht verstehst! — kreißen, s. Schwein. — Kreuz, s. drei. — kriechen, s. schreiben. — kriegen, a kriçht wul junə húnðə er kriegt (gebiert) wohl junge Hunde, sagt man, wenn jemand schwer stöhnt und gar nicht schwer krank ist. — krij⊂ich diçh, dō trád⊂ich diçh krieg ich dich, da tret ich dich. Mit diesen Worten charakteri-

siert man eine Person, die ungeschickt tanzt. — Kriegestanz, in dem wildn krīgēstantšə | šlūk dəʳ uksə midn šwantšə, | šlūk dəʳ jülə ais gəfičt. | jülə kričt a dikəs bakə, | šmērt fič ai mit kindəʳkakə, | oč, dos štōpk gōr farčtərlič. In dem wilden Kriegestanze | schlug der Ochse mit dem Schwanze, | schlug der Jule ins Gesicht. | Jule kriegt' ein dickes Backe, | schmiert' sich ein mit Kinderkacke, | ach, das stank gar fürchterlich. Auf die Melodie: „Prinz Eugen, der edle Ritter . . .“ — Kriegskasse, di krīkskosə Buckel der Ungesunden. — Krinoline, s. Hilfe. — Kröten, s. hauen. — Krücke, an hinšə krikə eine höhnische K., höhnischer Mensch. — Krücke, s. Blinder, Karl. — krückenlahm, krikəlōm gebrechlich, völlig arbeitsunfähig. — krumm, auf die Frage „wos mácht a den?“ was macht er denn? antwortet man: „krumə béne, wen a šest!“ Krumme Beine, wenn er scheißt. — krumm, s. Fichte. — krümmern, dičh krimərt wul əs lādəʳ? dich krümmert wohl das Leder? = dir juckt das Fell? (Roth. 308<sup>b</sup>, 313<sup>b</sup>). — Küche, s. rauchen, Teufel. — Kuchen, s. Nase, Schusterkuchen. — Kuckuck, huls dr kúkuk! Hole es der K.! Verwünschung. — Kühfotzenpächter, dəʳ kifotsapečtəʳ scherzhafter Ausdruck für Kuhjunge. — Kuh, s. Verstand. — Kuhkäse, s. Himmel. — Kühplapper, s. Liebe. — Kulke, kulkə Schellen (beim Kartenspiel). — Kullo, a kúlō ein vor Freude ausgelassener Mensch. — dofūis ju gōr a kulō! das ist ja gar ein K.! — Kulpel, s. Pamuffel. — Kummer, fič əs kúmərš ōnāma sich des Kummers annehmen, sich dauernd Kummer machen und nie mehr fröhlich sein. — im Kunito, im kúnitō lain betrunken sein; aus unverständlichem „incognito“ entstanden? — Kupferberger, a wōəʳ bai a kúpərbarjərn er war bei den Kupferbergern, d. h. er war infolge eines körperlichen Gebrechens nicht Soldat (beim stehenden Heer vor 1914; K. ON. in Schlesien). — Kur, ai di kúr nāma in die K., in Behandlung nehmen, um zu erziehen. — Kürbis, s. hau.

**L** lachen, s. Finger. — Laden-Bieder, dénk amōl mai libəʳ . . . . špričt lōdnpidəʳ denk' einmal, mein Lieber, spricht L.-B. Scherzreim, mit der zweiten Zeile ergänzt man die eigene Rede oder die eines andern. (Bieder, Familienname, Geschäftsinhaber). — Lamm, s. Abraham. — Landsknecht, s. fluchen. — Landwehr, rits mutəʳ, di lantwēʳ kimt, | kimt dəʳ fqtəʳ mit dəʳ foieʳšpritsə, | špritzt dəʳ mutəʳ ai a hemdəšlits. Ritz, Mutter, die

L. kommt, | kommt der Vater mit der Feuerspritze, | spritzt der Mutter in den Hemdeschlitz. Text auf das „Locken“ der Spielleute. — lang, *laða mǫn trǫn* langen Mann tragen, einer trägt den andern auf den Schultern. — lang-englisch, *uf lauk éolís fitarn* auf l. füttern, d. h. wenig zu essen geben. — Langholz, *laukhults fǫn* L. fahren, auf dem Bauche liegend Schlitten fahren. — Langotius, *langótsius bákfaifa bumbus* L. Backpfeifenbumbus. Verdrehung und Neckerei von „Langer“. — langsam, *wī lauksn isn?* Wie spät (l.) ist es denn? Eine ausgestorbene Redensart, die nur noch scherzhaft gebraucht wird. — Langstich, *æs gidimær laukstíçh féðær díçh!* es geht immer L., förder dich! allgemein: schnell arbeiten (Roth. 326<sup>a</sup>). — Lanze, s. Reiter. — Lasche, s. reiben. — Laterne, s. Furz. — Latsche, s. Quadratlatschen. — Laus, *fris nè afū fil tsúkær, fustæ kriçhstæ lóifæ ai a bauch!* Friß nicht so viel Zucker, sonst kriegst du Läuse in den Bauch! — läuten, *içh hǫ wos lóita hirn* ich habe schon etwas l. hören, ich habe schon Andeutungen gehört (Roth. 126<sup>a</sup>). — Leben, s. *laða tsum tsúçhthaufæ maçha* das L. zum Zuchthause machen, jemand dauernd kränken und ärgern, auch reflexiv. — Leben, s. ewig. — leben, s. suppen. — Leber, s. Herz. — Leckarsch, *bai dan is lékǫs dær fetær* bei denen ist L. der Vetter, denen geht es sehr schlecht. — leckerfetzig, *içh meçhtæ jits garnæ wos lékærfetsijæs, durçha báfn gæsisnæs* ich möchte jetzt gerne etwas Leckerfetziges, durch den Besen Geschissenes, d. h. noch etwas besonders Gutes. — lecken, *nū lékt mijçbærçom çlæ!* nun leckt nich aber am Arsch! ärgerlicher Ausruf: da hört doch alles auf! — Leder, a *watsær sun om láðær oparbaita* er wird es ihr schon am L. abarbeiten, er wird seinem Geschlechtstrieb freien Lauf lassen. — Leder, s. hauen, krümmern. — der Lederhosen-Verein, *dær láðærhófæfærain* Spitzname für den Concordia-Verein. — Lehrzeit, *lærtsaidçis kænæ hárntsait* L. ist keine Herrenzeit (Roth. 3<sup>b</sup>). — Leiter, s. Plischke. — Leu, *priln wī a lói* brüllen wie ein L. (lautes Schreien der Kinder). — Leubel, a *nísnitsijær loibl* ein nichts-nutziger L., ein ungezogener Junge. — Leubus, a *macht draifatl fu lóibus* er macht (stellt vor) dreiviertel von L. (ON.), er gebärdet sich recht närrisch und toll. — Leute, *wī die lóite, afū s gætsóikæ!* Wie die L., so das Zeug! — Leute, s. schisch-schisch. — Licht, *æs gink mærch a liçht uf wī an optékærlomþæ* es ging mir

ein L. auf wie eine Apothekerlampe, ich erkannte mit einem Male die Wahrheit. — Lichtmesse, s. Maria. — Liebe, wü di libə hífelt, unt wenuan kíplope<sup>r</sup> (kíplopríçh, misthefa) felt. Wo die L. hinfällt, und wenn sie auf einen Kühplapper (Kuhfladen) [Misthaufen] fällt. Liebe ist blind (Roth. 352<sup>b</sup>). — wen di sórn tsum fanstə<sup>r</sup> raikuma, flíçht di libə tsum fánstə<sup>r</sup> naus wenn die Sorgen zum Fenster hereinkommen, fliegt die L. zum Fenster hinaus. Mit diesem Spruch warnt man junge Leute, die ohne Mittel nur aus Liebe allein heiraten wollen. — Lieber, s. Laden-Bieder. — Liebeskraut, libəskraut, íçh raibə díçh, | bist mə<sup>r</sup> gút, gíp mə<sup>r</sup> blút, | bistə bífə, gíp mərn grīnə wífə, | bist mə<sup>r</sup> gróm, gíp mə<sup>r</sup> šlóm. L., ich reibe dich, | bist du mir gut, gib mir Blut, | bist du böse, gib mir eine grüne Wiese, | bist du mir gram, gib mir Schlamm. Liebesorakel, eine Pflanze wird zwischen den Fingern zerrieben, je nach dem Stande der Entwicklung fließt grüner, roter oder grauer Saft heraus. — Linsen, s. Erbsen. — Loch, tsu lúçə fān zu Loche sehen, nachsehen und helfen, im Scherz auch: man holt den Arzt zum Kranken, damit er „zu Loche sieht“. — dō rēs wídəra lóçh da reißt es wieder ein Loch, sagt man, wenn es einem beim Essen aufstößt (Roth. 95<sup>a</sup>). — raíçh dər əs lóçh awínk tsóma! Reige dir das Loch (After) ein wenig zusammen! Laß keine Winde gehen! — a wərdəs lóçh gəšwíndə tsúmacha er wird das Loch geschwind (bald) zumachen, er wird bald sterben. — Loch, s. Angst, Katze, Maffert, Zimmermann. — Loge, s. Theater. — Lohe, s. Oppa. — london, lóndon maçha l. machen, scherzhaft für: einen Brei in einem Gefäß umrühren, bei dem Umrühren sagt man: lóndon, róndon, lóndon, róndon . . . — löschen, s. Benjamin. — Löschpapier, s. Maler. — Lot, s. Sorte. — Lot (PN.), s. Abraham. — Luder, dofíça lúdr q̄ di genfə! Das ist ein L. an die Gänse, das ist ein schneidiger Kerl; gelegentlich meint es auch: Schürzenjäger. Bezügl. der Bildungsweise vgl. die Breslauer Redensart: „er ist ein Aas(t) auf der Geige“. — Luft, s. Schnee. — lügen, a loíçht šlimə<sup>r</sup> wí a ált (p)fát er lügt schlimmer wie ein altes Pferd, er lügt entsetzlich. — Lunge, s. Herz. — Luther, doktə<sup>r</sup> martín lúte<sup>r</sup> | hot om q̄lə n blúte<sup>r</sup>, | hét a kēnə blúte<sup>r</sup>, | dō híça au nē lúte<sup>r</sup>. Dr. Martin L. | hatte am Arsch eine Blatter, | hätte er keine Blatter [gehabt], | da hieß er auch nicht L. Spottverschen auf den Namen L. (Roth. 264<sup>a</sup>).

**M** Made, a tsoit wī di mōdæ im drékæ er zieht wie die M. im Dreck, er geht, arbeitet sehr langsam. — Mädēl, s. Furz, Januar, Mai. — Maffert, máfært hōdæs lōch gáfáfært. M. hat das Loch gepfeffert. Spott auf den Namen Maffert. — Magd, die grūsæ mōt — hōt gējōt, | di mítl mōt — hōts kōlp gēhōt, | die klēnæ mōt — is málkæ. Die Großemagd — hat gejagt (sie war geil), | die Mittelmagd — hat das Kalb gehabt, | die Kleinemagd — ist melke. — Magdalene, maktalēnæ | hōt bəšisnæ bēnæ, | hōt bešisnæ kņikáln, | wārt a bəšisnæs wáip wān. Magdalene | hat beschissene Beine, | hat beschissene Kniekehlen, | wird ein beschissenes Weib werden. — Magen, sích a mága ausmēblirn sich den M. ausmöblieren, gut und reichlich essen. — dī hē ích im mága die habe ich im Magen, die kann ich nicht leiden. — Mai, mai, jūnī, jūlī, augúst, | a mádlñ ífæs dínk fərust. Mai, Juni, Juli, August, | den Mädeln ist das Ding (vulva) verrostet. (Anfang hierzu s. u. Januar). — Maienkalb, a méakolp! Man schickt auch zum Mai, wer darauf hereinfällt, dem ruft man zu: „m.“ — Maienpfarrer, dər méapfor der Geistliche, der die Maieandacht hält. — Maieren, méarān, dō wékst ma nō awínk M., da wächst man noch ein wenig. — Malachias, náum, hábakuk, tséfánja, | hagái, fachárja, maliáchæ, | ích šló dijai dæ frásø. N., H., Z., | H., S., M., | ich schlag' dich in die Fresse! Scherzzeile, als Reim auf die Entstellung des Prophetennamens Maliache gebildet. (In leierndem Tonfall zu sprechen!) — Maler, ách her málər, málen sí, | meinər fráú tsum trotsæ, | áúwain waisæs lōšpapiər | ainə grōsø, šwartsø — — fotsø. Ach Herr M., malen Sie, | meiner Frau zum Trotze, | auf ein weißes Löschpapier | eine große, schwarze — — Fotze. Um die Frauen zu ärgern. (Hochsprache!) — Malerklecke, n ālæ bəšisnæ mólərklekæ eine alte beschissene M. (Maler). — malheur, əs macht molēdəkák es macht malheur de kak, es geht abwärts (Roth. 211<sup>b</sup>). — Mann, dā mácht derwejn an mōn er macht derwegen einen M., d. h. er sieht recht stattlich aus. — Mann, s. bäckt, kalt, langen, regnet. — Mann begraben, s. Waschen. — Mannscheiße, a hōt di mōnšaisø er hat die M., sagt man, wenn der Mann gleich nach dem Geschlechtsakte zu Stuhl gehen muß. — Maria, tsu marīa gēbūrt | tsīn di šwólba unt di gəwítər fūrt. Zu Maria Geburt | ziehen die Schwalben und die Gewitter fort (Roth 16<sup>b</sup>). — tsu marīa líchtmasø is

holbæ fit(ə)runk zu Maria Lichtmesse ist halbe Fütterung, d. h. am 2. Februar darf erst die Hälfte des Winterfutters aufgebraucht sein. — Marie, mari! | rek di bēnə ai di hí, | rék sə bif\_ō di dékə, | (dō) fit ma di gantsə šnékə (vulva). Marie! | Reck' die Beine in die Höh', | reck' sie bis an die Decke, | (da) sieht man die ganze Schnecke. Spottvers auf den Namen Marie. — Marie-rose, marírúfə, šnúptúfə! M., Schnupf(tabak)dose! Spott auf den Namen Marierose. — Markt, du konst ju šun də'mitə tsu mórta gīn du kannst damit zu Markte gehen, du kannst damit handeln, so viel hast du. — di git mit də'r tsfjə tsu mortə die geht mit der Ziege zu Markte, sagt man, wenn die Mutter mit der heiratsfähigen Tochter Besuche macht. — Marxenmädel, mórksamädl = Marxistenmädel, damit neckt und ärgert man die Kinder nationaler Eltern, die sich mit Kindern marxistischer Eltern abgeben. — März, s. Januar. — Märzenkater! mártsakōtr! Zum März schicken (wie April). — Maß, əs mós fərliṙn das M. verlieren, wenn man mit dem einen Fuß nackt und dem andern im Schuh umhergeht, so kann er das Beinmaß verlieren und ein Bein bleibt dann kürzer als das andere. — Matschker, gúkuk matškə'r, lápstə nōč? | šmekť dər\_au də'r tóbak nōč? Guckuck M., lebst du noch? | Schmeckt dir auch der Tabak noch? So sagen die jungen Leute, wenn sie beim Nachbar zum Fenster hineinschauen (Matschker = Vogel). — Maul, maul und\_auğa úfšpaṙn M. und Augen aufsperrn vor Verwunderung. — a rest əs maul úf bis nim tsum ōfə er reißt das Maul auf bis hinum zum Arsch, d. h. er ist großmäulig. — dam štid əs maul ufə wī a tūta entə əf\_ōšlōč dem steht das Maul offen wie einer toten Ente das Arschloch [verdreht: wī a tūtəs éntaōšlōč wie ein totes Entenarschloch], wenn jemand dauernd den Mund offen hat. — Maul, s. aufsperrn, Bissen, Paul, umdrehen. — Maurer, moiə'r, wilst n faurə górkə? M., willst du eine saure Gurke? fragt man, um ihn zu ärgern. (Saure Gurken als Mittel gegen den Kater, die Maurer sind bekannt wegen ihres Durstes.) (Roth. 445<sup>a</sup>). — Maurerklecke, n ələ moiə'r-klekə eine alte M. (Maurer). — mausefotzefaul, əf\_īs máufəfotsə-faul es ist m., d. h. es steht schlecht, neigt nicht zum Erfolg (auch ein Feuer, das nicht brennen will). — Mäuse, s. hauen. — medarde, əf\_īs médárdə es ist m., es mangelt an . . . — Meerschwein, mai mē'ršwain hót di krémpfə! mein M. hat die Krämpfe! Spott-

zeile auf leicht Erkrankte. — Megenke, di macha ošt widəʀ mēgēnkə die machen erst wieder M., von Kindern, die widerspenstig und verdreht sind (vgl. berlinerisch: mebkēnkə). — Meisenbäcker, mēfabekəʀ, dāʀ di mēfa bekt M., der die Meisen bäckt. Spottruf auf den Bäcker (Gebäck wird gern mit Vögeln verglichen: Meise, mōfīnkə Mohnschnecke). — Meisekasten, mēfəkosta unförmiger oder großer Kasten oder Truhe, sonst ist der M., der zum Meisenfang dient, nicht größer als eine durchschnittliche Zigarrenkiste. — Meister, dos wat məʀ wul tsum mēstəʀ wān das wird mir wohl zum M. werden, ich werde das Essen nicht zwingen (Roth. 97<sup>a</sup>). — melke, s. Magd. — Menschenknochen, dos kust mēnsaknuča das kostet M., d. h. man muß sich dabei anstrengen (Roth. 324<sup>a</sup>). — menschlich, nē wos nu dō au is! əf\_īs doch ols mēnšlič! nein was nun da auch ist! es ist doch alles m.! — Ment, di hon au imər\_a bisla mēnt, di lōn ēn nē glai fóʀt die haben auch immer ein bißchen M., die lassen einen nicht gleich fort(gehen) (ment aus Sapperment u. a.). — Messer, əs grūsə māsəʀ ai dəʀ hant hon das große M. in der Hand haben, prahlen (Roth. 247). — Metz, ráuf\_a aus mets! Raus aus M.! (ON.) Ausruf beim Verlassen eines Raumes. Wohl nach dem Kriege von 1870/71 entstanden. — mierig, (fič) mīrič macha m. machen; trans.: jemand Übles nachreden; refl. sich durch schlechtes Benehmen blamieren. — Misthaufen, s. Liebe. — Mistpfütze, hált! fóiaʀ! di mīstfitse brent! Halt! Feuer! Die M. (Jauche) brennt! Entschuldigungsaufruf. — mitgehen, „wu gīstə hí?“ — „gīstə mīte? | ai hundas híta, | ai kotsas nāst | bistə nō gō nē gəwāst!“ „Wo gehst du hin?“ — „Gehst du mit? | In Hunde(n)s Hütte, | in Katze(n)s Nest | bist du noch gar nicht gewesen!“ Hund und Katz(e) werden hier wie Personenamen behandelt, eigentlich: Hundens und Katzens; vgl. šmitas haus — Schmidt's Haus. — Molestie, əs macht məʀ moléstnijə zu reichliches Essen verursacht Unbehaglichkeit (aus lat. molestia). — Monatskaninchen, auga wī a mōnatska(r)nikl Augen wie ein M., rotgeränderte, übernächtigte Augen. — Montierung, n andrə mondiruak qhon eine andere M. anhaben, andere Kleidung anhaben. — Mops, a fitst dinə wī mops ai dr hūtšachtl er sitzt darin wie M. in der Hut-schachtel, wenn jemand einen zu großen Hut aufhat. — Morgen, gun morjn, mai lūn! | kōn féksərlē tūn, | kōn fīna unt gáija | unt hōbəʀštrū šnáida, | kōn ákəʀn unt fēn | unt fáʀtslan druf štrēn.

Guten Morgen, mein Sohn! | kann sechserlei tun, | kann singen und geigen | und Haferstroh schneiden, | kann ackern und säen | und Fürzlein drauf streuen. Kinderversen. — Moses, s. Kalb. — Mücke, a maçht aus dər mikə a pfáʀt er macht aus der M. ein Pferd, er übertreibt. — Mücken, s. Gras. — müde, midə, motš, maródə m., mattsch, marode (frz. maraud) (Roth. 196<sup>b</sup>). — içh bīn afū midə, dosə miçh kenda mid<sub>am</sub> trojja fákə imšlōn ich bin so müde, daß sie mich könnten mit einem trockenen Sacke umschlagen (umwerfen). — Mühle, en uf dr mīle hon einen auf der M. haben, einen Wind gehen lassen wollen. — Mühlsteine, s. Eisen. — Muhme, içh wā dər wōs dərʀtsēln | fu dər mūmə štrēln, | fu dər mūmə tíkə takə, | hōdn fots im hēmdə knakə. Ich werde dir etwas erzählen | von der Muhme Strahlen, | von der Muhme Ticken Tacken, | hat einen Furz im Hemde knacken. Kindervers. — Murmeltier, s. eins. — musikalisch, mūfakāliš wī a štīwl-šoft m. wie ein Stiefelschaft, d. h. gänzlich unmusikalisch. — Musikant, a pōʀ mūfagānta štin lōn ein paar Musikanten stehen lassen, einzelne Haare, die beim Schneiden stehen bleiben (Roth. 439<sup>a</sup>). — Mutter, s. Haube, Hemd.

**N** Nacktarsch, a náktōš kahlgeschorener oder Glatzkopf. — Nähmaschine, s. Karoline. — Name, nōma gān Namen geben = mit Schimpfworten belegen. — Napoleon, s. als. — narren, dər fōl fiçh nōrn! der soll sich n., d. h. wundern. — narren, narñ wī a bišəʀ kētahunt n. wie ein böser Kettenhund, knurrig und verdrossen reden. — Narrenart, əf<sub>is</sub> rēn wī uf nōrnōʀt! es ist rein wie auf N.; Ausruf des Unwillens, wenn eine Sache immer mißglückt. — Narrensack, fiçh mim nōrnfakə šlōn sich mit dem Narrensacke schlagen, sich närrisch gebärden. — Narrenschuß, a nōrnšūs ein Spaßmacher. — Narrenseil, dan honfə fund<sub>qs</sub> nōrnfél gēbrucht den haben sie vollends ans N. gebracht, d. h. zu Grunde gerichtet. — Nase, miçh kriməʀt di nōfə, dō wār<sub>içh</sub> ai a drék štarʀsa, ~, dō wār<sub>içh</sub> kuçha asa, ~, dō wār<sub>içh</sub> šāndə krija. mich krimmert (juckt) die N., da werde ich in den Dreck stürzen, ~, da werde ich Kuchen essen, ~, da werde ich Schande kriegen. — Nase, s. Johannes. — natschen, s. Dreck. — nehmen, s. wissen. — Neiglein, əs gīd<sub>ims</sub> nējla es geht ums N., d. h. es geht zu Ende, auch: mit dem Leben. — Neiße, s. Gott. — Nest, hald<sub>oij</sub>əs nāst rēn!

Haltet euch das N. rein! ruft man den jungen Mädchen nach, die zum Vergnügen gehen. — tsu nãstã trõn zu Neste tragen, aufheben und sparen. — kwot kwot kwot mai nãst! † di henã hõt galët. . . . mein Nest! die Henne hat gelegt. Die erste Zeile ahmt das Gackern der Henne nach. — Nest, s. mitgehen. — Nestei, a kõn ãs nãstẽ nẽ fĩnda er kann das N. nicht finden, ziellos und unruhig hin- und herlaufen. — Niepel, wũ wõnt nĩpl? — im taiçhã! — wos mãcht a? — a lëd.êər! — wĩ fil? — a holp šók! — wĩ lãnk? — wĩn šnitã bãnk! — wĩ kórts? — wĩ a hófãfots! Wo wohnt Niepel? — Im Teiche! — Was macht er? — Er legt Eier! — Wieviel? — Ein halb Schock! — Wie lang? — Wie eine Schnittbank! — Wie kurz? — Wie ein Hosenfuz! Scherzdialog. Bei der ersten Frage zieht der Frager den andern an der Nase (Roth. 191<sup>a</sup>). — niesen, içh hõ misã niçhtarõn nĩfã, dõ wãr. içh a gãšẽnkã krija ich habe müssen nüchtern n., da werde ich ein Geschenk kriegen. — Nuß, içh wãf m di nisã šun šõba ich werde ihm die Nüsse (die Hoden sind wahrscheinlich gemeint) schon schaben, ich werde es ihm anstreichen (Roth. 312<sup>a</sup>). — Nüsse, s. Äpfel. (Schluß folgt im nächsten Band.)

Berichtigung zu S 280, Zeile 15 von unten: Halber-Liter-Verein heißt nicht der Militär-, sondern der Bauhandwerker-Verein (weil die Maurer und Zimmerleute gern  $\frac{1}{2}$  Liter Schnaps trinken).

## Die Sprachinsel Riebzig im Kreise Brieg.

Von Traugott Gebhardt in Schlüsselndorf.

In Band XVII der Mitteilungen der Schles. Ges. f. Volksk. hat Friedrich Graebisch über die Mundart des Brieger Kreises geschrieben. In den Vorbemerkungen meint er, daß „das rechte Oderufer des Kreises heute noch mundartliches Neuland darstellen dürfte, da noch vor etwa zwei Menschenaltern die Oder im Kreise Brieg die Sprachgrenze zwischen Deutsch und Polnisch bildete“. So ist es in Wirklichkeit. Rechts der Oder findet man nur ganz geringe Spuren der Mundart; bodenständig ist sie nur auf dem linken Ufer.

Da ist es nun auffällig, dicht am rechten Oderufer eine Dorfgemeinde zu finden, deren Bewohner zum größten Teile noch unverfälschte Mundart sprechen, wie man es auf der linken Seite kaum mehr finden kann. Es ist das Dorf Riebzig, das man wohl als Sprachinsel bezeichnen kann.

Die beiden nächsten Dörfer, die noch zum Brieger Kreise gehören, sind Stoberau und Altköln. Hier hat sich die polnische Umgangssprache wenigstens bei den älteren Leuten noch bis heute erhalten, namentlich in dem zuletztgenannten Orte. Noch fester wurzelt das Polnische in den östlichen Nachbardörfern Klink und Alt-Poppelau, die schon im Kreise Oppeln liegen.

Es ist nur natürlich, daß diese Nachbarschaft einen wenn auch recht geringen Einfluß auf die Sprache der Riebninger ausgeübt hat; im übrigen war das Deutschtum immer kräftig genug, aufzusaugen, was undeutsch war. Wenn auch immer und immer wieder Leute mit polnischer Muttersprache durch Verheiratung nach Riebzig verpflanzt wurden, so wurden sie schließlich ganz eingedeutscht. An dieser Stelle muß ich erwähnen, daß mir Herr Konrektor i. R. Fritz Langner, der aus Riebzig stammt, bei meiner Arbeit sehr wesentliche Hilfe geleistet hat.

Der Boden ist lehmiges Schwemmland der Oder, und die Landwirtschaft ist recht einträglich, wenn auch noch nicht so weit fortgeschritten wie auf der „Herrenseite“ oder „uom Laande“, wie man in Riebzig sagt.

Graebisch a. a. O. hebt die Hinneigung der Brieger Mundart zu den schlesischen Diphthongierungsmundarten hervor und nennt als Beispiele dafür:

a) die Entwicklung von mhd. a zu uō; dieser Laut wird in Riebzig besonders deutlich gesprochen, so daß man ein kurzes u und ein langes, offenes o genau unterscheiden kann; z. B. fuōtr Vater, gruōbm Graben, nuōl' Nagel, fuōs Faß, gruōs Gras, šmuōtš Pflaumenmus (linke Oderseite šmōtš), wuōs was? (nur als pron. int.; sonst wos, z. B. a šrēt', wos a kuōn; linke Od. immer wos).

b) mhd. e, ö, æ, öuw und auslaut. ei zu iē; z. B. biēra Beere, iēla Öl, a fiēt er sät, friēd'ə Freude, olriē allerlei.

c) mhd. î zu ē; z. B. rēs Reis, fēn fein (l. Od. fain), lēfə leise, ēn- ein-, ēnkiērn einkehren (l. O. häufiger ēkiērn).

d) mhd. iu zu ōi; z. B. nōi neu, hōiər heuer, šprōiə Spreu.

e) die palatale Aussprache von l, n, d und t unter bestimmten Bedingungen; z. B. hāl'n heile-heile-machen (l. Od. unbekannt), knul'ə Knolle (l. Od. unbekannt), wiūt Wind, gliēd'ə Gelege beim Getreide, muōt' Magd.

Anmerkung: Auch das s kann durch Anlegen der Zunge an den Vordergaumen gebildet werden. Dieses ś kommt in der Brieger Mundart nur sehr selten vor; ich kenne nur: *dū liśt, dū luōst, dū triēst, a šošt, a šlošt* = du siehst, du sagst, du trägst, er schießt, er schließt. In Riebzig spricht man es öfter; z. B. *fiśə* süß, *fiśə* Füße, *miśiĉ* müßig, *fərdriśliĉ* verdrießlich, *grīsn* grüßen, *bəgiśn* begießen, *opfliśn* abfließen, also wo die schriftdeutsche Form ü oder langes i hat; dagegen *tsərisn* unt *bəšisn*.

Für die Brieger Mundart sind besonders kennzeichnend (vgl. auch Graebisch a. a. O.):

a) die Entwicklung von mhd. e und ö vor r zu a. Diese Entwicklung hat die Mundart von Riebzig nur teilweise mitgemacht; wir finden hier z. B. *bark* Berg, *hartsə* Herz, *gārštə* Gerste, *larm* Lärm, *štarbm* sterben, *larn* lernen, *kārn* Kern (l. Od. *karn*), *štārn* Stern (l. Od. *šarn*), — neben her Herr, *herpst* oder *herwist* Herbst, *ernst* Ernst, *ernte* Ernte, *kertse* Kerze, *erdl* oder *erlə* Erle, *erbə* Erbe, *merts* März, *erml* Ärmel, *gerbm* gerben, *tsern* zerren, *fertiĉ* fertig, die auf der l. Od. sämtlich a haben.

b) die Entwicklung von mhd. i und ü vor r zu u. Hier ist der auffallendste Unterschied zwischen Riebzig und der l. Od., indem Riebzig durchweg das i behalten hat; Beispiele: *kirĉə*, *birnə*, *hirtə*, *kirśə*, *birdə*, *kirmis*, *wirtl*, *wirfl*, *wirśtl*, *tswirn*, *gəhirnə*, *dāĉfirśtə*, a *wirt*, *wirkliĉ*, *tsəirśtə*, — dagegen l. Od.: *kurĉə*, *burnə*, *hurtə*, *kurśə*, *burdə*, *kurmis*, *wurtl*, *wurfl*, *wurśtl*, *tswurn*, *gəhurnə*, *dāĉfurśtə*, a *wurt*, *wurkliĉ*, *tsuurśtə*, — Kirche, Birne, Hirt, Kirsche, Bürde, Kirmes, Wirtel, Würfel, Würstel, Zwirn, Gehirn, Dachfirst, er wird, wirklich, zuerst.

Riebzig hat immer ts wie im Schriftdeutschen, wo die linke Oderseite s spricht, z. B. *pełtsə*, *pil'tsə*, *huchtsit* (l. Od. *huchsiĉ*), *wāntskə*, *šāntśə*, *hōłts*, *tāntsn*, *gruntsn*, — *getan* heißt in R. *gətōn* (l. Od. *gətūn*), — *brētn* = können wird in R. so gebraucht: *iĉ* *brīts*, *dū* *britsts*, *hā* *wirts* *niĉ* *britn*.

Es seien noch folgende Eigentümlichkeiten der Mundart von Riebzig erwähnt:

a) Der Vokal *ei* (*e* und *i* kurz, aber gesondert gesprochen), der auf der l. Od. gar nicht vorkommt, findet sich z. B. in *tseit* Zeit, *seitə* Seite, *orbeit* Arbeit, *wejt* weit, *rejtñ* reiten, *štrejtñ* streiten,

šreĭtn schreiten, freĭntliĉh freundlich, a leĭt er liegt, — 1. Od.: tset', let'a, arbeit, wet', ret'n, šret'n, šret'n, freĭntliĉh, a let'.

b) An Stelle des Endungs-e (ə) wird in R. ein dumpfes, offenes o (o) gesprochen, aber nur am Ende des Satzes oder eines Satz- teiles, in sehr bedächtiger Rede auch in besonders betonten Wör- tern oder vor einer Pause, in zusammengesetzten Dingwörtern niemals am Ende des Bestimmungswortes. Beispiele: də hundō, də hundəbūdō, də erntō, is erntəfest; wūhĭn gĭstō? gĭstə mitō? wilstə mitəgin? a fiēt gārštō, huōwr unt kurn; a is am gel'də gut; a kimt ō imr tsə gel'dō. friĉi dĭĉh niĉh tsə firō! is hut m firə wĭ gətōn. (Vgl. auch die Erzählungen am Schlusse dieser Arbeit und den kommenden Abschnitt d.) = die Hunde, die Hundebude, die Ernte, das Erntefest; wohin gehst du? gehst du mit? willst du mitgehen? er sāt Gerste, Hafer und Korn; er ist dem Gelde gut; er kommt auch immer zu Gelde; freu dich nicht zu sehr! es hat ihm sehr weh getan.

c) In R. gebraucht man meist die Verkleinerungssilbe chen, gesprochen ĉhin, nur selten l; auf der 1. Od. ist es umgekehrt. Beispiele: a gansĉhin ein Gänschen, a blimĉhin ein Blümchen, a gušĉhin ein Guschchen (Küßchen), um wisĉhin rent a wilĉhin auf dem Wieschen rennt ein Wieselchen, infəs kalpĉhin is iwrš grāpĉhin gəšprun unser Kälbchen ist über das Gräbchen gesprungen.

d) Besonders auffällig ist, daß in der Mundart von R. der Dativ immer deutlich bezeichnet wird, während in der Brieger Mundart links der Oder wie auch sonst allgemein im schlesischen Dialekt der dritte Fall vom vierten vielfach nicht unterschieden wird. Von den Dativ-Bildungen seien hier einige Beispiele wieder- gegeben (nach Mitteilungen von Konrektor Langner): 1. Präposi- tionen vor Substantiven werden mit dem Artikel zusammengezogen, z. B. bem wirtō bei dem Wirte, nom ūfstĭn nach dem Aufstehen, fum fit'rn vom Füttern, tsum frištĭkō zum Frühstück, mim lefl mit dem Löffel, aum talr aus dem Teller. — 2. Präpositionen vor ihm, wenn dieses nicht betont wird oder aber wenn es hervor- gehoben wird; Beispiele: jədəsmōl tāntst fə mit um mit wāmō? nū, mit ĩmō! fə wuōr ō šun ben um. bə wāmō? nū, bə ĩmō! unt imr frōt' fə nōĉh um. no wāmō? nū, no ĩmō! unt fə trēm̄t fun um. fu wāmō? nū, fu ĩmō! unt wĭ lanə wirts tauern, dō macht fə gants tsun um. tsə wāmō? nū, tsə ĩmō! ābr frōt' ma fə, dō

maçht sə fiçh wejtr ništə auf um. aus wāmo? nū, auf imo!  
 Jedesmal tanzt sie mit ihm. Mit wem? Nun, mit ihm! Sie war  
 auch schon bei ihm. Bei wem? Nun, bei ihm! Und immer fragt  
 sie nach ihm. Nach wem? Nun, nach ihm! Und sie träumt von  
 ihm. Von wem? Nun, von ihm! Und wie lange wird's dauern,  
 da zieht sie ganz zu ihm. Zu wem? Nun, zu ihm! Aber fragt  
 man sie, da macht sie sich weiter nichts aus ihm. Aus wem?  
 Nun, aus ihm! — 3. Der Dativ nach Präpositionen, die auch den  
 Akkusativ regieren können: an dem = om, auf dem = um, hinter  
 dem = hinrum, in dem = am, neben dem = nāwrum, über dem  
 = iwrum, unter dem = undrum, zwischen dem = tswišnum, vor  
 dem = firum. Anm.: An Stelle der Präposition „an“ gebraucht  
 man meist „in“ mit dem Zusatz „daran“, und zwar beim 3. wie  
 beim 4. Falle. Man sagt zwar: a lant om gotr wī a mālāk =  
 er lehnt am Gatter wie ein Mehlsack, a priltə, als wen a om špīsə  
 štaktə = er brüllte, als wenn er am Spieße steckte. Sonst heißt  
 es aber lieber: dr fiš hent am hōkə druqə = der Fisch hängt  
 am Haken (dran), dr tsiēdl klāpt a dr tirə druqə = der Zettel  
 klebt an der Tür (dran), — sə špon is fārt a n wuqū uqū = sie  
 spannen das Pferd an den Wagen (an), sə nuq'l'n də q'l'ə as tür uqū  
 = sie nageln die Eule ans Tor (an). — 4. Bei dem Fragewort  
 „wem“ und beim bloßen Dativ (ohne Präposition) wird gewöhnlich  
 noch ein a vorgesetzt, als wenn dadurch der Dativ noch deutlicher  
 gemacht werden sollte, z. B. a wāmo hut as gəgān? a mīr, a dir,  
 a ir, a imo = wem hat er es gegeben? mir, dir, ihr, ihm, a wāmo  
 bistə gut? am fuqtr, a dr mutr, am kit'sl. Anm.: Diese eigen-  
 artige Bildung mit a findet man auch manchmal auf der linken  
 Oderseite, und im Gassendeutsch kann man ihr ebenfalls begegnen,  
 besonders in der Kindersprache: „Ich werde es in der Mutter sagen“  
 ist die genaue Übertragung von „içh wārš a dr mutr suōn“.

e) In R. wird oft w für b gesprochen, z. B. guqwl Gabel,  
 šnuqwl Schnabel, huqwr Hafer (l. Od. huqbr), öwit Abend (l. Od.  
 öbmt), urwrn urbern, rumpeln, nāwr neben, iwrr über, — aber  
 hübl Hobel, kibl Kübel, fäbl Säbel.

f) sagen heißt in R. nicht suqū (l. Od.), sondern suqjn, zwei-  
 silbig gesprochen, ebenso: juqjn jagen, truqjn tragen, fröjn fragen,  
 friējn freuen, gəšluqjn geschlagen.

g) Es mögen noch einige einzelne Wörter folgen, die in R. anders als auf der l. Od. gesprochen werden (R., l. Od., schriftdeutsch): ok och nur, tif tif tief, ful föl soll, tsilendr tsiliindr Zylinder, bakis baks Backhaus, dr götfäljje l. Od. unbekannt der Gottselige, Verstorbene, mürnə mürnə morgen, — die sonst so gebräuchlichen Wörter hiñtə = heute abend und nāçhtn = gestern abend sind in R. unbekannt, — in R. sagt man statt Küche Kochstube; mit Küche bezeichnet man wohl die Rußkammer der alten, deutschen Schornsteine, bilčjn ganfl Gänschen, bü'l'bül' und biləbilə wiləwilə Lockruf für die Gänse, tauə s. und tauən pl. taubə und taubm Taube und Tauben, kirwln kerbeln, tsir tsur zur, šnikälčjn šniglekl Schneeglöckchen, frešlijə Frischlinge, junge Schweine, gəfatrčjn Wiesel, opgän zum letztenmal dem Vieh einschütten, näçht näçht Nacht. — Zu den veralteten Sprachformen, die man in R. noch hören kann, während sie anderwärts längst ausgestorben sind, gehört als eigenartigste der Ausdruck mäkležhtə (Ton auf der zweiten Silbe) in den Zusammensetzungen mäkležhtə wuqs, mäkležhtə wī, mäkležhtə wū, mäkležhtə wār, in der Bedeutung von beliebig, irgend, sonst. Die Form heißt ursprünglich: mag leicht sein. (Vgl. Dr. P. Drechsler, Sprachliche Erstarrungen im Schlesischen, Mitt. d. Schles. Ges. f. Volksk. Bd. X Heft XX S. 71.) Beispiele dazu aus R.: fuqi mir niçh mäkležhtə wuqs! dō keñtə mäkležhtə wār kum! a lest fē tsqik mäkležhtə wū lijn. də kiñdr huqs mäkležhtə wühin fršlopt.

h) Natürlich hat die Mundart von R. auch polnische Wörter aus der Nachbarschaft aufgenommen, die auf der l. Od. unbekannt sind; die gebräuchlichsten seien hier mitgeteilt. Am häufigsten kann man die folgenden hören: platsek kleine, runde Kuchen aus geriebenen Kartoffeln, bañkə Kruke, jaršmītə Joch der Rinder, bartsek Ortscheit an der Waage, huštl Kinderschaukel, pitr ein Bündel, das unter die Grasbürde auf den Rücken gelegt wird, kitskə Handvoll Halme beim Ährenlesen (l. Od. fanə), wāntučj breiter, kurzer Sack für zwei Zentner, für Sauerteigsuppe, bikū und bitsek junger Bulle, an tsampek mačjn oder uf a tsampek fetsn hinkauern, — die folgenden sind schon seltener geworden: māmünə Schlafmütze, piñkats großer Soldatenknopf zum Pinken, kiñkatš Kater, uqborə Verschlag für das Vieh, košārə Reisetasche, ostüdə f. verdrießlicher Mensch, mañkə linke Hand, aniç rūs durchaus nicht,

wrutis Rainfarn (auch tsitwr wie I. Od.), šlitsek Brotscheibchen zum Bestreichen mit Öl, dü börautsek du Bedauernswerter, lutšə oder tsukə Hündin, kutšə oder haŋkə Tragtuch für kleine Kinder, tsarpatšn ruckweise am Leitseil ziehen, frpluntatšn oder frwanŋln eine Schnur verzwiesseln, nankatšn überreden, drängeln, tsöbiē links! (Zuruf beim Viehtreiben.) — Aus dem Polnischen stammt auch die vielfache Verwendung von „was“ als rückbezügliches Fürwort, z. B. də ana, wos sə a korln hut die Anna, die den Karl hat, dr fun, wos a də wirtšoft ibrnun hut der Sohn, der die Wirtschaft übernommen hat.

Drei Erzählungen aus Riebzig. Zur Mundart und zum Volksglauben:

1. ičh wēs mičh no tsu bəlin: is wuqr̄ tsu rošwits, guqr̄ ničh wejt̄ fum durfo, dō štuōnd̄ anə grūsə ēčhō. wen dō a meiš̄ hinkuqm̄, a dr nacht̄ afū tswišn̄ tsānō unt̄ ēs, dō wuōrd̄ a ūfgəhaldn̄, und a kuntə̄ ničh̄ firbē̄ gin, a mustō oršt̄ oləs̄ suōjn̄ wī a hest̄, unt̄ wū a hār is, unt̄ wū a hīn̄ wīl, unt̄ wuōs̄ a funstō̄ nē̄ wēs. drnōndə̄ orštō̄ dō kunt̄ a wejtrgin̄. gəfān̄ hut̄ ma frēlich̄ ništō. dos̄ is̄ afū a puqr̄ jūrō̄ gəgaw̄. drnōndə̄ dō huts̄ ūfgəhurt̄.

2. is̄ is̄ šun̄ fil̄ jūrō̄ hār, is̄ wuqr̄ im̄ a owit̄ a dr̄ erntō, dō kuqm̄ amōl̄ də̄ muōrō, wī ičh̄ a dr̄ komr̄ gəšlōfn̄ huō, unt̄ dī liētə̄ fičh̄ mir̄ ūf̄ də̄ brust̄, dos̄ ičh̄ guqr̄ kin̄ ōdn̄ ničh̄ krītō. ičh̄ wult̄ mičh̄ wiēr̄n, ābr̄ ičh̄ kuntə̄ ničh̄. tsəletstō̄ ābr̄ dō mach̄tə̄ ičh̄ mičh̄ mit̄ olr̄ gəwālt̄ frēi. is̄ wuqr̄ anə̄ bīfə̄ orbeit̄, dos̄ ičh̄ drbēnō iwr̄ und iwr̄ gəšwitst̄ huō. unt̄ dō̄ suōḡ ičh̄ an̄ fōgl̄, ābr̄ wirklich̄ an̄ fōgl̄ als̄ wī an̄ štīsr̄, dar̄ flūk̄ tsum̄ fanstr̄ naus̄, unt̄ dō̄ wuōrš̄ gut. — dō̄ wār̄ ičh̄ dir̄ amōl̄ wos̄ suōjn̄: dū̄ hest̄ fuln̄ a dr̄ muōrō̄ a klēbrūtl̄ fršprečh̄n, dō̄ wiēr̄ ūw̄ a andrn̄ tāḡ a āldəs̄ wēp̄ gəkum, dos̄ hetō̄ dōs̄ brūt̄ opgəhult̄, unt̄ dō̄ wiēr̄ də̄ muōrō̄ nimō̄ ničh̄ widrgəkum. — nū̄ jō, dū̄ konst̄ maklečhtə̄ wuōs̄ riēdn̄. ičh̄ krītə̄ jū̄ oršt̄ guqr̄ kē̄ wiērtčhin̄ ničh̄ raus̄.

3. mēnō mutr̄, wēl'̄ fə̄ no drhēmō̄ tsī keln̄ wuqr̄, ēp̄ fə̄ hučh̄-tsit̄ mach̄tə̄, dō̄ wultn̄ amōl̄ də̄ kihō̄ kēnə̄ miličh̄ gān, wēl'̄ fə̄ frhekst̄ worn̄. nū̄ kuqm̄ dō̄ gruōdō, is̄ wuqr̄ am̄ harwistō, afū̄ im̄ də̄ kirmis̄ rim, dō̄ kuqm̄ dō̄ batlr̄, dar̄ hotō̄ afū̄ an̄ štuōb̄ a dr̄ hānt̄. dō̄ gink̄ də̄ mutr̄ glē̄ hin̄ tsum̄ unt̄ wult̄ um̄ a štekl̄ weknām. dar̄ wult̄ n̄ jū̄ ničh̄ hargān, ābr̄ də̄ mutr̄ hut̄ n̄ doch̄ gətswuw̄. drnōndō̄ hut̄ fə̄ mit̄ dam̄ štekl̄ iwr̄ a kijn̄ a kroitsō̄ gəmacht̄ unt̄ də̄ ot'r̄

drmito bəstriçhə. bə dam oln hut fə s gəbrit, dos fə kē würt niçh gəret hut, bis fə dam batlr da štekl widrgəgān hoto. dr batlr ābr hut a grūsəs gəšenkə gəkrit.

Übertragung. 1. Ich weiß mich noch zu besinnen: es war in Raschwitz, gar nicht weit vom Dorfe, da stand eine große Eiche. Wenn da ein Mensch hinkam, in der Nacht so zwischen zehn und ein (Uhr), da wurde er aufgehalten, und er konnte nicht vorbeigehen, er mußte erst alles sagen, wie er heißt, und wo er her ist, und wo er hin will, und was er sonst noch weiß. Danach erst konnte er weitergehen. Gesehen hat man freilich nichts. Das ist so ein paar Jahre gegangen. Danach hat es aufgehört.

2. Es ist schon viele Jahre her, es war um den Abend in der Ernte, da kam einmal die Mahr (Alp), als ich in der Kammer geschlafen habe, und die legte sich mir auf die Brust, daß ich gar keinen Atem kriegte. Ich wollte mich wehren; aber ich konnte nicht. Zuletzt aber machte ich mich mit aller Gewalt frei. Es war eine böse Arbeit, so daß ich über und über geschwitzt habe, und da sah ich einen Vogel, aber wirklich einen Vogel, wie ein Stößer (Sperber), der flog zum Fenster hinaus, und da war es gut. — Da werde ich dir einmal etwas sagen: Du hättest der Mahr ein Kleinbrotel versprechen sollen; dann wäre am nächsten Tage ein altes Weib gekommen, das hätte das Brot abgeholt, und da wäre die Mahr nicht mehr wiedergekommen. — Nun ja, du kannst<sup>f</sup>wer weiß was reden, ich kriegte ja erst kein Wörtchen heraus.

3. Als meine Mutter noch zu Hause in Altköln war, ehe sie Hochzeit machte, da wollten einmal die Kühe keine Milch geben, weil sie verhext waren. Da kam gerade, es war im Herbst, so um die Kirmes herum, ein Bettler, der hatte so einen Stab in der Hand. Da ging die Mutter gleich hin zu ihm und wollte ihm den Stecken wegnehmen. Der (Bettler) wollte ihn zwar nicht hergeben; aber die Mutter hat ihn doch überwältigt. Danach hat sie mit dem Stecken über den Kühen ein Kreuz gemacht und die Euter damit bestrichen. Bei dem allen hat sie es fertig gekriegt, daß sie kein Wort geredet hat, bis sie dem Bettler den Stab wiedergegeben hatte. Der Bettler aber hat ein großes Geschenk bekommen.

## Ortsnamen und Stammesgrenzen.

Von Wolfgang Jungandreas.

Über die Grenzen der germanischen Stämme zur Römerzeit erfahren wir kaum etwas Genaues. Eine Angabe wie die bei Tacitus (Annalen I, 50), daß die Römer von dem Wald Caesia aus einen Einfall in das Land der Marsen machen, ist darum besonders wertvoll. Die Caesia silva ist (nach Much in Hoops' Reallexikon) dasselbe wie der mittelalterliche Wald Heisi bei dem Dorfe Heisingen an der Ruhr. Durch diese Angabe gewinnen wir wenigstens einen festen Grenzpunkt für das Gebiet dieses Volkes im Westen, das Much mit den Chattuariern gleichsetzt. Wenn ferner keltische und germanische Namen wie Gelduba, das heutige Gellep, und Asciburgium, das heutige Asberg, am Rhein als Ausläufer des Keltischen im Westen, des Germanischen im Osten aufeinanderstoßen, darf man wohl wenigstens eine vorübergehende Sprachscheide zwischen Kelten und Germanen in jener Gegend ansetzen.

Hier und da lichtet sich wohl so das Dunkel. Aber wir sehen doch deutlich, daß solche Rückschlüsse, verbunden mit den ziemlich allgemein gehaltenen Berichten des Tacitus, Plinius und anderer über die Sitze der germanischen Stämme nicht sehr weit führen. Wir sehen uns also nach anderen Hilfsmitteln um. Da scheinen die in späterer Zeit überlieferten Ortsnamen, die als Bestimmungswort den Namen eines altgermanischen Volksstammes enthalten, einer besonderen Betrachtung wert.

Wir haben zwei Gruppen zu unterscheiden: 1) diejenigen, in denen das Bestimmungswort unmittelbar mit dem Grundwort zusammengesetzt wird, z. B. Burgundaib, Döring-au, Baier-hof, 2) andere, die das Bestimmungswort im Genetiv zeigen, z. B. Borgundar-holmr (Burgunderinsel = Bornholm), Döringswalde.

Nun bedeutet aber der Stammesname zu verschiedenen Zeiten auch etwas Verschiedenes. Die Verwendungsmöglichkeiten bleiben

nicht dieselben. Ein Franke, Döring, Baier, Swap bezeichnet in Schlesien um 1300 etwa die Herkunft aus Franken, Thüringen, Baiern oder Schwaben, ist aber weder als Vorname noch als Familienname wie heutzutage Franke, Baier, Döring, Schwabe zu betrachten. Die Familiennamen werden erst in viel späterer Zeit in Schlesien fest, und als Vornamen sind Franke, Döring und Swap damals in Schlesien nicht bekannt. Anders aber sieht es in Westdeutschland in ahd. und altgermanischer Zeit aus. Da können Stammesnamen wie Swâp zugleich als Personennamen verwandt werden. Für die Römerzeit erinnere ich an die Namen der Ostgoten Wandil (Wandale) und Danus (Däne), des Erulers (H)Aruth, des Sueven Vangio, des Lugierführers Semno und des Königs der Kimbern und Teutonen Lugius, die selbst ihrer Herkunft nach gewiß keine Wandalen, Dänen, Haruden, Vangionen, Semnonen und Lugier in den betreffenden Fällen waren.

Bei der ON.-Bildung müssen wir auch einen großen Unterschied machen zwischen den Namen vor und nach der Völkerwanderungszeit. Bei den altgermanischen ON. — es sind uns allerdings nicht allzuviel überliefert — (ich zähle höchstens 15 ziemlich sicher germanische in Hoops' Reallexikon) fehlt jeder Hinweis auf die Persönlichkeit des Gründers oder etwas Ähnliches. Die reichlicher überlieferten ON. der gewiß den Germanen kulturell nicht unterlegenen Kelten bestätigen dies. Man vergleiche die Bildungen mit Marco-, Ebu-ro-, Epo-, Novio-, Rigo-, Sego-, Corio-, Gabro- u. a. Ausnahmen zeigen nur die zweifellos auf Römer zurückgehenden Augustodurus, Augustoritum, Iuliomagus u. ä. Wenn also ein mit einem Stammesnamen gebildeter altgermanischer ON. bezeugt wäre in der Art des mit keltischer Endung versehenen Batavodurum, des späteren Durstede, würde das Bestimmungswort wie Batavo- wohl nur auf den Stamm der Bataver, nicht auf einen Einzelnen Bezug nehmen. Das wird gewiß durch die altgerm. Dorfanlage und -verfassung bedingt sein. Aber in der Zeit der Völkerwanderung, in der wohl ON. wie Günthersleben und Walthersleben entstanden sind, kann Frank und Walh in den ON. Frankleben und Walschleben (urkd. Wala'sleba) den Gründer als Franken bzw. Welschen bezeichnen, es kann aber auch — was viel wahrscheinlicher ist — den Namen des ersten Besitzers meinen.

Um 1300 ist Döring in Döringau oder Flaming in Flamingi villa (Flämischtorf bei Neumarkt) nur die Herkunftsbezeichnung für den Mann oder die Leute, die in diesem Orte wohnen.

Was die ursprüngliche Lage der Orte anlangt, die als Bestimmungswort eine Stammesbezeichnung im Namen führen, so möchte ich abermals zwei Gruppen unterscheiden, und zwar Restnamen und Grenznamen. Unter „Restnamen“ verstehe ich solche, wo die Örtlichkeit mitten im Stammesgebiet lag, wo der Stamm abgewandert oder mit der Zeit untergetaucht ist unter nachfolgenden Schichten, und wo nur der alte Name noch gespenstisch in die spätere Zeit hineinragt. Für Grenznamen halte ich solche, die an alten Stammesgrenzen vermutet werden dürfen, womöglich noch mit einem konkurrierenden Namen des Nachbarvolkes daneben. Da wir aber in vielen Fällen die früheren Stammesgrenzen auch nicht einmal ungefähr erschließen können, wird sich die Zuweisung der ON. zu der einen oder anderen Gruppe im einzelnen oft nicht mit Sicherheit geben lassen.

Ein Restname — allerdings von Slawen vermittelt — ist wohl der der Stadt Nimptsch in Schlesien. Dietmar von Merseburg nannte 1017 den Gau um den Zobtenberg pagus Silensis. Der Ursprung dieses Silens- aus dem Namen des wandalischen Volkes der Silinge wird wohl von niemandem mehr bezweifelt. Das Fließchen Lohe südlich vom Zobten heißt entsprechend noch 1208 Zlenze. An ihm liegt Nimptsch, das schon 990 als Nemci bezeugt ist und zu slaw. němec „der Deutsche“ gestellt wird (E. Schwarz, Zur Namenforschung und Siedlungsgeschichte in den Sudetenländern, Reichenberg 1923, S. 6, vgl. auch Much bei Hoops unter „Silingen“). Hier liegt es nahe, in dem ON. Nimptsch einen Hinweis auf einen Rest jener in slawischer Umgebung zurückgebliebenen Wandalen zu sehen.

Von der Wanderung eines Teiles der Angeln nach Mitteldeutschland zeugt noch der Gau Engelin bzw. Englide an der Unstrut, wie die nordöstlich von diesem liegenden thüringischen Gaue Werinofeld und Frisonofeld auf südwärts gewanderte Warnen und Friesen schließen lassen. Deshalb darf es uns nicht wundernehmen, daß die Merseburger Glossen friesische Sprachmerkmale enthalten, wie Siebs in Pauls Grdr. in seiner „Geschichte der friesischen Sprache“ dargetan hat. In englisch-friesischer Lautgestalt erscheinen auch

die ON. bei dem aus dem Geschlechte der Grafen von Walbeck stammenden Dietmar von Merseburg. Als Beispiel diene der ON. Wanzleben, der um 890 Wanzlewa heißt und bei Dietmar als Wonclava erscheint (a vor Nasal zu o, germ. ai zu ä)<sup>1)</sup>. Hierzu paßt auch die Lex Angliorum et Werinorum hoc est Thuringorum. Angeln und diesen an der Ostseeküste benachbarte Warnen scheinen demnach hauptsächlich Anteil an der Besiedlung Thüringens zu einer gewissen Zeit gehabt zu haben. Als Restnamen, die auf Angeln weisen, können daher vielleicht im mittleren Thüringen die ON. Angelhausen, Angelroda und das im 10. Jh. genannte Anglendorph, von dem Gaunamen Engilin direkt abgeleitet die ON. Feldengel, Waldengel, Kirchengel und Westerengel gelten.

Die an der Ostseeküste wohnenden Warnen verbindet Elis Wadstein (Die nordischen Völkernamen bei Ptolemaios, Göteborgs Högskolas Årsskrift, 1919, 1925) mit dem Flußnamen Warnow. Auch Müllenhof (Nordalbingische Studien I, 129) und nach ihm Much (bei Hoops) stellt Warnaes d. h. \*Varna nes „promontorium Varinorum“, das heutige Warnitz, für die Nordostecke von Sundewitt zu den Namen der Warnen. Much erinnert auch an die ON. Varinsvik, Varinsfjörðr, Varinsey in den Helgiliedern, die ja H. Schneider (Englische und nordgermanische Heldensage) aus Nordalbingien stammen läßt. Wenn in der Helgakviða Hundingsbana II daneben ein Ort Vandilsvé auftaucht, so paßt das durchaus hierzu. Wénlas, Warnas, Wícingas d. h. jütische Vandalen, Warnen und als wícinga cynn bezeichnete Langobarden (nach Much) nennt der Widsíth in einer Langzeile (59).

Die am linken Ufer der unteren Elbe bezeugten Langobarden, die wir bereits mit den Headobeardan des Widsíth und Beowulf verglichen, setzen sich in den Bardi bellicosissimi fort. An sie erinnert der Bardengau im Lüneburgischen und der ON. Bardowiek (alt Bardanwic). Restnamen sind dann aber auch wohl die ON. Bardenfleth (2 mal), Bardenwisch, Bardenhagen, vielleicht auch Eichenbarleben, Krs. Wolmirstädt (urkdl. 1178 Ekenbardenleve).

Als sich die Römer und die Cherusker an der Weser gegenüberstehen (Tacitus' Annalen II, 8), die Römer auf dem linken, die

<sup>1)</sup> In diesem Zusammenhang nenne ich noch die Lokalisierung des Helianddichters nach der Magdeburger Gegend durch A. Bretschneider (Die Heliandheimat und ihre sprachgeschichtliche Entwicklung, D D G XXX, Marburg 1934).

Germanen auf dem rechten Ufer des Flusses, wird dem Germanikus der Abfall der Angrivarier in seinem Rücken gemeldet (metanti castra Caesari Angrivariorum defectio a tergo nuntiatur). Demnach wären die Sitze der Angrivarier auf dem Westufer des Flusses zu suchen. Das verträgt sich durchaus mit den späteren Angaben, wonach die Angrarii bzw. Angarii an der Weser als Teil der Sachsen erscheinen. Auch heute noch bezeichnet man die Mundart jener Gegenden (vor allem um Waldeck, Paderborn, Lippe, Ravensberg, Minden und Hameln) als engrisch. Restnamen sind dann wohl die der Orte Enger, Krs. Herford (a. 947 Angari), Enger, Krs. Warburg (a. 935 Engeri) und Engern, Krs. Schaumburg (a. 1165 Engeren), wozu wohl auch Bodenengern südlich der Bückeberge und vielleicht Engershausen, Krs. Lübbecke, schließlich Tengern südlich von Schnatthorst zu stellen wäre, falls dieses aus \*te Engern kontrahiert sein sollte, wofür mir allerdings der Beweis fehlt. Diese aus Angri- umgelauteten Enger-ON. sind deutlich zu unterscheiden von den wohl unmittelbar zu anger „Wiese“ gehörigen ON. wie Angern und Angerstein.

Auf Chatten geht, wie Hentrich (Die Besiedlung des thüringischen Eichsfeldes S. 115) annimmt, der ON. Hottenrode bei Kirchgandern auf der heutigen nd.-thüringischen Grenze (urkdl. a. 1055 Hattenroth) zurück. Die alte politische sowie die moderne mundartliche Grenze zwischen Hessen und Thüringen ist nahebei.

Im Eichsfelde selbst liegt sogar ein Ort Hessenau.

Ein Restname ist auch der der schwedischen Stadt Götaborg, die noch den Namen der alten Gauten anord. Gautar bewahrt, die in Väster- und Östergötland saßen, ferner der Betuwe, der insula Batavorum, — sie heißt vom 4. Jh. ab Batavia — im Lande der Bataver an der Rheinmündung, wohingegen der ursprüngliche Name der Stadt Passau, vormals Batava bzw. Batava castra, nur auf den Standort der 9. batavischen Kohorte der Römer zurückzuführen ist.

Der belgische Ort Tongern liegt im ehemaligen Gebiet der germanischen Tungern, das norwegische Hardanger im Hardangerfjord in dem der skandinavischen Hordar, die südgermanische Namensvettern in den jütischen und swebischen Charudes haben. Unmittelbar auf die Chattuarier an der Ruhr deutet wohl der alte Name von Herdringen bei Arnsberg in Westfalen, im 9. Jh. Hattrungun, innerhalb des mittelalterlichen Gaues Hatterun, Hattuaria. Die Sitze

der Ubier und die der Vangionen am Rhein halten noch die alten Namen der Städte Köln, das oppidum Ubiorum (erst nach 50 n. Chr. Colonia Agrippinensis), und Worms fest, das alte Borbetomagus, das vorübergehend bei Ammianus Marcellinus Vangiones heißt und im Mittelalter noch oft als Wangionum civitas bezeichnet wird.

Wir kommen nun zu der Gruppe der Grenznamen. Wir haben solche, wohl zum Teil aus jüngerer Zeit, noch heute deutlich sichtbar in Deutsch- und Polnisch-Rasselwitz, Deutsch- und Wendisch-Evern, Deutsch- und Böhmisches-Brod, Deutsch- und Wälsch-Metz, den Mezzotedesco und Mezzolombardo in Tirol.

Die germanischen Stämme der Texuandrer und Tungern im östlichen Belgien sind in alter Zeit Nachbarn. Merkwürdig ist es, daß die nicht weit von einander entfernten flämischen Orte Tessenderloo<sup>1)</sup> und Tongerlo lautgerecht die Namen der beiden Völkerschaften bewahren. Vielleicht dürfen wir in ihnen alte Grenzorte der beiden Stämme sehen. Auch das in des Tacitus Historien genannte von uns schon erwähnte Batavodurum im Norden der Bataver, im Süden der Frisii minores, ist vielleicht ein derartiger Grenzort.

Für den Volksnamen der Cherusker vermutet Much (bei Hoops unter „Cherusci“) einen späteren einheimischen Beleg in dem einen der beiden Harxbüttel bei Braunschweig, das in einer Urkunde von 1007 Herskesgebutle heißt. Östlich von Braunschweig zieht sich nun das thüringisch-ostfälische Gebiet der ON. auf -leben (vgl. Aschersleben) von Norden nach Süden, das sich mit seiner Westgrenze mit dem auf den historischen Karten angegebenen Westrand des Thüringerreiches vor 531 deckt. Da nun Much zu Herskesgebutle ein nahegelegenes 1458 bezeugtes Thuringesgibutli stellt, möchte man in beiden Orten alte Grenzorte vermuten. Denn altcheruskisches Gebiet liegt nach Zeugnis der alten Schriftsteller westlich davon zwischen Harz und Weser. Urgerm. \*cheruskaz müßte mnd. zu \*hersk- werden.

Zwischen Elbe und Oder (*Ονιάδοῦρας*) nennt Ptolemaios den *Σύηβος ποταμός*. Bei Tacitus, Germania 45, heißt die Ostsee „Suebicum mare“. Dem widerspricht nicht, wenn der Widsith 44 mit den Engle (Angeln) zusammen Swæfe (Sueben) nennt, deren

<sup>1)</sup> Ist dies das alte \*Toxiandria locus (Ammianus 17, 8) zwischen Maas und Schelde?

Südgrenze gegen die Myrgingas durch König Offa an der Eider festgelegt wird. Man hat hierauf wohl mit Recht den Ort Schwabstedt nördlich der Eidermündung bezogen, der demnach einmal ein Grenzort der Eidersueben im Süden gewesen sein könnte. Sogar das Suáualand der südgermanischen Helgisage scheint auf eine Landschaft in jener Gegend zu weisen.

Auch der umgekehrte Fall, daß ein Stamm nach einer Örtlichkeit benannt wird, kommt vor. So scheinen die Amsivarii, die von den Chauken verdrängt am Rheine Wohnsitze suchen, ursprünglich „Emsanwohner“ zu sein, wie die nördlich der Brukerer erwähnten Chasuarii mit dem Flusse Hase in Verbindung gebracht werden.

Der Name der ostgermanischen Burgunden leitet sich nach Kossinna ab von dem der Insel \*Burgundarholmr = „Bornholm“. Dieser Inselname läßt sich nach Much aus ihrer jüngeren, mit einem Genetivus explicativus gebildeten Benennung Burgundarholm d. h. „Insel, die Burgund heißt“, erschließen. Noch in dem von Alfred mitgeteilten Bericht des Seefahrers Wulfstán heißen seine Bewohner einfach Burgendan und Burgendas.

Einen weiteren Fall bietet der Name der chattischen Mattiaken. Die Chatten werden in Tacitus' Annalen in der Nähe der römischen Taunusbefestigungen genannt. Etwas weiter nach Westen vorgeschoben, in der Gegend des heutigen Wiesbaden, sind die Mattiaci bezeugt. Man hat diesen Stamm wohl mit Recht als einen Teil der Chatten aufgefaßt und ihren Namen von dem des Hauptorts der Chatten hergeleitet, Mattium, auch Mattiakón bei Ptolemaios genannt, dem heutigen Metze bei Kassel, das noch im 11. Jh. Metzihe heißt. Danach wären die Mattiaken aus der Gegend von Mattium gekommen.

Auch andere Anhaltspunkte für die Festlegung altgermanischer Stammessitze ergeben sich mitunter. Die ON. brauchen nicht immer einen Hinweis auf den Stammesnamen zu enthalten, sie können auch in ihrer Wortbildung oder in ihrer von der Umgebung abweichenden Sprachform für ein bestimmtes Volk kennzeichnend sein, sie können aber auch in der Art ihrer Verbreitung, die mit den Sitzen des betreffenden Stammes annähernd übereinzustimmen scheint, feste Anhaltspunkte für die genaueren Grenzen des jeweiligen Stammes liefern. So fällt z. B. der alte Name der böhmischen Stadt Nimburg, a. 950 Niuunburga, deutlich aus der damals tschechischen Umgebung heraus. Als die Namengeber würden hier, wenn man von zurück-

gebliebenen Markomannen absehen darf, besonders früh in nicht geringer Zahl eingedrungene Deutsche vorauszusetzen sein. Ähnlich vielleicht in dem nicht lokalisierbaren Kamburg in Böhmen.

Bei dem ON. Elbing in Westpreußen, der bereits in Alfreds Orosius als „Ilfing eastan (!) of Estlande“ erscheint, sehen wir ähnlich wie bei dem Namen Schlesien und Nimptsch, daß hier und da altgermanische Örtlichkeitsbezeichnungen auch in Ostdeutschland erhalten geblieben sind. So hat nun auch M. Rudnicki (*Slavia Occidentalis* II, 238) den bisher unerklärten ON. Gdynia für Gedingen im Krs. Neustadt bei Danzig als Niederlassung der Goten gedeutet. Wie Friedrich Lorentz in seinem Aufsatz „Die Kaschuben“ in dem von Wilhelm Volz hsg. Buch „Der ostdeutsche Volksboden“, Breslau 1926, S. 244 bemerkt, besteht formell die Schwierigkeit, daß hier der Gotenname noch mit unverschobenem d erscheint. Der späteste Termin für die Bildung des Wortes wäre demnach das 2. Jh. v. Chr. Dasselbe trifft zu für Graudenz poln. Grudziądz, das man mit den ostgotischen Greutungi zusammenstellt, und Danzig, poln. Gdańsk, das mit „Gotengau“ übersetzt wird<sup>1)</sup>.

Gewisse ON.-Endungen bestimmten Stämmen zuzuweisen, ist schon wiederholt unternommen worden. So hat Frhr. v. Hammerstein in seinem Buch „Der Bardengau“ (1869) die ON. auf -bürstalde, -borstel/-bostel (Großborstel, Hornbostel) behandelt und gezeigt, daß sich diese ON., soweit man es nachprüfen kann, mit den langobardischen Sitzen an der unteren Elbe zu decken scheinen. Nun greifen die -büttel-ON., die sich von Schleswig her nach Süden erstrecken, sorgfältig das alte Langobardengebiet an der Unterelbe vermeidend, um das -borstel-Gebiet im Westen, Osten und Süden herum, so daß es den Anschein hat, als ob das mittlere Weser- und Aller-Gebiet und das nördlich der Aller gelegene Gebiet damals bereits besetzt gewesen wäre. Das läßt für die ON. auf -borstel

---

<sup>1)</sup> P. Diels verweist mich für diese Frage auf den Aufsatz von A. Brückner, Danzig (*Arch. f. slav. Phil.* Bd. 38, S. 44 ff.), in dem der Name für slawisch gehalten, aber immerhin mit Gdingen (seit 1253 Gdynia) zusammengestellt wird. -un- und -an- sind wie im Germanischen ablautende Suffixe. Interessant ist der älteste Beleg für Danzig vom Jahre 999 Gyddanyzc. Hierher stellt Brückner immerhin auch lit. gūdas = im Munde des preußischen Litauers der jenseits der Grenze wohnende Litauer, im Munde dieses = der Weißrusse, Gudijà = Rußland (verächtlich).

ein noch größeres Alter vermuten als für die auf -büttel, für die wir nach Ausweis von Herskesgebutle und Thuringesgibutli schon eine Entstehung vor 531, vor der Zerstörung des Thüringerreiches durch die vereinten Sachsen und Franken ansetzen möchten.

Die ON. auf -scheid und -ael hat P. Vogt (1895) auf Namengebung durch ripuarische Franken zurückgeführt, die damit auf heute südwestfälischem Gebiet deutliche Spuren hinterlassen hätten. Die ON. auf -leben/-lev in Dänemark, Nordschleswig, Provinz Sachsen und Thüringen hat P. Cassel, *Über Thüringische Ortsnamen* (1856) untersucht, nach ihm W. Seelmann im *Niederdeutschen Jb.* 12. Die ON. auf -leben westlich der Elbe fallen auffällig genau in die Grenzen des ehemaligen thüringischen Königreichs etwa zwischen 379 und 531 hinein, vom Main bis zur unteren Elbe. Daß die bereits erwähnten ON. Herskesgebutle und Thuringesgibutli gerade auf die Grenze fallen, sei nur nebenbei bemerkt. Es ist das Gebiet mit den Angel-ON. in Thüringen, mit den englisch-friesischen Erscheinungen nördlich der Unstrut, im Ostfälischen usw. Hier finden sich auch die Assibilierungserscheinungen wie möglicherweise Wicina bróc zu „Wietzebruch“ u. ä. Daß man daher die ON. auf -leben in Dänemark und Deutschland auf die Namengebung durch Angeln und Warnen, die von der jütischen Halbinsel kamen, zurückführt, darf nicht verwundern. Für das Alter dieser Namen spricht auch noch der Umstand, daß die -leben-ON. in Deutschland sich nur in den Bezirken vorfinden, die O. Schlüter auf seiner Karte „Deutsches Siedlungswesen“ (bei Hoops) als Siedlungsflächen um 500 kennzeichnet. So liegen die 50 -leben-Namen um Erfurt dichtgedrängt auf einem früher von Wald umschlossenen altgermanischen Siedlungsgebiet.

Das gleiche gilt für die ON. auf -ungen wie Hasungen, die sich in schmaleren Streifen als die -leben-Namen an den Flüssen Hessens, Unterfrankens und des Südwestfälischen hinziehen. Die Entstehung von gawi „Gau“ aus germ. \*ga-ahwi- „Wasserland“ wird hier deutlich. „Die Bedeutung der Ortsnamen auf -ungen für die deutsche Altertumswissenschaft“ habe ich in meinem Beitrag zur *Siebsfestschrift* 1922 eingehend begründet. Für das Suffix -ung gilt das gleiche wie für das Suffix -ing: es bedeutet „zunächst nichts weiter, als daß das abgeleitete Wort zu dem Grundwort in irgendeiner Beziehung steht“ (Willmanns II, § 279, Anm. 2), und

es läßt sich der Gebrauch von -ung-ing- als Patronymikalendung nicht vor der Völkerwanderung nachweisen, stellt vielmehr eine spätere Erscheinung in der germanischen Namengebung dar. Ein Zeichen für das Alter der -ungen-ON. ist es, daß sie nur rein örtliche Bedeutungen haben. Sie sind benannt nach dem vorbeifließenden Gewässer z. B. Beverungen a. d. Bever, nach der geographischen Lage z. B. Hungen bei Gießen (8. Jhd. Hohunga) zu „hoch“, nach der Bodenbeschaffenheit z. B. Salzungen a. d. Werra, nach der Pflanzenwelt z. B. Birkungen bei Worbis und nach anderen örtlichen Merkmalen wie etwa Breitungen a. d. Werra. Für das Alter spricht ferner, daß wir im Ablaut zu -ungen stehende altgerm. -ingen-ON. haben wie Ascalingium, daß das Keltische zur Römerzeit gleiche Bildungen zeigt wie Alisincum, Lemincum, Abrinca, schließlich, daß der älteste -ungen-ON., das alte Burungum zwischen Köln und Xanten, das heutige Worringen, bereits im 3. Jh. n. Chr. im Itinerarium Antonini genannt wird (vgl. Kubitschek unter „Itinerarien“ in der Real-Encyclopädie der klassischen Altertumswissenschaft von Pauly-Wissowa). Ich habe nachzuweisen versucht, daß sich -ungen-ON. überall dort finden, wo nachweislich Chatten, Chattuarier und Mattiakten, d. h. eng mit einander verwandte Stämme gesessen haben, zwischen Taunus, Eder, unterer Diemel und Werra, an der Ruhr und in der Germania Superior. Auch daß sie im Eichsfeld, in der Goldenen Aue und zwischen Fränkischer Saale und Main anzutreffen sind, widerspricht nicht den Zeugnissen der Geschichte. Es ist nun merkwürdig, daß eine altertümliche mundartliche Erscheinung sich geographisch in großen Zügen mit den altchattischen Siedlungsverhältnissen wie den verschiedenen -ungen-Bezirken deckt, die Erscheinung, daß germ. hw- beim Fragepronomen wer, wie, was usw. zu b wird. bat, bos südlich der Benrather Linie für „was“ gilt nämlich an der oberen und mittleren Ruhr, im Hessischen und Ostfränkischen zwischen Homberg—Eisenach—Oberhof—Hammelburg <sup>1)</sup>). Relikte zeigt das Übergangsgebiet um Kassel, die Gegend westlich von Marburg und der Strich zwischen Linz und Koblenz am Rhein. Für das Alter

---

<sup>1)</sup> Ferdinand Wrede hatte vor einiger Zeit die Freundlichkeit, mir das betreffende Pausblatt des Sprachatlas für die Feststellung der Verbreitung dieser Lauterscheinung zu überlassen.

dieser Lauterscheinung spricht nicht so sehr, daß das Alsfelder Passionsspiel des 15. Jhs. einige Beispiele liefert, wohl aber, daß das Engrisch-Westfälische bereits im Mittelalter anl. w- in water „Wasser“ labiodental wie heute sprach (Agathe Lasch, Mnd. Grammatik). Anl. b in bat „was“ und anl. w in water „Wasser“ müssen sich daher schon sehr frühzeitig von einander gesondert haben, wenn sie nicht als Fortsetzung des alten germ. hw- und w- schon immer von einander getrennt gewesen sind. Dasselbe gilt für hessisch bos „was“ woser „Wasser“. Besonders altertümlich ist natürlich die Verbreitung dieser Lauterscheinung auf hessisch-ostfränkischem Gebiet einerseits, auf nd. andererseits, da um 500 die zweite Lautverschiebung das Hochdeutsche von dem Niederdeutschen trennte.

Wichtig kann auch die ON.-Forschung für Besiedlungsfragen werden. So hat Theodor Siebs in seinem Aufsatz „Die Friesen und die nächstverwandten Stämme“ (Mitt. d. Schles. Ges. f. Volkskd. XXXI—XXXII) die nordwestdeutschen -lage/-lah-Namen mit den entsprechenden englischen auf -ley, die -heim/-um-Namen mit denen auf -ham verglichen.

So können uns ON.-Forschung und Mundartenforschung wichtige Fingerzeige für die ethnographischen Verhältnisse im alten Germanien geben.

---

## Griseldis.

Ein Volksschauspiel aus dem früheren Österreich-Schlesien.

Mitgeteilt von Max Hippe.

Im vorigen Bande dieser Zeitschrift (XXXIII, 137 ff.) habe ich aus dem handschriftlichen Nachlaß des österr.-schlesischen Sammlers Anton Peter ein Genovefa-Spiel veröffentlicht. Im folgenden soll ein anderes der von ihm gesammelten Volksschauspiele mitgeteilt werden, das besonderes Interesse beanspruchen darf, weil der Griseldis-Stoff, den es behandelt, nur ganz selten als Gegenstand des Volksdramas bekannt geworden ist. Die Geschichte der Griseldis, die man das Hohelied der duldenden Frauenliebe genannt hat, zählt zu den Stoffen, die Eingang in die Weltliteratur gefunden haben. Die Fabel zeichnet sich aus durch große Einfachheit und birgt in ihrer Heldin einen Frauentypus von seltener Reinheit und Klarheit; sie mag diesen Eigenschaften ihre weltweite Verbreitung und ihre vielgestaltige Formung in der Volks- und Kunstdichtung der großen Kulturvölker verdanken.

Der Inhalt ist folgender. Walther, der Markgraf von Saluzzo, ein junger, lebensfroher Fürst, wird von seinen Untertanen gedrängt, zur Ehe zu schreiten, und wählt zu seiner Gattin Griseldis, die anmutige Tochter eines armen Bauern Janicola. Sie gibt dem Grafen auf sein Verlangen das Versprechen unverbrüchlichen Gehorsams gegenüber allen Forderungen, die er an sie stellen werde. Als sie ihm eine Tochter geboren hat, wird ihr auf Befehl des Grafen das Kind genommen, und der Graf deutet der unglücklichen Mutter an, daß man das Kind vielleicht töten werde. Griseldis läßt das in stummem Schmerz geschehen. Sie weiß nicht, daß in Wirklichkeit der Graf ihr Kind zu seiner Schwester nach Bologna zu weiterer Pflege und Erziehung bringen läßt. Auch als Griseldis Mutter eines Sohnes wird, wiederholt der Graf sein grausames Verfahren, und wieder fügt Griseldis sich still dem unmenschlichen Befehl des Gatten. Nach einiger Zeit eröffnet der Graf seiner Frau, daß seine Untertanen über die niedrige Herkunft seiner Gattin Klage führen, und daß er auf Grund eines päpstlichen Dispenses sich von ihr trennen und eine andere Frau nehmen wolle. Griseldis muß, arm und mittellos, wie sie gekommen, sogar in dürftigster Kleidung zu ihren alten Eltern zurückkehren. Sie tut auch das ohne Murren. Bald aber

wird sie vom Grafen zurückgerufen, um als Dienerin Vorbereitungen für die zweite Hochzeit ihres Gatten zu treffen und die Gäste zu bedienen. Inzwischen hat der Graf — es sind 16 Jahre seit der Wegnahme des ersten Kindes vergangen — seine zur Jungfrau herangeblühte Tochter und deren Bruder aus Bologna an seinen Hof kommen lassen, um angeblich das fremde fürstliche Fräulein als Braut heimzuführen. Als die Hochzeitsgesellschaft versammelt ist, fragt der Graf Griseldis, wie ihr seine neue Braut gefalle. Griseldis lobt die Schönheit der Braut, bittet aber den Grafen, er möchte seiner neuen Gemahlin die harten Proben und das große Herzeleid ersparen, das sie selbst habe tragen müssen. Da enthüllt der Graf, überwältigt von soviel Edelsinn, die Wahrheit. Er habe Griseldis jetzt genug geprüft, habe ihre Treue und ihren Gehorsam köstlicher als Gold erfunden. Deshalb wolle er sich mit ihr von neuem in Liebe verbinden. Die vermeintliche Braut sei ihre Tochter, deren Bruder ihr Sohn. Beide gibt er als ihre Kinder der glücklichen Mutter zurück, um zum zweiten Male mit Griseldis Hochzeit zu feiern und einen neuen, ungetrübten Ehebund zu schließen.

Die Geschichte des Griseldis-Stoffes ist entsprechend der Bedeutung, die die Fabel im Laufe jahrhundertelanger literarischer Entwicklung erlangt hatte, oft behandelt worden. Reinhold Köhler<sup>1)</sup>, auch auf diesem Stoffgebiet der erstmalige, anerkannte Führer, hat im Jahre 1871 das gewaltige Stoffmaterial namentlich der älteren Zeit und der volkstümlichen Richtung zusammengetragen und für dessen Ordnung klare Richtlinien gezogen, die im wesentlichen bis heut in Geltung geblieben sind. Friedrich von Westenholtz<sup>2)</sup> hat dann mit freilich unzulänglichen Mitteln den Versuch unternommen, die ihm zugänglichen Gestaltungen des Stoffes und ihre Beziehungen zueinander zu schildern. Auf breiterer Grundlage ist Gustav Widmann<sup>3)</sup> in einer sorgfältigen Studie den deutschen literarischen und volkstümlichen Formen der alten Sage innerhalb des 19. Jahrhunderts nachgegangen und hat bei der Erörterung der Quellenverhältnisse auch die älteren Vorlagen gründlich untersucht. Schließlich hat Käte Laserstein<sup>4)</sup> in einer umfassenden,

<sup>1)</sup> Reinhold Köhler, *Griselda (Griseldis)* — In der *Allg. Encyklopädie der Wissenschaften u. Künste von Ersch u. Gruber*, I. Sektion, Bd. 91, Sp. 413<sup>b</sup> bis 421<sup>a</sup> = *Kleinere Schriften*, hrsg. v. I. Bolte II (1900), 501—534. Mit wertvollen Nachträgen von I. Bolte.

<sup>2)</sup> Friedrich von Westenholtz, *Die Griseldis-Sage in der Literaturgeschichte*, 1888.

<sup>3)</sup> Gustav Widmann, *Griseldis in der deutschen Literatur des 19. Jahrhunderts*. — In: *Euphorion* 13 (1906), 1—47, 535—556; 14 (1907), 101—134.

<sup>4)</sup> Käte Laserstein, *Der Griseldisstoff in der Weltliteratur*, 1926 (= *Forschungen zur neueren Literaturgeschichte*, Bd. 58).

ergebnisreichen Arbeit die Entwicklung des Stoffes und die Abhängigkeit seiner Gestaltungen von den jeweiligen geistesgeschichtlichen und weltanschaulichen Bedingungen der verschiedenen Kulturen dargestellt.

In Italien ist die Griseldis-Geschichte zum ersten Male erzählt worden. Sie erscheint hier um die Mitte des 14. Jahrhunderts als letzte Novelle in Boccaccios Decamerone, dem großen Erzählungswerk, in dem so viele Stoffe von später europäischer Geltung ihre erste literarische Prägung erhalten haben. Aber während Boccaccio die Geschichte bei aller meisterlich abgerundeten Form in der Gestalt eines nüchternen Tatsachenberichtes vorträgt, liefert Petrarca, sein großer Zeitgenosse, nur wenig später in lateinischer Sprache eine erweiterte, menschlich und seelisch bei weitem befriedigendere Fassung. Diese von Petrarca geschaffene Form der Erzählung ist es denn auch gewesen, die der Ausgangspunkt für fast alle späteren wichtigen Bearbeitungen des Stoffes in den Literaturen Europas geworden ist.

Während England durch Chaucer, Frankreich durch das Drama eines Unbekannten noch in den letzten Jahrzehnten des 14. Jahrhunderts sich des Griseldis-Stoffes bemächtigten, gelangte er erst in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts nach Deutschland. Hier wurde er im Jahre 1436 von Erhart Groß, einem Karthäusermönch, durch eine literarisch wertvolle, aber bald vergessene Bearbeitung der Erzählung Petrarcas in den erwachenden deutschen Humanismus eingeführt. Wirksamer wurden die zwei deutschen Übersetzungen, die die Griseldis-Fassungen der beiden großen Italiener durch zwei etwas jüngere süddeutsche Humanisten noch im 15. Jahrhundert gefunden haben. Arigo übertrug Boccaccios Novelle, Heinrich Steinhöwel die Erzählung Petrarcas. Diese beiden Übersetzungen sind die Grundlagen geworden, auf denen die fast unübersehbare Zahl späterer deutscher Fassungen des Griseldis-Stoffes fußt. Doch hat die Übertragung des Petrarca-Textes durch Steinhöwel viel stärker in die Breite und Tiefe gewirkt als die Boccaccio-Übersetzung durch Arigo, weil die breitere, gemütvollere Darstellung Petrarcas dem deutschen Volksempfinden offenbar viel stärker entsprach als die kalte Nüchternheit in dem sachlichen Novellenstil des Decameronedichters.

Eine Betrachtung der vielfältigen kunstmäßigen Gestaltungen des Stoffes auf deutschem Gebiet — von der unbeholfenen Komödie des Hans Sachs (1546) und den anderen deutschen Renaissance-dramen des 16. Jahrhunderts bis zu den großen Problem-dichtungen des 19. und 20. Jahrhunderts (Friedrich Halm 1834, Gerhart Hauptmann 1909) — müssen wir uns hier versagen. Wir können nur einen flüchtigen Blick auf die mehr oder weniger volkstümlichen Formen der Griseldis-Geschichte werfen.

Die deutsche Übersetzung der Griseldis von Petrarca durch Steinhöwel wurde bereits 1471 zu Augsburg von Günther Zainer gedruckt und ist von da ab als Volksbuch in zahlreichen, mehr oder weniger übereinstimmenden Drucken verbreitet worden. Die Geschichte muß außerordentlich beliebt gewesen sein; denn schon bis zum Ende des 15. Jahrhunderts zählt man 10, bis zur Mitte des 17. Jahrhunderts im ganzen etwa 25 verschiedene Ausgaben, von denen manche heut nicht mehr vorhanden und nur aus Erwähnungen in älteren Schriften erschlossen sind <sup>1)</sup>. Die Quelle aber für die später einsetzende und noch bis in unsere Zeit reichende Hochflut von Volksbüchern der Griseldis-Geschichte waren zwei freiere Bearbeitungen des Textes von Petrarca, die in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts erschienen sind und seitdem die volkstümliche Überlieferung des Stoffes beherrscht haben. Es sind dies die Übertragung eines protestantischen Geistlichen, des sächsischen Diakonus Johann Fiedler, der 1653 zu Dresden eine Geschichte „Marggraf Walther, Das ist Eine wunderliche und lustige Historia vom Weiblichem (!) Gehorsam und Treue . . .“ herausgab, und diejenige des bekannten Kapuziner-Paters Martin von Cochem, der die Geschichte von Griseldis in sein großes Sammelwerk „Ausserlesenes History-Buch“ (Dillingen 1687) nicht unmittelbar aus Petrarca, sondern aus der Zwischenbearbeitung des belgischen Jesuiten Henricus Engelgrave in dessen „Caelum Empyraeum“ (Köln 1668) übernahm. Auf diesen beiden Fassungen des Joh. Fiedler und des Martin von Cochem beruhen in der Hauptsache alle späteren volksbuchartigen Gestaltungen der Griseldis-Novelle. Joh. Fiedlers Geschichte

<sup>1)</sup> Goedeke, Grundriß, 2. Aufl. 1, 364 ff, wo allerdings irrtümlich Niclas von Wyle anstatt Heinrich Steinhöwel als Verfasser angenommen wird. — R. Köhler, Kl. Schriften 2 (1900), 503 ff. — P. Heitz u. Fr. Ritter, Versuch einer Zusammenstellung der deutschen Volksbücher (1924), S. 63 ff.

von Markgraf Walther hat mit leichten Veränderungen Karl Simrock in seine Sammlung „Die deutschen Volksbücher“ (1847) aufgenommen, und Martin von Cochems Fassung ist in die gleichartige Sammlung von Gustav Schwab (1836) übergegangen, während G. O. Marbach für die Griseldis-Geschichte in seiner Reihe der „Volksbücher“ (1838) beide genannten Quellen herangezogen hat <sup>1)</sup>.

Aus den Volksbüchern sind auch zwei deutsche Märchen abzuleiten, ein aus Tirol und ein aus dem Magdeburgischen stammendes, die einige wesentliche Züge der Griseldis-Geschichte, kindlich vereinfacht und um mancherlei rein märchenhafte Motive bereichert, erzählen <sup>2)</sup>. Wichtiger ist für uns, daß der Griseldis-Stoff auch als Gegenstand des Volksdramas nachgewiesen ist. Im Jahre 1852 wurde auf dem Dorftheater in Buch in Tirol ein Schauspiel „Gräfin Griseldis“ aufgeführt, über dessen Inhalt wir nichts Näheres wissen <sup>3)</sup>. Es besteht aber eine gewisse Möglichkeit, daß es identisch oder verwandt ist mit einem anderen Tiroler Stück, von dem wir genauere Kunde besitzen. Schon 1898 hatte nämlich Erich Schmidt <sup>4)</sup> auf ein damals in Innsbrucker Privatbesitz befindliches ungedrucktes Schauspiel von der Gräfin Griseldis hingewiesen, über das später Widmann <sup>5)</sup> eingehend berichtet hat.

Die Handschrift des tiroler Dramas ist nicht vollständig erhalten, der Text des Stückes infolgedessen an einigen Stellen lückenhaft. Das Ganze ist eine szenisch unbeholfene, aber nach Widmann volksbühnenmäßig nicht unwirksame Dramatisierung der Erzählung Martins von Cochem. Religiös gehalten, aber frei von Sentimentalität u. Lehrhaftigkeit, erweist sich das Stück als das Werk eines Geistlichen, der seiner Dichtung bei spezifisch katholischer Färbung einen durchaus volkstümlichen Charakter gegeben hat. Von Interesse ist die Einführung zweier Teufel, Lucifer u. Melistopheles, die nach der Verstoßungs-

<sup>1)</sup> R. Köhler, Kl. Schriften 2 (1900), 507 ff.

<sup>2)</sup> Das Tiroler Märchen findet sich bei Zingerle, Kinder- u. Hausmärchen aus Süddeutschland (1854), S. 291 ff. Vgl. R. Köhler, Kl. Schriften 2 (1900), 537 ff. Widmann, Euphorion 13 (1906), 43 ff. — Das Märchen aus dem Magdeburgischen, 1880 in plattdeutscher Mundart aufgezeichnet, wurde mitgeteilt in den Geschichtsblättern für . . . Magdeburg 15 (1880), 73. Vgl. R. Köhler, a. a. O. S. 550, Widmann, a. a. O. S. 46 f.

<sup>3)</sup> A. Hartmann, Volksschauspiele (1880), S. 340. — R. Köhler, Kl. Schriften 2, 528; Widmann, Euphorion 14 (1907), 103.

<sup>4)</sup> Archiv f. d. Stud. d. neueren Sprachen 98, 241.

<sup>5)</sup> Euphorion 14 (1907), 102 ff.

szene der Griseldis auftreten. Lucifer feuert den „Unfriedgeist“ Melistopheles an, den Haß zwischen den Eheleuten weiter zu schüren u. dafür zu sorgen, daß der Graf nie mehr an Griseldis denke. Ein Schutzengel aber mahnt den Grafen, seine Gattin bis in den Tod zu lieben. Ohne Zweifel haben wir hier den Versuch vor uns, durch das Eingreifen außermenschlicher Mächte eine Begründung für das dem Volke nicht verständliche, grausame Verfahren des Grafen gegen seine Frau zu geben.

Unser schlesisches Griseldis-Spiel hat, wie sich aus dem Bericht Widmanns über den Inhalt der Innsbrucker Handschrift ergibt, mit dem Tiroler Volksdrama nichts zu tun, ist — abgesehen natürlich von der Gemeinsamkeit der Griseldis-Fabel — nach Herkunft und Inhalt unabhängig davon und dürfte das erste volkstümliche Griseldis-Spiel sein, das in seinem vollen Wortlaut ans Licht der Öffentlichkeit tritt.

Nur der Vollständigkeit wegen ist zu erwähnen, daß auch ein Puppenspiel, das die Geschichte der Griseldis behandelt, aus der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts nachgewiesen ist. Nicht der Text, sondern nur ein Theaterzettel des sächsischen Puppenspielers Max Möbius hat sich in der Berliner Staatsbibliothek erhalten<sup>1)</sup>. Schon das Personenverzeichnis ergibt, daß eine inhaltliche Beziehung zu unserm Volksschauspiel nicht besteht, wenn auch der Name der Gräfin Prieseldis<sup>2)</sup> darauf hindeutet, daß in letzter Linie das Volksbuch von Joh. Fiedler als Ausgangspunkt der Fabel des Puppenspiels anzunehmen ist.

Nach dieser Übersicht über wichtigere, deutsche Griseldis-Fassungen bleibt uns die Frage zu beantworten, auf welche von den vielen möglichen Vorlagen sich unser schlesisches Griseldis-Spiel stützt. Da die Aufführung bereits im Jahre 1817 stattgefunden hat, scheiden die vielverbreiteten Volksbuchformen des 19. Jahrhunderts, die erst zwei bis drei Jahrzehnte später hervortreten, als Quelle aus. Überdies weisen Sprache, Wortwahl und einige metrische Beigaben unseres Textes auf eine Vorlage, die viel älter und wohl im 17. oder frühen 18. Jahrhundert zu suchen ist. In der Tat läßt sich ohne Schwierigkeit der Nachweis führen, daß Joh. Fiedlers Geschichte von Markgraf Walther die Quelle darstellt, aus der unser Volks-

<sup>1)</sup> R. Köhler, Kl. Schriften 2, 528 — Widmann, Euphorion 14, 109.

<sup>2)</sup> Das Volksbuch von Joh. Fiedler hat nach einem Druckfehler einiger früher Petrarca-Ausgaben irrtümlich den Namen Briseldis statt Griseldis. R. Köhler, a. a. O. 507, Anm. 1.

schauspiel seinen Stoff geschöpft hat. Der Erstdruck des Fiedlerschen Buches von 1653 war leider nicht zugänglich. Aber eine Vergleichung unseres Volksschauspiels mit zwei späteren, anonym erschienenen, nur leicht geänderten Auflagen des Druckes von 1653<sup>1)</sup> ergab zweifelfrei die Abhängigkeit unseres Spiel-Verfassers von dieser Vorlage. Schon der Prologus des Volksschauspiels ist mit einigen Abweichungen dem Einführungsgedicht des Fiedlerschen Volksbuches entnommen. Aber auch im Text des Schauspiels zeigt sich an zahlreichen Stellen, besonders natürlich in Gesprächen und Unterredungen, in denen das Volksbuch sich direkter Rede bedient, eine wörtliche Übernahme der fraglichen Textteile des Volksbuches. Eine Aufzählung dieser übereinstimmenden Stellen erübrigt sich. Alles in allem ergibt sich, daß das Volksbuch von Joh. Fiedler in seiner Erstausgabe von 1653 oder in der Auflage von 1680 unserm Schauspieldichter als Vorlage gedient hat. Eine Benutzung des undatierten Druckes kommt aller Wahrscheinlichkeit nach nicht in Betracht.

In die Griseldis-Handlung unseres Volksdramas ist eine Hanswurst-Komödie eingeflochten, die den Umfang des Volksschauspiels erheblich hat anschwellen lassen. Die Figur des Hanswurst steht neben dem Ablauf der Griseldis-Handlung. Der Hanswurst tritt zwar zugleich mit den Personen des Griseldis-Dramas auf, greift auch gelegentlich in deren Dialog ein, hat aber keinen Einfluß auf die Entwicklung der Haupthandlung und bildet den Mittelpunkt einer eigenen Reihe von dramatischen Vorgängen. Diese Tatsache findet ihren äußeren Ausdruck darin, daß mit wenigen Ausnahmen der Hanswurst nur in solchen Teilen des Schauspiels auftritt, die

---

<sup>1)</sup> Es sind dies 1) die Ausgabe von 1680: *Schöne bewegliche und Anmuthige Historien Von Marggraf Walthern, Darinnen dessen Leben und Wandel, auch was sich mit ihm begeben und zugetragen, Kürzlich vor Augen gestellet.* [Holzschnitt] Dem günstigen Leser zu gefallen mit schönen Figuren gezieret u. verbessert. Gedruckt im Jahr Christi 1680; 40 unbezifferte Blätter 8°. (In dem von mir benutzten Exemplar der Preuß. Staatsbibliothek Berlin fehlen die Blätter C 2—C 7.) — 2) die undatierte, bereits dem 18. Jahrh. angehörende Ausgabe: *Schöne anmuthige Historien von Marggraf Walthern, darinnen dessen Leben und Wandel und was sich mit ihm zugetragen dem günstigen Leser kürzlich vor Augen gestellet wird.* [Holzschnitt] Aufs neue mit Schönen Figuren gezieret und verbessert. Gedruckt in diesem Jahr. 72 Seiten 8°. — R. Köhler, Kl. Schriften 2, 507 f.

als Unterspiele bezeichnet sind. Das sind Szenen von komischem oder possenhaftem Charakter, in denen die Figur des Hanswurst Gelegenheit hat, das Bedürfnis der Zuschauer nach derbem Humor, nach Schimpfreden, Prügelszenen und dergl. zu befriedigen. Der Hanswurst verleugnet auch in unserem Spiel nicht den traditionellen Charakter des vorlauten, großsprecherischen, im Grunde aber feigen und lächerlichen Spaßmachers. Natürlich tritt er auch als Liebhaber auf, und um die Rolle des verliebten Kavaliere zu spielen, müssen die üblichen Mittel der Verkleidung, der Vortäuschung einer vornehmen Stellung, der Annahme eines adligen Namens herhalten. Der Hanswurst erscheint bereits vor dem 1. Auftritt auf der Bühne, wo er in einem Monolog sich als komische Person einführt. Er wird im 2. Auftritt von Sigericus, dem Hofmeister des Grafen, in seinen eigenen Dienst genommen und trifft im 4. Auftritt mit Gismunda, dem heiratslustigen Kammermädchen der Gräfin, zusammen, die seinen Werbungen keinen Widerstand entgegengesetzt. Bei geselligen Veranstaltungen des Hofes gerät er durch plumpes und ungeschicktes Betragen mit andern Mitgliedern des Hofgesindes in Konflikte, die zu Duell- und Prügelszenen führen und ihn in seiner angemessenen Würde und vorgetäuschten Ritterlichkeit aufs ärgste bloßstellen. Die Liebesgeschichte mit Gismunda zieht sich durch die Unterspiele mehrerer Auftritte hin, bis am Schlusse der Graf selbst der Verbindung der beiden seine Weihe gibt und damit auch diese Nebenhandlung ihren glücklichen Abschluß findet. — Daß auch bei anderen Griseldis-Dramen des 18. Jahrhunderts die Einführung von Hanswurst-Szenen nichts Ungewöhnliches war, zeigen die Theaterzettel zweier Griseldis-Haupt- und Staatsaktionen, die 1737 in Chemnitz und 1741/42 in Frankfurt aufgeführt wurden, deren Texte aber nicht erhalten sind <sup>1)</sup>.

Die musikalische Ausstattung unseres Griseldis-Spiels war sehr reich. Jeder der 17 Aufzüge wurde durch Musik beschlossen. Aber auch innerhalb des Spiels wurden noch 10 Arien, deren Texte nicht immer mitgeteilt sind, und Tonsätze anderer Art zum Vortrag gebracht.

Die Handschrift, die unser Volksschauspiel enthält, ist ein Folioheft (34 × 21,5 cm) von 30 Blättern kräftigen, stark vergilbten Büttenpapiers. Titel und Personenverzeichnis auf Bl. 1 r und 2 r

<sup>1)</sup> Widmann, Euphorion 14, 110 f. — R. Köhler, Kl. Schriften 2, 526 f.

sind teilweise in Zierschrift ausgeführt. Der Text des Dramas ist von zwei geübten, ausgeschriebenen Händen (Hand A: Blatt 1r—20v, Hand B: Blatt 21r—30v) gut lesbar geschrieben. Hand A ist eine ältere, zu Schnörkeln neigende Kanzleihand; Hand B zeigt einfachere, straffere Züge, die vielleicht von einem gleichzeitigen, aber an Lebensalter jüngeren Schreiber mit neueren Schreibgewohnheiten herrühren. Die Handschrift dürfte noch dem 18. Jahrhundert angehören.

Die Sprache des Dramas ist hochdeutsch mit deutlichem österreichischem Einschlag.

Als Merkmale österreichischer Mundart sind z. B. zu vermerken: Vokallendung entgegen der hochdeutschen Aussprache: gespüct (statt gespickt) Bl. 3r; schücket (st. schicket) 12r; müsche (st. mische) 13r; fünster (st. finster) 15r, 17v; versüchere (st. versichere) 17r; wüssen (st. wissen) 3r, 6v; erwüsch (st. erwischt) 16v; bewürthet (st. bewirtet) 8r; Würtshaus (st. Wirtshaus) 16r. — Fehlender Umlaut: tragt (st. trägt) 5r, 13r; gefällt (st. gefällt) 6v, 9v. — Einzelheiten: Die Nasen (st. Nase) 5v; die Füß (st. Füße) 5v; die Knöpf (st. Knöpfe) 11r; beyläufig (ungefähr) 12r; Pratzlerl (Hand) 29r; Schatzlerl (Schätzchen) 16r.

Der Bauer Janicola, der im 3., 4., 13. und 17. Auftritt auf der Bühne erscheint, spricht schlesisch, seine Frau, die Bäuerin Justina seltsamerweise hochdeutsch.

Neben dem Folioheft, das den Text des Dramas enthält, haben sich noch eine Reihe von Rollenheften und -blättern erhalten, die sämtlich von einer wenig geübten Hand geschrieben worden sind. Die beiden Arien des Grafen (vgl. den Anhang) sind von einer besonders groben, schwerfälligen, des Schreibens ganz ungewohnten Hand zu Papier gebracht. Nicht erhalten sind die Rollen für den Kammerdiener Edvinus, für Griseldis' Vater Janicola und für die Kammerjungfer Gismunda. Von Wert sind diese Rollenhefte besonders deshalb, weil auf den meisten der Name des Darstellers und ein Datum, offenbar das der Aufführung, vermerkt ist. Das Verzeichnis der Darsteller, soweit es sich aus diesen Vermerken zusammenstellen läßt, lautet wie folgt:

Markgraf Walter . . . . .	Bernard Kutzer
Sigericus, Hofmeister . . . . .	Anton Hartmann
Sisenandus, Hauptmann . . . . .	Franz Hartmann, Webermeister
Silo, Laufer . . . . .	Vinzens Müller
Alaricus, Rentmeister . . . . .	F. B., Mahler
Justina, Frau des Janicola . . . . .	Franz Hartmann
Ephemia, des Grafen Schwester . . . . .	Vinzens Miller
Hanswurst . . . . .	Benedigt Bleicher

Man sieht, daß unter den Darstellern sich Handwerker, ein Weber und ein Maler, befinden, daß der Träger der komischen Hauptrolle, der Hanswurst, augenscheinlich derselbe Benedigt Bleicher ist, den wir bereits als Darsteller des Kasperl in der Genovefa-Aufführung vom Jahre 1828 (vgl. Mitteilungen 33, 140) kennen, und daß die kleinen Frauenrollen der Justina und Ephemie anscheinend von Männern neben ihren männlichen Hauptrollen dargestellt wurden. Leider sind die Darstellerinnen der Griseldis und der Gismunda, die wohl sicher Frauen gewesen sind, nicht genannt. Daß alle Mitwirkenden, soweit sie sich genannt haben, wirklich dem Volke angehörten, geht aus der Form ihrer eigenhändigen Unterschriften auf den Rollenheften hervor. Der Darsteller des Sigericus vermerkt auf seiner Rolle: „Anton Hartman hat diese Bersohn gebreistired“. Das Aufführungsdatum unseres Stückes ergibt sich daraus, daß auf 4 Rollen die Jahreszahl 1817, auf 2 Rollen, der des Nicias und des Sigericus, sogar das Tagesdatum „3. November 1817“ vermerkt ist. Dazu stimmt, daß das Titelblatt des Dramentextes am unteren Rande in sehr verblaßter, kaum noch lesbarer Schrift die Notiz trägt „Gespielt Anno 1817“. Einen textlichen Zuwachs zu dem Wortlaut des Dramas liefern die Rollenhefte insofern, als sie für einige Darsteller Arientexte enthalten, die in der Niederschrift des Dramas fehlen. Es handelt sich vielleicht um Lieder, die nicht regelmäßig bei allen Aufführungen, sondern nur gelegentlich vorgetragen wurden. Ich habe sie als Anhang dem Drama-Text hinzugefügt, weil die Stelle, an die sie im Drama gehören, im Rollenheft nicht genau angegeben, aber auch aus dem Inhalt nicht sicher erschließbar war.

Der örtliche Bezirk, dem unser Griseldis-Spiel zugehört, ist durch unsere Kenntnis des Sammelgebietes Anton Peters, durch die österreichische Färbung der Sprache des Dramas und durch die schlesische Mundart des Bauern Janicola im allgemeinen als das frühere Österreich-Schlesien bestimmt. Eine genauere Lokalisierung ergibt sich aus der Szene (Seite 27r der Handschrift), in der Sigericus und Hanswurst vor der zweiten Vermählung des Grafen Griseldis versichern, daß Hanswurst nur wegen eines Liebeshandels sich als Baron ausgegeben habe, in Wirklichkeit aber der Diener des Sigericus sei. Falls Griseldis das nicht glaube, solle sie nur in Obergrund nachfragen, wo man ihn in allen Wirtshäusern genau kenne.

Dieses Obergrund ist ein Dorf bei Zuckmantel, das später volkskundlich bekannt geworden ist, seitdem Anton Peter ein dort häufig aufgeführtes, altes Weihnachtsspiel (Die Erschaffung der Welt samt der Menschwerdung Jesu Christi) veröffentlicht hat. Vgl. A. Peter, Volkstümliches aus Österreichisch-Schlesien I (Troppau 1865), S. 361 ff.

Der Abdruck des handschriftlichen Textes erfolgt nach den gleichen Grundsätzen wie der Abdruck des Genovefa-Spiels in Mitteilungen 33, 137 ff.; d. h. der Text der Handschrift wird wortgetreu, auch in der Orthographie genau wiedergegeben. Gelegentliche lateinische Schrift der Handschrift (in Bühnen-Anweisungen, Überschriften, Fremdwörtern) ist nicht gekennzeichnet, die Zeichensetzung nach heutigen Bedürfnissen geregelt. Offenbare Schreibfehler sind ohne weiteres verbessert und etwaige eigene, durch den Zusammenhang oder aus anderen Gründen gesicherte Zusätze in Klammern gesetzt.

[Blatt 1 r]

Die Gedruckte Unschuld und Standhafte Geduld

## **Grisseldis**

in

Einen Schauspiel vorgestellt.

[2r]

Vorstellende Personen:

Walter, der Marggraff	Janicola, ein Bauer
Sigericus, dessen Hofmeister	Justina, dessen Weib
Sisenandus, dessen Hauptmann	Grisseldis, dessen Tochter
Nicias, Obristjägermeister	Gismunda, Kammerjungfer
Edvinus, Gräfl. Kammerdiener	Panicus, des Grafens Schwager
Ramirus, Bedienter	Ephemia, des Grafens Schwester
Silo, der Laufer	Wilhelmus u. Florida, Gräfl. Kinder
Alaricus, Gräfl. Renntmeister	Hansswurst

*Intrade.*

*Simphonia.*

*1te Claus.*

### **Prologus.**

(Vor dem Vorhang.)

Dem grossen Gott sey Dank, der uns den Wohlstand sendet,  
 Der allen Schmerz und Leid in Freud verkehren kan,  
 Von dem auch jederzeit all Unheil wird gewendet,  
 Gleichwie geschehen ist, was ich jetzt zeige an

Von einem Wunderfall zweyer ungleichen<sup>1)</sup> Seelen,  
 Der mit Verwunderung wird unverhofft gestift  
 Und wohl geprobt wird mit nicht geringen Quälen,  
 Der einen Grafen an und eine Bäurin trifft.  
 Komt her, hier zeigt sich Grisseldis und Graf Walter,  
 Die Hochzeit wird beraumt, doch keine Brauth geschaut,  
 Wo ihm alsbald herholt der Marggrafschaft Erhalter  
 Grisseldem von dem Vieh, wird unverhofft eine Brauth.  
 Die Hochzeit ist vollbracht, die Ehe wohl getroffen.  
 Die neue Gräfin lacht. Warum? Sie ist begnügt.

[2 v] Und sie hat über diess auf neues<sup>2)</sup> Glück zu hoffen.  
 Das Glücke hat sich ihr mit Günsten beygefügt.  
 Der Seegen zeigt sich. Ein Fräulein wird geboren,  
 Dass ihr doch bald darauf weg der Gehorsam raubt,  
 Dass sie mit Wohlbestand ihr Fräulein hat verlohren,  
 Der Graff Sie schmerzlich prüft. Wer ist fast, der es glaubt?  
 Sie komt zum andernmal mit einem Herrlein nieder,  
 Da wirft die Sonn ihr Licht zu allen Fenstern ein.  
 Allein es raubet bald auch ihren Augen wieder  
 Und dunkelt diese Lust ein trüber Gegenschein<sup>3)</sup>.  
 Sie muss auch mit fort; Sie wird gar ausgestossen  
 Und zwar mit leerer Hand; die Unschuld leidet Gewalt.  
 Sie hält um Kleidung an, schlägt aber einen blossen<sup>4)</sup>,  
 Dem frommen Willen drückt ein fremdter Hinterhalt.  
 Doch acht Sie alles nichts; Sie bleibt bey ihrer Treue,  
 Liebt keinen hohen Stand und ist mit ihr begnügt.  
 Mann setzt ein Hochzeitsfest vor eine neue Freye.  
 Graf Walter forschet nach, wie sich der Handel fügt.  
 Griseldis wird geholt, der neuen Brauth zu dienen;  
 Sie stellt sich willigst ein, der Einzug wird geschaut.  
 Wie nun der frohe Tag zur Hochzeit-Lust erschienen, —  
 Grisseldis ist bemüht; man fragt, wer ist die Brauth? —  
 Dann wird das wundte Herz der Mutter erst genesen,  
 Das Fräulein und der Herr, die kommen auch herbey,  
 Grisseldis bleibt die Brauth, wie sie es vor gewesen.  
 Es schallet durch den Hof ein fröhliches Geschrey.  
 Und dann ich höflichst bitt, die Ehr uns zu erzeugen  
 Um ein geneigtes Ohr und ruhig Stilleschweigen.

(Gehet ein.)

<sup>1)</sup> Hs.: ungleichen. Hs. der Rolle: unglücklichen.

<sup>2)</sup> Hs.: neu. Hs. der Rolle: neues.

<sup>3)</sup> Hs.: geschein. Hs. der Rolle: gegenschein.

<sup>4)</sup> „einen blossen schlagen“, ursprünglich wohl ein Fechterausdruck mit der Bedeutung: sich eine Blöße geben, fehlerhaft schlagen; vgl. Grimm, DWB. 2, 147.

[3 r]                      *Music.*                      *Simphonie*                      *2te Claus.*

Hansswurst (*geht aus in voller Furie, ganz erschrocken*): Au weh! fickerment eini! Was hab ich ausgestanden, a, a! Just da ich im Begrief bin gewesen, den Herren Liebhabern eine ansehnliche und reasonable Person zu praesentiren, so bin [ich] urplötzlich bey hellen Mittag von der Nacht überfallen worden. Da hab ich ein Quartier gehabt, da! Ein Zimmer, so voll mit Mäussen, dass sie mich fast lebendig gefressen! Ein Bett, so derb mit Nägeln gespücht, dass ich mir den ganzen Rücken und Lenden drauf ruiniret habe! Das Zimmer ist oben so durchlöchert gewesen, dass ich die Stern am Himmel abzehlen kont. In Summa, so viel Ruh, als ob ich mir einen Zahn ausgerissen hätte! Was Teufel giebt es für Wohnungen in diesem Lande! Aber a propos, von meinem Herrn! Wüssen Sie, dass ich jetzunder Herrenloss bin? — Vorgestern bekam ich meinen noch ruckständigen Sold, und so hab ich meinem Herrn gleich in optima forma den Abschied gegeben. Anjetzo muss ich schauen, dass ich wieder andern Dienst bekomme, und wann ich werde das erwüschet haben, so werde ichs meinen respectiven Liebhabern bald zu wüssen thun. (*Gehet ein.*)

(*Simphonie. 2ter Claus repetirt.*)

## I. Auftritt.

(*Praesentirt ein Saal.*)

(*Graf. Walter mit der ganzen Hofstatt.*)

(*wird aufgezozen.*)

Walter: Billig muss ich dem Himmel dankbar seyn, dass er mich in meinen jungen Jahren unter die fürnehmsten vom Adel dieses edlen Landes der Salutier gesetzt und mich von Tag zu Tag mit mehreren Freuden und Glück begabet, dass ich also nicht wissete, wie mirs in den Sinn kommen sollte, dass ich meinen dermaligen, Freyheit vollen ledigen Stand mit einem gebundenen und [3 v] kummervollen vertauschen sollte, als in welchen meine Lustbar volle Freyheit gar oft würde gehemmet und verhindert werden.

Sigericus: Dass wir durch Euer Hochgräfliche Gnaden vortrefliche und hochweise Regierung vermög dero hohen Verstand in grossen Fried und Einigkeit leben, solches nehmen wir jederzeit und allenthalben mit grosser und demüthigster Danksagung auf. Und aus diesen Ursachen bin ich auch bereit, Euer Gnaden redlich und treu zu dienen, es sey in was vor Begebenheit es immer wolle, so lang als ein warmer Blutstropfen in meinen Adern wallen wird.

(*Intrade.*)

Sisenandus: Sollte man sich nicht unter allen Theilen des Italienischen Landes am glücklichsten schätzen, dass wir einen solchen Herrn Regenten, dessen Tugend, Schönheit und gravitatisch Ansehen aus den Augen hervorleuchtet, zu einem Protector und Beschützer haben! Wessentwegen ich auch mein Leib und Blut aus treuen Herzen zu Dero gnädigsten und unterthänigsten Diensten offerire.

Alaricus: Vermög diesen Bewegungsgründen werde ich auch das von Euer Hochgräflichen Gnaden mir aufgetragene Rennt-Amt zu Dero höchsten Nutzen bestermassen suchen zu vertretten mit Herzens Wunsch, dass der Himmel mit

seinen Gnaden-Strahlen lebenslänglich auf unser Hochgräfliches Hauss blücken wolle.

Nicias: Nicht minder hab ich Ursache, mich höchst zu erfreuen, dass ich in meiner blühenden Jugend gewürdiget worden, in die gnädigste Dienste eines solchen vortreflichen Marggrafens zu gelangen, dessen Adel, Stamm und Geschlecht alle andern vor und neben Seiner weit und breit übertrifft. So wünschte ich nur, dass der allerhöchste seinen göttlichen, [4r] gnadenreichen Seegen in unser Hochgräfliches Hauss fließen lassen wolle, damit unser allergnädigster Graf und Herr niemals mit einem traurigen und kummervollen Gedanken in seinem dermalen edlen vergnügten Stande beschwert würde. *(Intrade.)*

Walter: Ja, meine allertreueste Vasalen! Das erfreuet mich von ganzen meinem Herzen, dass ich mich von solcher aufrichtiger Gemüths-Neigung meiner getreuesten Vasalen umgabet seyn sehe, welches ich auch niemals werde unvergolten lassen. Weil ich demnach entschlossen bin, diesen meinen einsammen, ledigen Stand wohl nicht zu verändern, so lasset uns, meine liebe getreue, unser Leben ohne Sorgen in aller Lust und Freude zubringen, jedoch dabey fromm und gottesfürchtig und ehrlich, dass wir vor Gott und der Welt jederzeit bestehen können. *(wird zugemacht.)*

*(Aria ex g.)*

## 1<sup>te</sup> Repraesentation.

*(Stellet ein Saal vor.)*

*(Und wird vorgestellt das fröhliche Leben des Adelichen Stundes.)*

*(Aria Ima. Canto ex g.)*

Sagt her! wem lässt sich wohl der Adelstand vergleichen?

Der Adel muss dem Reich die tapfern Hände reichen.

Er ists, von dem ein Land Ehre und guts genieist.

Doch macht die Schwelgerey, dass er in nichts zerfliesst.

Die Tugend thut allein der rechte Adel seyn.

## II<sup>ter</sup> Auftritt.

*(Sigericus und Sisenandus, beyde gehen aus vors Teatro.)*

[4v] Sigericus: Heyl sey mit euch, mein getreuer Freund Sisenandus! Wie befindet ihr euch bey dem dermaligen Leben unsers gnädigsten Grafens?

Sisenandus: Ich danke ihnen, mein Herr Hofmeister! Und wenn ich soll die gottliebende Wahrheit sagen, so befinde ich mich ganz traurig und betrübt über die Einsamkeit unsers Herrn, dieweil es scheint, als wollte Er ohne und ausserhalb der Ehe sein Leben zubringen.

Sigericus: Just ist dieses auch ein heimlicher Kummer in meinen Gedanken, dass wir und unsere Nachkömmliche nicht mit einem gräflichen Leibes Erben und nachfolgenden Regenten von unserm gnädigsten Herrn sollten beseeligt werden. Und wie ich auch wahrnehme, so tragen solches unsere ganze Unterthanen mit unwillen, wiewohl mit stillschweigen.

Sisenandus: Dieses hab ich auch schon längstens wahrgenommen. Wann es euch also beliebt, so getraue ich mir bald unsere übrige Minister und ge-

heime Rätke dahin zu bewilligen, dass man diesen Satz unserm gnädigsten Grafen und Herrn einhellig und in eigner Person vortrüge.

Sigericus: Recht wohl habt ihr geredet, mein liebster Sisenandus! Gehet also hin und thuet euer bestes. Ich will mich imgleichen bestreben, diese Sache werkstellig zu machen. *(Sisenandus gehet ab.)*

Sigericus: Die Einigkeit und übereinstimmung unserer Vasalen erfreuet mich von Grund meines Herzens. Und es ist wahr, dass wir ganz billige Ursachen auf eine Heurath unsers Gnädigsten Herrns zu dringen haben. Denn wo kein Weib ist, seufzet der dürftige, saget der Sirach, welches auch in unserm Hochgräflichen Schloss genugsam zu ersehen ist. So will ich doch also mit Verwunderung schauen, was aus dieser Sache werden wird.

*(will abgehen; so begegnet ihm Hansswurst, stosset ungestimm ihm an und singet.)*

[5r] Hansswurst *(singend)*:

Wann ich gleich kein Geld mehr hab,

So hab ich doch Curasche

Oha! nu

Sigericus: Ungeschliffener Kerl! Was unterfangest du dich, mir so impertinent zu begegnen? Schaust du nicht, wer ich bin?

Hansswurst: I nu, wer weiss, wird man N. N. kennen?

Sigericus: Wer bist du, und wo komst du her?

Hansswurst: Ich hab ja dich noch nicht gefragt.

Sigericus: Ich bin der Hofmeister hier aus diesem Schloss.

Hansswurst: Und ich bin der Reichard von Patzenberg.

Sigericus: So bist du ein Cavalier?

Hansswurst: Ey ja wohl. Mein Vater ist ja ein Krautschneider gewesen.

Sigericus: Ist das möglich? Und wo komst du dann her?

Hansswurst: Von Freuden Egg.

Sigericus: Von Freuden Egg? Wo liegt denn das?

Hansswurst: *(Heimlich gegen die Zuhörer)*: Jetzt wer ich dem Kerl recht vorlügen; ich schaus, er ist noch nicht weit aus kommen. *(Laut)*: Freuden Egg liegt 15 Meilen hinter der Welt.

Sigericus: Ey du Narr! Hinter der Welt! Und was hast du denn dorten gemacht?

Hansswurst: Ich hab bey dem Herrn Hilarion gedient.

Sigericus: Wer ist denn der Hilarion?

Hansswurst: Hilarion, das ist ein anderer Mannel wie ihr seydt. Kein Bibliothec ist, wo er nicht studieret; kein Spielmann ist, der ihm nicht pfeift; kein Tanzboden ist, der ihn nicht tragt; kein Mahlzeit ist, die ihn nicht sieht. In Summa: kein Spass gehet vorbey, den er nicht vermehret, i ja!

[5v] Sigericus: Wie sieht er denn aus?

Hansswurst: *(Heimlich)* Hab ichs nicht gesagt, dass der Kerl nichts weiss? — wie er aussieht? Er sieht aus wie des heiligen Michaels sein Fusschemmel. Er hat einen hölzernen Klepper für sein Handpferdt. Er schüttelt den Kopf wie eine Bachstelze den Schwanz. Die Nassen ist ihme mit Schnäcken Fürniss überzogen. Der Kopf sieht aus wie ein geputzter Kalbschädel. Die Beine und Füss

so hübsch völlig wie ein Bessenstuhl und der ganze Leib wie ein lebendiges Beinhaus.

Sigericus: So muß er schon sehr alt seyn?

Hansswurst: Ey freylich ist er schon ein altes Pelz Quartier.

Sigericus: Nun, so wirst du einen guten Dienst haben gehabt?

Hansswurst: Ohne Zweifel. Wie ich ihm hab den Abschied geben, so hat er mich von Fuss auf Nagelneu gekleidet: Einen Mantel so durchlöchert wie ein Fischer Netz. Einen Rock wie des Egyptischen Josephs. Ein paar Hossen wie der Davidischen Gesannten ihre. Zu den Schuhen haben alle beyde grosse Finger herausgeschauet, wie die Stolzen Frauen zum Fenstern, und so bin ich marschirt.

Sigericus: Wilst du dann nicht wieder in einen Dienst treten? Wann du bey mir dienen wilst, so sollst du mein erster Hausofficier seyn.

Hansswurst: Allegro! Das wär mir just recht; ja ich dien schon. Aber a propos! Was wird denn mein Lohn seyn?

Sigericus: Hör du! Wenn du mir arbeitest, so bekommst du täglich 7 groschen; wenn du aber müssig gehest, so giebst du mir täglich 3 groschen Straffe.

Hansswurst: (*Heimlich:*) Was das vor ein Narr ist! Ich soll ihm Geld geben, wenn ich nichts arbeite. (*Laut:*) So glaubte ich, wenns jahr [6 r] wird herum seyn, dass wir einander nichts werden schuldig seyn.

Sigericus: Das kann sich fügen. Nun so folge mir nach und begleite mich bis in mein Zimmer. (*Gehen ab.*)

Hansswurst: Nu, wenns nu schon nicht anders ist, so seys. — (*Heimlich:*) Dass ich doch wieder einen Herrn hab.

(*kurze Music.*)

### III<sup>ter</sup> Auftritt.

(*Unterspiel von dem Bauer*)

(*Graf Walter mit 2 Bedienten Edvino und Ramiro im Teatro.*)

(*Wird aufgezogen*)

(*Praesentirt einen Saal*)

Walter: Meine liebe und getreueste Diener! Vor welche ich euch allzeit und bishero gehalten habe. Ich glaube ja, daß ihr forthin, gleichwie bishero geschehen ist, mir als euren Herrn in allen treulich werdet gehorsam und in allen Dingen folge leisten. Davor werde ich euch Lebenslang meiner Gnaden genießen lassen. (*Man höret pochen.*)

Edvinus, gehe und schau, wer an unserer Pforten ist.

(*Die ganze Hoffstatt stehet draußen.*)

Edwinus: Gnädigster Graf und Herr! es befinden sich vor unsern Schloss unsere ganze Hofherrn, auch einige von den Unterthanen und begehren mit Euer Gnaden in eigener Person zu reden, weil sie bey Deroselben eine sehr wichtige Sache anzubringen und zu handeln hätten.

Graff: Dieses bringet mich in höchste Verwunderung. Ich versehe mich ja alles liebes und gutes zu meinen Unterthanen, dieweil mir nichts böses be-

wusst ist. Doch bin [6 v] bestürzt und begierig zu erfahren, was doch ihr Anbringen wird seyn. Edvine, lasse sie auf unseren Fürstl. Saal herein.

*(Sie werden herein gelassen.)*

Graff: Meine aller getreueste Vasalen und Unterthanen! Euere so grosse Versammlung setzet mich in eine verwunderliche Hofnung, und möchte doch gerne geschwind wüssen, was doch euer Anbringen und begehren sey.

Sigericus: Euere grosse Gnaden und gelindigkeit, Hochgebohrner gnädigster Herr, erwecket uns, seinen Unterthanen, solche große Liebe, Zuversicht, Freudigkeit, dass ein jeglicher unter uns, so oft es die Noth erforderte, mit grosser Kühnheit vor Euer Gnaden treten und mit derselben reden mag, und nun zwar sind wir alle einhellig allhier erschienen, nicht als ob ein jeder für sich eine eigene Sache und Werbung hätte, sondern was unser aller als eines, Eines als aller Meinung und Bitte sey, wolle Euer Gnaden mit angebohrner Fürstlicher Gnade und Güttigkeit von uns annehmen.

Graff: Ja, ihr Lieben getreuen, ihr habt mich ja niemalen in billigen Begehren und möglichen Sachen abschlagend gefunden. So soll es dieses mal, wofern es unserer Hoheit nicht zuwieder, auch nicht geschehen.

Nicias: Nachdem Bisanhero alles, was Euer Hochgräflichen Gnaden je geredet, für genommen und gethan hat, uns, wie auch nicht mehr als billig, gefallen hat und noch gefällt, also dass wir wegen eines so Tugendhaften und Löblichen Landesherrn billig für glücklich zu achten sind; als ist noch Eins, welches in höchster Unterthänigkeit und Gehorsam wir anjetzo wohlmeinend suchen und, so sich Euer Gnaden wird erbitten lassen, und solches, wie wir hoffen, gewehren, wollen wir uns vor die allerglücklichsten Leuthe in ganz [7r] Welschland achten.

Graff: So eröffnet mir dann, meine Herzens Freunde euere Gedanken und sagt geschwind an, was euer Bitten ist.

Sisenandus: Allergnädigster Herr und Graf! Die Bitte ist diese: Es wollen Euer Gnaden nach Gottes Ordnung Sich in den heil. Ehestand begeben und wolle solches je ehender je besser ins Werk setzen. Es weiss Euer Gnaden, wie geschwind und flüchtig dieses Leben dahin fährt, und ob Sie sich schon noch zur Zeit in der besten Blüte des Alters befindet, so verausschet und vergeht doch dieselbe allmählig, und eh mans sichs versieht, schleicht das graue, schwache Alter heran. Auch hat weder jung noch alt einen Bürgen für den Todte. Den haben wir alle gewiess einmal für uns, und ist dabey doch nichts ungewiesseres als Zeit und Stunde.

Wolle demnach Euer Gnaden diese unsere wohlmeinende Bitte in Gnaden annehmen, und, so es ihr gefällig, wollen wir uns in aller Welt umsehen nach einer solchen Brauth und zukünftigen Gemahlin, die Euer Gnaden werth sey, die ihr gleich an Stamm und Geschlecht, an Tugenden, Reichthum und Ehren, und tragen wir keinen Zweifel, Gott werde seine Gnade und Seegen darzu verleihen, damit Euer Gnaden nicht ohne Leibes Erben und wir nicht mit der Zeit ohne Erbherrn seyn mögen.

Graff: *(Heimlich:)* O Liebe von meinen Unterthanen! ihre Treue und Vorsorge durchdringet mir mein Gemüth, dass mir die Augen übergehen. — *(Laut:)*

Liebe Herrn und Freunde! ihr zwinget mich zu einem solchen Werk, (7 v) welches mir sonst niemals ist in Sinn gekommen. Ich hätte lieber ledig und frey seyn wollen zu Vermeidung so viel Kreutzes und Wiederwärtigkeiten, welche der Ehestand gemeinlich mit sich bringt. Allein, wie kann ich so vieler Rath und Willen wiederstreben, die aus reifen Rath, grosser Weissheit und höchst rühmlichen Treue herrührt?

Jedoch will ich euch der Mühe, mir eine Braut zu suchen, überheben und will solches mir und zufoerdest meinem lieben Gott vorbehalten haben; denn was wir Menschen sind und haben, quillet alles her aus seiner Gnade und Vorsorge. Er ist ja ein unerschöpflicher Brunnquell alles Guten; dem will ich meinen Ehestand, mein Glücke, ja mein Leib und Leben heimgestellt haben. Der wird finden, mir zuführen und beschehren, was mir, meinem Geschlecht und dem ganzen Lande wird nützlich und erbaulich seyn. Und weil dieses Euer Bitten und begehren ist, so sage ich euch hiermit zu, ich will mit göttlicher Hilfe und Gnaden ein Weib nehmen, und das soll noch ehender geschehen, als ihm wohl ein Mensch soll einbilden können. Ihr sollt mir aber im Gegentheil auch eines versprechen und halten, dass ihr diejenige Persohn, die ich erwähle und welche mir Gott beschehren wird, sie seye auch gleich wer sie wolle, als meine Gemahlin und als Euere Landes Mutter gebührendermassen ehren wollet. Auch wolle ihrentwegen [mich] keiner verachten oder sonst etwann übel von mir reden. Denn was mir gefällt, was mir gut genug ist, soll auch euch allen gut genug seyn und gefallen.

Alaricus: Die von Ihro Hochgräflichen Gnaden versprochene Einwilligung erfreuet uns über die massen, und wir thun hiermit alle insgesamt unseren zukünftigen Landes Mutter allen Gehorsam und Ehrerbietung angeloben und versprechen.

[8r] Graff: Nun dann geliebte Vasalen! So machet dann in geschwinder Eyl alle gute Anstaltung zur Hochzeit. Schaffet allerhand Vorrath an Speiss und Trank herbey, und lasset in unsern Gräflichen Schloss alle Gemächer und Zimmer aufs herrlichste renoviren und auszieren, damit die eingeladene ankommende Hochzeit Gäste nach Standes Gebühr können einlogiret und bewürthet werden.

(Wird zugemacht.)

## Unterspiel.

(Praesentirt ein Bauern Hauss.

Bauer Aria.

Janicola mit seiner Tochter Grisseldis kommen vor Theatro.)

Janicola: I nu, meine liebe Tochter Grisseldis! Du weist, ich bin ken Edelmann, das sieht men wuhl u o men Gebärden on, i nu so lab bir och schunt bey onsern arm Staande hisch vertroilich, frum und ufrichtig. Seyn bir och vergnügt, wos uns dar liebe Gott git. Wenn bir glai schunt kane goldene Ketta und kai sech Silbar geschmeige trän kenna, wie die grussa Herr von Odel, bir müssen nu schunt zufrieda seyn mit unsarn Kleinodan, die o an Struhholm henga, und so hüte och unser Schäfla schun hisch gut, doss kans verlohren geht; denn du wast, bir honar gor zu wenig, und wenn du ernd schläfrig werst, so nim a Rocka mit und spinn, doss dir der Schlof wieder vergüht.

Grisseldis: Ja, lieber Vater! alles, was ihr gesagt und mir anbefohlen habt, will ich fleissig und willig verrichten. Die Armuth ist ja keine Schande, wanns nur in Ehren ist, und ich schätze mich auch glücklich, dass ich in dieser Gelegenheit meinen lieben Gott so ruhig dienen kann.

(Gehen ab.)

(Nr. IX.)

(NB: Das Theater wird verändert; unter währender Aria Music wird aufgezogen, und sitzt Grisseldis spinnen; dann nimt sie den Schaferstaab und singet.

[Sv] Nr. 2 Aria ex F.)

Grisseldis:

1.	2.
Weit von Städten in der Ruh	Seh' ich ihre schneeweisse Woll,
Ich mein Schäflein weiden thu.	Ist mein Herz schon Freuden voll.
In der grunn belaubten Auen	Wann sie dann auf jenem Raassen,
Darf ich ja gar sicher trauen,	Zu dem ich sie führ, thun grassen,
Wo ich keinen Wolf verspuhr,	Setz ich mich zu ihn hinzu
Der mein Schäflein mir entfuhr.	Und geniess ein sanfte Ruh.

3.

Nun dann schönste Schaferey,  
 Dir beständig bleib ich treu.  
 Nimmermehr ich von dir weiche,  
 Bis dass ich in Todt verbleiche.  
 Dann lieb ich die Einigkeit  
 Welche mein Vergnuhenheit.

#### IV. Auftritt.

(Panicius und Alaricus vorm Teatro.)

Panicius: Mein geliebter Alaricus! Was geduncket euch dann von der Hochzeit meines Herrn Schwagers? Alle geladene Gäste seynd willig und gehorsam zu erscheinen, und ist noch keine Brauth vorhanden. Das Wunder möchte mich schon fressen<sup>1)</sup>, wie es zugeht.

Alaricus: Mich geduncket immer, unser gnädigster Graf wird uns einmal mit der Nasen herumziehen. Der Hochzeitliche Tag ist vorhanden, der Mittag komt herbey, es ist schon die höchste Zeit, dass Brauth und Bräutigam sich trauen lassen sollten, und ist noch nichts von einer Brauth weder zu sehen noch zu hören. Ich will doch gerne sehen, was draus wird werden. — — Aber still! Hier komt ein Bedienter aussm Schlosse, was wird dieser neues bringen?

Ramirus: Dero untergebenster Diener, mein Herr! Auf Befehl unsers Grafens sollet ihr in geschwintter Eyl zu Pferde sitzen, um die neue Brauth einzuhohlen; denn der gnädige Herr ist schon bereit.

Panicius und Alaricus: Ja, dieses soll ohne Verzug geschehen.

(Gehen eilfertig ein.)

[9r] (NB. Jetzt wird ein Musicalischer March angefangen cum pleno Choro.

<sup>1)</sup> Vgl. Rother, Die schlesischen Sprichwörter (1928), 128. — Grimm, DWB. 4, 1, 1, Sp. 136.

*Unter diesem gehet Grisseldis mit zwey Wasser Kannen vorwärts herüber und bleibet an einem Ende des Theaters stehen, setzet die Kannen nieder und wartet.*

*Dann kommt der Graf, gehet zu Grisselden. — — Alles vorm Theatro.)*

Graf: Sey gegrüßet, Grisseldis! Seynd deine lieben Eltern zu Hauss?

Grisseldis: (*Schamhaft*) Ich danke ihnen, gnädigster Graf und Herr! Ja, sie seynd zu Hauss.

Graf: Heisse mir einmal deinen lieben Vater heraus kommen.

Grisseldis: Ja, von Herzen gern.

*(Nimmt die Kannen und gehet ein.)*

*(Janicula kommt heraus; der Graf nimt ihn bey der Hand und führt ihn beyseits.)*

Graf: Mein lieber Janicola! ich weiss, dass du mich als deinen Herrn lieb hast und mein treuer Unterthan bist, auch mir in allen, was ich nur begehre, willigen Gehorsam leistest. Jedoch muss ich dich insonderheit um etwas fragen, ob du mich auch zu einen Eydam annehmen und mir deine liebe und einige Tochter zur Ehegemahlin geben wollest.

Janicola: Gnädiger Herr! ich kons Euer Gnaden sihr wuhl gönna, wenn ihr glai mit mir orma und ahla Monne Lost und Kurzweil treibt.

Graf: Nein, Janicola! es ist kein Kurzweil, sondern mein rechter Ernst. Erkläret euch nur mit ja oder nein.

Janicola: I nu, gnadiger Herr! wenns nu dar werkliche Arnst bey eich is und ihr vexirt mich nie, su gah ich nu schunt men Willn drain.

Graf: So wollen wir hinein gehen ins Hauss und auch Mutter und Tochter fragen. *(Er und Janicola gehen ein.)*

Banicus (*bei seits*): So will ich doch mit Verlangen erwarten, was hieraus werden wird.

[9v]

*(Wird aufgezogen.)*

Graf (*zur Mutter*): Nun, liebe Justina! ich habe mich mit dem Janicola unterredet, dass er mir soll und auch will seine einige Tochter zur Ehe geben; also gehet die Frage an euch als Mutter auch, ob es dein Wille ist, dass deine Tochter, weil ich sie begehre, mich heurathen solle.

Justina: Allergnädigster Herr! wenn es also Euer Gnaden und Gottes Wille seyn solle, so bin ich viel zu wenig, meines gnädigsten Herrns Wille zu widerstreben, und ich gebe unwiederlegt mein ja Wort darzu.

Graf: Geliebte Grisseldis! es ist mein wie auch deines Vaters und Mutter Wille, dass du mich heurathen sollest und meine Gemahlin werdest; auch zweifle ich nicht, dass du mir und deinen Eltern hierinnen folgen werdest. Ich habe aber auch noch eine frage an dich, die wollest du wohl bedenken und mir beantworten. Die Frage ist diese: Wann wir nun durch Gottes Gnade werden Eheleuthe seyn, welches heute diesen Tag geschehen soll, willst du auch deinen Willen meinem Willen in allen Dingen gehorsamlich untergeben, also, dass, ich möge mit dir fürnehmen und thun, was ich will, du weder mit Worten noch mit Geberden einigen Widerwillen spühren lasset?

Grisseldis: (*ganz erschrocken*) Gnädiger Herr! ich weiss mich solcher Ehre ganz unwürdig. Weil es aber so Euer Gnaden Wille und mein Glück ist, will ich, sofern mir Gott hilft, nichts thun, ja nichts gedenken, was wieder Euer

Gnaden Willen und Gefallen ist. Und so er mich auch wird heissen sterben, soll es bey mir ja und Amen seyn.

Graf: Sehr wohl hast du geredet; dieses gefallet mir von Herzen.

*(Nimt sie bey der Hand und führet sie heraus.)*

Graf: Meine getreueste Vasalen und Unterthanen! Diese soll meine Gemahlin seyn. Diese sollt ihr als euere Regentin in allen Ehren halten, und wie lieb ihr mich habt, so günstig und [10r] gewogen sollt ihr auch Ihr seyn.

*(Kehret sich gegen seine Schwester Ephemä.)*

Freundliche, liebe Schwester! ich bitte, führet mir meine geliebte neue Braut ins Hauss hinein und leget sie mit Hilfe deren anderen Gräflichen Jungfrauen mit Hochzeitlichen Kleidern an, damit also die Vermählung ihren Fortgang habe.

Ephemä: Edler und Tugendreicher Herr Bruder! dieses soll von mir und dem andern Adelichen Frauen Zimmer in geschwinder Eyl und mit höchsten Fleiss geschehen.

Graf: Gismunda! Dir befehle ich, dass du meiner neuen Gemahlin als eine getreue Kammerjungfer deine Dienste erzeugen wirst. Wir aber wollen uns indessen ein wenig entfernen.

Gismunda: Ja, gnädigster Graf und Herr! Das will ich willig und herzlich gerne verrichten.

*(Führen sie hinein, und die andern gehen ab.)*

*Wird zugemacht und kleine Music gemacht.)*

Hanswurst: Allegro! Lustig! jetzt wird ein Leben werden, dieweil unser Graf heut wird Hochzeit halten. Aber habt ihrs gesehen, wie die Kerl um ihn herum sumsen wie die Wesspen um einen Zuckerhut? Da giebt's Taffel Freund und Taffet Freund, Brocken Freund und Sockenfreund, Schüsselfreund und Büsselfreund. Ihr ganzer Affect ist wegen den Konfekt. Mein Herr hat mir befohlen, ich soll helfen zu Tische dienen und die Speissen auftragen. Dass möcht ich schon gerne sehen, wie das wird zugehen. Und bey den Essen, da wer ich mich auch wohl nicht vergessen. Da werd ihr sehen gesottenes und gebrotenes, gebratenes und ungebratenes, Schöpssfleisch und Kalbsfleisch; dann wo eine Suppen, da ist auch eine Löfflerey. — Aber holl mich der Gukguk, jetzt möcht ich auch schauen, dass ich eine solche Halssuhr<sup>1)</sup> bekäme; denn, wo ich noch länger wart, so komm ich in das alte Regiester.

*(Man hört die Thür aufmachen.)*

Still! — es kommt jemand. — Still! — still! *(Siehet.)*

[10v] Ey Futter! es ist die Kammerjungfer von der neuen Gräfin! Jetzt wer ich mir das Herz nehmen und ihr eine Liebes Erklärung machen; wenn sie mir auch einen Korb giebt, so kommt es doch nicht zum Augen auskratzen.

*(Gismunda komt.)*

Allerschönster Stern auf dem Italienischen Firmament! — — i, ich nehme mir die Freyheit, ihnen meinen Servus<sup>2)</sup> zu machen.

<sup>1)</sup> Rolle des Hanswurst: Brum Eisen.

<sup>2)</sup> Rolle des H.: Serfis.

Gismunda: Ich bin ihre ergebeneste Dienerin.

Hannswurst: Was machen sie da?

Gismunda: Ich bin von meiner gnädigen Frauen um sehr nothwendige Sachen geschickt.

Hannswurst: Zum Exempel?

Gismunda: Um die Kleinodien abzuholen.

Hannswurst: Was ist das? — — ist es vielleicht etwas guts zum essen?

Gismunda: O nein, mein Herr! Das seynd lauter Hochzeitliche Sachen.

Hannswurst: Aber höre, mein Kind! weil nun dein Herr und Frau jetzund werden Hochzeit machen, wollten wir nicht auch ein paar werden?

Gismunda: Verzeihen sie, mein Herr! wann ich nur vorhero wüssen thäte, wer sie sey, und wie ihr Tittel und Nahmen ist.

Hannswurst: (*Heimlich*) Sie weiß noch nicht, dass ich ein Bedienter hier bin.

Ich bin von dem Kopf bis zu den Füßen hinaus ein ganzer Franzoss und werde genannt Baron von Bomstock.

Gismunda: Ist vielleicht dero Herr Vater ein Franzos gewesen?

Hannswurst: Was? Vater, das klingt gar pöwelhaft. Mein Herr Papa — so must du sagen — war ein geböhrener Teutscher. (*Heimlich*) Und noch dazu ein Krautschneider von Salzburg.

Gismunda: Wie seynd sie denn daher gekommen?

Hannswurst: Ich bin auf die Hochzeit eingeladen worden.

Gismunda: So bin ich denn recht glücklich, wenn dieses wahr ist.

Hannswurst: Warum?

[11r] Gismunda: Weil ich — — —

Hannswurst: Du sollst mein Weiberl werden, wann du willst. — — — Nu, soll ich noch lange warten, bis du dich resolviren kanst?

Gismunda: Mein Herr Baron! Hier haben sie meine Hand. Aber sie werden mich nicht lange lieben; denn ich muss ihnen bekennen, dass ich zu zeiten sehr wunderlich bin.

Hannswurst: Das macht nichts zur Sache; wenn du mich nur nicht prügelst.

Gismunda: Wie? haben vielleicht ihre Landes-Männinnen den schönen Gebrauch, dass sie ihre Männer prügeln?

Hannswurst: Ho, ho! ich glaube, diesen schönen Gebrauch kann man in der ganzen Welt antreffen.

Gismunda: Nu, wenn es so ist, so verspreche ich — —

Hannswurst: Mein Weiberl zu werden?

Gismunda: Ja.

Hannswurst: So gieb mir deine ausländische Hand.

Gismunda: Hier ist sie. Jetzt muss ich gehen, meinen Befehl auszurichten. Dero Dienerin.

(*Gehet ab.*)

Hannswurst: Ach! Das Mädcl hat doch ein paar Augen wie die Knöpf unsers N. N. in seiner Feyertagskuttен. Ich muss doch sehen, was aus diesen Meisterstreich wird werden. Adie!

(*Gehet ab.*)

## 2. Repraesentation.

(*Präsentirt einen Saal*

*Und wird vorgestellet die Hochzeit.*)

*Simphonia.*

### Unterspiel.

*NB. Die Herren und das Frauenzimmer sitzen beysammen im Theatro, machen sich lustig. Der Kammerdiener Edwinus sitzt neben Gismunda. Da komt Hansswurst in einen andern Kleide und einer Parique auf den Kopf heraus mit einem Bedienten bey ihnen, welches ist sein Herr, aber vermasquirt, dass ihn Niemand könnet.*

[11v] Hansswurst (*im Herausgehen*): Ha! Da ist sie bey meiner Ehre; sie gefällt mir auch (*betrachtet sie mit einem perspectiv*). Wüssen sie, dass diess ein hübsches Mädcl ist? He, Kammerdiener!

Diener: Was befehlen sie?

Hansswurst: Betracht einmal meine Braut und sage mir, was du von diesen Augen haltest.

Diener: Sie durchdringen mit ihren strahlenden Glanze das innerste der Seele.

Hansswurst: Und ihre Haare?

Diener: Ich habe noch keine schönere gesehen.

Hansswurst: Ihre ganze Stellung?

Diener: Ist in der Tat bezaubernd. (*Sagt ingeheim zu ihm:*) Aber so machen Sie ihr doch ein Compliment.

Hansswurst: Ein Kompliment will ich ihr schon machen. — Nu so komme dann, du angenehme Cleopatra, in die Arme deines getreuen Marcus Antonius!

(*will sie küssen.*)

Diener: (*Heimlich*) Ach! nicht so, nicht so! du dummer Teufel!

Gismunda: Mein Herr! mir scheint, sie seynd ein grosser Liebhaber von scherzen.

Hansswurst: O ja, mein Schatz! denn wer lange leben will, muss immer lustig seyn.

Ephemia: Ich bitte, mein Herr, belieben Sie sich doch niederzulassen.

Hansswurst: Nu, das kann auch geschehen.

(*NB. will sich niedersetzen. Da er aber neben Gismunda den Kammerdiener sitzen siehet, ruft er denselben mit einem Pff.*)

Edvinus: Haben sie mich geruffen, Herr Baron? In was kann ich ihnen dienen?

Hansswurst: Sagen sie mir einmal, haben sie tanzen gelernet?

Edvinus: Ihnen zu dienen. Und ich kann ihnen sagen, dass ich bey meiner Zeit den fürnehmsten Meister gehabt.

Hansswurst: O, verzeihen Sie, ich bin nicht schuldig, ihnen alles zu glauben.

Edvinus: Nun, wenn sie mir nicht glauben wollen, so stellen sie mich auf die Probe.

[12r] Hansswurst: Ja, ich nehme sie beim Wort. Machen sie mir zu gefallen geschwind einen Pass.

Edvinus: (*Heimlich:*) Ich muss den Dölpel für diessmal schon befriedigen.  
(*Macht einen Pass.*)

Hansswurst: Ey ja wohl! Ey ja wohl!

Edvinus: Sie werden mir doch zulassen, dass dieses ein Regelmässiger Pass ist.

Hansswurst: Sie haben ihn aber nicht recht gemacht.

Edvinus: Nu, so machen [sie] ihn besser, Herr Baron.  
(*setzt sich wieder nieder.*)

Hansswurst: Warum nicht? Geben sie acht.

(*NB. Machet einen Pass auf seine lächerliche Art, zehlet die Schritte: Eins, zwey, drey, und da er vier sagt, drähet er sich gähling um und giebt den Edvin einen stoss mit den Füssen, dass er vom Stuhle taumelt. Hansswurst setzt sich geschwind neben Gismunda, lachet ihn aus und saget:*)

So muss man einen Pass machen, ha, ha, ha, ha!

Edvinus: Verflucht! dass ich noch zu meinem Schaden Schandenhalber lachen muss! Pray, Herr Baron! sie haben in der That einen seltsammen Verstand.

Hansswurst: A propos mein Schatzer! darf man nicht wüssen, wie alt sie schon seyn?

Edvinus: Eh, Herr Baron! es ist ja wieder aller Arth, ein Frauen Zimmer um ihr alter zu fragen.

Hansswurst: He! machen sie mir den Kopf nicht warm. — Aber das werden sie mir wohl sagen dürfen, wie viel sie mir beyläufig zur Morgengabe mitbringen?

Edvinus: Auch dieses schücket sich nicht zu fragen.

Hansswurst: O hat sie der Teufel schon wiederum da mit ihrer Sittenlehre. Haben sie die Güte und schauen sie auf sich selbst und lassen sie andere Leuthe ungeschorn.  
(*Mit ungeduld.*)

Ephemia: Aber sagen sie mir zur Gnade, Herr Baron, pfleget man denn in ihrem Vaterlande sich also bey gesellschaften zu verhalten?

[12 v] Hansswurst: O ja! denn Leuthe meinesgleichen sind alle über einen Laist geschlagen.

Ephemia: So erlauben sie mir, dass ich ihnen nur zwey Worte über diesen Punkt frage.

Hansswurst: Meinetwegen sagen sie Tausend: ich bin es zufrieden.

Ephemia: Wohl! so hören sie mich. Da sie sich jetzo in Welschland befinden, folglich . . . (*Hansswurst sucht immer in seinen Schuppsäcken, als ob er was verlohren hätte*) aber sie seynd ja nicht aufmerksam auf meine Worte.

Hansswurst: Reden sie nur fort; ich hör es schon. Ich kann fünfzehnerley Sachen auf einmal hören und zu gleicher Zeit machen, ohne mir den Kopf zu zerbrechen.

Ephemia: Folglich wollte ich sagen, da sie nun zum erstenmale . . .

Hansswurst: Erlauben sie mir nur einen Augenblick; ich werde gleich wieder daseyn.

(*Stehet auf und ruft den Edvin mit einem Pfif.*)

Edvinus (*stehet auf und gehet zu ihm, sagend*): Wollen sie vielleicht, dass ich noch einen Pass producire?

Hansswurst: (*Heimlich.*) Guter Freund! in zwey Worten: Haben sie es aus Spass gethan, so verzeihe ich es ihnen; haben sie es aber im Ernst gemeinet, so werde ich beim Teufel tolle werden.

Edvinus: Was wollen sie damit sagen?

Hansswurst: Nu, mein Schnupf Tuch.

Edvinus: Was vor ein Schnupf Tuch?

Hansswurst: Eh guter Freund! foppen sie mich nicht viel. Ich habe mein Schnupf Tuch da in dieser Tasche gehabt, und keiner ist so nahe bey mir gewesen als sie; ergo haben sie mir es gestohlen.

Edvinus: Ich? (*voll erstaunen.*)

Hansswurst: Ja, ja, Sie . . . o machen sie nur nicht viel Spass und geben sie mir mein Schnupf Tuch wieder, oder beim Plunder es wird was absetzen.

Edvinus: Ha! Verwegener! (*giebt ihm einen Stoss.*) Geht man so<sup>1)</sup> mit mir um?

[13r] Alaricus: He! meine Herrn! Gedenken [sie], wo sie sich befinden! Was ist das vor ein unartiges Lärmen?

Hansswurst: Ja, es braucht weiter nichts. Ich bleib dabey, dass er mir das Schnupf Tuch geschnüpfet hat.

Edvinus: Schweige, unwürdiger! wenn ich nicht so viel Ehrfurcht in unsern Gräflichen Schloss hätte, so würde ich dich mit meinen Händen erwürgen, du ungeschliffener Kerl! Aber patiente! wir kommen schon noch zusammen. Ich werde dich schon irgends wo atrapiren, und da solle dir alles bezahlet werden.

(*Geht ab.*)

Hansswurst: Und er hat mir es doch gestohlen, so wahr ich ein Cavalier bin.

Ephemia: Ich müsche mich gar nicht in ihre Händel.

Hansswurst: Ich versichere Sie, er hat mir es gestohlen; ich getrau mir es zu beschwören.

Ephemia: Mein Herr! wenn ihr keine andere Aufführung nach Saluz bringen könntet, so hättet ihr wohl damit zu Hausse bleiben können.

(*Wird zugemacht.*)

### 3. Repraesentation.

(*Wird vorgestellt ein Sinnbild der Geduld*)

*Traurige Music.*

*No. 3. Aria. andante ex D.*

Ist man schon in dem Leben  
Mit Angst und Leid umgeben,  
So lindert doch den Schmerzen,  
Wann [man] tragt in den Herzen  
Geduld, Zufriedenheit.

Es wären Undanks Possen,  
Wann wir das Gut genossen  
Und sollen nicht annehmen  
Das Böss; schau Jobs bequemen,  
Sein Lieblich Gott!

<sup>1)</sup> Hs.: soll. — Rolle des Alaricus: so.

[13v]

## V. Auftritt.

*(Praesentirt ein Zimmer. Wird aufgezogen.)**Der Graf in seinen Zimmer mit dem Kammerdiener Edvino.)*

Graf: Edvinus, mein getreuer Diener! geh <sup>1)</sup> geschwind zu meiner Geliebten Gemahlin Grisseldis und sage ihr, dass [ich] Sie auf ein Wort in mein geheimes Zimmer beruffen lasse.

Edvinus: Gleich, gnädigster Herr, werde ich ihrem Befehl nachleben.

*(Gehet ab.)*

Grisseldis *(kommt)*: Herzallerliebster Schatz und Ehegemahl! Was ist dann Euer begehren, dass ich zu Euch beschieden bin?

*(Der Graf giebt ihr ein Zornig Gesicht und saget:)*

Graf: Du weisst, Weib, wo du her bist; du weisst, wie und welcher gestallten du zu mir kommen und meine Gemahlin geworden bist. Ob ich nun zwar wohl bis anhero dich genugsam geliebet, auch dir von allen den Meinigen genugsam begnüget worden ist, wie dir auch noch ferner geschehen soll, — jedoch, nach deme du eine Tochter gebohren hast, ist der Grafen, Herren und Edelleuthen Gemüthe gegen dir und mir geändert worden, geben ausdrücklich für, dass sie einen solchen meinen Erben, und zwar einer Weibsperson, die einen Bauer Grossvater heist, nimmer unterthan und gehorsam seyn können. Weil ich denn gerne Fried haben und Niemand zur Feindschaft und Aufruhr zu verleiten gedenke, als must du nebst mir in einen sauern Apfel beissen und, wie unger ich auch solches thue, es dahin gestellt sein lassen, was die Wiederwärtigen deinen Kind anthun möchten, in Betrachtung, dass wir ohne diess einmal sterben müssen. Auch erinnerst du dich, was du mir bey unserer Vermählung verheissen und zugesaget hast. So beweise demnach in der That deinen versprochenen [14r] Willen und gehorsam. Dieses hab ich dir anzeigen wollen, damit nichts ohne dein Wüssen und wieder deinen Willen, den du drein zu geben schuldig bist, geschehen möge.

Grisseldis: Gnädiger Herr und Herzliebster Gemahl! Er ist ein Herr meiner und meines Kindes und ist uiber unser beyder Leib und Leben. Er thue mit dem seinigen, was ihme beliebt und gut deucht. Ich begehre nichts zu haben, fürchte auch nichts zu verlihren als seine Liebe und Gnade. Mein Gemüth und Herz, in welchen ich Euer Gnaden auf das allerfesteste eingeschlossen habe, also dass auch der Todt mir ihn herauszureissen [nicht] soll vermögend seyn, soll <sup>2)</sup> keine Zeit und kein Unfall, wie gross der auch sey, verkehren und verändern.

*(Der Graf gehet betrübt und mit Schmerzen von ihr.)**Wird zugemacht und folgt ein trauriges andante;**dann komt der Graf mit dem Diener Ramiro vors Theatro.)*

Graf: Ramirus! Du weisst, dass ich dir jederzeit vor allen anderen mit Gnade gewogen bin und mich zu dir als einen getreuen Diener, dem ich mich in meinen geheimen und wichtigen Sachen vertrauen darf, als guts versehe, so

<sup>1)</sup> Fehlt in der Hs., ergänzt aus der Rolle des Grafen.

<sup>2)</sup> Hs.: auch soll.

gehe dann hin zu meiner Gemahlin in ihr Zimmer und sage ihr auf meinen Befehl, Sie solle also bald und ohne einige Wiederrede dir das Kind verabfolgen lassen. Komme alsdann wieder her zu mir und sage, wie sie sich verhalten hat, und gib wohl achtung auf ihr Weessen und Gebärden.

(Gehen ab.)

(Andante fort.)

## VI. Auftritt.

(Praesentirt ein Zimmer.)

(Die Gräfin mit dem Kind im Theatro sitzend.)

[14v] Gräfin: Ach! — — was Kummervolle Gedanken verspühre ich in meinem Herzen! welches mir gänzlich und klar anzeigt, dass man mit meinem lieben Kinde nichts gutes vorhat, welches mir die verdeckten Worte meines Herzliebsten Ehegemahls klar andeuten. — — Doch alles der göttlichen Verordnung anheim gestellt! Wieder welche ich im geringsten nicht streben will. (Man hört pochen.) Meine liebe Gismunda! geh! schau doch, wer vor meinen Zimmer ist

Gismunda: Ja, gnädige Frau.

(Gehet, die Thür aufzumachen. Der Diener komt herein und spricht kläglich:)

Ramirus: Gnädigste Frau und gebieterin! Sie verzeihen mir um Gottes Willen und rechnen mir es nicht zu, dass ich dasjenige verrichte, was mir befohlen und wozu ich gezwungen werde. Sie wüssen als eine verständige Frau gar wohl, was Dienen und einen andern zu Gebothe stehen heisse, und wie ein Diener nicht allzeit darauf sehen darf, was recht oder unrecht seye, sondern er muss thun, wie und was derjenige befiehlt und haben will, der ein Herr ist seines Leibes und Lebens. Meine gnädige Frau! Der Marggraf hat mir befohlen, das Kind zu holen.

Grisseldis: Alles, was mein Herzliebster Herr und Gemahl befiehlt, soll von mir jederzeit willig und gerne vollzogen werden, ob ich mir wohl einbilden kann, dass man was grausames und erschreckliches zu verrichten vorhat. — — Nun, mein allerliebstes unschuldiges Töchterlein! so fahre hin nach dem Willen deines Herrn Vaters, und geseegne dich Gott! (nimt das Kind, küsset es, machet das Heil. Kreuz darüber und überreicht dem Diener.)

Siehe, was dir unser Herr befohlen hat, magst du verrichten. Eines aber bitte ich dich, du wollest das abgeseelte Körperlein die wilden thieren oder Vögel nicht zerschleifen<sup>1)</sup> lassen, es wäre denn dir dieses auch befohlen

(Der Diener gehet ab.)

[15r] Grisseldis: Nun hast du, o Himmel, das erste Sturmwetter des Unglücks und die ungestimmten Wellen der Trübseligkeit in diesem Welt Meere mein mütterliches Herz anfallen lassen! Ach! wie hat mich erschrocket die Abfertigung eines so fürnehmen Dieners! Die fünstere Nacht und Stunden, seine nachdenkliche Reden und Gebärden gaben mir bald so viel zu erkennen, dass ich nicht anders denken konnte, als dass mein kleines Kindlein als ein unschuldiges Lämlein zur Schlachtbank begehret und abgefordert würde. — —

<sup>1)</sup> Rolle Grisseldis: zerfleischen. Die Volksbücher von 1680 u. o. J. haben, wie unser Text, „zerschleifen“.

Doch schweiget, ihr Seufzer, und haltet ein, ihr Thränen! was ich einmal geschworen und versprochen, das soll auch von mir treulich und standhaft gehalten werden! Verleihe mir nur, mein Gott, deine Geduld dazu!

(*Wird zugemacht. Traurige Music.*)

## VII. Auftritt.

(*Der Diener komt mit dem Kind zu den Grafen vors Theatro.*)

Ramirus: Gnädigster Graf und Herr! Die Standhaftigkeit meiner gnädigen Frauen setzet mich in Erstaunen. Sie hat nicht einmal einen Seufzer gelassen, will geschweigen eine Thräne fallen lassen, welches von einer Ammen, wie vielmehr von einer natürlichen Mutter, wäre eben viel gewesen; sondern sie hat ihr Kindlein gütig angesehen, geseegnet und mir solches überreicht mit diesen Worten: ich solle getreulich verrichten, was mir von meinem Herrn anbefohlen wäre; mit angehengter Bitte, ich solle das entseelte Körperlein die Vögel oder die wilden Thiere nicht fressen lassen, ausser es wäre mir befohlen.

Graf: Ach, Himmel! Sollte dieses nicht das innerste meines Herzens durchdringen! Jedoch mein Gemüthe soll nicht gebrochen und mein Fürsatz nicht geändert werden.

Derowegen, mein getreuer Diener Ramirus, [15 v] mache dich jetzund eylends auf bey eytler Nacht und setze dich zu Pferd, wickle dir das Kind ein und trage es, so viel<sup>1)</sup> und heimlich du kannst, gegen Bononien zu meiner Schwester, welche dem Grafen Panicio vermählet ist, mit Bitten, dass sie es soll auferziehen in Gottesfurcht, Ehrbarkeit und guten Sitten, fleissig unterrichten und die Sache so heimlich halten, damit kein Mensch erfahren möge, wem es zugehöre.

Ramirus: Ja, gnädiger Herr! Dieses will ich ohne Vorzug auf mich nehmen und mit allem möglichen Fleiss gehorsamlich verrichten. (*Gehet ab.*)

(*Aria ex Dis, der Graf.*)

## Unterspiel.

*Hansswurst kommt zu einer Seite, zur andern Gismunda heraus.*

Gismunda: Ihre ergebenste Dienerin, Herr Baron!

Hansswurst: Nu, was machen sie da?

Gismunda: Ich habe einige Betrachtungen uiber ernsthafte Sachen angestellt.

Hansswurst: Etwann über Hauben heften oder Spitzen ausnadeln?

Gismunda: Ach nein! Herr Baron! — Über einige Punkta der Phisic.

Hansswurst: Was ist das, die Phisic? Ist es was guts zu essen oder zu trincken?

Gismunda: (*lachend*) Nein, das seynd lauter Philosophische Sachen.

Hansswurst: A propos! Potztausend! Mir ist gesagt worden, dass sie gar eine Philosophie wären.

<sup>1)</sup> Statt des sinnlosen „viel“ steht in den Vorlagen richtig „still“.

Gismunda: Eine Philosophin wollen sie sagen. Ja, mein Herr! ein wenig zu meiner Ergötzlichkeit.

Hansswurst: Nu, das freuet mich. Aber sie müssen wüssen, daß ich [16r] auch ein Philosoph bin. Ho, wenn sie einmal sollten mit mir disputiren, so würden sie sehen — — ja, so würden sie sehen, (*Heimlich*) dass ich keine Silbe von dem ganzen Tändelmarkt verstehe.

Gismunda: Nun, so belieben sie einmal ein argument zu setzen.

Hansswurst: Warum nicht? Sagen sie mir einmal auf recht gut Philosophisch, was denn der Hunger seye.

Gismunda: Der Hunger ist nichts anders als eine Anreizung der innersten Häutlein im Magen.

Hansswurst: Ha, ha, ha! das haben sie nit gut ausgeleget; was den Hunger anbelanget, so weiss ich gewiss mehr als alle andern davon zu reden. Denn, dem Himmel sey es gedankt, ich fühle seine Wirkung fast alle Tage. Wüssen Sie, was der Hunger ist?

Gismunda: Gut! sagen sie mirs; es wird mir eine Freude seyn, etwas zu lernen.

Hansswurst: Ein Mensch, der 3 Tage hindurch nichts zu essen bekommen und auch kein Geld im Sacke hat, dass er kann ins Würthshaus gehen, der muß nach meinem Dictionario einen verzweifelten Hunger haben. Da braucht es keine Anreizung dazu; sondern der Hunger kommt bloss vom Mangel des Geldes her. Ergo per consequentiam um einen solchen Übel abzuhelfen, muss man bey der ersten besten Fressgelegenheit seinen Bauch so anfüllen, dass man auf ein ganzes Monat lang Provision hat.

Gismunda: Prav! sie haben eine unvergleichliche Beschreibung gemacht.

Hansswurst: Aber mein Schatzer! (*nimt sie bey den Händen.*)

(*Sigericus komt in gestalt seines Kammerdieners, sagend.*)

Dessen Diener: Gnädiger Herr! (*zupfet ihn beim Kleide.*)

[16v] Hansswurst: Geh weg! (*Stösst ihn mit den Füßen.*)

Gismunda: Aber mein Herr! Sie tractieren ja ihren Kammerdiener wie einen Hund.

Hansswurst: Das hat nichts zu bedeuten. Ist er gleich kein Pudel, so ist er doch was dergleichen.

Sigericus (*oder sein Diener*): (*Heimlich*) Wart, du Erzpössewicht! — So hören sie mich doch an.

Hansswurst: Geh, sag ich dir. (*Stösst ihn, ohne umzuschauen.*)

Gismunda: Verzeihen sie! ich kann ihr hartes Verfahren nicht länger mehr ansehen. Er wird sie vielleicht heimlich sprechen wollen. Ich will gehen, um sie in vollkommener Freyheit zu lassen.

Hansswurst: Ach nein! meine schöne dulcinea, verlassen sie mich nicht.

Gismunda: Sie erlauben, ich gehe. Dero Dienerin! (*Gehet ab.*)

(*Sigericus erwüscht ihn beim Kleide.*)

Sigericus: Komm her, komm her, du sauberer Vogel! jetzt sollst du meinen Händen gewiss nicht entwischen. Warum hast du in der vorigen Gesellschaft solche ungereimte Streiche angefangen?

Hansswurst: Sie seynd doch recht wunderlich; ich habe keinen Menschen was Leyds gethan.

Sigericus: Warum hast du dich nicht ernsthaft und bescheiden hierbey aufgeführt?

Hansswurst: Weil ichs vergessen habe, dass ich ein Baron bin.

Sigericus: Und warum hast du den Kammerdiener Edvin solche grobheiten angethan?

Hansswurst: Warum hat er mir mein Schnupftuch gestohlen, dass noch Nagel neu ware?

Sigericus: Du nichtswürdiger, einfältiger und ungeschliffener Strohsack! Da hast du die Belohnung für deine Ausschweifun[17r]gen (*Giebt ihm etliche Stösse.*) und lerne eine bessere Lebensarth.

Hansswurst: (*Spreizet die armen in die Seiten.*) O, beim Teufel! Wenn sie mich toll machen, so bin ich Kababel, ich breche ihnen selbst den Hals.

Sigericus: Ha, verfluchter Kerl! Nein, das ist zu viel! Du unterfangest dich, mir so impertinent zu begegnen? (*Prügelt ihn.*)

Hansswurst: (*Schreyet aus vollem Halsse.*) Auwe! Auwe! ach, wer hilft mir, ach, wer stehet mir bey!

Gräfin: (*innwendig*) Was ist das für ein lärmnen?

Sigericus: Nimm ihn geschwind. (*Giebt ihm den Prügel in die Hand.*)

Hansswurst: Was soll ich damit machen? (*weinend.*)

Sigericus: So nimm ihn doch hurtig! (*kniert nieder.*) Ach, gnädiger Herr, haben sie Mittleiden und schlagen sie mich nicht zu todte; ich schwöre ihnen, dass ich es nimmer thun werde.

Die Gräfin: (*kommt*) Was ist denn geschehen?

Hansswurst: Nu, das ist noch rarer! Bey meiner Treu!

Sigericus: Ach! gnädige Frau! stehen sie mir bey, mein Herr will mich umbringen.

Gräfin: Ist es möglich, mein Herr?

Hansswurst: Ja, halten sie mich nicht auf! er muss sterben, der Lumpenhund!

Gräfin: Nein, mein Herr! in unserm Hause soll dieses niemal geschehen.

Hansswurst: Aber sie wüssen nicht, was mir der Schlingel gethan hat.

Gräfin: Nun was wird er denn so gar arges angestellet haben, dass er den Todt verdienet hätte?

Hansswurst: O, wenn sie es wüssten, sie würden mir recht geben.

Sigericus: Ich versüchere sie, gnädige Frau, dass er mich wegen einer Kleinigkeit so miesshandelt.

Hansswurst: Wegen einer Kleinigkeit sagest du? — — Bärnheuter! [17 v] Gehet man also mit mir um? Aber Geduld! ich werde dich schon bezahlen.

Gräfin: Mein Herr! was geschehen ist, das ist nun vorbey. Verzeihen sie ihm mir zu Liebe und geben sie sich zufrieden.

Hansswurst: Ich bin schon zu Friede. Aber er wird sich absolut nicht wollen zu Friede stellen. Ich kenne ihn schon und weiss, warum ich dieses sage.

Gräfin: Ich stehe gut für ihn; versprechen sie mir nur, daß sie ihn nicht mehr schlagen wollen.

Hansswurst: Wohl! ich verspreche es ihnen. — Höre mich! auf die Fürbitte der gnädigen Frauen schenke ich dir dieses mal das Leben; komme also deiner Schuldigkeit nach, gehe hin und küsse ihr die Hand. Aber merke dirs, wenn du mir noch ein mal so komst, so drehe ich dir ohn alle Gnad das Genicke um. *(Gehet ab.)*

Sigericus: Ich danke ihnen unterthänigst für die Gnade, gnädige Frau, so sie mir nun erwiesen haben, und empfehle mich in dero hohen Schutz.

Gräfin: Seyd künftig behutsammer; dann ich kann euch nicht allzeit beschützen. *(Gehet ab.)*

Sigericus: Ich werde dero Befehl nachleben. . . . Ich glaube, dieses Weib ist unsern Herrn zu des ganzen Landes Wohlfart und Aufnehmen vom Himmel herabgesandt. Fürwahr! unser gnädiger Graf muss kein blöd Gesicht haben, weil er so wohl kennet, was schöne Jungfrauen seyn. Sie nimt Gerichtshändel vor und entscheidet Partheyen und strittige Sachen mit solchem Verstand und Weissheit, dass man solche fürtrefliche Tugenden und hohe Fürstliche Qualitäten in hohen und lichten Schlössern nicht allzeit findet, welche unser Graf in diesen fünstern Bauern-Häusslein gewusst. Ob er sich zwar wohl gering, so hat er [18r] sich doch sehr wohl und glücklich verheurathet. Ich will also eingehen und weiteres Seegengottes hoffen und erwarten. *(Gehet ab.)*  
*(Kurze Music fort.)*

### VIII. Auftritt.

*(Praesentirt ein Zimmer.)*

*(Der Graf samt der Gräfin allein sitzend im Theatro.)*

Gräfin: Ach, vertrauter Herr und Gemahl! was bedeutet dann diese Euere traurige Gestalt? Habt ihr etwann ein innerliches Herzenleyd? Oder seydt ihr vielleicht gegen mir zornig, dass Euer Gemüth so gar verändert ist?

Graf: Du hast schon vordessen gehört, dass meinen Unterthanen und Verwandten unser beyder Ehestandt so heftig zuwieder sey, sonderlich nachdem unss Gott Kinder beschehret hat. Niemals aber habe ich ihren Wiederwillen und Zorn augenscheinlicher gespühret, als seithero du einen Sohn gebohren hast; denn sie sagen mirs unter die Augen und fragen ohne Scheu, ob den nach meinem Todte ein so edles, schönes Land ein Bauer, des Janicola Nachkömmling, beherrschen soll. Dieses ist Niemand's als nur jedermanns Rede. Damit trägt sich jung und alt, reich und Arm durchs ganze Land. Hierdurch werde ich nun gewarnet. Will ich anders von einem Aufstand sicher seyn und Ruhe und Friede haben, dessen ich begierich bin, so muss ich auch mit dem Knaben ergehen lassen, was vorhin mit dem Mägdlein ergangen ist, und dieses habe ich dir hiermit anzeigen wollen, damit du dich mit Geduld drein ergäbest und nicht in allzu grosses und allzu plötzliches trauren mögest bestürzt werden.

Gräfin: Gnädiger Herr! Ich habe mich vordessen erkläret und erkläre mich nochmals, dass mir nichts lieb noch Leydt seyn soll, [18v] als das, was ich Euer gnädige Lieb oder Leydt zu seyn vermerke. Ich und meine Kinder seynd Euer Gnaden. Er gehe mit den seinigen um, wie ers vor das beste erkennet. Ich kann wieder seinen Willen und Gewalt nicht. Er heisse mich auch

nun sterben, so will ich folgen. Der Todt soll mir nicht so bitter seyn, dass er meine liebe, Willen und Gehorsam gegen Euer Gnaden brechen solle.

*(Der Graf gehet traurig, doch ernsthaft ab.)*

Gräfin: Ach Himmel! was vor ein schmerzliches Verhängnis lasset du uiber mich kommen! — Bin ich denn zu jener unglückseligen Stunde gebohren, dass das unbeständige Glücke sich mit Freuden und Muthwillen an mir erkühlen will? Jedoch alles, o himmlischer Vater, nach deinen und meines herzlichsten Ehegemahls Willen und Wohlgefallen!

Ramirus: *(kommt)* Gnädige Frau Marggräfin! ich bitte vor meine Person abermals um Gnade und Verzeihung, dass ich sie auf Befehl meines gnädigen Herrns wiederum betrüben muss. Sie sollen mir alsobald ohne Wiederrede das Kind übergeben.

Gräfin: Von Herzen gern, mein geliebter Diener! *(Gismunda bringet ihr das Kind; sie küsset es und machet das Heil. Kreuz darüber.)* Ach lieber Ramirus! ich bitte, lasse doch das zarte Körperlein meines unschuldigen Kindleins nicht unbegraben, damit es die Vögel oder wilden Thiere nicht zerschleiffen; es wäre denn, dass dir solches befohlen wäre.

*(Wird zugemacht. Kleine Music.)*

*(Der Diener kommt mit dem Kind, auf der andern Seite der Graf heraus.)*

Graf: Nun, wie hat sich meine Frau verhalten bey herausgebung ihres Kindleins?

Ramirus: Gnädigster Graf und Herr! ich möchte schier vor Verwunderung fast erstarren uiber die Herzhaften Reden und Beständigkeit Dero Gemahlin, und mit einem Wort: [19 r] Wenn mir nicht ihre Natur und Gemüthe, ihre so grosse Leuthseligkeit und Gnade gegen alle Diener und Unterthanen, Ja ihr mütterliches Herz gegen Ihre Hochgräfliche Gnaden selbstnen so wohl und eigentlich bekannt wäre, so würde ich solche ehender für ein unvernünftiges Thier, ja ehender für Klotz und Stein als für eine natürliche Mutter gegen ihr Fleisch und Bluth halten.

Graf: Nun, so dann befehle ich dir, dass du mir mein junges Söhnlein wieder in alle stille tragest gegen Bononien zu meinem Schwager, damit es in der geheim samt seinen Schwesterlein fürstlich, gepfleget und wohl erzogen wird.

*(Gehen beide von einander.)*

Panicus: *(Aria ex C)*<sup>1)</sup>

1.

2.

Grosser Himmel, was soll ich denken,  
Was jetzt mein Herr Schwager thut!

Wie wird sich dann seine Gemahlin  
Kränken

Wegen ihren fleisch und Bluth!

Dann Kind und Leben ist so gebunden,  
Das es der Mutter Herz völlig umwunden.

Diese Kinder will ich verpflegen

Und aufs beste ziben auf

Und aufs beste ziehen auf!

*(Fortsetzung des Unterspiehls.)*

*(Sigericus in Gestalt des Dieners und Hansswurst.)*

Hansswurst: Erlauben sie mir, dass ich ihnen auch meine Danksagung abstatte vor die Wohlthat, so sie mir vorhero erwiesen haben.

<sup>1)</sup> Der Text des Liedes steht nur in der Rolle des Panicus.

Sigericus: Pravo! diesesmal hast du dich gut aufgeführt; ich bin sehr wohl mit dir zu Frieden.

Hansswurst: Da! sie haben leicht zu Frieden zu seyn; aber ich mit meinen abgeschmierten Rücken — —

Sigericus: Schweig still von dem Vergangenen! die Sache ist gut abgeloßen. Jetzt müssen wir von andern Dingen reden. — Weist du, dass dich der Kammer Diener Edvinus auf den Degen ausgefordert hat?

Hansswurst: Ich weiss nichts von einer Ausforderung. Was ist das für ein närrisches Zeig?

Sigericus: Aber du hast es ihm ja versprochen.

Hansswurst: O! das ist gar nicht wahr.

Sigericus: Wenn ich es aber mit meinen Ohren gehöret habe!

Hansswurst: Nu, das ist schön, dass sie andere Leuthe behorchen.

[19v] Sigericus: Ja, Galgenvogel! ich habe alles gehöret. Ich weiß nicht, was mich aufhaltet, dass ich dich nicht ganz zerfetze! (*gehst mit dem Degen auf ihn loss.*)

Hansswurst: Oho, ho! gnädiger Herr! erhitzen sie sich die Leber nicht! Ich will die Baronie<sup>1)</sup> wegwerfen und ihr Diener verbleiben wie vorhero.

Sigericus: Nein, du must jetzt ohne Gnade, wie du gesagt hast, der Baron von Bomstock seyn.

Hansswurst: Aus was für Ursachen?

Sigericus: Weil du ohnmänglich mit deinem Feinde raufen must, und da hilft nichts dafür.

Hansswurst: Aber, wenn ich umgebracht werde?

Sigericus: Daran ist wenig gelegen; einmal müssen wir alle sterben.

Hansswurst: So werde ich zu den Todten auf die Fasching kommen.

Sigericus: Das kann sich fügen. Nun in zwey Worten: Willst du dich schlagen oder nicht?

Hansswurst: Nu in zwey Worten: Ganz und gar nicht.

Sigericus: Ich rathe es dir im guten, sage ja.

Hansswurst: Ich sage es ihm im guten, nein, nein und abermals nein. Ich sage es ihnen, ich schreibe es ihnen, und ich will es ihnen vorsingen: Ne... Nein (*macht ein Triller*)<sup>2)</sup>.

Sigericus: Ha, verdamter Bössewicht! Das ist zu viel, das kann ich nicht ertragen. (*Prügelt ihn.*)

Hansswurst: O potztausent Fickerment! Au weh, au weh!

Sigericus: Sage ja!

Hansswurst: Und hernach?

Sigericus: Sage ja, verfluchter Kerl!

Hansswurst: Ja, mein Herr, verfluchter Kerl!

[20r] Gismunda: (*inwendig.*) Holla, holla! was ist denn das vor ein getösse?

Sigericus: Nimm, nimm!

<sup>1)</sup> Rolle des Hanswurst: Barique (wohl = Perrücke).

<sup>2)</sup> In der Hs. stehen hier einige Noten ohne Notenlinien.

Hansswurst: Ey was ist den das? wir spielen ja wieder die vorige Kommödie.

Sigericus: Nimm, sage ich dir, oder ich erwürge dich. (*Kniert nieder.*) Sie haben keine Ursache, mich so zu schlagen. Ich bin unschuldig.

Gismunda: Wie, mein Herr, er ist unschuldig, und sie schlagen ihn?

Hansswurst: Der Teufel ist unschuldig, der ihn holen soll. (*Weinend.*)

Sigericus: Ja, mein schönes Kind; ich versichere sie, dass er unschuldigerweiss mit mir so verfahren.

Hansswurst: Schweig, sage ich dir! (*Voller Zorn.*)

Sigericus: Er will keine Entschuldigung annehmen.

Hansswurst: Halts Maul!

Sigericus: Wer wird wohl ein solches Tractament aushalten können?

Hansswurst: Man kann es freylich — — du Bössewicht — — nicht ausdauern. (*Weinend.*)

Gismunda: Aber wie ist das zu verstehen, Herr Baron? Der Kammerdiener ist geprügelt worden, und sie weinen?

Hansswurst: Ach! ich weine aus lauter Zorn.

Gismunda: O, Herr Baron, verzeihen sie ihm nur diesesmal.

Hansswurst: Was nutzt mich das Verzeihen, wenn er immer die alte Streiche wieder anfängt?

Gismunda: Was hat er ihnen denn gethan?

Hansswurst: Wohl, ich will es ihr sagen, damit sie selbst urtheilen können. Er hat . . .

Sigericus: Ach mein allerbesten gnädiger Herr! ich schwöre, dass ich sie nimmermehr beleidigen will. Verzeihen sie mir nur dieses mal.

Gismunda: Auch ich bitte recht schön, verzeihen sie ihm.

Hansswurst: Nu, so will ich dir verzeihen. Aber packe dich gleich aus meinen Augen.

Gismunda: Da gehet, mein guter Freund! Es wird besser für euch seyn.

Hansswurst: Und für mich auch.

[20v] Sigericus: Also darf ich gehen?

Hansswurst: Ey, geh zum Plunder! bedanke dich aber erst bey diesem Mädel, dass sie dir dieses mal ausgeholfen hat; denn wenn sie nicht gekommen wäre, (*Heimlich:*) so hätt er mir gewiess das Kreutz abgeschlagen.

Sigericus: Soll ich ihr die Hand küssen?

Hansswurst: Ja, küsse, was du willst, und packe dich, ich bitte dich.

Sigericus: Mein schönes Kind! ich danke ihnen von Herzen und küsse ihr die Hand zum Zeichen meiner Erkänntlichkeit. (*Zu den Hansswurst heimlich:*) Du, seye vernünftig; denn wenn du ein Wort von dem Vorbeygegangenen sagst, so bist du ein Kind des Todes. (*Gehet ab.*)

Hansswurst: Vom prügeln und umbringen redet er immer, aber von meiner Besoldung sagt er nichts. Ist er wirklich weggegangen? Dem Himmel sey Dank gesagt! (*fängt an, die Schuldern zu reiben.*)

Gismunda: Aber warum reiben sie denn die Schuldern, mein Herr? Beym Element, es siehet aus, als ob sie wären geprügelt worden.

Hansswurst: Ey, was fällt dir jetzt ein? ich mache es nur so.  
(*Silo kommt mit einer trotzigem Miene.*)

Silo: Gismunda! Du sollst bald zur gnädigen frauen kommen. — —  
Oho! gutten Appetitt! Nu, das freuet mich.

Gismunda: Du dummer Esel, du! Kannst du in gegenwart eines Cavaliers nicht höflicher seyn?

Silo: Was? mich einen Esel schelten? (*mit sich selbst.*)

Hansswurst: (*Ziehet die Gismunda auf die Seite*) Sage mir, mein Schatzerl, wer ist denn der Kerl?

Gismunda: Er heisset Silo und ist einer aus unsern Hausbedienten.

Hansswurst: Und warum redet er denn so vertraulich mit dir?

[21r] Gismunda: Er will mich mit Gewalt.

Hansswurst: Carressiren . . . ?

Gismunda: Ja.

Hansswurst: Nu, und lässt du ihm ein Bissel?

Gismunda: O, ich kann die Bedienten gar nicht ausstehen.

Hansswurst: Dass ist eine üble Zeitung für mich. He! gutter Freund, auf ein Wort.

Silo: Was befehlen Sie, mein Herr?

Hansswurst: Warum ist er da herein gekommen?

Silo: Weil mir die gnädige Frau befohlen hat, die Kammerjungfer aufzusuchen.

Hansswurst: Wenn ich ihn aber wieder wegschicke, wird er gehen?

Silo: Ich verstehe nicht, was sie haben wollen.

Hansswurst: Also mache er den gescheiten und lass er mich mit diesen Mädels allein; denn er machet mir Ungelegenheit.

Silo: Mit dem Kammermädel? Da wird nichts draus.

Hansswurst: Nu, das ist wohl Curjos! und warum nicht? Ist er ihr Bruder, oder gar ihr Mann?

Silo: Was ich nicht bin, das will ich werden.

Hansswurst: Was will er werden?

Silo: Ihr Mann.

Hansswurst: Warum?

Silo: Weil sie mirs versprochen hat.

Hansswurst: Und ich verspreche ihm, dass aus dieser Pastete nichts werden solle.

Silo: Das wollen wir sehen.

Hansswurst: O, gutter Freund, ich rathe ihn, dass er bei Zeiten gehe. Es wird besser für ihn seyn.

Silo: Ich will nicht.

[21v] Hansswurst: Nicht? ha, wenn man schmirt, so fährt man. (*prügelt ihn.*) Wird er gehen oder nicht?

Silo: Ja, ja, ich gehe schon. (*geht langsam.*)

Hansswurst: Fein geschwind, fein geschwind!

Silo: Ja, ja, gestrenger Herr. (*geht und horchet.*)

Hannswurst: Der nimbt die Schläge so gutwillig an als ein anderer die Caressen. Ich, den Himmel sey gedankt, bin in meinem Leben nicht so geprügelt worden. Soll es einmal geschehen, ich würde gewiess nicht so viel Gedult haben.

Gismunda: Aber H. Baron, belieben sie mit mir in den andern Saal zu kommen.

Hannswurst: Ganz gut, mein Schaz, ich geh mit dir bis ans Ende der Welt. Wenn uns aber der Lump noch einmal auf den Hals kommt?

Gismunda: So prügeln sie ihn nur ein wenig ab; denn er hat es längst verdient.

Hannswurst: Erlaube mir, schönster Leitstern meines angebrannten Herzens, dass ich deine Allabaster Hand auf meinen Arm auflade.

Gismunda: Wie sie befehlen. (*Gehen mit verschlungenen Armen ab.*)

Silo: Ja, gehet nur — — nur Gedult! Ich werde mich schon rächen. Ihr habt mich beleidiget, gut. Ihr sollt meine Rache schon empfinden. (*geht auch ab.*)

(*Kurze Musik.*)

### IX.ter Auftritt.

(*Alaricus und Nicias vorm Theatro.*)

Alaricus: Nun glaubte ich wohl, dass sich unser Marggraf an diesen gethanen Proben mehr als zuwohl vergnügt könnte seyn lassen und seine fromme, liebe und getreue Gemahlin ferner nicht zu betrüben.

[22r]Nicias: Ihr saget wohl recht, Herr und Freund Alaricus, und ganz billig muss man ein herzliches Mitleyden mit unsrer gnädigsten Frau Marggräfin haben, und mich kränket über die Massen ihr grosses und gedoppeltes Unglück des zweyfachen Kindermords.

Alaricus: Das hätte ich nimmermehr geglaubt von unsern Marggrafen, dass er solche Unbarmherzigkeit und Grausamkeit an seinen eigenen Fleisch und Blut verüben sollte. Das ist Tyranisch gehandelt und schlimmer, als ein Bluthund und Mörder immer thun kann. Ich versehe mich wohl ferner hin nicht mehr Gutes zu ihm.

Nicias: In höchster Wahrheit muss man ihn Gram und Spinnenfeind seyn. Denn einmal ist es nicht anders, als dass er die Kinder hat lassen heimlich ermorden, zum andern wisset ihr noch etwas neues, H. Alaricus? Itzt gereuet es den Marggrafen, und er schämet sich, dass er sich so gering und armselig verheurathet hat.

Alaricus: Nun, nun! dass ist noch schöner! Er hat es ja vorhin gewusst, wer sie ist, und ist sein eigener Wille gewesen. Ich bleibe darbey, dass nichts Guttes daraus entspringen wird. Nur Schad um unsere gnädige Frau und Landesmutter, welche ohne Schuld so hoch betrübet wird! Jedoch wir wollen schweigen und sehen, was denn das unbeständige Schicksaal zwischen den beyden noch gebähren wird.

(*Gehen ab. Music gemacht.*)

(Nr. 5. *Aria Sigericus. Basso Solo.*)

O <sup>1)</sup> grausames Verfahren,	Wie kannst du, Himmel, doch
O grosse Tyraney,	Ansehen dieses Joch,
So unser Graf begangen	Die Mordthat der Unschuld,
Und wüthet nach Verlangen!	Die Prüfung der Gedult
Er thut kein Fleiss nicht sparen <sup>2)</sup>	Die feurigen Keile des Donners zugleich,
Kind, Hund, Vieh und Mensch ist ihm	Die warten auf dich,
einerlei.	Zuschlagen bald dich
	In Plutons Reich.

[22 v]

## X. Auftritt.

(*Praesentirt ein Zimmer.*)

(*Der Graf sammt den Diener Edwin im Theater. Wird aufgezogen.*)

Walter: Edwin, mein getreuer Kammerdiener! weist du, was mein Wille und Meynung ist? Schicke dich alsobald auf die Reise; denn du must nacher Rom ziehen zum Pabst. Höre aber, ich will dir meine Gedanken offeriren. Sobald du aus meinen Lande wirst hinaus seyn, so halte dich an einen geheimen Orte eine Zeitlang auf, jedoch so still, daß Niemand nichts gewahr wird. Alldorten mache und schreibe in Geheim einen erdichteten Brief. Darinnen muss geschrieben stehen, daß mir der Pabst erlaubet, mich von meiner bis anhero gehabt Gemahlin, die mir an Stand und Geschlecht so gar ungleich ist, zu scheiden, und mir erlaubet, eine andere, die meines gleichens ist, zu ehlichen. Fahre also hin und richte es auf das beste ein, und sobald du zurückkommst, so lass den Brief öffentlich anschlagen.

Edvinus: Gnädigster Graf und Herr! wie ich weis Dero Gnaden lieb und angenehm zu seyn, so will ich es zu Dero höchsten Wohlgefallen auf das beste einrichten. (*Gehet ab — wird zugemacht — und kommt vors Theater; begegnet ihm Silo.*)

Silo: Ach, Herr Edwin, stehet mir bei, lasset mir Gerechtigkeit wiederfahren!

Edvin: Was ist dir geschehen? Vor wem soll ich dich beschützen?

Silo: Ich werde es euch gleich mit 2 Worten erzehlen. Ich begegnete dem Herrn Baron eben, als er die Gismunde wie eine Prinzessin mit seinen Arm bediente — —

Edvin: Dass Kammermädel?

Silo: Ja, ja, eben dieses saubere Früchtel. Ich blieb da stehen, wie es meine Schuldigkeit erfordert, und machte im Vorbeigehen ein Complement.

Edvin: Wem?

Silo: Dem H. Baron. Anstatt daß er mir dankte, haben sie sich alle beide belieben lassen, mir in das Angesicht zu speien, und wie sie sahen, daß es mich verdrosse, so sprangen sie wie ein paar Tolle Hunde auf mich zu und haben mich so derb mitgenommen, daß es mich wundert, wie ich noch ganz bin. Zum

<sup>1)</sup> Ergänzt aus dem Rollenheft des Sigericus.

<sup>2)</sup> Diese Zeile fehlt im Dramentext und ist aus der Rolle des S. entnommen.

Henker! wenn er nicht ein Baron wäre, ich wollte ihm, wo ich ihn das 1<sup>te</sup> mal auf der Gassen anträffe, die Hirnschale gewiss mit Steinen zerschmeissen.

[23 r] Edvin: Wo befindet er sich?

Silo: Er ist in den Garten gegangen.

Edvin: Gut, ich habe auch etwas mit ihm abzurechnen. Sobald ich meine Gesandtschaft werde verrichtet haben, so werde ich dir Satisfaction verschaffen und werde mich und dich zu gleicher Zeit rächen. (*Gehen ab.*)

(*Music. Recitativ. Echo Nro 6.*)

## XI. Auftritt.

(*praesentirt ein Zimmer.*)

(*Der Graf mit dem Diener Ramiro vorm Theatro.*)

Graf: Mein geliebter Ramirus! Ich habe nunmehr großes Verlangen, meine beide lieben Kinder einmal zu sehen. Du weisst, wie ohne mich und dich kein Mensch weis, wo sie seyn hinkommen, sondern alle haben geglaubt und gänzlich darvor gehalten, als seyn sie umgebracht worden. Alldieweilen nun schon bereits 16 Jahr verflossen, Zeithero ich mein Töchterlein meiner lieben Gemahlin hab entrissen, so wollte ich sie nach so langen, überstandenen Herzenleid wieder einmal erfreuen. Deswegen mache dich eilends auf und kehre nacher Bononien zu meiner Schwester samt ihren Herrn, dem Grafen de Panicio, und sage, ich lasse sie bitten, dass sie alle beide zu mir kommen wollen, und sollen mir meinen lieben Sohn und Tochter mitbringen. Ehe und bevor aber sie ankommen werden, sollen sie mir ihre Eintreffung einige Tage zuvor aus melden lassen. Im Hof aber, und im Lande auf der Reise, so sage allenthalben, wie dass ich zu Bononien um ein junges, schönes, reiches, fürstliches Fräulein, welches sich bei meiner Schwester daselbst bis anhero aufgehalten hätte, werben liesse. So eile dann geschwind, damit du bald hinkommst.

Ramirus: Meine von Ibro Hochgräfliche Gnaden aufgetragene Bottschaft werde ich bestermassen suchen auszurichten. will auch, so viel mir wird möglich seyn, fort eilen.

(*Kehret ab. Der Graf gehet auch ab.*)

(*Menuet oder andere Music.*)

[23 v]

## XII<sup>ter</sup> Auftritt.

(*praesentirt ein Saal.*)

(*Graf Walter samt der ganzen Hofstatt.*)

Graf: Meine allergetreueste Vasallen und Bediente, dermalen ist nun mein Sinn und Vorhaben, mich von meiner Gemalin scheiden zu lassen und mich mit einer neuen Brauth, und zwar mit einer solchen, die meines Gleichens ist, zu vermählen. Darum, mein getreuer Edvinus, gehe alsobald hin in das Zimmer zu meiner Grisseldis und sage, Sie soll auf ein Wort zu mir kommen.

(*Der Diener geht ab und hollet Sie.*)

Grisseldis: Geliebter Herr und Gemahl, was ist dann Dero begehren, dass Sie mich haben vor ihr Angesicht beruffen lassen?

Walter: Liebe Grisseldis! ich habe bis anhero mit dir noch in einen leidentlichen Ehestand gelebet. Deine Sitten und Gebärden hab ich niemals tadeln können. Über Untreu oder Mangel an ehelicher <sup>1)</sup> Liebe und Gehorsam darf ich nicht klagen. Es ist aber mit mir und meines gleichen viel anders bewandt als mit einem Bauer. Für mich ist nicht, was für ihn ist, wiell mir auch nicht gebühren noch anstehen. Die meinigen zwingen mich, der allerheiligste Vater zu Rom, der Bapst, consentirt und bewilliget, dass unser Ehestand zerrennet werde, und ich ein anderes Weib nehme. Meine neue Brauth ist auf dem Weege, und versehe mich derselben stündlich. So räume demnach einer andern das Hauss, nimh das deine und wandere in Namen Gottes hin, wo du bist herkommen.

(*Grisseldis standhaft.*)

Grisseldis: Allernädigster Herr und Gemahl, ich habe es allzeit gewust, dass meine Niederträchtigkeit und Armuth sich mit Euer Gnaden und derselben Hochheit keineswegs reimet. Ich habe mich nie würdig geachtet, dass ich Eur Gnaden Dienerin sey. Ob ich nun schon in Dero Residenz und Hofstad Prinzessin bin gewesen, zu welchen Würden mich Eur Gnaden ohn mein Verdienst und einige Würdigkeit erhoben hat, so hab ich mich doch allzeit in meinen Sinn die allergeringste Dienerin zu seyn bedünken lassen. Sage [24 r] demnach, Herzallerliebster Eheschatz und Gemahl, für alle Ehre, für alles liebes und Gutes, so Sie mir bezeigt, welches den viel und unzehlbar ist, grossen Dank. In übrigen bin ich willig und bereit, auf Euer Gnaden Befehl mich wieder in meines Vaters Behausung zu begeben, und wo ich die Jahre meiner Kindheit und Jugend zugebracht, daselbst will ich auch den wenigen Rest meines Lebens nach Gotteswillen zubringen und sterben. Achte mich in diesen Fall noch für glückseelig, werde auch, ob Gott will, bei verständigen und ehrliebenden Leuten allwege noch etwas in Ehren und ansehen seyn, das, wie arm und gering ich auch bin, ich dennoch eines Marggrafens, meines Herrns, Gemahlin gewesen, von ihme Ehlich und ehrlich geheurathet, ihm ehrliche Kinder gebohren, auch ohne einige Schuld und Misshandlung, dessen Gott, mein Gewissen und alle Eure Unterthanen Zeugen seyn, ehrlich und in allen gutten bin verabschiedet worden. (*Steht auf.*) So weiche ich demnach der neuen Brauth, welches ich mit Gott und Gewissen bezeige, willig und gern; ja ich wünsche euch auch vom Herzen alles Glück, Heil und Wohlfahrt. — Dass aber Euer Gnaden spricht, ich soll dass meine nehmen, so erinnere ich mich sehr wohl und hab es nie vergessen, dass ich in meines Vaters hause all des meinigen entblöset worden und mit nichts als mit demjenigen, was Eur Gnaden eigenthümlich ist, bekleidet hieher gekommen bin. Was ich mitgebracht habe von den meinigen, ist nicht mehr gewesen als ein reiner, unbefleckter, jungfräulicher Leib, ein treues Herz und unterthänig gehorsames Gemüthe. Nun übergebe ich und stelle Eur Gnaden wieder zu den Ring, mit welchen Er sich mit mir verlobet. Die andern Kleider, so viel ich deren von Eur Gnaden empfangen habe, will ich in meinen Zimmer und gewesenen Schlafkammer ablegen lassen. Wie ich von all den meinen blos hieher kommen

<sup>1)</sup> Hs.: ehrlicher

bin, also will ich von allen dem, dass Eur Gnaden ist, nackend und blos wieder zu den meinen heimkehren. Jedoch achte ichs vor unbillig zu seyn, dass dieser mein Leib, welcher Euer Gnaden ehliche Kinder gebohren, für Deroselben Diener und Unterthanen entblöset gesehen werden solle. Bitte demnach, so es Eur Gnaden gefällt und nicht zuwieder ist, dass Sie mir vor meine Jungfrauschaft, die ich hieher gebracht und nicht wieder nehmen [24 v] und anheim bringen kann, ein Unterkleid folgen lassen, damit ich meinen Leib, bis ich zu meinen Vater komme, ehrbar bedecken möge.

Walter: Ja, dieses soll dir gewillfährd werden.

(*Music. Duetto Nro 7 „weich von mir“. Concerto.*)

### XIII. Auftritt.

(*Praesentirt das Bauern Haus.*)

(*Nro. Aria Janicula. Nro 8.*)

(*Grisseldis kommt in schlechten Mantel zu ihrem Vater.*)

Janicula: i no so mecht ma sech doch schon zu Tude wondarn über onsarn Grofa; etze hört ma gor, dos an wel noch a Weib nahm. Wos doch de grossa Herrn für seltzene Grella eu ihra Köppa hon; ober werdt a mir o etze meine Tochter ondanka. Es iss wol bei vela grossa und reicha Herrn monchmol a su dar Brauch, dosse monch ormes und hüsches Madla met grossa Versprecha on sich brenga; dernoch, wenn Siese ane zeitlang gebraucht hon, su schecka Siese wider fort ond lossase eu Ormuth und Schande setza. Och, ech hätte wohl bale dörfa de Woret reda! Ech sa wul meine liebe Tochter schont dohar gezohn komma.

Grisseldis: Seyd gegrüst, lieber Vater! Ich bitte, ihr wollet mich wieder als euer Kind in euer Haus, Dinst und Arbeit annehmen, dieweil ich vor meinen Eheherrn Abschied bekommen habe.

Janicula: I nu, do sath do, ho echs ne gesoth, dos dir werd asu gehn! Och, meine liebe Tochter, ech ho dey zu grosses und geschwendes Gelecke immer für verdachtig ond unbestendig gehala ond ho mir wol immer de rechniche gemacht, doss a su nausloffa werdt, wenn dar Morggrofe deiner soth wer seyn, dech weder an hem schecka wär.

Grisseldis: Ja, lieber Vater! wer kann einen schweren Stein weit werfen, noch mit Gewalt wider den Strom schwimmen? Deswegen seyde nur geduldig und getröst und thut euren Willen in Gottes und [25 r] der Obrigkeit willen stellen; bin ich auch schon keine grosse und reiche Marggräfin, wann ich nur eine frome Christin bin.

Janicula: Wie gut ho ichs och gemacht, mei liebe Tochter, dos ich den vuriga Pauer Habet ho fleissig ufgehoba, wie dech dar Morggrofe anders Kleda luss. Denne lega deine orma Klenkerla ey dan alda Futterkosta, i nu su komm och ond zieh diese ohn ond bat och hüsch fleissig. Onser Herr Gott werd dech wul o nie verloh.

(*Gehen ab.*) (*Andante.*)

**XIV. Auftritt.***(Grisseldis allein in Pauer Kleidern, singend vorm Theatro.)**(Nr. 9. Aria. Canto.)*

1

Nun dann kann man sehen, wie es thut zugehen,  
 Wie Mannsbilder handeln im jetzigen Stand.  
 Was sie heut versprechen, sie morgen thun brechen.  
 Man darf nicht mehr trauen auf Herz, Mund und Hand.  
 Sie heucheln und schmeicheln auf das allerbest.  
 So machens die Männer, so machens die Männer, so machen sie es!

2

Sie zeigen aussen Hönig, innwendig find man wenig.  
 Der Mund thut zwar sagen, mein Schaz, ich wil dir wohl,  
 Aber wie die Katzen, die lecken thun und kratzen,  
 Im Herzen sie klagen, dass dich der Geyer holl.  
 Um ein Uhr sie lieben, um zwey bereut sie es.  
 So machens die Männer, so machens die Männer, so machen sie es!

*(Klein Trio.) (Gehet ab.)**(Unterspiel mit den 2 Pauern) (Allegro.)***XV. Auftritt.***(praesent. ein Zimmer.)**(Der Graf samt Edvin und Ramir im Theater.)*

Graf: Edvin, gehe mir bald hin zu Grisseldis und sage ihr, sie solle alsbald und ohne Verzug bei mir erscheinen.

Edvin: Gleich, Ihre Gnaden. *(Gehet ab und kommt wieder mit Grisseldis.)*

Grisselde: Was ist denn Dero Begehr an mich, gnädigster Herr, dass ich zu Eur Gnaden berufen bin?

Graf: Grisseldis! Es wird morgen, geliebt es Gott, meine neue Brauth mit einem herrlichen und ansehnlichen Comitatz ankommen und wird darauf die Hochzeit gehalten werden. Nun wollte ich gern, [25v] dass sie und dass mit ihr ankommende Frauenzimmer, und andere Gäste möchte mit gebührender Reverenz und Ehren angenommen und empfangen und hernach jede Persohn nach Stand und Würden an gebührenden Ort und Stelle gesetzt werden. Auch wolte ich, dass sonst im ganzen Schlos allerhand Anschaffung und Aufsicht geschehen möchte, wie es Noth thut. Weil es dann an einer solchen Weibspersohn mangelt, die hierzu geschickt wäre und solches verrichten könnte, du aber solches wohl kannst, auch meinen Humor und Sinn innen hast und wohl wissest, wie ich alles und jedes gehabt haben will, als will ich dir solches zu verrichten anbefohlen haben. Mit deiner Kleidung hat es nichts auf sich, wann du hergehst, wie es dein Stand und Vermögen mit sich bringt.

Grisseldis: Gnädiger Herr, so viel mir menschlich und möglich ist, will ich alles willig und gerne verrichten. *(gehets ab.)*

*(wird zugemacht.)*

Hanswurst:

(*Aria Nro 10.*)

Wart nur, wart, du stolzer Vetter,  
Prale du nur immer zu!  
Dich soll hollen gleich das Wetter,  
Weil du mir gibst keine Ruh!

Bald wer ich dir mit den Geigen,  
Stolzer Feind, die Feigen zeigen.  
Nein, nein, dass stimbt mir gar nicht ein,  
Die Schande muss gerochen sein.

### Unterspiel.

(*Edvin schleppet den Hanswurst mit Gewalt heraus zum fechten.*)

Edvin: Nein, nein, mein gutter Freund, nun hilft nichts mehr dafür! Ihr mögt euch sträuben, wie ihr wollt, so sollt ihr diesesmal meinen Händen nicht entkommen. Ihr habt mir bishero tausend Sottisen angethan, ihr habt mich das Schnupftuch geziehen; nunmehr ist es Zeit, dass wir ernsthafter miteinander sprechen. Herr Baron, heraus mit den Degen!

Hanswurst: Poz tausend Element! — ihr seyd mir doch ein wunderlicher Körper! Ich mag von euch kein Blut sehen; wenn ihr den verdammten Zwickel in euren Dickkopf habet, meinewegen rauffet allein oder mit wem ihr wollet, und lasset mich ungeschoren meiner Wege gehen. (*Will fortlaufen.*)

Edvin: [26r] Wie? ihr wollt mir davon laufen . . . fürwahr, ich stoss euch den Degen in Wamst! Allo, heraus mit der Fuchtel!

Hanswurst: Ich sag euch! ziehet mich nicht mit den Haaren darzu, aber es wird euch gereuen!

Edvin: Bei mir find keine Reue statt. Heraus mit dem Gewehr, sage ich, oder ich mache euch ein Zeichen übers Gesicht!

Hanswurst: Nu, wenn es so ist und euch mit euren Unglücke bedient ist, so wollen wir eins wagen. (*heimlich:*) Ich muss suchen, Zeit zu gewinnen, bis jemand darzu kömbt. — Aber ich habe Mitleiden mit euch, ich sags euch vorher.

Edvin: Warum Mitleiden?

Hanswurst: Ich wär euch gleich auf der Post in die andere Welt schicken!

Edvin: Curase, ich bin schon Reise fertig! heraus mit den Degen!

Hanswurst: Ja, auf alle Weise, heraus mit der Fuchtel! (*ziehet den Degen, richtet sich aber auf.*) He, gutter Freund! mit der Spitz auf die Erde!

Edvin: Warum?

Hanswurst: O! ich hab noch etwas zu erinnern!

Edvin: Wie ihr wollet! aber geschwind, dass wir nicht aufgehalten werden!

Hanswurst: Ihr müst wissen, dass ich unmöglich rauffen kann, wenn ich nicht recht zornig bin.

Edvin: Seyd ihr dann noch nicht genug zum Zorn gereizet worden?

Hanswurst: Ey, ja wohl, warum soll ich zornig seyn? Es hat mir Niemand keinen Verdruss gemacht. (*siehet sich allenthalben um.*) Dass ist doch erschrecklich! Kein Hund, geschweige denn ein Mensch läst sich sehen. O, der Plunder! jetzt sitz ich wie die Butter in der Sonne.

Edvin: Soll ich mir die Mthe nehmen, euch zornig zu machen?

Hanswurst: Warum nicht? probirt es einmal.

Edvin: Wenn ich euch zum Exempel eine Menge derber Grobheiten in das Angesicht sage.

Hannswurst: Ja, ja! ihr habt es getroffen. Sobald man mir grob kommt, o so werde ich, ach, dass ich nicht weis, ob ich ein Mädel oder ein jünger bin.

Edvin: Aber werdt ihr hernach raufen?

Hannswurst: I, wie? i bis auf den letzten Blutstropfen. (*siehet sich immer um, ob Niemand kommt.*) O, ich armer Narr! hat mich der Plunder in die Hände dieses verteuflten Kerls geführt!

Edvin: Also sage ich, dass ihr ein dummes Rindvieh seyd.

[26v] Hannswurst: He, he! gutter Freund! sachte mit dergleichen Lobsprüchen oder beim Teufel, ihr sollet sehen . . .

Edvin: Seyd ihr schon zornig?

Hannswurst: E . . . wegen diesen pacatell bin ich wohl nicht zornig. Aber ihr könnt doch etwas manierlicher mit mir umgehen.

Edvin: Ja, was ich gesagt habe, ist wahr. Ihr seyd ein dummes Hirn, ein Schlenkel und ein Bärnhäuter.

Hannswurst: Dass kann seyn.

Edvin: Ihr habt kein quintl Ehr im Leib!

Hannswurst: Dass kann auch seyn. (*siehet sich immer um.*)

Edvin: Ihr seyd kein Cavalier.

Hannswurst: Ihr habt recht.

Edvin: Wie? ihr haltet euch über dieses nicht auf? Können euch diese Grobheiten nicht beleidigen?

Hannswurst: Ich kann mich darüber nicht aufhalten, weil ihr die Wahrheit saget.

Edvin: Entweder raufet, oder ich durchbohre euch das Herz. (*Gibt ihm etliche flache Streiche.*)

Hannswurst: Langsam, langsam, Herr Schwager! (*heimlich.*) Der Kerl ist ärger als ein Doctor der Medicin, er will die Leute mit Gewalt unter die Erde bringen. Allo, macht euch fertig! (*zitternd.*) Ihr wollet mich also erstechen.

Edvin: O! einer von uns beyden muss gewies auf den Platz bleiben.

Hannswurst: Nu, wenna so ist, so wird ohne Zweifel die Ehre mir wiederfahren; ich sterbe schon ziemlich gern, aber eine Gnad muss ich mir erst ausbitten.

Edvin: Ich accortire euch alles, wenn wir nur zum raufen kommen.

Hannswurst: Ich möchte vorhero gern mein Testament machen. (*will weggehen.*)

Edvin: Ey was, Testament machen! Auf, Kerl, wehre dich! (*Gibt ihm wieder einige Streiche.*)

Hannswurst: Da bin ich! (*zitternd.*) Aber ist es denn möglich, dass kein Hund, keine Katze, kein Bedienter und kein Teufel mir zu Hilfe kommt?

Edvin: Nu, wirts seyn können?

Hannswurst: Gleich, gleich! Soll ich den ersten Stoss machen?

Edvin: Entweder ihr oder ich, daran ist wenig gelegen. (*Hannswurst stosssets lächerlich und zitternd.*)

Sigericus: Haltet ein, mein Herr! Kehrt euer Gewehr gegen mich.

[27r] Edvin: Von Herzen gern. Ich scheue mich nicht, mit jedermann zu raufen. (*schlagen sich.*) Haltet ein! ich bin verwundet.

Sigericus: Habt ihr nun genug?

Edvin: Ha, verdammtes Schicksal! hir ist mein Gewehr; aber die Gismunde las ich ihm doch nicht.

Hannswurst: Nein, der verdambte Kerl soll mir jetzt gewiss nicht entwischen.

Sigericus: Verbleibe! was wilst du machen?

Hannswurst: Ich will den Canalie zu einem Lumpemauss zusammen hacken.

Sigericus: Nein, er hat eine Wunde darvon getragen, und dies ist genug.

Hannswurst: Oho! Der Kerl verdint mehr als einen kleinen Ritzer an den Arm; er muss sterben, und ich will die Ehre haben, ihm die Därmer auszulassen.

Sigericus: Nein, du dumme Bestie! ich ermorde dich mit meinen Händen.

Hannswurst: Ich bedanke mich für diese grosse Gnade.

(*Grisseldis kommt eilends heraus.*)

Grisseldis: Was ist denn das, meine Herrn! untersteht man sich den, vor den Hochzeitl. gräfl. Geschloss solche Ausschweifungen zu begehen?

Hannswurst: Madame! Sie werden verzeihen, es war mir in Wahrheit nicht gelegen, mich von diesen Grobian umbringen zu lassen.

Sigericus: Schönste Grisseldis, mit wenig Worten soll ihr alles entdeckt werden. Die Comödie hat ein Ende. Vergebet mir, dass ich euch durch meine Verstellung so manche Verdrüsslichkeit gemacht. Er ist nur mein Bedienter und hat sich nur wegen Buhlschaft für einen Baron ausgegeben und ist dessenthalb von dem Kammerdiener Edvin angegriffen worden.

Hannswurst: Ja, ja, glauben Sie ihm auf mein Wort, dass er wirklich mein Herr ist und ich, der Monsieur Hannswurst, sein erster Haus Officir. Ich schwöre es ihnen bei meinem schwarzen Bart, und ist dieses nicht genug, so ist ihnen nicht anders zu helfen, als Sie reisen nacher Obergrund; da werden ihnen alle Bir und Brandweinschenken und alle Saufbrüder meine Worte bekräftigen. Denn, Gott sey Dank, wir seyn dort bekannt wie die falschen siebenzehner<sup>1)</sup>.

Grisseldis: Aber stille! Ich glaube, der Marggraf ziehet schon seiner neuen Brauth entgegen. Sie erlauben mir zu gehen. Dero Dienerin! (*gehn alle ab.*)

(*wird gleich ein Musicalischer Marsch angefangen.*)

[27 v]

## XVI. Auftritt.

(*praes. die Schiffarth; praes. einen Saal; wird aufgezogen.*)

(*NB. unter wärender Music kommt der Graf mit der ganzen Hofstatt, Schwager und Kindern. Wenn sie sitzen, ruft der Graf Grisseldis.*)

Graf: Grisseldis! wie gefällt dir diese meine neue Brauth? Ist sie auch schön und geziert genug für mich? Gefallen dir auch ihre Sitten und Gebärden?

<sup>1)</sup> Rolle des Hanswurst: wie die verworfenen 2 Böhmer.

Grisseldis: Gnädiger Herr! Ich glaube nicht, dass ein schöner Weibsbild zu finden sey als diese Eur Gnaden Brauth und künftige Gemahlin ist. Ich hoffe auch, dass ihr innerliches Herz und Gemüthe werde an Tugenden, Lieb und Treu der äuserlichen Schönheit gleichen. Wird demnach Eur. Gna: mit ihr verhoffentlich eine liebliche, friedsame und gesegnete Ehe besitzen, welches ich ihnen von Grund meines Herzens und meiner Seele wünsche. Doch will ich Eur Gnd: zum fleissigsten gebeten und zum treulichsten gewarnet haben, sie wollen dieser schönen und Tugendhaften Gemahlin verschonen und sie nicht mit so harten Proben ihrer Liebe, Treue und Gehorsams versuchen, noch mit so grossen Herzenleid beschweren und kränken, wie Sie ihre vorige Gemahlin probiret und gekränkt haben möchten. Dann, dieweil diese viel zärtlicher und herrlicher erzogen ist und von Creutz und Unglück weniger wissen möchte, Als trage ich Sorge, Sie möchte nicht mit gleicher Beständigkeit ertragen können, was eine andere möchte erduldet haben.

*(Graf heimlich gegen das Volk.)*

Graf: Ach Himmel, was für eine Geduld und Liebe von einen Treuen und beständigen Herzen, welches solche Schmach, solche Geringachtung aus dem Sinn schlagen und so gros Herzenleid, Schmerzen und Unglück von langen Jahren her so herzhaft überwinden kann! Nun kann ich es unmöglich mehr über mein Herz bringen, meine Gemahlin länger in solchen Elend stecken zu lassen.

Meine von Herzen geliebte und getreue Grisseldis! ich muss bekennen, dass ich deine Treue und Gehorsam habe mehr als zu scharf probiret, und dass ich sie köstlicher und bewährter [28r] dann Gold erfunden. Ich glaube auch nicht, dass ein Mann unter der Sonnen sey, dem sein Weib ihre Treue und Gehorsam so scheinbar und beweislich gemacht habe, als du gethan hast. *(Liebreich:)* Es ist mir niemals kein Weibsbild an meine Seiten gekommen als Du! Ich begehre auch bis an mein Ende keine andere als Dich! Du, du bist meine allerliebste und solst es auch mit göttlicher Hielfe seyn und verbleiben. Diese Jungfer hir, welche du meine Brauth zu seyn vermeinst, ist deine Tochter, und dieser ihr Bruder ist dein Sohn, es sind unsere beiden Kinder. Die hab ich dir eine Zeitlang nehmen lassen, übergebe Sie dir aber hiemit neben mir selbstem wieder. Du hast vermeint, Sie seyn ertödtet worden. Aber nein! hir sind Sie wohl und ehrlich erzogen.

*(Grisseldis küsset beide Kinder.)*

Grisseldis: Seyd mir willkommen, meine allerliebste Kinder! mit Schmerzen hab ich euch verlohren, und mit noch viel grösserer Freude werde ich euch wieder ansichtig. *(kehret sich gegen den Grafen:)* Allerliebster Herr und Gemahl, ich würde ihren so edlen Eigenschaften zu viel Unrecht, meinem selbst-eigenen Herze aber zu viel Gewalt anthun, wenn ich länger anstehen wollte, ihnen freymüthig zu gestehen, dass ich Sie unter allen mir angethanen Proben jederzeit hab hochgeschätzt und . . . *(schamhaftig)* . . . geliebet.

*(Hannswurst springet und hollet eine Spritze.)*

Sigericus: Was ist denn das?

Hannswurst: Eine Philosophische Luftpumpe.

Sigericus: Was wilt du damit machen?

Hannswurst: Ich wollte das Wort Liebe mit herauspumpen.

Sigericus: Ey, scher dich damit, du Einfalt!

Gräfin: Wenn es nun euch, gnädiger Herr und Gemahl, gefällig ist, so bin ich bereit, ihnen aufs neue meine Hand und Herz auf ewig zu schenken.

Graf: Nun sodann begleite dich mein Schatz in dein Zimmer, auf dass du darinn herrlich angekleidet verdest. Ihr aber, meine getreueste, machet also bald Anstalt, damit die Hochzeit ihren Anfang nehme.

*(wird zugemacht. Music. Simphonia.)*

[28 v]

## XVII. Auftritt.

### Representation.

*(Der Graf und Gräfin sitzend sammt ihren beiden Kindern und die ganze Hofstatt, des Grafen Schwager und Schwester samt Hannswurst und Janicola.)*

#### Chorus

Vivat, hochgeehrtes Paar!

Was man wünscht, das werde wahr,

Dass Glück, Heil wie grüne Reben

Sich zu euren Füßen legen!

Janicola: I nu, maj liebe Tochter Grisselde, ech ben vor Freda fost auser mer, dos dar Hemmel zu denner ond menner Beruhigung ane su gelekleche Verenderung ey den Ehstand hot macha wen. E, e, ihr seydt a nander vollkomma wahr.

Graf: Lieber Vater! ich achte mich nunmehr vor den glücklichsten unter den sterblichen, dass ich zu dem Zihl meines Verlangens kommen bin. Folglich werde ich ehender aufhören zu leben als deine Tochter zu lieben und zu verehren.

Gräfin: Ich schenke Ihnen also mein Herz, allerliebster, vertrauter Herr, zum Unterpfand meiner ewigen Treue; euch aber, lieber Vater, danke ich, dass ihr so göttig waret, mich einen so würdigen Gemahl zu geben.

Janicula: Nu! nu! labt och glecklich, meine Kender, verloth die Bohne der Tugend ne ond liebt mich a su, wie ech euch liebe. Dos es olles, wos ech euch ond mir wenscha kon.

Hannswurst: Nu da sieht ein Mensch einmal, wie wunderlich sich die Götter mit uns Menschen tändeln. Unser Graf verzehrt das Bratel vor meiner Nase, und ich bekomme noch nichts; proficiat!

[29 r] Gräfin: A propos, waren Sie derjenige Monsieur, der den Edvin verwundet hat?

Hannswurst: Ja, ich habe die Batalie mit ihn angefangen.

*(Gismunda kommt heraus, jaget den Silo von sich.)*

Gismunda: Geh zum Teufel, sag ich dir! Ich bin schon versprochen und will und mag dich nicht heurathen.

Silo: Nein, das ist einmal nicht erlaubt! Du hast mir das Wort gegeben, und du must es auch halten. Es mag gehen wie es will. Ich verlange Genugthuung.

*(Hannswurst stosset den Silo auf die Seite.)*

Hannswurst: Gutter Freund! sey er so gut, und wische er sich das Maul! Dass ist meine anima mea, davon bekommt er nichts.

Gismunda: O, Dero Dienerin, Herr Baron . . .

Hannswurst: Still, still! ich bitte mir einen glattern Titel aus; der Baron muss jezt völlig wegfallen.

Gismunda: Wie so? Haben Sie dann ihren Character aufgeben?

Hannswurst: Ja, mein Schatz, siehe, diesen Herrn da habe ich den Titel samt den Diplom übergeben.

Gismunda: Was sind Sie denn also?

Hannswurst: Das, was ich bishero allzeit ware.

Gismunda: Dass will sagen? . . .

Hannswurst: Salva venia ein Bedienter.

Gismunda: O weh! dass ist eine üble Zeitung für mich. Ich kann für erstaunen fast nicht zu mir kommen.

Hannswurst: Du hast recht, mein Schatz, dass du erstaunest; denn wer Teufel solle wohl glauben, dass eine so schöne Dalila in der Liberey stecken sollte! Damit du aber gleichwohl sehest, dass ich ein Mann von einem Worte bin, so erkläre ich hirmit, dass ich mein Versprechen zu halten bereit bin.

Graf: In was besteht dann euer Versprechen?

Hannswurst: Nu, ich hab ihr versprochen, mein Elend mit ihr zu theilen.

Gismunda: Ja, er hat mir die Heurath versprochen.

Graf: Gut, so gebt einander die Hände.

Hannswurst: Nu, was sagst du darzu?

Gismunda: Ey, ich sage, dass ich gleichwohl noch lieber einen Bedienten heurathen, als gar ledig bleiben will.

Hannswurst: Ha pravo! Diese weis recht aus der Noth eine Tugend zu machen. So gieb das prutzerl her, du sollst mein Ehe Consortin sein.

*(Geben einander die Händ.)*

[29 v] Graf: Und ich verspreche euch, nicht nur allein eure Hochzeit auszuhalten, sondern auch noch eine Ausstattung zu geben.

Hannswurst: Ich sage unterthänigen Dank für die Gnade. Ich und meine Gismunde werden ihnen dafür treue Dinste leisten.

Silo: So soll ich denn wirklich mit trocken Maul abziehn?

Hannswurst: Wenn du heurathen willst, so weis ich dir schon eine Brauth.

Silo: Ists möglich? Und wem dann?

Hannswurst: Meine Grossmutter, wenn sie noch lebt. Ich werde ihr mit nächsten Postag schreiben.

Silo: Ey, holle der Fuchs deine Gros Mutter samt ihrer ganzen Nachkommenschaft.

Graf: Nun schweiget! Und lasset uns auf unsere allseitige Glückseeligkeit bedacht sein. Wir wollen uns bestreben, unsere noch übrige Lebenstage beysammen in stiller Ruhe und Eintracht zuzubringen; denn hirinn besteht die wahre Glückseeligkeit des menschlichen Lebens, bis uns der Tod von dieser Welt abfordern wird.

Hannswurst: Ja, und meine Herrn, sie sind allerseits Zeugen von meinem Versprechen, und was die Unkosten zur Hochzeit anbelangt, dafür lass ich Sie sorgen.

(*machen ein Complement. Wird zugemacht.*)

(*Chorus. Tutti. Music. Intrade.*)

### Epilogus oder Abdankung.

Hochansehnliches Auditorium.

Nun hat sich unser Spiel zu dieser Stund geendet,  
Darinnen wir gezeigt, was bringt Gedult für Ehr.  
Wir hoffen, es wird an der Zeit seyn nichts verwendet  
Dann es war uns zu seyn, vorsichtig und zur Lehr.  
Ein wichtige Lehr ist unter menschlichen Beginnen  
Geduld, Zufriedenheit, beständige Einigkeit,  
Der Zunge Meister seyn und standhaft schweigen können.  
So kommt oft manchen Land dardurch Glückvolle Zeit.  
Wer auf die Heurath denkt, der seh auf seines gleichen,  
So ist es ohne Noth, dass man die Treue probt.

[30 r] So darf kein Vorwurf auch noch ihn <sup>1)</sup>, noch sie bestreichen,  
Dass manchmal übel fällt und oftmal grausam Tobt.  
Alle Belästigung durch Hofnung wird versüst.  
Hof bessers als was kommt zu tragen fertig bist.  
Bussfertig leb und beth, nim Deines Gleichen dir,  
Und auf die Gütigkeit der Sitten dein Absehn dir.  
Dann Schönheit ist ein Guth, dass leicht verlihrn man thut.  
Drum nehmet all diess wohl in Acht,  
Ich wünsch darbey eine gutte Nacht.

(*Gehet ein.*)

(*Intrade.*)

## A n h a n g

### Arien und Lieder,

die nicht im Dramentext, sondern nur in den Einzelrollen stehen.

#### 1. Graf Walter.

Aria im Auf- und abgehen.

1.

Ich, der Marcktgraf auf Salutier Land,  
tuh als mit Regente Regieren.  
Graf walter werde ich genant,  
man Tut mir auch Respektieren;  
ich priefe die Weiber und erprobe ihre  
ob sie auch standhaft bleiben, [Treu.  
denn zur Zeit der Versuchung Treu zu  
das lest wol,manche bleiben. [sein,

2.

Meine Gemalin sol die Eerste sein,  
die ich wil abprobieren;  
die geliches (?) Sonne sol ihr nicht  
ich wil sie recht eccequiren. [schein,  
Bleibt sie mir treu in jeder qual,  
in allen ihren leiden,  
so wil ich ihr treuer Egemahl  
bis an mein Ende bleiben.

<sup>1)</sup> Hs.: ihr

2<sup>te</sup> Aria beim Ende.

1.	2.
Ihr Frauen alle insgesamt bleibt euren Männern treu, das ir sie nicht ohne beweiss verdamt, wie es schon öfter geschehen sei.	Quälen eich die Männer noch so hart, so leidet mit Geduld, gleichwie Griseldis gelitten hat, sie hat es doch nicht Verschult.

*(Diese Arien des Grafen Walter sind von sehr unbeholfener Hand auf besonderem Blatt niedergeschrieben; nähere Angaben über die Stelle, an der sie im Drama zu singen waren, fehlen.)*

## 2. Alaricus, Gräflicher Rentmeister.

## 17. Auftritt.

Meine treue als Rentmeister leg ich auch mit Freud an Tag. Gott stärk ihre Lebens Geister,	das mann also Leben mag, das ihr Liebe und ihre Treu niemals (!) ohne Tadel sey.
--	--

## 3. Silo, der Lauffer.

## 17. Auftritt. Aria.

Ich will lauffen aus allen Kräften zu der Beiden nutz und Ehr; solt es stehn in meinen mechten,	im zu dienen mehr und mehr. Glik und Heil zu aller stundt Wünsche ich aus Herzens grundt.
---	---

## 4. Justina, die Mutter der Gresseldis.

## 17. Auftritt. Aria.

Ich Justina, alte Schachtel, freue mich auch Herzlich ser, krige ich gleich ene tachtel,	so wirts mir schada nimmer mehr hirmit wünsche ich auch darzu Euch vil Glick, heil und gutte Ruh.
--	---

*(Die Verse des Alaricus, des Silo und der Justina sind offenbar als Glückwünsche bei der zweiten Hochzeit des Grafen aufzufassen und wurden vermutlich am Anfange des 17. Aufzuges vor oder nach dem Chorus gesungen.)*

## 5. [Nicias, Obristjägermeister.]

Ich, Jägermeister in dem Lande, freye mich von Herzen sehr; ich jag im Wald wie auf dem Lande	meinem Herrn zu Lob und Ehr alle Hasen jung und Alt, wilde Thiere aus dem Wald.
---	---

*(Diese Verse stehen, von fremder Hand hinzugefügt, in der Rolle des Bedienten Ramirus, gehören aber wohl in die Rolle des Nicias. Die Stelle, an der sie zu singen waren, ist ungswiß.)*

## Literatur.

**Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens.** Herausgegeben unter besonderer Mitwirkung von E. Hoffmann-Krayer und Mitarbeit zahlreicher Fachgenossen von Hans Bächtold-Stäubli. Band I—IV A bis Knistern. Verlag von Walter de Gruyter & Co. Berlin u. Leipzig 1927—1932. Bd. I A—Butzemann 1764 S. II C—Fraustragen 1778 S. III Freibrief—Hexenschuß 1920 S. IV Hieb—knistern 1584 S.

Mit Freude und Dankbarkeit begrüßen wir den stetigen Fortschritt des bedeutsamen Werkes, der großartigsten Arbeit zur deutschen Volkskunde. Es ist eine gewaltige Kulturgeschichte des Volkes, die sich hier vor uns aufrollt, ohne daß eine gezwungene Begriffsgestaltung des soviel mißhandelten Wortes „Kultur“ oder gar eine Darstellung ihrer allmählichen Entwicklung versucht würde. Es ist eine von den erfahrensten Fachleuten gegebene Sammlung und Deutung der für unseres Volkes Empfinden eigenartigsten und wichtigsten Gegenstände und abstrakten Begriffe, wie es sich im Laufe der Zeiten gestaltet hat. Damit ist schon gesagt, daß es sich keineswegs um eine Wertmessung solches Empfindens, um seine Berechtigung oder Unrichtigkeit, um seine Geltung oder seine Mißachtung handelt, sondern um sein Vorhandensein, seine Verbreitung und Erklärung. Wir haben es mit streng wissenschaftlicher Arbeit zu tun, und bei dieser hat sich im Laufe der sieben Jahre gezeigt, mit wie gutem Rechte man in den Titel des Werkes das Wort „Aberglauben“ aufgenommen hat, dem einige allzu vorsichtige Berater, einen mißschätzenden Sinn beimaßen. Wenngleich wir keine sichere sprachliche Erklärung und keine sichere Begrenzung des Wortes geben können, weiß doch jeder verständige Deutsche, was er dem Begriffe „Aberglauben“ einzuordnen hat, während das Wort „Volks glauben“, das als Titel vorgeschlagen wurde, durch seine beiden Bestandteile leicht zu Mißverständnissen Anlaß gegeben hätte.

Ein ungemein reicher Stoff ist in diesem großen Sammelwerke mitgeteilt und verarbeitet worden, und nicht nur das in Deutschland entwickelte und nachweisbare Gut ist behandelt, sondern man hat stets berücksichtigt, wie viel Primitives in unserem Aberglauben enthalten ist, und andererseits, wie viel Christliches, wie viel Antikes, ja auch von anderen Völkern Übernommenes in unserem deutschen Aberglauben lebt. Es braucht wohl nicht ausgeführt zu werden, in wie vieler Hinsicht sich die Erscheinungen des Aberglaubens mit anderen volkskundlichen Gebieten, zum Beispiel mit der Sitte und Sage berühren, und wie viel sprachliche Eigenart — namentlich des Wortschatzes — sich im Aberglauben bewahrt hat. Unsere gesamte Denk- und Lebensweise steht in engster Verbindung mit dem Aberglauben, und so ist begreiflich, daß das große, von so vielen Mitarbeitern geschaffene Werk für jeden Gebildeten sehr viel Anregendes bietet. Die Erklärung manches Begriffes hat zu weitgehenden Abhandlungen, ja zu umfangreichen Monographien Anlaß gegeben; Abhandlungen wie Fleisch, Frau, Geld, Hexe, Horoskop u. a. m. bieten dem Leser eine Fülle von Anregung und Belehrung.

Daß diese große Arbeit im wesentlichen wissenschaftlichen Fachleuten anvertraut worden ist, hat für die Volkskunde eine ganz besondere Bedeutung: es ist begreiflich, daß die neue Wissenschaft der Volkskunde sehr viele dilettantische Mitarbeiter heranzieht, die sich nicht auf das — ja sehr dankenswerte — Sammeln des Stoffes beschränken, sondern sich auch um die Erklärung bemühen; diese aber ist in sehr vielen Fällen nur der Wissenschaft möglich.

Wir wünschen guten Fortgang dem großen Werke, dessen Umfang anfangs auf etwa 250 Bogen veranschlagt wurde, jetzt aber wohl auf mehr als das Doppelte zu berechnen ist. Ich kann mir nicht denken, daß mit dieser bedeutenden Erweiterung Jemand unzufrieden sein könnte; jede Lieferung werden wir freudig und dankbar aufnehmen. Dieser Dank gilt vor allen E. Hoffmann-Krayer und Hans Bächtold-Stäubli, sodann auch dem Verlage, insbesondere Dr. Gerhard Lüdtke. Siebs.

**Günther, Hans F. K.**, Rassenkunde des deutschen Volkes. 509 Seiten mit 580 Abbildungen u. 29 Karten, 16. Aufl. 50. Tausend. München, J. F. Lehmann. 1933. M. 10.

**Schultz, Dr. Bruno K.**, Erbkunde, Rassenkunde, Rassenpflege. 98 Seiten. 167 Abbildungen. Ebenda 1933. M. 2,20.

Nachdem wir in Band XXIX der „Mitteilungen“ mit Anerkennung und Dank die 12. Auflage der „Rassenkunde“ besprochen haben, hat sich die Anteilnahme an dieser Wissenschaft noch bedeutend vermehrt, und besonders für Deutschland ist sie ja zu einer herrschenden politischen Sache geworden. Wie in den früheren Auflagen ist ein großer Teil der Erkenntnis der in Deutschland verbreiteten Rassen gewidmet, zu denen wir ja nun die nordische, dinarische, ostische, ostbaltische, westische und fälische zu rechnen pflegen. In diese Unterschiede und ihre Bedeutung führt uns die neue Auflage ein, an der heute kein Beruf vorübergehen kann.

Heut hat sich mit der Rassenkunde ja die Rassenpflege eng verbunden. Eine vorzügliche kurze Einführung in beide gibt uns Dr. Schultz, ein klares Lehrbuch auch für die Schulen. Die Bemerkungen über die Indogermanen und besonders über die Germanen hätten für uns Deutsche etwas ausführlicher sein dürfen. Es wird uns nicht gesagt, welches Volk mit den indogermanischen Skythen gemeint sei (S. 67). Betreffs der indogermanischen Völker nimmt Schultz an, daß wohl erst um 1200 v. Chr. die Inder aus Skandinavien nach dem Süden aufgebrochen und in den folgenden Jahrhunderten die übrigen Indogermanen gefolgt seien; am längsten in der nordischen Heimat seien die Germanen verblieben. — Die Namensformen sind zum Teil unrichtig: es heißt Wandalen, nicht Wandaler; Burgunden, nicht (wie der heutige Wein) Burgunder. Die Ingvaeonen, Istvaeonen, Erminonen waren wohl keine Stämme, sondern Kultverbände.

—c—

**Rumpf, Max**, Religiöse Volkskunde. Verlag von W. Kohlhammer, Stuttgart 1933 (= Max Rumpf, Das gemeine Volk. Ein soziologisches und volkskundliches Lebens- und Kulturgenälde in drei Bänden, Band II) XVI, 475 Seiten. Ganzleinenband RM. 12.—.

Wenn es wahr ist, was Georg Schreiber in seiner monumentalen Einleitung zu dem großen St. Kümmeriswerk von Gustav Schnürer u. Joseph

Ritz gesagt hat, daß alles Volkstum seinem tiefsten Wesen nach irgendwie sakral gerichtet ist, dann berührt das vorliegende Buch die letzten Grundlagen dessen, was wir als Gegenstand der Volkskunde überhaupt zu betrachten haben. Und dieser Erkenntnis entspricht der Ernst und das Verantwortungsbewußtsein, mit dem Rumpf an die große Aufgabe herangetreten ist, die er sich in seinem Buche gestellt hat. Er behandelt nicht die religiöse Volkskunde im weiteren Sinne, sondern nur die christlich-religiöse Volkskunde. Alles Vorchristliche und Mythologische ist grundsätzlich ausgeschlossen. Der Titel des Buches läßt manches erwarten, was es tatsächlich nicht bietet. Es handelt sich nicht um eine religiöse Volkskunde im üblichen Sinne, nicht um eine systematische Sammlung und Deutung der volkstümlichen Überlieferungen des religiösen und kirchlichen Lebens, obwohl zahlreiche Stoffe und Züge dieser Art als Beispiele und Belege aus dem volksreligiösen Schrifttum vorgeführt werden. Das Buch hat höhere Ziele. Es will die Grundlagen für die Einzelercheinungen im religiösen Leben des niederen Volkes erforschen und bloßlegen; es will die christlich-religiöse Geistigkeit des niederen Volkes überhaupt ergründen. Die Ausführungen des Verf. kreisen um die Kernfrage, wie es überhaupt möglich ist, daß kirchlich starre Hochreligion auf der einen Seite und frisches, ursprüngliches Volksleben mit seiner unverbildeten, volkstümlichen Denkweise auf der andern Seite sich gegenseitig annähern, verstehen, befruchten. R. behandelt dieses Problem an der Hand der Hauptgebiete des kirchlich-religiösen Lebens — Glaubenslehre, Gebote, Sakramente, vor allem Messe, Sakramentalien, Marien- und Heiligenkult, Kultus der Armen Seelen, Kinderfrömmigkeit und geistliche Spiele — und kommt zu dem Ergebnis, daß beide Teile, Kirche und Volk, einander entgegenkommen mußten und entgegengekommen sind. Die Kirche hat sich trotz aller dogmatisch-liturgischen Hochkultur dem Volke und seinen geistig-seelischen Bedürfnissen verständnisvoll angepaßt; das Volk wiederum hat sich die Lehren und Forderungen der Kirche unter Behauptung seiner besonderen Art so selbständig zu eigen gemacht, daß hier von einem „gesunkenen Kulturgut“ nicht gesprochen werden kann; denn das Volk ist durchaus der Mitschöpfer seiner religiösen Kultur.

Es liegt in dem behandelten Stoff begründet, daß die katholische Kirche mit ihrem ehrwürdigen Alter, ihrem unermeßlichen Reichtum an Überlieferungen, ihrem tief im Volk wurzelnden, reich entwickelten Brauchtum den Hauptgegenstand des Werkes bildet. Um so mehr ist es anzuerkennen, daß der nicht-katholische Verfasser sich in die Welt der katholischen Volksfrömmigkeit mit solcher Hingabe versenkt hat, daß es ihm gelungen ist, die schwierige Aufgabe der Darstellung und Deutung volkstümlich religiösen Lebens mit tiefem Verständnis und bemerkenswertem Takt zu meistern. Man darf hoffen, daß auch die katholische Kritik diese Leistung ohne Voreingenommenheit würdigen und anerkennen wird.

Das Buch ist keine leichte Lektüre. Bei allem Gedankenreichtum und oft erdrückender Wortfülle, bei aller Kunst der Formulierung und Gestaltungsgabe ist das Ganze streckenweise schwer lesbar. Eine starke Neigung zu allgemein philosophisch-soziologischen Erörterungen, zu subtilen Begriffsbestimmungen und -zergliederungen läßt das eigentliche Ziel der Arbeit bisweilen so stark zurück-

treten, daß man dankbar zu der musterhaft sorgsam gearbeiteten Inhaltsübersicht greift, um zu erkennen, an welchem Punkte der Untersuchung man sich befindet.

Max Hippe.

**Die Ura Linda Chronik.** Übersetzt und mit einer einführenden geschichtlichen Untersuchung herausgegeben von Hermann Wirth. Leipzig, Koehler u. Amelang 321 S. Mit Bilderatlas von 269 S. M. 9, 60.

Sogleich nach dem Erscheinen des Buches haben die germanistischen Professoren des Deutschen Instituts der Universität Breslau (Merker, Ranke, Steller und ich) in der „Schlesischen Zeitung“ vom 8. Dezember 1933 und 6. Januar 1934 im Interesse der deutschen Wissenschaft erklärt, daß diese von Wirth veröffentlichte Übersetzung aus dem Altfriesischen die deutsche Übertragung einer um die Mitte des 19. Jahrhunderts erfundenen Chronik ist, einer plumpen Fälschung, die von einem Dr. I. G. Ottema in Leeuwarden 1872 unter dem Titel „Thet Oera Linda Bok“ herausgegeben, jedoch von der deutschen und niederländischen Wissenschaft nicht ernst genommen worden war. Diese Chronik war in einer den altfriesischen Rechtsquellen ähnlichen, aber ganz unmöglichen Sprache und in einer holländischen „Übersetzung“ veröffentlicht. Wirth hat angeblich den altfriesischen Text — freilich lückenhaft — ins Deutsche übersetzt; aber er verstand kein Friesisch, sonst hätte er jenes Machwerk wohl nicht als eine echte Quelle beurteilt, das doch ein törichtes Gemisch teils bekannter, teils erfundener mythischer Erzählungen war. Soweit die sprachliche Beurteilung des Buches.

Wirth, der ihr begreiflicherweise keinen Wert beimißt, beklagt sich, daß nicht von Seiten der Kritik eine „Untersuchung nach den Quellen stattgefunden habe“. Es dürfte aber wohl kaum Jemand einfallen, für jene unhaltbaren, im besten Falle scherzhaft oder parodierend gemeinten Erfindungen Quellen nachweisen zu wollen. Dafür zwei Beispiele, denen Wirth große Bedeutung beizulegen scheint. Er zieht (Seite 143) das sechsspeichige Rad als „Zeichen des Juls“ heran, denn in seiner sprachwissenschaftlichen Unkenntnis weiß er nicht, daß das nordische Wort *jul* (Weihnachten) mit dem nordischen Worte *hjul* gar nichts zu tun hat, und daß die friesischen Worte für „Rad“ ganz anders zu beurteilen sind (vgl. PBB. XXIII, 255). Er sagt auch gar nicht, daß die von ihm behandelte Namensform des erfundenen Gottes Wralda, dessen ältestes Symbol das Rad sein soll, eine ganz törichte Erfindung ist; vielmehr glaubt er (Seite 147) von dem Vorkommen dieses Namens, daß „diese Tatsache allein genügt, um die Quellenechtheit der Ura-Linda-Handschrift zu beweisen“; eine ganz unsinnige etymologische Erklärung des Namens folgt diesen Worten.

Eigenartig ist auch (S. 286 ff.) die Annahme, „daß diese Handschrift auf eine ältere Vorlage zurückgehen muß, und diese wiederum auf eine ältere, bis zur Urhandschrift.“ Nach solcher Methode könnte man jede Urkunde aus unseren Tagen bequem auf die Zeit vor 2193 vor Christi Geburt zurückführen, wie es mit der Ura Linda Chronik geschieht.

Diese Beispiele mögen genügen; viele Bedenken gegen andere der wissenschaftlichen Arbeit widerstrebende Ausführungen des Verfassers könnten wir geltend machen, aber wir verzichten darauf, zumal da zahlreiche anerkannte Vertreter der Germanistik, Sprachforschung, Deutschen Rechtsgeschichte, Volkskunde

und Vorgeschichte sich in unserem Sinne geäußert haben (z. B. His, Naumann, Neckel, Ranke, v. Richthofen, Schröder, Seger u. a.), kein einziger namhafter Gelehrter aber für die „Ura Linda Chronik“ eingetreten ist. Siebs.

**Neckel, Gustav, Liebe und Ehe bei den vorchristlichen Germanen.** 2. Aufl. 66 S. Leipzig, B. G. Teubner, 1934. RM. 1,60.

Der Verf. weist darauf hin, daß die Ansichten über die Vielweiberei der Germanen und die Herabwertung der Ehe zu einem großen Teil auf die Kirche schon seit der Bekehrungszeit zurückführen, und zieht die Berichte des Dudo von St. Quentin und des Adam von Bremen (aus dem 11. Jahrhundert) über die im Glaubenswechsel befindlichen Nordgermanen heran. Demgegenüber wird aufklärender Widerspruch von Seiten führender Germanisten hervorgehoben. Vor allem wird in der Neuzeit das Vorurteil der These von der Gewalthehe erfolgreich bekämpft, und so sind wir heute in diesen Fragen — wie in so vielen anderen — zu einer vollen Anerkennung der taciteischen Anschauungen gekommen, die wir durch die germanischen Quellen, vor allem die *lex Visigotorum* ergänzen können. Die Eheschließung ist ein Rechtsgeschäft zwischen den Ehegatten sowie auch zwischen dem Bräutigam und der Sippe der Braut. Was wir aus den nordischen Sagas erfahren, fügt sich zu den deutschen wie zu den englischen Quellen darin, daß der germanische Mundschatz eine Gabe des Bräutigams für die Braut ist und der Ausdruck „Brautkauf“ vielfach mißverstanden worden ist. Die Annahme einer sogenannten „Raubehē“ wird durch die altnordischen Gesetze sowie durch die Sagas widerlegt. Alles dieses wird mit zahlreichen Beispielen von dem Verf. erklärt. Er sucht auch nachzuweisen, daß die Ehefrau in jeder Hinsicht geachtet und selbständig dasteht; das Recht erkennt die Gleichberechtigung der Frau in der Ehe an, die Erscheinung der freien Ehe, der „Friedelehe“, steht dem nicht entgegen. —e—.

**Meschke, Kurt, Schwerttanz und Schwerttanzspiel im Germanischen Kulturkreis.** 225 S. Mit 8 Abbildungen u. Karte. Leipzig, B. G. Teubner 1931. RM. 10.

Eine starke Anteilnahme an den Schwerttänzen ist wahrzunehmen, seitdem Müllenhoff 1871 seine Arbeit über den Schwerttanz (Festgabe für Homeyer S. 111—147) verfaßt hatte. Eine ausführliche Darstellung der Ergebnisse haben wir bisher nicht gehabt; jetzt gibt uns Meschke eine (als Dissertation verwendete) umfassende Arbeit über diese Tänze, in der er zunächst das späte deutsche Mittelalter von 1350 an behandelt; er gibt die deutschen und englischen Nachrichten über die Tänzer, ihre Ausstattung und die begleitende Musik sowie die Figuren des Tanzes, wozu Schwertsprung, Rose und Geflecht besonders zu nennen sind. Neben diesem bürgerlichen Schwerttanz des späteren Mittelalters wird (nach dem englischen Schwerttanz seit Ende des 18. Jahrhunderts) der bairische Schwerttanz erklärt (und diesem werden Bemerkungen über den Schwerttanz in anderen Ländern angeschlossen). Es wird versucht, die Schwerttänze mit des Tacitus Nachricht (in der *Germania* cap. 24) in eine gewisse Verbindung zu bringen; als eine kultische Handlung lassen sich diese Tänze meines Erachtens nicht erweisen, und auch nicht die Vermutungen eines Zusammenhanges mit dem Totenkult. Ebenso wenig lassen sich etwaige Initiationsriten des Mittelalters

mit den Nachrichten des Tacitus verbinden, so bedeutsam auch an sich diese Waffentänze der Zünfte und der Burschengemeinden im Mittelalter gewesen sein mögen. Das Bild, das Meschke aus der Nachricht des Tacitus gewinnen will, ist unbeweisbar, ist Vermutung; auch, die Zahl der Tänzer und gar eine Zahlensymbolik für die Schwerttänze zu erschließen, ist willkürlich, geschweige daß man auch nur mit einiger Berechtigung die Zeichnungen von Bohuslän heranziehen dürfte.

Der Schluß der reichhaltigen und mühevollen Arbeit bildet eine Zusammenfassung der Schwerttanzspiele in Norddeutschland, England und Schweden, sowie im süddeutschen Gebiete; im einzelnen sind Unterschiede dadurch gegeben, daß die Tänzer als verschiedenartige Personen dargestellt werden; aber die Anlage des Spieles, namentlich die einleitenden Worte sind einander sehr ähnlich! —

Eine große Fülle des Stoffes ist mit höchst anerkennenswertem Fleiße bewältigt worden, und wir sind dem Verfasser sehr dankbar dafür. Man versteht auch, daß ihn diese Arbeit verlockt hat, von dem Tanze zum Drama eine Brücke zu schlagen; aber meines Erachtens empfiehlt es sich nicht, aus der Sicherheit reichen Stoffes in eine vielumstrittene Frage der Poetik, in die Frage nach der Entstehung des Dramas, hinüber zu wechseln, die man bisher wohl nur mit Heranziehung völkerkundlicher Erfahrungen — freilich auch hier nicht mit Erfolg — zu lösen versucht hat. Siebs.

**Lesebuch der deutschen Volkssage**, herausgegeben von Fr. von der Leyen mit Valerie Höttges. Literaturhistorische Bibliothek Bd. 10. Berlin, Junker u. Dünnhaupt, 1933. 191 S. RM. 5,50.

Eine vorzügliche Zusammenstellung deutscher Volkssagen, die in erster Linie nach ihrem Alter geordnet sind; das heißt nach den ersten uns erhaltenen Belegen, denn die Zeit der Entstehung läßt sich ja zumeist nicht feststellen. Die große Menge der Sagenaufzeichnungen verdanken wir der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, vor allem der Sammlung der Gebrüder Grimm. — Ein anderer großer Teil des Buches ordnet die Sagen geographisch nach den Landschaften an, und zwar geben Nieder-, Mittel- und Oberdeutschland die Folge.

Den einzelnen Sagen sind sehr wertvolle Anmerkungen beigelegt, die uns die Quellen, ferner das Wichtigste zum Verständnis des Stoffes und, soweit es in Kürze möglich ist, weitere Hilfsmittel zur Belehrung über die Sagenforschung geben. Das Buch ist nicht nur für den Gebrauch in der Schule sehr zu empfehlen, sondern es ist für jeden nützlich und anregend, der Sinn für deutsche Sage und Dichtung hat.

Für eine neue Auflage sei bemerkt, daß das Wort wälriderske nicht (wie S. 127 gesagt ist) „Totenreiterin“, sondern „Stab- oder Stockreiterin“ bedeutet; das Wort wal- ist in diesem Sinne von der Zeit der gotischen Sprache (walus) bis auf den heutigen Tag gebräuchlich. — S. 129 ist „indculus superstitionum“ statt superstitionum verdruckt. — Wünschenswert wäre, daß endlich einmal das in der Volkskunde häufig gebrauchte Wort Alb (Mehrz. Alben, auch schlesisch als Schimpfwort ölber; vgl. Adj. elbisch) durchgehend mit b, nicht mit p geschrieben würde; Luther und manche Wörterbücher und auch Duden sind hier nicht maßgebend. Siebs.

**Oudfriesche Oorkonden** bewerkt door P. Sipma. II. Deel (Oudfriesche Taal- en Rechtsbronnen. II. Deel. s'Gravenhage, Martinus Nijhoff 1933. XII, 382 S. 4°. Geb. fl. 18.

Im Jahre 1933 ist nunmehr der zweite Band der altwestfriesischen Urkunden in der Ausgabe von P. Sipma erschienen, und wir sagen dem Herausgeber Dank für seine gewissenhafte Arbeit. Beim Erscheinen des ersten Bandes, den wir in unseren „Mitteilungen“ XXIX, 415 ff. besprochen haben, war eine von der jetzigen Ausgabe etwas abweichende Anordnung des II. Bandes beabsichtigt. Tatsächlich bietet dieser jetzt in seiner ersten Hälfte Nr. 1 bis 212 die öffentlichen Urkunden von 1378 bis 1573, in seiner zweiten Hälfte Nr. 213 bis 380 private Urkunden von 1413 bis 1547. In einem Ergänzungsbande soll dann noch das (nur teilweise friesische) Recesboek von Sneek gegeben werden und ferner eine Einleitung und Namenregister.

An der erwähnten Stelle habe ich ausgeführt, wie wichtig — abgesehen von landes- und volkskundlichen Gründen — zur sprachlichen Beurteilung des Altwestfriesischen des 15. und 16. Jahrhunderts diese Urkundensammlung ist, wo wir uns früher durch ältere Drucke einzelner Stücke und die Ausgabe der Oorkonden von het Sint Anthony Gasthuis helfen mußten. Freilich scheint es mir, daß doch die Urkundensprache in mancher Hinsicht von der Sprache eines Reyner Bogerman und auch der späteren Dichter abweicht. Jedenfalls werden wir auf die Ausgabe nach dem Erscheinen des Ergänzungsbandes zurückkommen.  
Siebs.

**Dr. F. E. May**, Deutsches Sprachgewissen. Ein Buch der Stilkunst. 258 S. Leipzig, Grunow & Co. 1933.

Ein klares und weiten Kreisen zu empfehlendes Buch. Mit Recht fordert der Verf., dem Schreibstil sei der gute Sprachstil zugrunde zu legen, und meint, das heutige junge Geschlecht habe sich solchen redenen Schreibstil bereits angeeignet. Dem kann ich leider nicht beistimmen, würde mich aber sehr freuen, wenn ich Unrecht hätte.

Mit Recht tadelt der Verf. die Fremdwörtersucht vieler Gelehrten (S. 48); die unerfreulichen Wertbezeichnungen (wie „hochgradig“, „hundertprozentig“); die unnötigen Häufungen (z. B. „bereits schon“, „ich bin nicht im Stande, das ändern zu können“). Noch kräftiger sollte M. sich aussprechen gegen den überflüssigen Gebrauch der Abstrakta, gegen die jetzt modische scheußliche „Verbundenheit“ und gegen das „Dabeigewesensein“, ja überhaupt gegen die Unart, die lebendige Kraft des handelnden Zeitwortes durch das tote Abstraktum zu verdrängen (z. B. „die Oper gelangt zur Aufführung“ statt „wir führen sie auf, sie wird aufgeführt“). Mit Recht auch verurteilt M. die Einschachtelung, deren unheilvolle Sitte wir seit Jahrhunderten dem schlechten Vorbilde der Renaissancezeit, der übermäßigen Nachbildung der lateinischen Nebensätze verdanken. Gegen all solchen Unfug in unserem Stil könnte leicht unsere Regierung mit einigen wenigen Verordnungen segensreich wirken, wie sie auch leicht gegen den törichtten und widerwärtigen Gebrauch überflüssiger sogenannter Stummelwörter wirken könnte, die aus den Anfangsbuchstaben mehrerer Worte gebildet werden.

Die vielen empfehlenswerten Ratschläge des Verf. würden noch wirksamer sein, wenn er sie kurz gefaßt und auch auf die zu langen Stilproben verzichtet hätte. Durch solche Kürzungen würde, im Falle einer neuen Auflage, das Buch sehr gewinnen. Ist doch jedes überflüssige Wort ein Fehler des guten Stils.

Sprachliche Unrichtigkeiten sind in dem Buche kaum enthalten; nur eines sei hervorgehoben. Es gilt als sprachliche Forderung: hat das mit an-, über-, um- usw. zusammengesetzte Zeitwort im Infinitiv den Ton auf dem Vorwort, so wird getrennt; hat das zusammengesetzte Zeitwort im Infinitiv den Ton auf dem Zeitwort, so wird nicht getrennt, z. B. anbeten, übersetzen, umgehen (mit jemand), ich bete an, ich setze ihn über, ich gehe mit ihm um; aber ich übersetze das Buch, ich umgehe das Gesetz. Ob einmal der eine oder andere Dichter anders sagt, ist nicht maßgebend; auch das subjektive Schönheitsempfinden entscheidet nicht; ebensowenig mundartliche Abweichung von solchen Regeln (der Wiener sagt „ich übersiedle“).  
Siebs.

**Lauffer**, Otto, Land und Leute in Niederdeutschland. Mit 8 Tafeln. Walter de Gruyter & Co., Berlin u. Leipzig 1934. 291 S. RM. 4,80.

Eine vortreffliche klare und jedem verständliche Darstellung des niederdeutschen Volkstums gibt der erfahrene und verdiente Vertreter der Volkskunde an der Hamburger Universität, Dr. Otto Lauffer. Dem Buche, das sich an weitere Kreise wendet, liegen Rundfunkvorträge zugrunde; geschmackvolle Bilder aus Land und Stadt zieren das Werk.

Nach einer Bestimmung des Begriffes „niederdeutsch“ werden die bedeutungsamsten früheren Vertreter niederdeutscher Volkskunde besprochen, wobei erfreulicherweise der „Marschendichter“ Hermann Allmers in helles Licht gerückt wird; sodann wird eine geographische und landschaftliche Schilderung des Gebietes gegeben; die so verschiedenartigen Gruppen des niederdeutschen Volkstums werden gekennzeichnet; die Charaktereigenschaften und die besonderen Begabungen der Niederdeutschen, ihr Sinn für Sage und Dichtung, für Scherz und Humor kommen zur Geltung; schließlich werden ihre besonderen Sitten und Gebräuche besprochen.

Wie wir diesen ersten Teil mit Freude gelesen haben und ihm guten Erfolg wünschen, so hoffen wir auf das baldige Erscheinen des zweiten Teils, der von Dorf und Stadt erzählen soll.  
Siebs.

**Bomann**, W., Bäuerliches Hauswesen und Tagewerk im alten Niedersachsen. 3. Aufl. 300 S. 200 Bilder. Weimar, Hermann Böhlau Nachf. 1933. RM. 4,80

Eine erfreuliche knappe Darstellung eines bedeutsamen Teils der niederdeutschen Volkskunde wird uns in diesem gut ausgestatteten Buche gegeben, das uns von dem bäuerlichen Hauswesen und Tagewerk im alten Niederdeutschland erzählt. Freilich ist es nur ein beschränktes Gebiet, in dem der Stoff gesammelt ist, der uns vom Hausbau berichtet, vom Innern des Hauses, von Hof und Herd, vom Essen und Trinken, von der Schäferei, vom Backen und Schlachten, von der Imkerei, vom Spinnen und Weben. Das Buch war von W. Bomann, der 1892 die Gründung eines Heimatmuseums in Celle veranlaßt hatte, unvollendet hinterlassen; es ist dann von Dr. Albert Neukirch ausgeführt und in einer Volksausgabe erschienen.

Es ist wohl etwas übertrieben, wenn hier die Heide als „Kernland“ des alten Niedersachsens über alle anderen niedersächsischen Gebiete gepriesen wird; aber das mag man der Begeisterung des Verfassers für seine engere Heimat zugeben halten. Die einfache, klare Art der Erzählung, die anschauliche Erläuterung durch gute Bilder wirken in wohlthuender Weise heimatlich und belehrend. Sehr oft sind die ortsbüchlichen niederdeutschen Benennungen mitgeteilt, aber es könnte darin noch mehr geleistet werden. Die ausführliche Schilderung des heimatlichen Volkstums in seiner Mundart kann von großer kulturgeschichtlicher Bedeutung sein, namentlich wenn die mundartlichen Wörter wissenschaftlich erklärt werden. Das werden wir allerdings von dem uns vorliegenden Buche nicht verlangen können. Wir sind schon dankbar dafür, daß in den Text manchmal die plattdeutsche Sprache einbezogen ist, die freilich in jenem Gebiete sehr stark mit hochdeutschen Ausdrücken durchsetzt erscheint.

Wir wünschen nicht nur, daß das gute Buch bei seinen heimatlichen Lesern Anerkennung finde, sondern auch, daß es den Kenner anderer Gebiete zu volkskundlicher Sammlung und Vergleichung anregen möge. Siebs.

---

## Mitteilungen.

Am Freitag, dem 13. Januar 1933, fand im großen Hörsaal des Deutschen Instituts der Universität die Hauptversammlung statt. Zunächst gab der Vorsitzende, Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. Siebs den Bericht über die Arbeit des letzten Jahres, erwähnte die Erscheinungen des 22. Bandes der Reihe „Wort und Brauch“ (G. Melzer, Das Anstößige in der deutschen Sprache) und des 4. Bandes der Sammlung „Schlesisches Volkstum“ (Peuckert, Schlesische Märchen I) sowie den Bericht von Prof. Dr. Steller über die erfolgreichen Arbeiten am „Deutschen Volkskundeatlas“. Nach der Rechnungslegung durch den Schatzmeister Dr. Kurt von Eichborn fand die Wahl des Vorstandes statt: sie ergab die Herren Siebs, Jantzen, Hippe, Seger, von Eichborn, Klapper, Kroll, Görlich, Ranke, Steller, Hellmich, Schmitz und Jungandreas.

Sodann hielt der ord. Universitätsprofessor Dr. Friedrich Ranke einen wissenschaftlich sehr bedeutsamen und die zahlreichen Zuhörer sehr anregenden Vortrag über „Stand und Aufgaben der Märchenforschung“ und führte etwa folgendes aus:

Das deutsche Volksmärchen, das jeder Deutsche kennt, und über das darum jeder mitreden zu können glaubt, ist in der jüngsten Zeit mehr und mehr zum Gegenstand von Fantasien und Fantastereien verantwortungsloser Dilettanten geworden. Um so dringlicher erscheint eine Kenntnis der ernst zu nehmenden wissenschaftlichen Literatur über das Märchen. Der Vortragende erwähnte zuerst das soeben abgeschlossene große fünfbandige Werk von Bolte und Polivka „Anmerkungen zu den Kinder- und Hausmärchen der Brüder Grimm“ und andere der wichtigsten zusammenfassenden Schriften, und er besprach dann eine Reihe von Einzelarbeiten zur Märchenforschung: neue Sammlungen in denen der echte Märchenstil sehr viel besser gewahrt erscheint als in der bekannten Sammlung

der Brüder Grimm, die ihren Märchen ihren eigenen, an Bibel und romantischer Erzählkunst gebildeten Stil mitteilten; wissenschaftliche Beschreibungen des echten volkstümlichen Märchenstils; volkskundliche Darstellungen der Lebensumstände des Märchens; sowie die neuesten Arbeiten über das Wesen des Märchens und seine Abgrenzung gegen die anderen Gattungen der Volkserzählungen. Darauf ging der Vortragende auf die Frage nach dem Ursprung der einzelnen Märchen ein, die ja fast ausnahmslos weit über Deutschland hinaus auch bei den meisten anderen europäischen und vielen asiatischen Völkern zu Hause sind. Durch genaue Untersuchung bestimmter Märchen hat die Forschung der letzten Jahre festgestellt, daß eine ganze Anzahl von Märchen aus dem Orient, andere aus dem westlichen Europa stammen; der deutsche Märchenschatz erscheint als ein Sammelbecken, in dem sich Erzählungsgut aus diesen zwei Hauptströmen zusammengefounden hat. Neuere Versuche, die Märchen — wie es einst die Brüder Grimm gewollt hatten — wieder als indogermanisches Erbgut aufzufassen, halten der Kritik nicht stand. Wenn so unsere Märchen auch nur zum kleinsten Teil ihren Ursprung auf deutschem Boden haben, so sind doch auch die eingewanderten Stücke mehr oder weniger eingedeutscht und der Denk- und Fühlweise unseres Volkes angeglichen. Diese Deutschtum durch genauen Vergleich unserer Märchen mit denen der anderen Völker deutlicher zu bestimmen, bezeichnete der Vortragende als eine der dringlichsten Aufgaben der Märchenforschung. — Dem reichhaltigen Vortrage schlossen sich Erörterungen über Festigkeit und Veränderungen des Märchenstils bei mündlicher Überlieferung an.

Am Freitag, dem 10. Februar 1933 hielt der ord. Professor der Musikwissenschaft Dr. Arnold Schmitz einen mit ausgezeichneten Gesangsvorfürungen des musikalischen Instituts erläuterten Vortrag über ältere „schlesische Passionsmusik“. Der Vortrag wird in unseren „Mitteilungen“ gedruckt werden.

Am Freitag, dem 10. November 1933 hielt der ordentliche Professor der rechtswissenschaftlichen Fakultät Dr. Arthur Wegner, vor einer großen Hörerschaft einen Vortrag über „Deutsches Volksrecht und mittelalterliches Völkerrecht, mit besonderer Berücksichtigung der hansischen Geschichte“ und führte folgendes aus:

„Deutsches Volksrecht und wahre, gerechte Gemeinschaft der Völker sind wieder Ziel deutscher Sehnsucht und staatsmännischer Gestaltung geworden. Der Jurist versteht unter „Volksrecht“ zunächst etwas Engeres. Er denkt mit Savigny, dem größten deutschen Rechtsgelehrten, an den Ausspruch des Bischofs Agobardus zu Ludwig dem Frommen: „Es geschieht oft, daß fünf Menschen zusammen gehen oder sitzen, von welchem jeder nach anderem Rechte lebt.“ So lebten im frühen Mittelalter die Menschen am selben Orte nach ganz verschiedenen, angestammten Rechten, dem ihres fränkischen, burgundischen, gotischen oder römischen Stammes. Nicht bloß in der deutschen Wissenschaft, sondern zum Beispiel auch von dem italienischen Völkerrechtslehrer Anzilotti wird dieses germanische Prinzip der Personalität allen Rechtes, d. h. der Gedanke des angeborenen Volksrechts als rechtsgestaltende Kraft des Mittelalters begriffen. Aber wir lehnen es ab, in diesem Volksrecht lediglich eine Frühzeiterscheinung, eine später überwundene Primitivität zu sehen. Wir treten den Meinungen ent-

gegen, die das Nebeneinander von germanischen und romanischen Stammesrechten damit erklären wollen, daß angeblich die überlegene römische Rechtskultur sich nicht von den erobernden „Barbaren“ habe unterdrücken und noch nicht rezipieren lassen. Auch lehnen wir es ab, das Volksrecht nur in der Zersplitterung in viele Stammesrechte sehen zu wollen. Allen diesen Ansichten stellen wir die Geschichte der deutschen Hanse als eine einzige große Widerlegung jener Geringschätzung der germanischen Grundgedanken entgegen. Da lebte seit dem 11. Jahrhundert eine Kaufmannsschar (das gotische Wort „Hansa“ bedeutet „Schar“) im Ausland in London, Wisby, Brügge, Nowgorod. Sie lebte und handelte dort nach heimischem Recht, körperschaftlich, ständisch-genossenschaftlich geschlossen, mit eigenem Richter, dem Altermann. Diese Stellung errang sie durch freie Vereinbarung mit Staaten, die derselben großen Völkergemeinschaft wie Deutschland und seine Hanse selber gleichberechtigt angehörten. Aber das heimische Recht, das der deutsche Kaufmann und Handwerker im Ausland behauptete und bewahrte, war nicht mehr zersplittert in Stammesrechte: „Düdesche Hanse“ (Deutsche Hanse) nannte sich die Kaufmannsschar, nannte sich später „Hansischer Städtebund“, dem ja auch Breslau angehörte. Mit ihr entstand wohl zuerst das Deutschtum als außenpolitischer Begriff.

Die starke ständische Körperschaft im Auslande mit eigenem deutschem Recht und Richter war wohl die großartigste Lösung der Frage des Auslandsdeutschtums. Man wird durch Zeiterscheinungen wieder von fernher an dieses mittelalterliche germanische Prinzip der Personalität erinnert, seltsamerweise durch etwas Italienisches: Das Statut der italienischen Fasci im Ausland vom 5. Februar 1928. Eine entartete Fortbildung des mittelalterlichen Gedankens dagegen ist die Einrichtung der Jurisdiktionskonsuln. Dies ist eine sterbende Rechtseinrichtung: die Türkei z. B. hat solche Fesselung ihrer Landeshoheit durch europäische Völker im Frieden von Lausanne 1923 endgültig abgestreift. In ähnlicher Weise wie das Prinzip der Personalität entartete auch das mittelalterliche Lehnrecht in der Neuzeit zu einem Mittel imperialistischer Ausbeutung- und Kolonisierungspolitik. Im mittelalterlichen Völkerrecht besteht volle Gegenseitigkeit in allen lehnmäßig übernommenen Rechten und Pflichten. Auch im internationalen Verkehr hat die lehnrechtliche Bindung nichts Demütigendes. Erst die Suzeränität und das Protektorat der Neuzeit zeigen ein imperialistisch-kolonisatorisches Vorzeichen. Das Mittelalter ist die einzige Zeit wahrer Völkergemeinschaft gewesen, ermöglicht durch den germanischen Gedanken echten Volksrechtes einerseits und die völkerverbindende Kraft des christlichen Glaubens andererseits. Der Antike fehlte das Völkerrecht. Wohl hatte Griechenland ein hochentwickeltes Verkehrsrecht mehrerer Staaten; aber diese Staatengemeinschaft beruhte auf demselben Volkstum, dem Hellenentum: zum Völkerrechte also fehlte es an der völkischen Verschiedenheit. Diese war bei den Römern vorhanden; dort aber fehlte das Vorhandensein verschiedener Staaten, weil das Imperium Romanum im Grunde nur einen Staat, sich selber anzuerkennen vermochte. Im Mittelalter war beides da, verschiedene Völker und verschiedene Staaten, und verbunden zur christlichen Völkergemeinschaft. Denn es ist falsch, von einer christlichen Universalmonarchie des Mittelalters zu reden: es gab kein Zepter, das unter derselben staatsrechtlichen Gewalt Deutschland, Frankreich und England vereinigt hätte.

Eine eigentümliche Erscheinung des mittelalterlichen Völkerlebens und Weltverkehrs ist die deutsche Hanse. Einer ihrer stärksten Rechtsgedanken, außer dem des angestammten deutschen Volksrechts, ist der des Standes. Wenn sich der ständische Gedanke, dem Glaube und Sehnsucht unserer Zeit wieder gehören, in Handels- und Wirtschaftsrecht überhaupt bis heute erhalten hat, so ist das ein Verdienst der Hanse. Die Stärke des Standes ist auch, politisch gesehen, die Grundlage der hanseatischen Macht. Die Hanse zog Nutzen aus dem Fehlen des Handelsstandes in England und den nordischen Ländern, überhaupt aus der Verschiedenheit der dortigen Wirtschaftssysteme von dem ihren.

Als Souverän stand die Hanse in der mittelalterlichen Völkerwelt. Ein glanzvoller Höhepunkt war der Stralsunder Friede von 1370. Die deutsche Hanse spannte ein Netz von Handelsverträgen über das nördliche und östliche Europa. Besonders bedeutsam sind die deutsch-russischen Handelsverträge des Mittelalters. Man darf hier sehr wohl von mittelalterlicher Weltwirtschaft reden. Aber es war eine Weltwirtschaft aus deutscher Kraft, aus der Macht deutscher ständischer Rechtsbildung. Das ist das Vermächtnis der Hanse: die Lehre, daß ein Staat für den Außenhandel nationale Organe braucht, die aus den tiefsten und gesündesten nationalen Rechtsgedanken wachsen müssen. Bismarcks Politik blieb sich dessen stets bewußt: die deutschen Seehäfen wurden durch kluge Eisenbahn- und sonstige Verkehrspolitik geschützt. Versailler Diktat und Völkerbundvorschläge versuchten, diesen Schutz, den der souveräne Staat seinen Außenhandelsorganen angedeihen lassen muß, unmöglich zu machen. Sie legten den deutschen Verkehrswegen, insbesondere den Strömen internationale Fesseln an. Auch Bismarcks Kolonialpolitik war mit ihrer heilsamen Beschränkung auf die Bedürfnisse der Hansestädte zugeschnitten. Solche Gedanken leben in starker staatsmännischer Gestaltung wieder auf. Der durchschnittliche Rechtsgelehrte kann ihnen nur in bescheidener Weise als schlichter wissenschaftlicher Arbeiter dienen.“

In seiner soviel Neues bietenden und fesselnden Darstellung wußte der Redner dazu anzuregen, daß die germanistischen Grundlagen der Völkerrechtswissenschaft geschaffen und genutzt werden.

In der letzten Sitzung des Jahres, die am Freitag, dem 8. Dezember 1933, im Hörsaal des Deutschen Instituts der Universität stattfand, wies zuerst der Vorsitzende, Geh.-Rat Prof. Dr. Siebs, darauf hin, daß in unseren Tagen die Pflege der deutschen Volkskunde einen gewaltigen Aufschwung genommen habe, und daß alle Mitglieder, die sich über deren Fortschritte auf dem laufenden erhalten wollen, in den Veröffentlichungen und Vorträgen der Gesellschaft dazu finden: die Anmeldung zur Mitgliedschaft ist an den Schriftführer Prof. Dr. Hippe, der geringe Beitrag von 5 Mark für das Jahr an den Schatzmeister Dr. v. Eichborn zu richten. Sodann teilte der Vorsitzende mit, daß sich ein über ganz Deutschland verbreiteter „Bund für deutsche Volkskunde“ gebildet hat, dessen Mitglied jeder Deutsche arischer Abstammung werden kann. Für Mitglieder der Gesellschaft beträgt der Jahresbeitrag 60 Pfennige.

Vor der sehr großen, nach Hunderten zählenden Hörerschaft hielt sodann Universitätsprofessor Dr. Frhr. von Eickstedt einen Vortrag über „Die russischen Grundlagen des deutschen Volkstums“, in dem er folgendes ausführte:

„Rassen sind Körperformgruppen, Völker sind Kulturformgruppen. Von der Rasse aber hängen körperliches Sein und seelische Haltung des einzelnen ab, und damit auch das äußere Erscheinungsbild und die Eigenart und Kraft eines ganzen Volkes. Denn aus mehrfachen rassischen Quellen entsteht erst ein Volk. Anteil und Wert der verschiedenen Rassenanlagen, die sich in ihm vereinigen, werden damit zu seinem Schicksal. So durchströmt die machtvolle nordische Rasse nordischer Herkunft alle Teile des deutschen Volkes und umschlingt sie heute mit den einigenden Banden gleichen Blutes, gleicher Herkunft und gleichen schicksalhaften Handelns. Aber noch vier weitere Rassen reichen von Süden, Westen und Osten auf deutsche Erde herüber, verbinden sich auf nordrassischer Grundlage und schaffen damit ihrerseits die Fülle der deutschen Gaubesonderheiten, Gautypen und Gaubegabungen.

Als nach der Eiszeit die Gletscher Europas allmählich nordwärts wichen, sickerten von Süden und Südosten die neuen Rassenformen des Jetztmenschen nach. Aus dem immer kargen Norden brachen dann jedoch, als der spärliche Raum gesättigt war, seit dem Beginn der klimatischen Jetztzeit die nordischen Menschen wieder gegen den Süden zurück, bestimmten in der Vorgeschichte das Südwärts- und Ostwärtsgleiten alter neolithischer Kulturen, später die Wanderungen der Kelten und Germanen in der Frühgeschichte und schließlich mit den Zügen der Wikinger, Dänen, Normannen, Schweden u. a. auch einen Großteil der neueren Geschichte von Europa. Zäh hielt sich indessen der ältere Teil der europäischen Bevölkerung im bergenden Mittelgebirgsgürtel: die alpine (volkstümlich: ostische) und die dinarische Rasse. Alt ist auf mitteleuropäischem Boden auch der Einschlag der Mediterranen (volkstümlich: Westischen), die im Westen, im Rheinland, auf deutschen Heimatboden hereinreichen. Nur die Osteuropiden (volkstümlich: Ostbaltischen) griffen erst spät, aber mit rasch wachsendem Erfolg im Laufe der Jahrtausende gegen Mittel-, ja Westeuropa vor. So liegen die biologischen Grundlagen des deutschen Volkes heute in erster Linie im alles durchblutenden nordischen Rassenerbe, und sodann im bunt abgeschattierten Wechselspiel der körperlichen und seelischen Eigenanlagen der vier weiteren europäischen Schwesterrassen.

Einheit und Vielheit formen ein Ganzes, und immer neues Schöpfungertum quillt aus den Tiefen der rassischen Begabungen des blutsverbundenen Volkes, flicht und webt an Kultur, Leistung und Zukunft des Ganzen — und verrinnt. Denn die Ströme der rassischen Anlagen und Werte bleiben sich nicht gleich. Wertvolles versickert im saugenden Sand der Jahrhunderte. Wertloses staut sich mit der modernen Maschinezivilisation empor. Und so droht heute ein rassisches Düstern über unserem Volk, das das helle Licht unserer volklichen Kraft und Eigenart zu überschatten beginnt. Immer gefährlicher schwellen die Zahlen des Untermenschentums an, immer rascher sterben die leistungsfähigen Familien des Kulturführertums aus, immer gewaltiger dehnen sich die Volksmassen unserer östlichen Nachbarn osteuropider Rassenherkunft. Schon ist unser Volk nicht mehr in der Lage, seinen Kopfbestand zu erhalten. Nur eines kann deutsches Rassentum und deutsches Volkstum in Zukunft retten: die hinreichende Anzahl von Nachkommen, d. h. von drei bis vier Kindern, bei den gesunden und führenden Volksschichten.

Die durch zahlreiche ausgezeichnete Lichtbilder veranschaulichten Ausführungen fanden den reichen Beifall der großen Hörerschaft.

Am Freitag, dem 12. Januar 1934, hielt die Gesellschaft ihre Hauptversammlung des Jahres im groben Hörsaal des Deutschen Instituts der Universität ab. Zunächst erstattete der Vorsitzende, Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. Siebs, Bericht über die Arbeit der Gesellschaft, wobei die Vorträge des Jahres sowie die Veröffentlichungen („Mitteilungen der Schles. Ges. f. Volkskunde“, „Wort und Brauch“) besonders hervorgehoben wurden; dann wurde im Namen des Schatzmeisters Dr. Kurt von Eichborn der Kassenbericht erstattet und der bisherige Vorstand wurde wiedergewählt (die Herren Siebs, Hippe, Seger, v. Eichborn, Klapper, Kroll, Steller, Görlich, Ranke, Hellmich, Schmitz und Jungandreas).

Sodann hielt der ord. Prof. der Kunstwissenschaft Dr. Dagobert Frey einen Vortrag über „Probleme der Volkskunst“, in dem er folgendes ausführte: „Der Begriff des Volkes, der demjenigen der Volkskunst zugrunde liegt, hat eine doppelte Bedeutung: in erster Linie verstehen wir unter Volk in diesem Zusammenhange eine Unterschicht im Gegensatz zu einer kulturell führenden Oberschicht. Mit dieser sozialen Bedeutung verbindet sich aber in entscheidender Weise eine andere: in den künstlerischen Erzeugnissen dieser Unterschicht wollen wir das Wesen und den Grundcharakter des ganzen Volkes als einer durch Abstammung und Schicksal bestimmten und geformten Gemeinschaft verstehen. Wir werden also Volkskunst als Ausdruck des nationalen Volkstums in Schichten suchen, die einerseits tragende Bedeutung für das Volksganze haben, und in denen sich andererseits naturgebundene Lebensformen und eine lebendige Überlieferung erhalten haben. Dies ist vor allem im Bauerntum der Fall. Bestimmt wird das Volkstümliche im Kunstschaffen vor allem durch die Erzeugungsweise, nach der wir Hauswerk als Produktion in der Familie für den Eigenbedarf, Hausgewerbe als Produktion für den Tauschhandel innerhalb einer einheitlichen sozialen Gemeinschaft und Handwerk unterscheiden können. Aber nicht nur der Erzeuger, sondern auch der Abnehmer ist von Bedeutung. So hat der Bauernschmuck, der zwar in der Stadt erzeugt wird, aber für Bauernkreise bestimmt ist, schon durch seine enge Beziehung zur Tracht vielfach volkstümlichen Charakter. Das gleiche gilt für volkstümliche Druckwerke, wie Bilderbogen, Flugblätter, Andachtsbilder, Bauernkalender usw., obgleich diese vielfach ja ausgesprochene städtische Handelsartikel sind.“

Über das Verhältnis von Volkskunst und Stilkunst stehen sich die Ansichten noch vielfach schroff gegenüber. Vor allem hat die Anschauung von Hans Naumann, für den Volkskunst schlechthin „gesunkenes Kulturgut“ ist, heftige Gegnerschaft gefunden, indem ihr mit gleicher Einseitigkeit, wie z. B. von Spieß, eine rein mythische Auffassung gegenübergestellt wurde, die alle Erzeugnisse der Volkskunst auf urtümliche Überlieferung zurückführen zu können glaubt. Entscheidend ist, daß sowohl im Auswahlprinzip wie in den Umformungstendenzen bei der Übernahme von Stilformen der Volkscharakter als schöpferischer Faktor hervortritt. Er zeigt sich in dem Streben nach Umdeutung der räumlich-illusionistischen Darstellung in eine flächenhafte, ferner in der Neigung zum Ornamentalen, zur Symmetrie und Flächenfüllung, wie in dem Bedeutungswandel, durch

den die übernommenen Formen ihre — der mythischen Lebensauffassung des Bauerntums entsprechend — symbolische Sinnggebung erhalten. Aber auch mit einer spontanen Primitivität, wie etwa bei der Kinderzeichnung, muß gerechnet werden, durch die manche Erzeugnisse der Volkskunst, die auffallend an prä-historische Formen erinnern, bei denen aber ein überlieferungsmäßiger Zusammenhang ausgeschlossen ist, ihre Erklärung finden. Für die Kunstgeschichte ist die Frage wichtig, inwieweit Volkskunst die Stilkunst beeinflußt hat. Unter diesem Gesichtspunkte ist z. B. die gesamte sog. Völkerwanderungskunst zu betrachten, bei der es sich um die Auseinandersetzung der Neuvölker mit der antiken Kultur vom Standpunkte ihres eigenen volkstümlichen Formempfindens handelt. Auch die viel umstrittenen Fragen der Einwirkung der älteren Holzarchitektur auf die Steinarchitektur gehören hierher. Im hohen und späten Mittelalter können wir z. B. in der deutschen Bildhauerei im dritten Viertel des 13. Jahrhunderts, um 1300 und nachmals um die Mitte des 15. Jahrhunderts volkstümliche Strömungen beobachten, die in entscheidender Weise die Entwicklung bestimmen. Ähnliches gilt für süddeutschen Barock und Rokoko. Die Bedeutung des Studiums des Volkstums für die Kunstgeschichte liegt demnach darin, einerseits aus der Überlieferung in der Volkskunst Lücken der geschichtlichen Entwicklung zu ergänzen, andererseits gerade aus der Volkskunst im Zusammenhang mit der Stilkunst eine tiefere Einsicht in den Volks- und Stammescharakter als konstante treibende Kraft in der Entwicklung zu gewinnen.“

### Hermann Jantzen †.

Am 4. November 1933 starb in Breslau der stellvertretende Vorsitzende unserer Gesellschaft, Geh. Reg.-Rat Dr. Hermann Jantzen. Von Friedrich Vogt in das Studium der deutschen Philologie und der Volkskunde eingeführt, begegnet er schon im ersten Mitgliederverzeichnisse der am 28. Juni 1894 gegründeten Gesellschaft: Jantzen, H. stud. phil. Bald wird er unter den Mitarbeitern genannt, die zu den Sammlungen beige-steuert haben, und im November 1898 hält er als junger Doktor seinen ersten Vortrag über den „Streit zwischen Sommer und Winter in der Volkspoese“, der im Auszuge in den „Mitteilungen“ des gleichen Jahres gedruckt ist. Gleichzeitig erscheint in Friedrich Vogts „Germanistischen Abhandlungen“ seine Doktorarbeit „Geschichte des deutschen Streitgedichts im Mittelalter“. Schon diese ersten volkskundlichen Arbeiten weisen die Wesenszüge des Verfassers deutlich auf: Begeisterung für die deutsche Vorzeit; das Streben, die im deutschen Volkstum wirksamen Erbgüter in Vergleich zu stellen mit den verwandten Erscheinungen der germanischen und der anderen europäischen Kulturvölker; Klarheit, Gewandtheit und Wärme der Darstellung; die Fähigkeit, das dem deutschen Wesen Besondere aus der Fülle der Überlieferung in einfachen Linien herauszuheben. Von starkem Bildungsdrange beseelt, kommt er trotz der rastlosen Erweiterung seiner literarischen, sprachlichen und volkskundlichen Kenntnisse doch nicht in Gefahr, im rein Stofflichen zu versinken. Schon 1900 tritt er als Vereinsbibliothekar in den Vorstand der jungen Gesellschaft ein. 1902 spricht er in der März-sitzung über „Volkskunde und Psychologie“. Auch in der Zeit, in der er als Direktor an der Königin-Luise-Schule in Königsberg wirkt, hält er seine Beziehungen zu den Breslauer

Freunden aufrecht; zu der Festschrift, die die Gesellschaft 1911 der Universität zu ihrer Hundertjahrfeier widmet, gibt er einen Beitrag über die Fechterbrüderschaft „Unser Frauen und Sant Jörgen“ zu Königsberg. Nach seiner Rückkehr nach Breslau als Oberschulrat tritt er 1916 wieder in den Vorstand ein, und 1929 wird er als Nachfolger von Geheimrat Hillebrandt ihr Zweiter Vorsitzender. Die Festschrift für Theodor Siebs zum 26. August 1932 enthält von ihm „Proben der Breslauer Literaturkritik des 18. Jahrhunderts“, und in der Festsitzung brachte er dem gefeierten Vorsitzenden die Glückwünsche der Gesellschaft dar. Wenn er öffentlich im Rahmen der Gesellschaft seltener als anderweitig sprach, so war er um so tätiger als Beurteiler volkskundlicher Neuerscheinungen; wir finden in den „Mitteilungen“ von seiner Hand gegen 60 Anzeigen neuer Bücher; an anderer Stelle, so in der Zeitschrift „Deutsche Mädchenbildung“ berichtete er regelmäßig über die sachlichen und methodischen Neuigkeiten der Volkskundeforschung. Wie in früherer Zeit von ihm die Berichte über die mit den Stiftungsfesten verbundenen Wanderversammlungen stammen, so hat er in den letzten Jahren wiederholt verdienten Mitarbeitern Nachrufe geschrieben. Noch in seiner letzten Krankheit bereitete er eine Arbeit über schlesische Mundartgedichte des 18. Jahrhunderts vor. Sein ganzes wissenschaftliches Leben ist so mit der Geschichte und der Arbeit der „Schlesischen Gesellschaft für Volkskunde“ verflochten, und ein wesentlicher Teil seiner reichen deutschkundlichen und pädagogischen Arbeit und seiner Vortragstätigkeit steht in Beziehung zur deutschen Volkskunde. Als Jantzen 1905 von Breslau nach Königsberg ging, sprach ihm der Vorsitzende, Geheimrat Siebs, den „bleibenden Dank für sein Wirken“ aus. Die Gesellschaft wird dem Dahingegangenen, dem treuen Freunde, Mitbegründer, Berater und Mitarbeiter ein dankbares Andenken wahren.

J. Klapper.

---

In diesen Tagen gewaltigen Aufschwunges unserer Volkskunde, dieser deutschesten Wissenschaft, ist der

### **Bund für deutsche Volkskunde**

gegründet worden, zu gemeinsamer Arbeit für unsere große Sache.

Der Jahresbeitrag beträgt 1 RM. Wer schon Mitglied einer dem Verband oder Verein für Volkskunde angeschlossenen Vereinigung für Volkskunde ist, braucht nur einen Beitrag von 0,60 RM. zu zahlen.

Schirmherr ist der Preußische Minister für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung Bernhard Rust.

Vorsitzende sind die Herrn Meier, Lauffer, Naumann.

Unsere Gesellschaft nimmt Meldungen jederzeit entgegen.

---

### **Nachtrag zu Diels, Duma, Seite 66.**

Zu den kleinrussischen Instrumenten s. auch Zelenin, Dmitri, Russische (Ostslavische) Volkskunde, Berlin u. Leipzig 1927. Unberücksichtigt blieb die s. Z. unlösbare Frage, ob mit der literarischen Gattung oder der Form des Igor-Liedes ein Zusammenhang besteht.

---

Schluß der Schriftleitung: 20. April 1934.

